image
not
available



<36612745830018

Königlich-Baierisches
Wochen-Blatt
von
München.

Zur Mittheilung inländischer Nachrichten, und guter Vorschläge, Weckung des Lesegeistes, und Volksbelehrung.

Achter Jahrgang.
1807.

Von
Lorenz Hübner,
königl. baier. wirkl. geistl. Rathe.

Was soll ich mir den Kopf zerbrechen, zu wissen, was die Alten sprechen?
Ich bin so gut, als sie, gewesen: sie haben mich auch nicht gelesen.

Im Verlage und aus den Pressen des Königl. Baier. Münchner Zeitungs-Comtoirs.
(Preis des ganzen Jahrganges 4 Reichsgulden.)

Inhalt.

Der Zweck dieses Wochenblattes ist Belehrung; sein Inhalt also Alles, was die öffentliche Wohlfahrt betrifft. Hiermit

Politische,
Historische,
Oekonomische,
Diätetische,
Moralische,

und allerlei Aufsätze, welche über das Wissenswürdige und Nützliche Unterricht ertheilen.

Originelle, und aus guten, unter uns wenig gelesenen Volksschriften geborgte Aufsätze werden aufgenommen, Falls sie den bezweckten örtlichen Unterricht befördern. Auch zweckdienliche Beiträge von inländischen Gelehrten und Volkslehrern werden mit Vergnügen angenommen, und eingerückt.

Unsere Absicht ist nicht, zu glänzen; sondern zu nützen. Es gilt ja das liebe, gute Vaterland!

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

1. Stück. Freitag, den 2ten Jäner. 1807.

Durch Tugend müssen wir des Lebens würdig werden,
Und ohne Tugend ist kein dauernd Glück auf Erden:
Mit ihr ist Niemand unbeglückt.
Der Lasterhafte nur ist elend, arm, verachtet,
Auch wenn er glücklich heißt, und sich mit Golde schmückt,
Und jüdisch ganze Länder pachtet.

Der Tiroler Bilderhändler.

Unter die industriösesten deutschen Völker gehören die Tiroler; sie verfertigen nicht allein eine Menge verschiedener Kunst- und anderer Produkte, sondern sie durchziehen auch als Handelsleute fast die ganze Welt mit verschiedenen Artikeln. Einige ihrer Handelszweige sind wirklich einzig in ihrer Art. So z. B. der Handel mit Kanarienvögeln, wovon sich im 37sten Stück der Handlungszeitung vom Jahre 1805 einige Nachrichten finden. Ein anderer Handelszweig, eben so einzig in seiner Art, ist der Bilderhandel. Welcher Deutsche kennt die sogenannten Bildermänner nicht, welche auf Jahrmärkten und Messen mit einem Sortiment von Bildern und Kupferstichen eigene Boutiquen oder Stände halten, und die Geduld besitzen, den ganzen Tag über von einer Menge Neugieriger ihre Bilder besehen zu lassen, von denen ihnen der wenigste Theil etwas abkauft? Diese geduldigen Bildermänner sind alle aus Tirol. Der zu Innsbruck erscheinende Sammler für Geschichte und Staatistik für Tirol gibt im folgendem Aufsatze nähere Nachrichten von ihnen.

In ganz Europa stößt man auf eine Klasse von Menschen, welche sich an Ansehen, Lebensart und Gewerbe ähnlich sehen. Es sind die Bilderhändler, welche mit ihrem Pack auf dem Rücken die Welt durchziehen, sehr kümmerlich leben, und dennoch sehr vergnügt sind. Alle diese Leute sind in dem Thal Tesino, im Trientner Kreise, zu Hause, welches in seinen drei Dörfern, Pieve, Cinte und Castello, eine Bevölkerung von etwa 5000 Menschen enthält. Die beiden letztern haben fruchtbare Felder und schöne Alpenweiden; darum versuchen es nur die ärmsten ihrer Bewohner, das südliche Tirol und das obere Italien mit einem kleinen Handel von Kupferstichen, Gartensaamen, Quincaillerien u. dgl. zu durchwandern. Das Dorf Pieve hingegen besitzt ein minder fruchtbares, für seine Bevölkerung nicht zureichendes, Feld. Die Noth zwingt daher seine Einwohner, sich andere Erwerbszweige aufzusuchen. In der ersten Hälfte des 17ten Jahrshunderts war es der Handel mit Feuersteinen, der ihren kargen Boden ersetzte. Später wurde es der Handel mit Bildern. Die berühmte Buch- und Kupferstichhandlung Remondini in Bassano gab den Leuten von Pieve zuerst die Veranlassung zu diesem neuen Erwerbszweig. Sie vertraute ihnen schlecht illuminirte Bilder an, mit denen sie das Tirol, die Schweiz und das südliche und westliche Deutschland durchzogen. Wenige theilten sich in den sparsamen Gewinn, bis gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts sich ihr

Handel unglaublich schnell ausdehnte. Sie hatten nach und nach den Werth und Gehalt der Kupferstiche kennen gelernt, kannten die Absatzorte mit den für sie tauglichen Artikeln, die Orte, wo sie einzukaufen hatten u. dgl., und man konnte nur bei ihnen das Beste, was in Deutschland, Frankreich, England und Italien für ihren Handel erschien, finden. Jetzt bildeten sie förmliche Handlungsgesellschaften und stehende Niederlagen zu Augsburg, Straßburg, Brüssel, Gent, Amsterdam, Hamburg, Lübeck, Koppenhagen, Berlin, Warschau und an andern Orten, und erhielten sogar in Stockholm das Bürgerrecht. Neben diesen stehenden Handlungen fuhren viele fort, Deutschland, Preußen, Holland, Dänemark, Schweden, Pohlen, Rußland, England, Frankreich zu durchziehen, zu verkaufen, und einzutauschen. Eine Gesellschaft kam sogar bis nach Tobolsk in Sibirien, und gründete da eine Niederlage. Eine andere gieng nach Philadelphia, wo es aber mißglückte. Andere Tiroler machten es ihnen nach, und das Dorf Bieno bemächtigte sich besonders Italiens, da sich die von Pieve mehr in Norden ausbreiteten. In diesem Orte legte sich nach und nach die ganze männliche Bevölkerung auf diesen Handelszweig. Die Weiber übernahmen die Feldarbeit, und des Sommers waren oft nur wenige Männer, außer den Greisen und Knaben, zu Hause. Sie fiengen an, auch mit seltenen Büchern, Violinsaiten, Farben u. dgl. zu handeln, und erwarben sich so viel, daß sie auch in den anstossenden Gegenden sich Grundstücke kaufen konnten. Bei dem Ausbruch der französischen Revolution hatte ihr Handel den höchsten Punkt erreicht; aber diese Weltbegebenheit wirkte auch auf sie. Manche ihrer Niederlagen mußten eingehen; viele aus Mangel an Absatz zu Hause bleiben. Ihr Handel ist nun kaum der Schatten mehr von dem vorigen, und wohlunterrichtete Leute behaupten, daß er seit 1790 mehr passiv als aktiv sei. Dennoch bestehen noch Tesineser Bilderhandlungen in Amsterdam, Utrecht, Rotterdam Hamburg, Brüssel, Gent, Aachen, Köln, Hannover, Kopenhagen, Petersburg, Riga, Warschau, Berlin, Stettin, Prag, Pest, Lemberg, Brody, Augsburg und Bern; und von denen von Bieno sind Niederlagen zu Rom, Florenz und Cagliarie. Noch hat jede Familie von Pieve unaufhörlich Einen Mann wenigstens auf der Reise; aber dieß ist nichts mehr in Vergleichung mit ehemahls; die meisten sind der Handlung der Remondini von Bassano, die eine Niederlage in ihrem Thale hält, beträchtlich schuldig. — Schon in früher Jugend begleiten die Knaben ihre Väter auf diesen Zügen. Sind diese alt geworden, so bleiben sie ruhig zu Hause, und überlassen den Söhnen den Handel. — Durch den reichlichen Erwerb ist natürlich viel Luxus in das Thal gekommen, und, wie sichs aus der Natur des Gewerbes ergibt, auch viel Sittenverderbniß. Doch ist das letztere nicht in dem Maß gestiegen, wie man glauben sollte, weil das zweite Geschlecht an den Wanderungen keinen Theil hat. Aber merklich ist es, daß die von Tobolsk Zurückkehrenden sich durch Unsittlichkeit und Irreligiosität am meisten auszeichneten.

Aus dem Sammler von Tirol.

Fortsetzung des Gespräches einiger Landleute über ökonomische Gegenstände.

Pfarrer. Da hier die Rede vom Dünger ist; so möchten wir wohl auch auf die Frage kommen, ob derselbe für jede Frucht eine besondere düngende Kraft besitze, und also dieß die Ursache sei, warum wir mit den Früchten immer abwechseln müssen.

Amtmann. Dieß ist die Meinung des berühmten Dr. Thaer. Es wurde ihm aber von einem unserer Landleute in den baierischen Wochenblättern des vorigen Jahrganges, vielleicht nicht ohne Grund, widersprochen. Da diese Frage daselbst weitläufig erörtert worden ist, so brauchen wir nicht mehr auf dieselbe zurück zu kommen. Genug, wir wissen, daß die bessern, schweren Früchte eine kräftigere Düngung, und die denselben taugliche

Mischung der Erde fordere. Darum geräth der Weitzen insgemein auch bei guter Düngung auf dem leichten Boden nicht, und der Lein hat auch bei der besten Düngung kein Gedeihen auf der schweren, zähen Thonerde.

Indessen bleibt es immer rathsam, mit den Früchten zu wechseln. Jede Frucht hat eine andere Organisation auch in ihren Wurzeln, wodurch sie auf eine eigene und besondere Art ihre Nahrung aus dem Boden zieht. Es kann also eine Frucht mit einer anderen Organisation die Nahrung erhalten, die eine andere nicht entwickeln und finden konnte.

Auf einem Boden, welcher durch üble Witterung, oder durch vernachläßigtes oder schlechtes Pflügen zu zäh geworden ist, mag die Frucht ihre Nahrung finden, welche durch besondere oder stärkere Wurzeln den zähen Boden besser durchdringen kann, oder weniger zu ihrer Nahrung nöthig hat. Darum geräth der Haber auf einem verwilderten Boden, welcher für die edleren Früchte nicht tauget.

Ein Acker, welcher immer mit Getreide angesäet, und ganz entkräftet worden ist, bringt auch kein gutes Gras mehr hervor. Dieß beweiset klar, daß das Getreid nicht bloß die ihm eigene, sondern die ganze Düngkraft ausgesauget, und selbst für das Gras nichts mehr zurückgelassen habe.

Wir müssen auch darum mit den Früchten wechseln, weil einige mehr, die andere weniger Dünger fordern. Der Boden, welcher für den Weitzen nicht mehr tauget, mag wohl noch genug Nahrung für die Gerste, den Haber oder Klee haben.

Wirth. Wenn jede Frucht nur ihre eigenen Nahrungstheile aus dem Acker hohlte; so müßte ein Acker, welcher mehrere Jahre leichte Früchte getragen hat, darnach noch guten Weitzen nähren können, das der Erfahrung widerspricht.

Amtmann. Einige Früchte verlangen auch, daß der Acker öfter gepfluget und locker gemacht werde; dagegen sich andere mit einer ein- oder zweyfachen Fährt begnügen. Ein guter schwerer, aber nicht oft gepflügter Acker wird den Weitzen besser nähren als den Rocken, und darum geräth der Weitzen nach Klee besser als der Rocken, weil der Acker nach dem Klee zum Winterkorn nicht genug und hinlänglich gepflüget werden kann.

Dagegen geräth der Rocken, wenn sonst kein Fehler ist, nach Kohl oder Grundbirnen besser als der Weitzen, weil der Acker, während der Kohl und die Grundbirnen wachsen, ein- und anders Mahl aufgelockert worden ist.

Jede Gegend hat seine Vorzüge, und in einer wachsen einige Früchte besser als in der andern. Jede Frucht, auf dem geeigneten Boden gewachsen, hat, wenn sie auch nicht von den edleren Gattungen ist, einen größern Werth als der Weitzen auf untauglichem Boden. Guter Haber ist für den Eigenthümer mehr werth als der schlechte Rocken.

Pfarrer. Es bleibt immer wahr: non omnis fert omnia tellus.

Wirth. Mancher Bauer würde mehr gewinnen, wenn er anstatt Weitzen oder Reps, welche vielen und kräftigen Dünger fordern, Rocken oder Haber bauete. Bei aller Anstrengung werden wir es mit dem Weitzen nie so weit bringen wie die glücklichen Bewohner des Straubinger Bodens; und wir werden auf dem flachen Lande nie so guten und vielen Lein wie am Gebirge, am Inn und im sogenannten Walde erhalten.

Obmann. Darum baue ich immer nur wenig Lein, und kaufe mir lieber einigen Flachs in den Gegenden, welche zum Bau desselben geeignet sind. Ich baue desto mehr Getreid, und mit dem daraus erlöseten Gelde kann ich mir den nöthigen Flachs kaufen. Der Lein fordert viele Arbeit, wozu man in unserer Gegend, wo der Getreidbau stark betrieben wird, selten die gehörige Zeit verwenden kann.

Bauer. Der Lein sauget in unserer Gegend die Aecker sehr aus, und nebenbei geräth er selten gut. Man hat mich aber versichert, daß er in dem dazu tauglichen Boden nicht aussauge,

Amtm. Ganz natürlich: ein solcher Boden tauget mehr zum Flachs = als zum Getreidbau; er verliert also nicht leicht seine vorzügliche, natürliche Eigenschaft.

Es liegt in unserer Natur, daß wir Menschen nicht isolirt leben, sondern mit den Nachbarn und auch mit den benachbarten Ländern Handel und Wandel treiben; wodurch wir uns die Bedürfnisse, welche unser Boden versaget, oder nur kärglich gibt, mit Vortheil verschaffen können. Dagegen müssen wir auch anderen vom Unsrigen mittheilen.

Pf. Ist es wahr, daß einige Früchte, z. B. der Klee, die Grundbirnen ꝛc. den Acker düngen?

Amtm. Auch hierüber ist in Baiern schon vor vielen Jahren sehr gestritten worden, wie aus den Schriften des O. R. zu sehen ist. Nur so viel scheint mir wahr zu sein, daß einige Früchte mehr, und die andern weniger, den Boden aussaugen, und daß der Acker durch einige mehr oder weniger verwildere, oder durch Unkraut unrein, auch lockerer oder zäher werde. Die Früchte erhalten zwar viele Nahrungstheile aus der Atmosphäre; indessen muß doch der Boden das Seinige auch beitragen, sonst brauchten wir nicht zu düngen. Unsere Landsleute sind, wenn sie nicht die ersten waren, gewiß auch nicht die letzten, welche über dergleichen Gegenstände Licht zu verbreiten trachten.

Einige Schriftsteller haben manchmahl einige Lieblingsfrüchte, welche sie vor allen andern anpreisen, z. B. den rothen und Luzerner Klee, den Reps, den Spergel, die Grundbirnen ꝛc.

Pf. Ich erinnere mich noch, daß man mit dem Spergel großes Aufheben machte.

Amtm. Der Spergel ist eine gute Frucht, wie es auch die andern sind. Das Klima, die Lage, die Beschaffenheit des Bodens und andere Umstände müssen entscheiden, welche Frucht den Vorzug verdienet. Die Natur will alles erhalten, und fortgepflanzt wissen, und darum hat sie jeder Gegend besondere Eigenschaften gegeben, wodurch diese oder jene Frucht daselbst den Vorzug verdient. Wer sein Vieh weiden läßt wie die Engländer, hat an dem Spergel bei sonst guten Umständen ein gutes Futter. Aber die Stallfütterung, und zugleich den Bau des kärglichen Spergels im Allgemeinen anrathen, verräth wenigstens keine große Erfahrung in der Oekonomie.

Pf. Bei der Stallfütterung lobe ich mir den rothen Klee.

Amtm. Insgemein möchte er dabei, bei gehöriger Vorsicht und Abwechselung gute Dienste thun.

Pf. Der rothe Klee gibt viel Futter; man kann hiermit Vieh mästen und viel Dünger machen.

Obm. Ihr Herren müßt mich doch auch einmahl ein Wort sprechen lassen. Der Klee ist sehr nützlich und ich baue ihn selbst. Unsere Landleute am Inn und besonders im Roththale haben ihn schon in den ältesten Zeiten, da man hiervon noch nicht so viel Lärmen machte, sehr häufig gebaut, und ich glaube, daß diese Leute aus den Schriften vom Kleebaue noch nichts gelernt haben. Daselbst sieht man ungeheure Felder mit Klee bebauet, und man weiß hiermit sehr gut zu wirthschaften. Indessen zweifle ich noch immer, ob man den Getreidbau vermindern soll, um mehr Klee zu bauen.

Amtm. Die neuesten Schriftsteller behaupten, daß man nicht zwei Drittel der Aecker, sondern nur die Hälfte derselben mit Getreid und die andern mit Futterkräutern anbauen soll.

Obm. Da bekämen wir ja viel zu wenig Getreid. In Baiern muß man auch den Grundherren viel Getreid liefern: Speis und Same abgerechnet, würde nicht viel übrig bleiben. Womit könnten wir die Schrannen in den Städten so reichlich versehen, und durch die Ausfuhren so viel Geld nach Baiern zurück bringen?

Pf. Lieber Freund, das versteht er nicht. Dazu gehört mehr Belesenheit, als die Seinige. Wenn man zwei Jahre nacheinander Getreid bauet, z. B. nach Weitzen und Rocken, Gerste oder Haber; so geräth diese zweite Frucht nicht gut.

Obm. Das scheint mir aber, mit ihrer Erlaubniß gesprochen, nicht wahr zu sein. Wo sieht

man denn schönere Gerste und Haber als in Baiern? Es mag Länder geben, wo die zweite Getreidfrucht nicht gut geräth: daselbst mag man meinetwegen eine andere Wirthschaft führen. Baiern hat hierin einen Vorzug, und diesen müssen wir benützen. Wir brauchen viele Gerste zu den Bräuhäusern, und in Mißjahren auch zur Speise. Wollten wir weniger Aecker mit Gerste anbauen; so müßten wir dieselbe noch von den Ausländern wie den Hopfen kaufen.

Pf. Er glaubt, Wunderdinge zu sagen. Ich sage ihm aber noch ein Mahl, daß er das Ding nicht verstehe. Wenn man nur die Hälfte der Aecker mit Getreid, und die übrigen mit Klee und Futterkräutern ansäet, so bekommt man mehr Futter, und mehr Dünger, und die wenigern, mit Getreid bebauten Felder, tragen reichlicher als dermahl.

Obm. Dieß ist bald gesagt, aber nicht bewiesen. Tragen denn unsere Aecker nicht reichlich? Haben wir denn nicht fremde, zahlreiche Armeen genähret, und nebenbei doch noch Getreid aus dem Lande gefahren? Haben wir denn nicht 50,000 Pferde mit unserm Futter unterhalten? Ich kann freilich nicht läugnen, daß es in Baiern auch Gegenden gebe, wo der Getreidbau schlecht ist. Daselbst mag man mit Nutzen eine andere Wirthschaft einführen. Es ist bekannt, daß man im Oberlande und am Gebirge ohnehin anders als bei uns wirthschafte. Jeder vernünftige Mann wird wissen, was ihm nützlich oder schädlich ist.

Die größte Kunst des Oekonoms ist, daß er die Kraft und Beschaffenheit seines Bodens, und die Größe seines Kapitals, das er auf die Wirthschaft verwenden will oder kann, wohl zu würdigen verstehe. Ohne Kapital kann er nicht empor kommen, und es ist daher ein Unglück des Staats, wenn die Bauern überhaupt arm sind. Ein vermöglicher, verständiger Bauer bauet insgemein zwei oder drei Mahle mehr Früchte, als ein Armer. Nur die wohlhabenden Bauern erzielen durch ihre reichen Aernten die Wohlfeilheit der Lebensmittel, und verschaffen uns Geld aus dem Auslande, während die Armen ihr weniges Getreid beinahe selbst verzehren.

Wirth. Ich lobe mir den Getreidbau, und glaube, daß man im Allgemeinen keine Kultursysteme vorschreiben soll.

Obm. Ich habe einige gute Wiesen, und finde daher keinen Grund, warum ich den Getreidbau vermindern soll. Ich baue zwar auch Klee, aber ohne Schaden des Getreides.

Pf. Man wird mir doch nicht widersprechen können, daß ein Kleeacker mehr Futter, und folglich mehr Dünger, als ein Getreidacker gebe.

Obm. Auch dieß kann ich nicht unbedingt zugeben. Man verwende den ganzen Getreidacker, das ist, das Getreid, und das Stroh zum Futter für das Vieh; ich wette, daß man mit dieser Mastung weiter kommen wird als mit dem Klee. Man wird auch mit dem Dünger weiter kommen; denn der Getreidacker gibt mir auch Stroh zum Futter und zur Streu.

Pf. Allein das Stroh ist kein gutes Futter.

Obm. Das Stroh ist ein vortreffliches Futter, wenn damit auch das von diesem Acker erhaltene Getreid dem Viehe gegeben wird, und die Mastung wird hiermit weit besser, als mit dem Kleefutter ausfallen. Diese Fütterungsart verdient schon darum den Vorzug, weil man dabei kein Stroh zu kaufen brauchet.

Pf. Was fängt man aber an, wenn eine Theuerung an Getreide entsteht. Man wird ja solchen Falls den Rocken nicht dem Viehe geben wollen!

Obm. Wenn ich das von diesem Acker erhaltene Getreid ungeachtet der Theuerung dem Viehe gebe, so befinde ich mich wenigstens nicht in schlimmern Umständen, als der, welcher den Acker mit Klee bebauet hat. Ich habe darum nicht weniger Getreid als er. Wird die Theuerung arg, so habe ich den Vortheil, daß ich die Mastung für einige Zeit aufgeben, und das dazu bestimmte Getreid verspeisen kann. Was machet in so mißlichen Umständen der unglückliche Kleebauer? Er kann doch seinen Klee nicht speisen!

Wirth. Man erlaube mir, daß ich das, was hier der Obmann gesagt hat, auf das ganze Land anwende. Nie ist es nothwendiger, daß viele Aecker mit Getreide angebauet sein als in Mißjahren und zur Zeit der Theuerung. In Baiern hat man um so weniger Ursache, den Getreidbau zu vermindern, als das Land mit vielen Flüssen und Bächen und mit gutem natürlichen Wiesenwachs gesegnet ist.

Da bei uns sehr viel Geld um Seiden, Zucker, Kaffee, Wein 2c. aus dem Lande geht, so müssen wir uns durch die Ausfuhr des Getreides zu entschädigen suchen. Bei guten und starken Getreidbau kann der Einfluß des Geldes nie aufhören: wenn wir auch in Mißjahren weniger Getreid ausfahren, so ist es desto theurer.

Pf. Ueber gegenwärtigen Streit will ich das Urtheil des Herrn Amtmanns hören, der unter uns der Aelteste ist.

Amtm. Der Wirth hat vorher selbst gesagt, daß sich kein allgemeines Kultursystem vertheidigen lasse. Die Bauern am Gebirge, wo der Boden zum Getreidbau schlecht, und dagegen zum Wiesenwachs sehr gut ist, würden sehr unrecht thun, wenn sie das Getreid zum Viehfutter verwenden wollten. Ueberhaupt bin ich der Meinung, daß wir in Baiern den Getreidbau nicht vermindern sollen. Bauen wir viel Getreid, so erhalten wir viel Stroh und After-Getreid, das mit Nutzen verfüttert werden kann. Zudem wäre es in vielen Orten möglich, die Fütterung durch Klee oder sonst zu vermehren, ohne daß man darum bemüßiget wäre, den Getreidbau zu vermindern. Ich kann darum den Bauern, besonders in schlechten Gegenden, nicht beipflichten, welche viele Aecker ansäen, aber aus Mangel des Futters und Düngers immer wenig ärnten. Gottlob, daß die Hände durch die Gemeinheiten nicht mehr gebunden sind: freilich ist noch viel übrig, das geschehen, oder recht geschehen soll. Indessen ist doch schon weit mehr geschehen, als man jemahls zu hoffen sich getrauet hätte.

Auf unserm guten Boden sollen wir die Gerste und den Haber als zweite Getreidfrucht bauen, folglich den Getreidbau, welcher uns auch mit Streu versieht, nicht vermindern. Sind aber die Aecker schlecht, und nicht hinlängliche Wiesen vorhanden, so müssen wir Futterkräuter bauen, oder, wie der Wirth sagte, einige Stücke Vieh mit Getreide masten: damit wir mehr Dünger erhalten und die Aecker verbessern können.

Pf. Hier erinnern Sie mich auf die Bemerkungen über den Dünger des XLV. Wochenblattes 1806, dessen Verfasser zu befürchten scheinet, daß unser Vaterland durch den Verkauf des Getreides an die Ausländer die vorzügliche Fruchtbarkeit des Bodens verliere.

Amtm. Der Verfasser dieser Bemerkungen ist ein gelehrter und vortrefflicher Mann, der die Hochachtung seiner Landleute verdienet. Allein, was die obige Behauptung betrifft, kann ich nicht seiner Meinung sein.

Die Natur hat jedem Lande gewisse Vorzüge gegeben, und sie will, daß man sie benütze. Wo der Getreidbau nicht gut ist, da gibt es vielleicht viel Gras, Holz, Salz, Eisen, Steinbrüche 2c. Baiern hat seit undenklichen Zeiten viel Getreid ausgefahren. Als die Herzoge vor 200 — 300 Jahren Sperren oder hohe Mauthen verordneten, so wurden dagegen sehr merkwürdige Vorstellungen gemacht, und behauptet, daß es hauptsächlich das Getreid sei, wodurch wir unsern Handel mit den Ausländern ins Gleichgewicht setzen können. Die Vorzüge, welche die Natur gewissen Gegenden gegeben hat, verlieren sich nie. Bei uns wird sich eine zum Getreidbaue taugliche gute Mischung des Bodens immer erhalten. Wo seit den ältesten Zeiten viel Flachs, Hopfen, Obst 2c. gewachsen ist, zeiget sich diese Fruchtbarkeit noch itzt. So ist es auch mit dem Getreide. Unser Vaerland ist immer vom Unterlande mit Getreide versehen worden, und immer erhält sich die vorzügliche Fruchtbarkeit des Unterlandes. Es wäre wider unser Interesse, und selbst wider die Nächstenliebe, wenn wir zur Zeit der Theuerung kein Getreid ins Ausland fahren wollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

2. Stück. Freitag, den 9ten Jäner. 1807.

Vorschlag bei Zahlung der Steuer.

J. Wovon gedenken Sie dem Vaterlande den Steuerbeitrag zu erlegen?
Vom Amte, oder vom Vermögen?
M. Das hab ich noch nicht überlegt.
Erst muß ich seh'n, was weniger beträgt.
J. So geben Sie ihn vom Verstande.

Chronologische Tafel, der merkwürdigsten Begebenheiten im Jahre 1806.

Januar.

1. Auswechselung der Ratifikationen des Preßburger Friedens zu Wien. — Baiern und Wirtemberg nehmen die königl. Würde an.

4. Das brittische Geschwader, unter den Admiralen Bair und Popham, erscheint am Kap.

5. Studenten-Aufstand zu Göttingen.

6. Die russischen Truppen in Niedersachsen ziehen sich über die Weser zurück nach Hannover.

8. Französische Truppen vom Korps des Marschalls Augereau rücken in Darmstadt ein.

9. Feierliches Leichenbegängniß des Admirals Nelson zu London.

10. Uebergabe des Vorgebirges der guten Hoffnung an Großbritannien nach einem hitzigen Treffen am 8. Jan. — Der batavische Gouverneur daselbst, Janssen, zieht sich zurück, muß sich aber schon den 19ten mit seinen Truppen den Engländern ergeben.

12. Die französischen Truppen verlassen Wien. — Kaiser Napoleon eröffnet von München aus dem franz. Senat, daß er den Prinzen Eugen adoptirt und zu seinem Thronfolger im Königreiche Italien ernannt habe. — Der Kurfürst von Baden nimmt Konstanz provisorisch in Besitz (die feierliche Uebernahme erfolgte erst den 27. März).

13. Der König von Schweden läßt der Reichsversammlung zu Regensburg seine Unzufriedenheit mit den bisherigen Ereignissen im deutschen Reiche erklären.

14. Vermählung des Prinzen Eugen, Vizekönigs von Italien, mit der baierischen Prinzessinn Auguste.

16. Kaiser Franz II. kehrt nach Wien zurück.

17. Der Präsident der vereinigten Staaten von Amerika beschwert sich über die, vornehmlich von den Engländern verübte, Verletzung der Neutralitätsrechte, des Koloniehandels und das Pressen amerikanischer Seeleute.

18. Der preußische Staatsminister, Graf von Haugwitz, wird nach Paris gesandt.

19. Venedig wird von franz. Truppen, im Nahmen des Kaisers und Königs Napoleon, in Besitz genommen.

20. Wiedereröffnung des kaiserlichen Reichshofraths zu Wien unter dem Vorsitz des Grafen von Oettingen.

21. Eröffnung des brittischen Parlaments.

22. Die schwedischen Truppen in Niedersachsen ziehen sich über die Elbe ins Lauenburgische zurück, das sie besetzt behalten.

23. Der König von Neapel, Ferdinand IV. begiebt sich nach Palermo und überträgt die Regirung von Neapel dem Kronprinzen.

24. William Pitt stirbt zu Putney, 47 Jahre alt. — Der Großfürst Konstantin reist von Berlin nach Petersburg zurück.

26. Kaiser Napoleon kommt nach Paris zurück.

27. Erklärung des Königs von Preußen, daß die hannöverschen Lande nur von preußischen Truppen besetzt, und bis zur Abschließung eines allgemeinen Friedens in preußische Verwahrung und Administration genommen werden sollen.

28. Dem englischen Parlamente werden die Aktenstücke zu der Koalition zwischen England, Rußland und Oestreich gegen Frankreich vom 11. Apr. 1805 vorgelegt. — Die Reichsstadt Frankfurt wird von französ. Truppen besetzt, und soll (4. Febr.) eine Kontribution von 4 Millionen Franken bezahlen. — Vertrag des Königs von Baiern mit dem Johanniter-Orden über das Großpriorat in Deutschland, welches einem baierschen Prinzen zugesichert wird.

30. Baden nimmt vom Breisgau Besitz.

Während dieses Monaths ziehen sich die Franzosen aus dem östreichischen nach Franken, Baiern und Schwaben; doch bleibt Braunau noch dieses ganze Jahr hindurch von ihnen besetzt. Epidemische Krankheiten in Mähren, Oestreich, Baiern. Blutige Austritte zwischen baierischen und wirtembergischen Truppen über die Okkupation einiger ritterschaftlichen Güter in Schwaben. — Die Pforte erkennt Napoleon als Kaiser an.

Februar.

1. Der deutsche Kaiser läßt für den Erzherzog Ferdinand (zeither Kurfürsten von Salzburg) Besitz von Würzburg nehmen. — Die Reichsritterschaft in Franken und Schwaben zeigt dem Reichstage zu Regensburg an, daß ihre Verfassung gänzlich zerstört und aufgelöst sei.

3. Der Graf von Münster protestirt gegen die preußische Administration der hannöverschen Lande.

4. Französische Truppen besetzen das Fürstenthum Aschaffenburg.

5. Veränderung des brittischen Ministeriums. Lord Henry Petty wird an Pitts Stelle Kanzler der Schatzkammer; Karl Fox Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten (tritt sein Amt den 8. Febr. an).

6. Niederlage einer franz. Eskadre unter dem Admiral Lasseignes bei St. Domingo. Drei Linienschiffe werden ihm genommen.

11. Baiern nimmt Tirol in Besitz. — Prinz Joseph, Bruder des Kaisers Napoleon, rückt mit einer Armee, welche unter ihm Massena, Regnier und Lecchi kommandiren, ins Neapolitanische.

13. Gaeta wird berennt.

15. Einzug des Prinzen Joseph in Neapel. — Konvention zwischen Preußen und Frankreich. — Der Preßburger Friedensschluß wird dem Reichstag zu Regensburg überreicht.

16. Der preuß. Minister Lucchesini geht von Paris eiligst nach Berlin.

18. Der regierende Herzog von Braunschweig, von Berlin nach Petersburg gesandt, langt daselbst an.

19. Die preußische Administrations-Kommission im Hannöverschen unter dem Grafen von der Schulenburg (der am 15. nach Hannover kam) tritt in Wirsamkeit.

22. Bremen wird von preußischen Truppen besetzt.

23. Das Fürstenthum Ansbach wird von dem Marschall Bernadotte besetzt, mit der Erklärung, daß es von Preußen an den König von Baiern abgetreten sei.

26. Preußische Erklärung über die Abtretung des Fürstenthums Ansbach.

27. Ein fürchterlicher Orkan, mit Gewitter verbunden, tobt durch einen großen Theil von Europa. Der Blitz trifft den Kirchthurm zu Wallers-

hausen, zu St. Georgen am Sternberg (in Kärnthen) und zu Straßburg.

28. Der König von Preußen erklärt, daß er die Fürstenthümer Neufchatel nnd Valengin an Frankreich abtrete.

Zu Anfange dieses Monaths verlassen die preußischen Truppen Kursachsen, Thüringen und Hessen, und ziehen sich Theils nach Niedersachsen, Theils in ihre Garnisonen zurück. — Die englischen und russischen Truppen in Niedersachsen verlassen die hannöverschen Lande. — Die seit der Schlacht bei Austerlitz in Schlesien nud Südpreußen gestandenen russischen Truppen treten in der Mitte Febr. ihren Rückmarsch an. — Die Schweden halten das Lauenburgische, im Nahmen des Königs von Großbritannien besetzt. Die französische Truppen, welche noch in den Main- und Rheingegenden stehen, vermehren sich, und breiten sich in den nassauischen Fürstenthümern an der Lahn, den Grafschaften Solms und Sayn-Wittgenstein und Berleburg bis an das Herzogthum Westfalen aus. — Der ehemahlige franz. General Miranda geht von Neuyork aus mit einem Geschwader nach Westindien unter Segel, und wird das Schrecken der spanischen Besitzungen in Amerika.

März.

1. Der Moniteur verkündigte, daß die französischen Truppen mit dem 1sten Apr. auf den Friedensfuß gesetzt und die Reservekorps, unter den Marschällen Kellermann und Lefebvre aufgelöst werden sollen. — Französische Truppen besetzen Passau wieder.

Der preußische Minister Lucchesini geht von Berlin nach Paris zurück.

4. Die Russen besetzen Kattaro, das laut des Preßburger Friedens an die Franzosen übergeben werden sollte. — Baiern ergreift den Zivilbesitz von Augsburg. — Der Kaiser Napoleon eröffnet dem Senat, daß er die Nichte seiner Gemahlinn, Stephanie Beauharnois, adoptirt und mit den Kurprinzen von Baden verlobt habe.

7. Nürnberg wird von den Franzosen besetzt.

10. Baiern ergreift den Zivilbesitz von der Grafschaft Rothenfels, und am 11ten von dem Fürstenthum Eichstädt.

13. Salzburg und Berchtesgaden werden unter dem Titel eines Herzogthums von dem östreichischen Kaiser in Besitz genommen. — Der franz. General Villemanzy übergiebt die voralbergischen Herrschaften zu Bregenz an Baiern. — Die batavische Hülfsarmee, die seit dem Rückmarsch aus Oestreich im Nassauischen gestanden hatte, tritt den Rückmarsch nach Holland an. — Seegefecht unweit Madeira zwischen dem engl. Admiral Waaren und dem französischen Linois. Zwei franz. Schiffe werden genommen.

14. Baiern übernimmt den Zivilbesitz von Lindau.

15. Der Prinz Joachim Mürat wird von dem Kaiser Napoleon zum Herzog von Kleve und Berg ernannt. — Baiern erklärt, daß es das Herzogthum Berg an Frankreich abtrete. — Der russische Admiral Beli erklärt die Häfen und Küsten des adriatischen Meeres in Blockadezustand.

16. Preußen tritt das Herzogthum Kleve an Frankreich für einen zu bestimmenden Fürsten ab. — Zu gleicher Zeit nehmen franz. Truppen von Kleve Besitz.

17. Der engl. Staatssekretär Fox erklärt dem preußischen Gesandten, daß der König von Großbritannien in die Abtretung der kurbraunschweigischen Lande nicht willigen werde.

18. Die Stadt und Festung Wesel wird von den Preußen geräumt und von französ. Truppen besetzt.

19. Der Kongreß der vereinigten Staaten in Amerika verbiethet die Einfuhr engl. Waaren.

21. Hameln wird von dem franz. General Barbou den Preußen eingeräumt.

22. Französische Truppen besetzen Düsseldorf, das die Baiern den Tag zuvor verlassen haben. — Oestreich läßt in Gemäßheit des Preßburger Friedens von den Besitzungen und Rechten des Deutschen-Ordens zu Mergentheim Besitz nehmen.

23. Den Einwohnern der Herzogthümer Kleve und Berg wird bekannt gemacht, daß der Prinz Joachim Mürat zu ihrem Landesherrn ernennt ist.

24. Der Herzog von Braunschweig kommt von Petersburg nach Berlin zurück.

25. Der neue Herzog von Kleve und Berg hält seinen Einzug in Düsseldorf.

26. Mörderisches Gefecht unweit Curacao (innerhalb der Antillischen Inseln) zwischen einer britt. Fregatte, unter dem Kapit. Roß, und zwei franz. Kriegsbriggs, die genommen werden.

27. Der König von Schweden zieht den größten Theil seiner Truppen aus dem Lauenburgischen nach Schwedisch-Pommern. — Feierliche Uebergabe der Stadt Konstanz an Baden.

28. Preußische Erklärung, daß die Häfen der Nordsee der engl. Schiffahrt und Handlung gesperrt sein sollen, so wie zu der Zeit, da die Franzosen die hannöv. Lande besetzt hatten.

30. Kaiser Napoleon errichtet für sein Haus ein Familienstatut; — vereinigt Venedig mit dem Königr. Italien, und errichtet darin 12 Herzogthümer: Dalmatien, Istrien, Friaul, Cadore, Belluno, Cogneliano, Treviso, Feltre, Bassano, Vicenza, Padua, Rovigo, deren Verleihung er sich vorbehält; — ernennt seinen Bruder, den Prinzen Joseph, zum König von Neapel und Sizilien, und errichtet in diesem Königreich ebenfalls sechs Herzogthümer; — ernennt seine Schwester Pauline Borghese zur Herzoginn von Guástalla; den Marschall Alexander Berthier zum Fürsten von Neufchatel; — vereinigt die Länder Massa, Carrara und Carsagnano mit dem Fürstenthum Lukka; — errichtet in den Staaten von Parma und Piacenza drei Herzogthümer.

Die Zahl der noch in Deutschland befindlichen französ. Truppen wird auf 200,000 Mann angegeben. — Diese Truppen, heißt es, sollen in Deutschland bleiben, bis Kattaro den Franzosen übergeben sein wird. — Die preußischen Truppen stehen noch auf dem Feldetat. Ein Theil derselben setzt sich am Ende dieses Monaths gegen das Lauenburgische und Schwedisch-Pommern in Marsch. — In Neapel und vorzüglich in Kalabrien dauert der Krieg hitzig fort.

April.

4. Königl. großbritan. Befehl, auf die preußischen Schiffe Embargo zu legen; aber die Ladung derselben in Obacht zu nehmen. — Preußische Truppen widersetzen sich der franz. Besitznahme der Abteyen Elten, Essen und Werden, wobei es jedoch nicht zu Thätlichkeiten kommt.

7. Marschall Lefebvre, der schon über den Rhein gegangen war, kommt zurück und verlegt sein Hauptquartier nach Darmstadt.

8. Preußen nimmt die hannöverschen Lande in Zivilbesitz (das hierher gehörige Patent erschien unter dem 1sten April). — Großbritannien erklärt die Flüsse Ems, Weser, Elbe und Trave in Blockazustand. — Vermählung des Kurprinzen von Baden mit der Prinzessinn Stephanie-Napoleon.

9. Die Russen landen auf der dalmatischen Insel Curzola. — Tod des Fürsten von Nassau-Oranien-Dietz, ehemahligen Erbstatthalters der vereinigten Niederlande.

16. Das von Großbritannien auf preußische Schiffe gelegte Embargo wird auf die hamburger, oldenburger, papenburger und bremischen Schiffe ausgedehnt. — Der preuß. General Tauenzien läßt drei nürnbergische Pflegämter besetzen, weil vom nürnb. Magistrat ein nürnberg. Deserteur, der eine Zeitlang unter den Preußen gedient und sich freiwillig wieder gestellt hatte, angenommen worden war.

17. Preußische Truppen rücken durch Mecklenburg gegen das Lauenburgische vor. Die kleinen schwedischen Posten ziehen sich zu ihrem Hauptkorps zurück.

20. Manifest des Königs von Großbritannien gegen die preuß. Besitznahme Hannovers.

23. Die Preußen besetzen das Lauenburgische nach einem Gefecht am Schaalsee zwischen preuß. und schwed. Truppen, wo auf beiden Seiten einige Mann fallen.

24. Der Vizekönig, Eugen Napoleon, erklärt die Vereinigung der venetianischen Staaten mit dem Königreiche Italien.

26. Neue Organisation der obern Behörden im Herzogthum Berg.

27. Der König von Schweden legt Embargo auf die preuß. Schiffe in den Häfen seines Reichs.

29. Ein amerikanischer Seemann, auf einem amerikanischen Schiffe, wird unweit Neuyork durch einen Schuß von dem engl. Kriegsschiffe Leander getödtet. Große Erbitterug deshalb in Neuyork.

30. Der König von Schweden befiehlt die Einrichtung einer Landwehr in Pommern.

Die französ. Truppen bleiben unter dem Vorwande der russischen Besetzung von Kattaro noch immer in Deutschland. — Die östreichischen Kriegsgefangenen, die auf dem Rückwege nach Oestreich begriffen waren, müssen in Schwaben Halt machen. Ein preußisches Truppenkorps zieht sich an der Gränze von Schwedisch-Pommern zusammen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fortsetzung des Gespräches einiger Landleute über ökonomische Gegenstände.

Pf. Dadurch entsteht aber manchmahl bei uns selbst eine Theuerung.

Amtm Diese wird aber bei uns bei Weitem nie so groß sein, als bei den Ausländern, welche das Getreid in unsern Schrannen kaufen, Mauthen zahlen, und den kostbaren Transport und die Zehrungen bestreiten müssen. Es ist immer besser, daß auch wir einige Theuerung dulden, als daß die Ausländer eine Hungersnoth leiden, wodurch insgemein Krankheiten oder andere Unglücke entstehen, welche sich auch bis zu uns verbreiten könnten. Aus diesem Grunde hielten es die alten Baier für eine Sünde, wenn man den nothleidenden Ausländern das Brod verweigern wollte.

Pf. Herr Amtmann, Sie haben recht; wir mißkennen unsern Nutzen, und handeln ungerecht, wenn wir den Schatz unsrer Erde den nothleidenden Ausländern versagen. Wahrlich, wir verdienten nicht, diesen Schatz zu besitzen, wenn wir so unmenschlich handeln wollten.

Obm. Allein ich begreife nicht, warum sich die Fruchtbarkeit bei immerwährenden beträchtlichen Ausfuhren des Getreides nicht vermindere.

Amtm. Dieß ist leicht zu begreifen. Unser Boden hat meistentheils eben die rechte Mischung zum Getreidbaue: darum können wir in ordentlichen Jahrgängen allzeit gute Aernten hoffen, wenn nur mäßig gedünget wird. Zudem ist der starke Getreidbau selbst das beste Mittel, die Fruchtbarkeit unsers Bodens zu erhalten. Nur dadurch erhalten wir viel Stroh, und vermehren die Quantität und Qualität des Düngers.

Obm. Da haben Sie es wahrlich getroffen, Herr Amtmann. Wir Baiern bauen vorzüglich gern Getreid, und ich meine, daß man uns diese Lust durch allerlei Projekte, welche nicht überall anwendbar sind, nicht nehmen soll. So lang der Getreidbau in gutem Stande ist, kann Baiern nie arm werden. Wenn doch die Leute einmahl glaubten, daß der Bauer, der Gehirn im Kopfe hat, seinen Nutzen besser verstehe, als Andere. Ist er ein Dummkopf, so wird man ihm den Verstand durch keinen Trichter eingießen können.

Amtm. Am nöthigen Dünger fehlet es uns meisten Theils nicht. Wir haben viele Flüße und Bäche, wovon unsere häufigen Wiesen durchströhmet, und im Spiegel des Wassers erhalten werden, und wir bauen auch viele Futterkräuter. Dieß gibt Futter, und folglich auch Dünger. Eben des gut gemischten Bodens halber ist bei uns in vielen Gegenden nicht viel Dünger nothwendig. Ein lockerer aber auch nicht leichter Boden, fordert bei Weiten nicht soviel Dünger als der thonigte oder sandige. Zudem pflegen wir Baiern die Aecker öfter, als es insgemein in andern Ländern geschieht, und erhalten dadurch die gehörige Lockerheit der Erde. Man bedenke auch, daß wir uns vorzüglich bemühen die rechte Mischung des Bodens dadurch zu erzielen, daß wir die Erde aus Teichen und Gruben (Kothfängen) auf die Aecker fahren. Im Sommer geschieht das mit den dazu besonders verfertigten zweispännigen sehr geschickten Schnellkarren und im Winter mit Schlitten.

Der baierische Bauer beschäftiget sich im Winter nicht bloß mit Dreschen und Hausarbeiten;

sondern hohlet aus den Tiefen die gute Erde, und fährt sie im tiefestem Schnee und bei der größten Kälte auf die Aecker bergan, wodurch dieselben locker und fruchtbar werden. Es gibt auch vielleicht kein Land wie Baiern, wo man seit den ältesten Zeiten so viel Mergel gefahren hat.

Pf. Dadurch wird ohne Zweifel dem Mangel an Dünger abgeholfen, und wir verdienen also den Vorwurf nicht, daß wir zu wenig auf Futter achten.

Wirth. Es giebt vielleicht kein anders Land, das die kaiserliche östreichische Armee vorwärts und rückwärts, und die zahlreiche französische Armee beinahe ein ganzes Jahr mit Lebensmittel und Fourage versehen könnte, wie es Baiern gethan hat.

Amtm. Wir haben aber auch sehr viele gute, natürliche Wiesen, welche uns viel Futter gewähren. Nur ist zu wünschen, daß bei so vielen Flüssen und Bächen bessere Anstalten zum Wässern der Wiesen gemacht werden. Da in vielen Orten das Wasserbeet nie gereiniget wird, so laufen die Bäche dort und da aus, und versäuern die schönsten Wiesen. Da die Individuen hierbei nichts thun können, so wird eine höhere Anstalt erfodert, um diesem beträchtlichen Schaden des Vaterlandes abzuhelfen.

Obm. Vormahls mußte jeder Eigenthümer der Wiese den Bach räumen, damit das Wasser im Lauf nicht gehemmet werde, und so hatten auch die Müller nicht Ursache über den Mangel des Wassers zu klagen; allein es ist schon seit vielen Jahren nichts mehr geschehen, nnd was diesen Punkt betrifft, nicht vorwärts, sondern seit mehreren Jahren rückwärts gegangen.

Bauer. Das Räumen der Bäche war in vorigen Zeiten gewiß eine gute Anstalt, und nebenbei kostete sie nichts. Ich habe vor 2 Jahren den Bach bei meiner Wiese gereiniget: da aber das nicht auch von Andern geschehen ist, so war meine Arbeit so viel als nichts.

Amtm. Nur Gedult, die Regirung kann nicht alles mit Einmahl thun.

Pf. Was halten Sie denn vom Hopfenbau, Herr Amtmann? Der Hopfen liefert uns zwar kein Stroh; aber sein Anbau wäre gewiß nützlich, weil wir sehr viel von den Ausländern kaufen müssen.

Amtm. Allerdings ist er nützlich; aber nur da, wo der Boden dazu geeignet und locker, und in der rechten Lage ist. Vorzüglich können denselben die Bräuer, Wirthe, Müller Seifensieder, Fleischhacker, Stärkmacher uud andere Gewerbsleute, welche viel Dünger machen, mit Nutzen bauen. Arme Bauern werden dabei selten einen Vortheil finden.

Bauer. Sie wissen ja Herr Pfarrer, wie es meinem Nachbar gieng. Sein Getreidbau schlug zurück, und er hatte schlechte Aernten. Er wollte sein Glück mit den Hopfen machen, und brachte also beinahe allen seinen Dünger in den Hopfengarten. Er machte hiermit 3 Jahre nacheinander einen hübschen Gewinn; allein seine Getreidfelder die keinen Dünger erhielten, wurden zuletzt so schlecht, daß er beinahe seine Speis kaufen mußte. Der Gewinn mit dem Hopfen verschaffte ihm nur eine Galgenfrist; darnach gieng er mit Einmahl ganz zu Grund. Kurz, ein Baner, der auf Stroh nichts hält, kann sich nie empor schwingen.

Wirth. Was halten Sie, Herr Amtmann, von der allgemeinen Meinung, daß die Erde zu alt, und nicht mehr so fruchtbar, wie in alten Zeiten sei?

Amtm. Die Fruchtbarkeit des Bodens hängt von der gehörigen Mischung der Erde, von der Menge der Dammerde, welche aus der Fäulniß der animalischen oder vegetabilischen Substanzen entsteht, von der Witterung, von unserer Industrie und unserem Verstande, ja sogar von unserer moralischen Bildung ab, in so fern sie auch auf die bessere Führung des Hauswesens Einfluß hat.

Die Industrie hat sich in unsern Zeiten gewiß nicht vermindert; die Theuerung des Getreides selbst ist ein mächtiger Beweggrund, daß wir mit angestrengten Kräften die Wirthschaftsgeschäfte betrei-

ben. Auch unser Verstand ist nach so lehrreichen theoretischen Unterricht und Erfahrungen heller geworden, und die Jugend wird in den Schulen zum Fleiß, zur Sparsamkeit und zu häuslichen Tugenden geleitet, und besser als in alten Zeiten gebildet. Vorhin hielten es die Bauern für keine Schande, wenn sie Tage lang in den Wirthshäusern sitzen blieben, und sich und ihre Familien an den Bettelstab brachten. Dermahl äußert sich ein Wetteifer, ich möchte sagen, ein Ehrgefühl unter dem Landvolke, wodurch es ein Bauer dem andern in der Kultur des Bodens bevorthun will. Einige rühmen sich, daß sie das schönste oder meiste Getreid, oder die besten Pferde haben; andere befleißen sich, den meisten Dünger zu besitzen, oder die meiste Erde auf ihre Aecker zu fahren. Selbst in Wirthshäusern hört man von solchen Gegenständen häufig sprechen und prahlen. Wir sammeln auch den Dünger fleißiger als unsere Vorfahrer, und vermehren dadurch den Stoff aller Fruchtbarkeit, die Dammerde. Und da wir auch bessere Pferde haben, und mehr Erde auf die Aecker fahren, so erzielen wir eine bessere Mischung des Bodens.

Die Witterung ist nicht in unserer Gewalt, und darum hatten wir, ungeachtet unsers Fleißes, in den letzten drei Jahrgängen geringe, oder wenigstens keine reiche Aernten, wodurch die Bauern, welche den Grundherren viel Dienstgetreid liefern, sehr in Verfall kamen.

Bauer. Leider bin ich Einer von diesen. Viele Bauern leiden wenig durch die Theuerung: denn wenn sie auch weniger Getreid in Mißjahren verkaufen, so verkaufen sie desto theurer; aber unser einem bleibt sehr wenig, oder nichts zum Verkaufe übrig.

Pf. Wir bedauern euch. Allein das gehört nicht zu unserm Gespräche. Ich möchte wissen, ob die Erde noch so fruchtbar wie in alten Zeiten sei, und ob wir mehr oder weniger Getreid als unsere Vorfahren bauen?

Amtm. Ich habe in den Jahren 1770, 1771 und 1772, da die schrecklichste Theuerung und Hungersnoth war, gelebet; aber in den folgenden Jahren trat eine langwierige, allgemeine Fruchtbarkeit und Wohlfeilheit ein. Schon im Jahre 1773 galt das Schäffel Roggen nur mehr 5 fl., und so dauerte es lange Zeit fort. Die Witterung abgerechnet, glaube ich, daß sich die Fruchtbarkeit der Erde durch unsern Fleiß eher gemehret als gemindert habe.

Wirth. Wird aber die Fruchtbarkeit unserer Aecker immer so bleiben, wie sie gegenwärtig ist, wenn von Zeit zu Zeit Wiesen und Weiden, und Moorländer und Holzgründe umgerissen und kultivirt werden?

Bauer. Wir können hierüber schon Beispiele aufweisen. Die Bürger zu M. haben ihren Weidegrund umgerissen und zu Aeckern gemacht. Ungeachtet da der Boden etwas leicht ist, so zeiget er doch viele Fruchtbarkeit; und die Reisenden bewundern den Fleiß dieser Bürger. Ich habe aber dagegen die Einwendung zu machen, daß die Bürger vermöge ihrer Gewerbe weit mehr Dünger als die Bauern machen, und folglich ihre Neubrüche weit leichter in der Kultur erhalten, und die Stallfütterung einführen können.

Wirth. Nebenbei bemerke ich noch, und rufe Euch als Zeugen auf, daß die alten Aecker dieser Bürger nicht mehr so fruchtbar, wie vorhin, sind. Dieß kommt offenbar daher, weil die Bürger nicht mehr allen ihren Dünger auf das alte Ackerfeld, sondern einen beträchtlichen Theil auf die Neubrüche fahren.

Pf. Die Bürger erhalten aber auch, der Stallfütterung halber, mehr Dünger, als vorhin, da sie ihr Vieh auf die Weide trieben.

Obm. Allein doch nicht um so viel mehr, daß sie nebst den Neubrüchen auch das alte Feld noch so gut, wie in den vorigen Zeiten düngen konnten, wovon die Erfahrung den klaren Beweis machet.

Pf. Deßungeachtet erhalten die Bürger itzt mehr Getreid, als vorhin, weil sie auch auf den Neubrüchen ärnten.

Amtm. Wir kommen hier auf einen Gegenstand, welcher von der größten Wichtigkeit ist. Wir sind kaum im Stande, denselben klar zu beleuchten. Ich getraue mir nicht zu widersprechen, daß die alten Aecker bei der itzigen ausgebreiteten Cultur der neuen Gründe an der vorigen Fruchtbarkeit verlieren. Die alten Aecker erhielten bisher nicht bloß den Dünger, den man aus ihrem Getreide und Stroh machte; sie erhielten auch den Dünger von den Nebennutzungen, oder unkultivirten Gründen, und darum können sie mit der Zeit, da dieser Dünger wegfällt, nicht mehr so fruchtbar, wie bisher sein, wenn wir nicht mehr Vieh masten, und dadurch den Dünger vermehren.

Pf. Wie ist das zu verstehen?

Amtm. Wir nährten bisher unsere Schafe, Schweine, und einiger Maßen auch unser Rindvieh auf den Weiden und Holzgründen, und in diesen erhielten wir auch Laub- und Nadelstreu, welche wenigst auf schwerem Boden sehr nützlich ist. Dadurch wurden wir auch in den Stand gesetzt, viel Futter und Streu für den Winter zu sammeln, und mehr Vieh zu überwintern. Wir erhielten von diesen Gründen, welche nie gedünget wurden, viel Dünger, welcher auf unsre alten Ackerfelder gefahren wurde, und diese ist Eine der wichtigsten Ursachen, warum unsre Aecker so fruchtbar sind. Werden nun diese Nebennutzungen ebenfalls kultivirt, so verschaffen sie den alten Ackerfeldern keinen Dünger mehr. Vielleicht sind die Eigenthümer so gar gezwungen, einen Theil des Düngers, welchen das alte Ackerfeld verschaffet, auf die Neubrüche zu bringen. Man weiß ja, wie vortheilhaft die Schafzucht des Düngers halber, für den Getreidbau ist. Werden die Schafweiden zu Aeckern gemacht, so verlieren wir an Dünger, Fleisch, Wolle und Häuten, und wir werden vielleicht mit der Zeit nicht mehr im Stande sein, zwei Dritttheile der Aecker mit Getreide anzubauen, und nebenbey auch einen Theil des Brachfeldes zu benützen.

Der Hr. Pfarrer hat vorhin die Bemerkung gemacht, daß die Bürger zu M. ungeachtet ihr altes Feld nicht mehr so fruchtbar ist, der Neubrüche halber, an Getreide nichts verlieren; sondern vielmehr gewinnen. Dieß bleibt nur so lange wahr, als sich die Fruchtbarkeit im alten Felde in so weit immer erhält, daß man zwey Drittheile desselben mit Getreide anbauen, und hiervon gute Aernten hoffen kann. Wenn mit der Zeit ihre Drei- oder Vierfelder-Wirthschaft nicht mehr bestände, und nur die Hälfte des alten Ackerfeldes mit Getreid angebauet werden könnte; so würde sich ungeachtet der Neubrüche keine Mehrung an Getreide zeigen. Indessen könnte doch diese neue Cultur, oder der beständige Fruchtwechsel für diese Bürger schon bloß darum vortheilhafter sein, weil sie Bürger sind, und die kleinen Früchte, vermöge ihrer Lage, besser als die Bauern benützen könnten.

Pf. Wenn schon bei dem beständigen Frucht-Wechsel nur die Hälfte der Aecker mit Getreid angebauet ist, so möchte das Getreid dabei besser wachsen, als bei der Drei- oder Vierfelderwirthschaft.

Amtm. Allein wir sind durch den Augenschein und die Erfahrung überzeugt, daß wir auf gutem Boden bei der Drei- oder Vierfelder-Wirthschaft, die ungünstige Witterung abgerechnet, sehr schönes Getreid bauen. Wir werden also diesen Vortheil wenigst nicht allgemein aufopfern wollen. Bei dieser Wirthschaft können wir auch unsre Aecker oft und richtig pflügen, und locker erhalten, das bei dem beständigem Fruchtwechsel manchmahl nicht geschehen kann. D. Thaer selbst gesteht, daß er manchmahl seine kleinen mißlungenen Früchte unterpflügen müßte: Ist das nicht auch eine Brache?

Die ungünstige Witterung bringt bei jeder Wirthschaft Schaden; aber nirgends mehr, als bei dem beständigen Fruchtwechsel. Wir haben Beispiele, daß man dabei keinen Winterroggen bauen konnte, oder daß derselbe bei einem nassen Herbste weit mehr, als bei der Drei- oder Vierfelderwirthschaft mißrieth. In vielen Orten wird es daher rathsam sein, das alte Feld in so gutem Stande zu erhalten, daß man zwei Jahre nacheinander Getreid bauen könne. (Die Fortsetzung folgt.)

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

3. Stück. Freitag, den 16ten Jäner. 1807.

Der gnädige Herr und sein Diener Martin.

Junker. Wie kommts doch, Martin, daß Herr Pfarrer, ohne Spott,
Solch' Wänstchen hat; und du so dünne Waden?
Martin. Das macht, Herr Pfarrer dient dem lieben Gott,
Und ich halt! — — Ihro Gnaden.

Chronologische Tafel, der merkwürdigsten Begebenheiten im Jahre 1806.

(Fortsetzung.)

May.

1. Neue Eintheilung und Organisation des Königreichs Wirtemberg (das Patent hierzu erschien unter dem 18ten März). — Der Kurfürst von Würzburg kommt in Würzburg an.

2. Russische Truppen landen auf der dalmatischen Insel Lesina, werden aber von den Franzosen zurückgeschlagen.

8. Die Franzosen bemächtigen sich der von den Russen vorher (9. April) genommenen Insel Curzola.

13. Der König von Schweden läßt die preußischen Häfen an der Ostsee blockiren. — Die Engländer nehmen die von den Franzosen besetzte Insel Capri bei Neapel ein.

14. Aufhebung des engl. Embargo auf Hamburger und Oldenburger Schiffe, die vor dem 28. März geladen haben. Dagegen wird die Ausgabe von Kaperbriefen gegen preußische, bremische und Papenburger Schiffe angeordnet. Doch erfolgt diese Ausgabe erst den 29. Mai, und zwar bloß gegen preuß. und papenb. Schiffe.

16. Die deutschen Küsten und Flüsse von der Elbe bis zur Ems werden von den Engländern blockirt.

18. Die kleine neapolitanische Festung Tronto ergiebt sich nach langen Widerstand an die Franzosen.

21. Der König von Großbritannien erklärt die Neutralität der Ostsee.

24. Zivilübergabe des Fürstenthums Ansbach an Baiern. — Kaiser Napoleon vereiniget das Fürstenthum Guastalla mit dem Königreiche Italien; doch behält seine Schwester, Pr. Pauline, den Titel davon.

25. Aufhebung der landständischen Verfassung im Breisgau. — Prinz Joseph läßt sich in Neapel als König von Neapel und Sizilien huldigen.

27. Ein französ. Korps, unter dem General Lauriston, nimmt Besitz von der Stadt und dem Gebiethe von Ragusa. — Der Kurerzkanzler zeigt dem Reichstage an, daß er den Kardinal Fesch, Napoleons Oheim, zu seinem Koadjutor und Nachfolger erwählt habe.

29. Die österr. Regirung zu Triest verbiethet den englischen und russischen Schiffen das Einlaufen in alle östreichische Häfen am adriatischen Meere.

31. Ausbruch des Vesuvs, der mehrere Tage hindurch fortdauert.

In Schwaben, Baiern und Franken bleibt der Stand der franz. Armee fortwährend derselbe, einzelne Verlegungen kleiner Korps abgerechnet, die in dem Mangel an Fourage ihren Grund haben. — In Italien werden die päpstlichen Häfen von den Franzosen besetzt. — Der Prinz von Hessen = Philippsthal vertheidiget tapfer die Festung Gaeta. — Die Grafen von Fugger, mit Ausnahme der fürstlichen Linie zu Babenhausen, unterwerfen sich der baierschen Landeshoheit.

Junius.

1. Die vorarlbergischen Herrschaften werden zu der baierschen Provinz Schwaben geschlagen. — Entlassung der vorpommerschen Landmiliz.

3. Gränzvertrag zwischen Baiern und Wirtemberg.

5. Der König von Großbritannien nimmt das auf die Bremer Schiffe gelegte Embargo wieder ab. — Kaiser Napoleon ernennt seinen Bruder Ludwig zum König von Holland (der batavische Rathspensionär Schimmelpennik legt an eben diesem Tage seine Stelle nieder); genehmigt die Ernennung des Kardinals Fesch zum Koadjutor; ernennt den Minister Maurice Talleyrand zum Fürsten von Benevent und den Marschall Bernadotte zum Fürsten von Ponte Corvo. — Antrittsaudienz des ottomanischen Bothschafters zu Paris.

8. Der Moniteur verkündigt, daß Kattaro von den Russen geräumt und die franz. Armee im Begriff sei, Deutschland zu verlassen.

9. Der in französischen Häfen auf russische Schiffe gelegte Beschlag wird aufgehoben. — Der König von Spanien verordnet, daß alle Häfen seines Reichs den schwedischen Schiffen verschlossen sein sollen.

10. Der brittische Minister Fox trägt im Parlamente auf Abschaffung des Sklavenhandels an.

11. England erklärt den Krieg formlich gegen Preußen.

12. Der Prozeß gegen den Lod Melville endigt sich mit der Lossprechung desselben.

18. Die englische Verordnung gegen die Papenburger Schiffe wird gemildert.

19. Der östreichische General Bellegarde schifft mit 4000 M. von Triest ab zur Uebernahme und Abtretung Kattaros.

21. Bremen wird von den preußischen Truppen geräumt.

23. König Ludwig von Holland hält seinen Einzug in dem Haag.

24. Die Bill wegen Abschaffung des Sklavenhandels geht im Oberhause mit einer Mehrheit von 41 gegen 20 Stimmen durch.

26. Der König von Schweden hebt die alte landständige Verfassung von Pommern auf, und führt daselbst die schwedische Staatsverfassung ein.

Die Umwandlung der zeitherigen Verfassung der vereinigten Niederlande geht während dieses Monaths in aller Ruhe vor sich. — Die Unterhandlungen zwischen Preußen und Schweden dauern unter russischem Einfluß fort; und eben so die Kriege in Dalmatien, Neapel und der Türkei und das Verbleiben der franz. Truppen auf deutschem Grund und Boden.

Julius.

1. Neue Organisation von Augsburg. — Die Wiener Bankozettel werden in Tirol von ihrem Nominalwerthe auf ihren Kommerzialwerth herabgesetzt. — Einführung der Tresorscheine in den preuß. Staaten (die hierüber ergangene Verordnung erschien bereits unter dem 4ten Febr.)

2. Buenos=Ayres in Südamerika wird nach unbedeutendem Widerstande vom brittischen Admiral Popham erobert.

4. Aufhebung der Leibeigenschaft in Schwedisch=Pommern.

7. Bei der Reichsversammlung zu Regensburg werden die Komitialferien bis zum 13. Okt. anberaumt.

11. Anfang der Belagerung von Gaeta.

22. Stiftung des rheinischen Bundes zu Paris. Die Bundesakte unterzeichnen die Bevollmäch-

tigten von Frankreich, Baiern, Wirtemberg, Kurerzkanzler, Baden, Berg, Hessen-Darmstadt, Nassau-Usingen und Weilburg, Hohenzollern Hechingen und Sigmaringen, Isenburg-Birstein, Herzog von Ahremberg und Graf von der Leyen.

18. Die Festung Gaeta im Neapolitanischen geht nach tapferer Vertheidigung durch Kapitulation über.

20. Friedensschluß zwischen dem russischen Bevollmächtigten von Oubril und dem französischen General Clarke.

21. Würzburg wird von franz. Truppen besetzt, die sich nach den sächsischen Gränzen hinziehen.

22. Französische Truppen nehmen einen Theil des östreichischen Friaul, nämlich die Grafschaft Görz und die Festung Gradiska, mit gewaffneter Hand in Besitz.

23. Ein vom Marquis von Lucchesini von Paris abgesandter Kurier überbringt nach Berlin die Konföderationsakte des rheinischen Bundes.

24. Der König von Wirtemberg protestirt gegen die Abtretung von Tuttlingen.

26. Eröffnung eines Kongreßes der jüdischen Deputirten zu Paris. — Der Herzog Joachim nimmt den Titel eines Großherzogs von Berg an und läßt die ihm durch die rhein. Bundesakte zugesicherten Länder besetzen.

27. Zu München werden die Ratifikationsurkunden der rheinischen Konföderationsakte ausgewechselt.

29. Die Festung Wesel wird vom Kaiser Napoleon zum Roerdepartement geschlagen.

31. Beide Calabrien werden vom König Joseph in Kriegszustand erklärt, und alle Zivil- und Militärbehörden den Befehlen des Generals en Chef, Marsch. Massena, untergeordnet. — Der Fürst von Nassau-Usingen nimmt den Titel Herzog von Nassau an und ergreift (mit Weilburg) Besitz von den ihm durch die rhein. Bundesakte zugesicherten Ländern.

Gegen das Ende dieses Monaths ziehen sich franz. Truppen nach den sächsischen Gränzen. — Das längere Verweilen der franz. Truppen in Deutschland, die Unterhandlungen, die in Paris mit den Abgeordneten deutscher Reichsstände, die Stille, die einer großen Erschütterung voranzugehn pflegt — dieß alles verkündigt den Schlag, der am 1sten August die deutsche Reichsverfassung trifft.

August.

1. Auflösung der bisherigen Verfassung Deutschlands. — Der Kaiser Napoleon läßt dem Reichstage erklären, daß er das Dasein einer Reichkonstitution nicht mehr anerkenne, und den Titel eines Protektors des rhein. Bundes angenommen habe. Und zugleich lassen Baiern, Wirtemberg, Kurerzkanzler, Baden, Darmstadt, Hohenzollern, Salm-Kirburg und Isenburg durch ihre Gesandten der Reichsversammlung erklären: daß sie sich von ihrer bisherigen Verbindung mit der bisherigen Reichsverfassung losgesagt haben, und eine neue Verbindung unter dem Schutze des franz. Kaisers eingegangen sind. — Der franz. Seeminister macht bekannt, daß die Feindseligkeit gegen die Siebeninseln-Republik aufhören solle.

2. Lord Lauderdale reist, nachdem zwischen dem Minister Talleyrand und dem Lord Yarmouth die Grundlage zu einem Frieden zwischen Frankreich und England gelegt worden ist, als Friedensunterhändler von London nach Paris ab, wo er den 5ten eintrifft.

3. Kaiser Napoleon dekretirt die Aushebung von 50,000 Rekruten fürs Jahr 1806. — Die Herzogthümer Kleve und Berg werden in 6 Bezirke: Siegburg, Mühlheim, Elberfeld, Düsseldorf, Duisburg und Wesel, eingetheilt.

5. Der König Joseph befiehlt, daß das Feudalsystem im Königreich Neapel abgeschafft werden soll.

6. Kaiser Franz II. legt die reichsoberhauptliche Würde, sammt der damit verbundenen Kaiserkrone nieder, und trennt sich und seine Staaten von jedem Bande mit dem deutschen Staatskörper. — Der Kurerzkanzler erklärt, daß er aufgehört habe, Kurfürst und Reichskanzler zu sein, und als Fürst Primas dem rhein. Bunde beigetreten sei.

7. Landtag zu Greifswalde, wobei dem Landesherrn nicht als Herzog von Pommern, sondern als König von Schweden gehuldigt wird.

8. Der preußische Gesandte, Baron von Jakobi=Klöst, verläßt London.

13. Baden und Darmstadt nehmen den großherzoglichen Titel an, und ergreifen (sammt dem Herzog von Ahremberg) Besitz von den ihnen durch die rhein. Bundesakte zugesicherten Ländern. Magdeburg wird in Belagerungsstand erklärt,

14. Ankunft einer engl. Eskadre (im Tajo) vor Lissabon.

16. Auflösung der fränkischen Kreisversammlung.

17. Beilegung der Mißhelligkeiten zwischen Preußen und Schweden.

23. Königl. wirtemberg. Patent zur Besitznahme der durch die rhein. Bundesakte zugesicherten Länder.

25. Der Buchhändler Palm aus Nürnberg wird zu Braunau, nach dem Ausspruch einer franz. Militärkommission, hingerichtet, wegen Verbreitung aufrührerischer Schriften.

26. Erdbeben in Rom und der umliegenden Gegenden. — Die Petersburger Hofzeitung macht offiziell bekannt, daß der Kaiser Alexander den Oubrilschen Friedensschluß nicht ratifizire.

28. Der König von Preußen läßt erklären, daß er auch nicht auf die entfernteste Weise an die Abtretung irgend einer seiner Provinzen denke. — Die Schweden besetzten aufs neue das Lauenburgische.

29. Preußische Verordnung wegen Einführung der preußischen Münze im Hannöverschen.

31. Der König von Schweden läßt die großbritannische Regirung im Lauenburgischen wieder herstellen.

Preußen sucht einen nordischen Bund zu stiften. — Preußische Kriegsrüstungen. In Westfalen, Ober= und Niedersachsen sammeln sich preuß. Truppenkorps. Aus dem Baireuthischen und von den pommerschen Gränzen ziehen sich die preußischen Truppen zurück. — Der Moniteur enthält am 26. Aug. noch Friedenshoffnungen. Indessen kommen neue franz. Truppenzüge über den Rhein nach Schwaben und Franken, und konzentriren sich an den sächs. Gränzen. Auch von Holland dringen franz.=holländ. Truppen nach Deutschland zu.

September.

1. Eröffnung des Landstag zu Düsseldorf. (Das Patent zur Einberufung der Stände in den großherzogl. bergischen Staaten erschien unter dem 22. Aug.)

2. Einsturz eines großen Theils des Berges Spitzebühel in der Schweiz.

3. Zu Paris trifft die offizielle Nachricht ein, daß der russ. Kaiser den am 20. Juli. geschlossenen Frieden nicht bestätigt habe. — Der König von Schweden hebt die Blockade der preuß. Häfen und das Embargo auf preuß. Schiffe auf. — Königl. baiersches Patent zur Besitzergreifung der durch die rhein. Bundesakte zugesicherten Länder.

4. Prinz Louis Ferdinand reist von Berlin nach Sachsen zur Armee.

7. Napoleons Schreiben an den Fürsten Primas, worin er erklärt, daß der den rhein. Bund gegen fremde Truppen und innere Feindseligkeiten schützen werde, ohne sich jedoch in die innere Verfassung der Bundesstaaten mischen zu wollen.

9. Uebergabe der Reichsstadt Frankfurt an den Fürsten Primas. — Der König von Dänemark trennt Holstein von Deutschland und vereinigt es mit Dänemark.

10. Der Fürst von Isenburg=Birstein nimmt von den ihm durch die rhein. Bundesakte zugesicherten Ländern Besitz. — Die kursächsische Armee verläßt ihre Standquartiere und zieht sich an die südliche Gränze von Sachsen.

11. Feierliche Uebergabe der Burggrafschaft Friedberg an den Großherzog von Hessen.

12. Der König von Schweden reist von Greifswalde nach Schweden zurück.

13. Karl Fox, Sohn des Lords Holland, geb. den 13. Jun. 1749, ein englischer Staatsmann, der den Frieden wollte, stirbt. — Insularnote des

Fürsten Primas, die Unverletzbarkeit des Gebieths des rhein. Bundes betreffend.

14. Major von Krusemark wird von Berlin nach Petersburg gesendet.

15. Uebergabe der Reichsstadt Nürnberg an Baiern.

18. Verordnung des Kaisers von Rußland, die Verstärkung seiner Armee betreffend. In seinem ganzen Reiche sollen von jeden 500 Seelen 4 Rekruten ausgehoben werden.

20. Die kaiserliche Garde verläßt Paris und kommt schon am 28sten Sept. in Frankfurt an. — Der König und die Königinn von Preußen verlassen Berlin und begeben sich zur Armee.

21. Der Kaiser Napoleon erläßt ein Schreiben an die Mitglieder des rhein. Bundes, worin er sie auffordert, ihr Kontingent zum Kriege mit Preußen zu stellen.

23. Preußisches Hauptquartier in Naumburg.

24. Der franz. Gesandte Durant verläßt Dresden. — Kaiser Napoleon läßt dem franz. Senat das Schreiben an die Mitglieder des rhein. Bundes (vom 21sten Sept.) und die Eheverbindung zwischen dem Prinzen Hieronymus und der Prinzessinn Katharina von Wirtemberg bekannt machen.

25. Kaiser Napoleon verläßt Paris und begiebt sich zu seiner Armee in Deutschland.

26. Der König von Großbritannien hebt die seit dem 16ten May verfügte Blockade der deutschen Küsten und Häfen wieder auf.

29 und 30. Siege der Franzosen in Dalmatien über die Russen und Montenegriner.

30. Der Kurfürst von Würzburg tritt als Großherzog dem rheinischen Bunde bei. — Abfahrt der englischen Eskadre aus dem Hafen von Lissabon.

In den ersten Tagen dieses Monaths heißt es noch, daß die franz. Truppen Deutschland nächstens verlassen würden. Aber noch vor der Mitte dieses Monaths werden die franz. Marschälle nach Paris gerufen; das Lager bei Meudon wird aufgehoben. Die Marschälle kehren schleunigst nach Deutschland zurück und brechen am Schlusse dieses Monaths mit ihren Armeekorps aus Baiern und Schwaben nach Sachsen auf. Auch die preußischen Truppen konzentriren sich immer mehr an der südwestlichen Gränze von Sachsen. Alles verkündigt den nahen Ausbruch des Kriegs.

Oktober.

1. Kaiser Napoleon kommt nach Frankfurt. — Eine ausserordentliche Gesandschaft, an deren Spitze Lord Morpeth steht, reist von London nach dem Hauptquartier des Königs von Preußen.

2. Kaiser Napoleon kommt früh um 7 Uhr nach Aschaffenburg und Abends um 6 Uhr nach Würzburg. — Der preuß. Gesandte v. Knobelsdorf verläßt Paris.

4. Das preuß. Hauptquartier wird nach Erfurt verlegt.

5. Der franz. Gesandte Laforest verläßt Berlin. — Der Friedensfürst (Generalissimus) in Spanien biethet die Kräfte des Staats zu neuen Kriegsrüstungen auf.

6. Kaiser Napoleon in Bamberg. Aufruf desselben an seine Soldaten, worin er den Krieg mit Preußen erklärt. — Ausschreiben der jüdischen Deputirten zu Paris an ihre Glaubensgenossen in Europa zur Vereinigung bei dem großen Sanhedrin, der in Paris eröffnet werden soll.

7. Französische Husaren besetzen Koburg.

8. Anfang der Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Preußen. Der Großherzog von Berg erzwingt bei Saalburg den Uebergang über die Saale.

9. Das preußische Kriegsmanifest erscheint im preuß. Hauptquartier zu Erfurt. — Die Friedensunterhandlungen zwischen England und Frankreich haben sich zerschlagen. Lord Lauderdale kehrt von Paris nach London zurück, wo er den 13ten eintrifft. — Gefecht bei Schleitz. Die Preußen werden zurückgedängt.

10. Der König von Preußen geht mit dem Hauptquartier nach Blankenhayn. — Treffen bei Saalfeld. Die Preußen und Sachsen werden zurückgeschlagen. Tod des Prinzen Louis. — Kaiser Napoleon erläßt aus Ebersdorf einen Aufruf an die Sachsen, sich von den Preußen zu trennen. — Der König von Holland trifft in Wesel ein, und der preuß. Gesandte von Jakobi-Klöst in London.

11. Das preuß. Hauptquartier wird nach Weimar verlegt.

12. Die Franzosen dringen über Kahla und Dornburg vor. — Das preuß. Lager bei Weimar wird abgebrochen.

13. Die Franzosen rücken in Jena ein. — Die preußische Hauptarmee geht nach Auerstädt; deren Lager bei Weimar bezieht das Rüchelsche Korps; das Hohenlohische die Anhöhen zwischen Kötschau und Kapellendorf.

14. Schlacht bei Jena und Auerstädt. Die Franzosen rücken in Weimar ein. — Die Pforte erneuert ihre Allianz mit den russischen Kaiser.

15. Kaiser Napoleon nimmt sein Hauptquartier zu Weimar.

(Der Beschluß folgt.)

Fortsetzung des Gespräches einiger Landleute über ökonomische Gegenstände.

Pf. Sie sind also, Hr. Amtmann, der Meinung, daß wir unsre Gemeinweiden behalten, und keine Neubrüche machen sollen.

Amtm. Das folgt bei Weitem nicht aus dem, was ich gesagt habe. Obschon das alte Ackerfeld keine Nebennutzung oder keinen Dünger aus den unkultivirten Gründen mehr erhält; so mag dem ungeachtet die Kultur der Weidegründe sehr nützlich sein. Wir haben ein klares Beispiel an obigen Bürgern zu M., welche seit der neuen Kultur mehr Getreid, als vorhin erhalten.

Wirth. Dieses Beispiel beweiset nicht viel. Wir wissen, daß auf diesem Neubruche tiefer schwarzer Boden sei, und daß viele Bürger ihren Dünger durch Gewerbe vermehren, das die Bauern nicht thun können.

Amtm. Daraus folget nur, daß die neue Kultur nicht überall so leicht und vortheilhaft, wie zu M. sei. Bei den Bauern ist das freilich manchmahl ganz anders: insgemein bestehen die Mos- und Weidegründe aus schlechtem Boden. Der Futterkräuterbau ist mühsam und kostbar; er mißlingt auch manchmahl, und fordert selbst Dünger, wenn er gerathen soll. Er kann aber deßungeachtet einigen Vortheil gewähren.

Wirth. Unsere Vorfahren haben die Gründe, welche zum Getreidbaue taugen, schon längst kultivirt. Unsre Neubrüche bestehen aus fliegender Moor-Erde, welche unfruchtbaren Sand oder Kies zur Unterlage hat. Da kostet die Kultur mehr, als sie nützet. Von einer solchen Wirthschaft bin ich kein Liebhaber.

Amtm. Es gibt aber auch Weiden, welche ziemlich guten Boden haben, wie die Neubrüche der Bürger zu M. Unsere Vorfahrer haben sich schon vor mehreren Jahrhunderten auf Mosgründen angesiedelt, wie die Ackerfelder, welche mit den nebenliegenden Weiden gleiche Erde und Lage haben, zeigen. Es kommt nur darauf an, daß sich Menschen Häuser bauen, ansiedeln und arbeiten.

Obm. Bedenken Sie aber, Herr Amtmann, daß eben solche Dörfer, welche in den Mosgegenden liegen, ungeheure Weiden und Nebengründe besitzen, wovon sie zum Theil ihre Schafe und anderes Vieh nähren, und mit dem dadurch gemehrten Dünger ihr Ackerfeld verbessern. Wenn solche Bauern diese Nebengründe nicht mehr besitzen, oder sie selbst kultiviren, so wird das alte Ackerfeld nicht mehr so fruchtbar wie vorhin sein.

Pf. Soll denn der Mosgrund seinen Eigenthümer, welcher fleißig pflüget und arbeitet, nicht ernähren können? Wir haben Kolonisten —

Wirth. Man hat den Kolonisten die besseren Gegenden des Moses angewiesen, und sie von Abgaben befreiet. Mir scheinet es, daß sie zu wenig Gründe besitzen, um sich ernähren zu können. Ja, wenn sie auch Nebennutzungen hätten —

Pf. Man sagt, daß einige Kolonisten ihr gutes Fortkommen haben.

Wirth. Es ist die Frage, ob sie sich ganz allein durch den ihnen angewiesenen Grund, oder auch durch Gewerbe nähren?

Amtm. Von den Kolonisten kann man jetzt noch nicht aus Erfahrung urtheilen. Aller Anfang ist schwer.

Wirth. Indessen wird man mir doch eingestehen, daß sie, wenn sie verhältnißmäßig gleiche Abgaben geben müßten, sich weit härter als andere Unterthanen nähren, welche mehr Gründe, und auch Nebengründe besitzen. Auf gutem Boden brauchet eine Bauern-Familie nur einige Morgen Grund zu seinem Unterhalt; aber auf schlechtem Boden muß die Quantität der Morgen die schlechte Qualität ersetzen.

Die gelehrten praktischen Oekonomen sehen wohl selbst ein, daß man auf Schwaigen, oder anderen großen Oekonomien mit tausend Morgen Nebengründen leichter wirthschafte. Weit entfernt, dieselben in beständiger Kultur zu halten, lassen sie sie zu einmädigen Wiesen oder Weiden liegen. Ich könnte solche Schwaigen und Güter nennen.

Amtm. Gesetzt auch, daß einige Kolonisten in ihrer jetzigen Lage ihren Unterhalt nicht hätten; folget denn daraus, daß man ihnen nicht noch einige Nebengründe geben, und die schlechte Qualität derselben z. B. die Näße, durch höhere Anstalten wegräumen könnte? Es hat keinen Zweifel, daß auch unsere alten Kolonisten, welche sich vor Jahrhunderten in dem Mose ansiedelten, lange Zeit mit den größten Schwierigkeiten streiten mußten.

Wirth. Indessen waren doch die alten Kolonisten durch Gränzen nicht beschränket, und sie konnten sich wenigstens trockene Gegenden zum Ackerbau wählen.

Amtm. Das kann ich nicht widersprechen; aber auch nicht zugeben, daß unsere schlechten Wiesen und Weiden immer in ihrem wilden Stande bleiben sollen.

Obm. Sollen wir also alle unsere Gründe unterpflügen und immer anbauen?

Amtm. Das will ich eben nicht behaupten. Allein wir haben Heiden und Weiden welche wenigst nicht immer in ihrem wilden Stande bleiben sollten. Wenn ein Weidegrund nur zwei Jahre unter dem Pflug gehalten wird, so trägt er in dieser kurzen Zeit insgemein mehr, als er in 10 Jahren als Weide genützet hat. Die Erde wird durch das Pflügen mehr gemischet, und der Wasen, der nur schlechte und ungesunde Pflanzen trug, kommt zur Fäulniß, und bringt bessere und gesundere Kräuter hervor. Dieser Grund mag hernach wieder als Schaafweide, oder auf eine andere Art benützet werden.

Da einige Holzarten einen feuchten, andere einen schweren oder leichten Boden fordern, so kann jeder Grund mit der ihm eigenen Holzart besäet oder bepflanzet werden.

Wenn das Land mehr kultivirt und bevölkert, folglich mehr Häuser gebauet, und wenn die guten Holzgründe ausgestocket, und zu Aeckern gemacht werden, so ist es Zeit, daß man auch auf Holzsaaten und Pflanzungen denke, und vorzüglich solche Gründe dazu wähle, welche wegen Entfernung oder andern Eigenschaften zum Getreid- und Futterkräuter-Bau nicht wohl anwendbar sind.

Pf. Es ist traurig, so große Strecken Landes immer in ihrem wilden Zustande zu sehen, auf denen sich das armselige Vieh nicht nähren kann.

Bauer. Ich wünsche mir ein Bauergut mit vielen Holz- und Weidegründen zu haben. Auf solche Art hätte ich ohne viele Mühe Futter und Streu genug, und brauchte nur die bessern Gründe anzubauen. Ich würde mich für die neue Kultur bedanken, und andere Leute nach ihrem Belieben schwitzen und zappeln lassen.

Amtm. Jeder schaffet sich die Welt wie es ihm taugt. Der faule Bauer wünscht sich viele Früchte ohne Mühe und Anstrengung, der Wirth viele Säufer, der Scharfrichter viele Räuber.

Wirth. Der Todtengräber viele Sterbende, der Jäger viel Wildpret, die Katze viele Mäuse, der Raubvogel viele Tauben.

Amtm. Aber um die gemeine Wohlfahrt, ohne welche kein Individuum glücklich sein kann, scheint man sich nicht zu bekümmern.

Obm. Hier erinnern sie mich an unsern Jäger Martin, welcher uns einst einen Vorschlag machte, wie das ganze Land auf die leichteste Art reich und glücklich werden könne. Nach seiner Meinung sollte man sich mit der Kultur und der Bevölkerung nicht viel abgeben, sondern den größten Theil des Landes mit Holz bewachsen lassen. Da wir wenig Menschen hätten, sagte er, so wäre für dieselben überall Ueberfluß, und wir könnten durch den Verkauf des Holzes, der Hirschhäute und des Wildpräts ungeheure Summen von den Ausländern erhalten.

Amtm. Der Martin sorgte nur für sich, und dachte nicht, daß ein unbevölkertes verwildertes Land ein Spielball seiner Nachbarn sei, und ohne Selbstständigkeit ganz von ihrer Willkür abhänge.

Pf. Die wenigen, dort und da zerstreuten Landleute würden in ihren Wildnissen von Dieben und Räubern, vielleicht auch von den Jägern viel zu leiden haben. In einem schwachen, unbevölkerten Lande ist keine Selbstständigkeit und Freiheit, keine Polizei und Gerechtigkeit, keine Ordnung, kein Frohsinn und gesellschaftliches Leben.

Amtm. Solche Martins gibt es viele: Gott Lob, daß die Regirung ihren und ihrer Unterthanen Nutzen besser zu berechnen weiß.

Wirth. Die Reisenden haben mir oft erzählet, daß in Ungarn und Pohlen ungeheure Heiden und Weiden sein, auf denen man viele Stunden weit kein Haus trifft: und doch ist die Viehzucht in diesen Ländern sehr schön und gut.

Pf. Würden diese Länder nicht mächtiger und glücklicher sein, wenn sie mehr bevölkert und kultivirt wären? Mir ist mein Stallvieh lieber als die wilde Viehzucht, lieber eine ordentliche Wirthschaft als das stäte herumirren der wilden Herden, welche tausend Unfällen ausgesetzet sind; lieber die Sicherheit meines beschränkten Vermögens als ein ungewisses Eigenthum.

Wirth. Heut sind wir wahre politische Kannengießer. Wir verstehen von diesen Dingen zu wenig.

Amtm. Allein wir können aus unserm Gespräche die Lehre abziehen, daß wir bei unserm beschränkten Gesichtskreise die Weisheit der Regirung in ihren Verordnungen verehren sollen.

Nebenbei könnten sich auch die Gelehrten aus unserm Gespräche überzeugen, daß ihre allgemeinen Kulturs-Systeme nichts taugen, und nicht alles, was sie behaupten oder vorschreiben, überall anwendbar sei. Mancher Bauer kann wegen Armuth oder aus Mangel des nöthigen Kapitals nicht thun was ein Wohlhabender kann. Der Bauer, welcher nahe bei der Stadt ist, oder viele Kleinhäusler in seiner Nachbarschaft hat, kann seine Nebengründe viel leichter als ein anderer kultiviren, welcher ohnehin zu viele und schlechte Gründe besitzet.

Da ist die Drei- oder Vierfelderwirthschaft, dort der beständige Fruchtwechsel, anderwärts der Getreidbau oder die Viehzucht vortheilhafter. Auf mageren dürren Heiden ist vielleicht die Schaafzucht die leichteste und wohlfeileste, und zugleich die beste Kultur für den Eigenthümer, und selbst auch für den Staat, wenn nur die Gemeinheit der Weiden aufgehoben und diese Gründe nicht immer als Weiden benützet werden. Ein vernünftiger Landwirth, welcher Lebenlang auf seine Verbesserung sinnet, und seine Verhältnisse kennt, weiß am Besten, was ihm nützlich oder schädlich ist; kann er einen Grund wenig oder gar nicht benützen, so wird er ihn gern an einen andern verkaufen, besonders wenn die Taxen und Sporteln, wie in andern Ländern genau bestimmet wären, und nicht manchmahl ein Drittheil des Kaufschillings, wie die tägliche Erfahrung zeiget, betrügen. Die Bauern, welche ihr Gut zertrümmern wollen, wissen durch Beispiele, daß sie dieser Geisel nicht entgehen können: und dieß ist die Ursache, warum sie bei diesem Geschäfte auf den Gewinnst, den sie selbst haben könnten, Verzicht thun, und sich lieber an die Juden, oder an Männer, welche sich von den Chikanen nicht zu fürchten haben, wenden.

(Die Fortsezung folgt.)

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

4. Stück. Freitag, den 23sten Jäner. 1807.

Nothwendigkeit der Wunder.

Dem geht die Welt, dem geht das Christenthum zu Ende:
Zum Lästern gibt ihm alles Stoff.
Der säuft, betrügt, legt in den Schoß die Hände,
Und hofft sein Glück vom heiligen Christoph.
Wie schwer ists da, den Wunderglauben
So trägem Heidenvolk zu rauben?

Auszug aus dem 2ten Stücke des Regirungsblattes vom 17ten Jäner.

Se. königl. Majestät haben auf dringendes Ansuchen der hier wohnenden protestantischen Familien, deren Anzahl wegen der vermischten Religions-Eigenschaft mehrerer dem baierischen Königreiche einverleibten Länder und Gebiethe seit Kurzem sich merklich vermehret hat, Sich nähere Vorschläge, sowohl über die Organisation einer dahier zu errichtenden protestantischen Pfarrei, als über die Fundirungs- und Erhaltungsmittel derselben, vorlegen lassen, und nach diesen unterm 21sten Dez. vor. Jah beschlossen: daß der protestantischen Gemeinde für ihren Pfarrgottesdienst die vormahlige Salvatorskirche übergeben werde; weil aber zu ihrer inneren Einrichtung die erforderlichen Fonds noch nicht ausgemittelt sind, so soll die zu errichtende Stadtpfarrei mit der Hofkirche Ihrer Majestät der Königinn, und die Stelle Ihres Kabinets-Predigers mit der eines protestantischen Pfarrers vor der Hand vereiniget sein. Damit nun die dadurch vermehrten Arbeiten des Kabinets-Predigers von ihm gehörig besorgt werden könnten; so soll ihm ein geistlicher Gehülfe, unter dem Nahmen Vikarius, beigegeben werden rc.

Beförderungen.

Am 1sten Jäner haben den königlichen Kamerschlüssel erhalten: Franz Eugen Joseph, Freiherr von Seida und Landensberg; — Theodor Eduard, Freiherr von Lempos, königlicher Aide des Cérémonies; — Joseph Graf von Ezdorf auf Geresproint; — Johann Nepomuk, Freiherr von Peckenzell auf Müllheim; — Aloysius, Freiherr von Donnersberg königl. Landrichter zu Rattenberg in Tirol; Karl Rothhaft, Freiherr von Weissenstein; — Ferdinand Freiherr von Andrian, Polizeidirektor zu Augsburg.

Durch eine allerhöchste Verfügung vom 1sten Dezember 1806 haben Seine Majestät bei dem neu konstituirten Ministerium des Innern ein eigenes Zentral-Rechnungskommissariat, nach denselben organischen Bestimmungen, nach welchen bereits im Jahr 1804 am 15ten Oktober ein solches Zentral-Rechnungskommissariat bei dem Ministerium der Finanzen besteht, errichtet, und den bisherigen Chef des letzteren, Ferdinand Freiherrn von Hartmann, zum gemeinschaftlichen Chef dieser beiden Zentral-Rechnungs-Kommissariate allergnädigst bestimmt.

Durch eine allehöchste Verfügung vom 20. Dec. 1806 wird der königliche geheime Rath, und bisherige Direktor der obersten Justizstelle zu München, Aloysius Graf von Larosee, zum Präsidenten; der bisherige oberste Justizrath, Lorenz Aichberger, zum Direktor der obersten Justizstelle zu München; — der bisherige Hofgerichts-Rath, Franz Kaltenbrunner, zum obersten Justiz-Rath daselbst befördert.

Seine Majestät haben die erledigte Pfarrei Aicha an der Donau, Landgerichts Vilshofen, dem ehemahligen Konventualen des aufgelösten Klosters Niederaltaich Anselm Loibl, — die Pfarrey Giebing, Landgerichts Dachau aber dem bisherigen Pfarrer zu Berg im Gau Michael Prummer allergnädigst zu verleihen geruht.

Chronologische Tafel, der merkwürdigsten Begebenheiten im Jahre 1806.

(Beschluß.)

16. Erfurt wird durch Kapitulation übergeben. — Die Länder des Herzogs von Gotha werden für neutral erklärt. Abends trifft die erste Kolonne preuß. Kriegsgefangenen, von franz. Truppen eskortirt, in Gotha ein.

17. Schlacht bei und in Halle. — Kursachsen schließt mit Frankreich eine Neutralitäts Konvention. — Die erste Kolonne preuß. Kriegsgefangenen wird durch dem preußischen Lieutenant Hellwig in der Nähe von Eisenach wieder befreit.

18. Leipzig wird von französischen Truppen besetzt.

20 und 21. Die preuß. Administrations-Kommission verläßt Hannover. Eine Interims-Regirung des hannöver. Staatsministeriums hebt sogleich einige von den preußischen Einrichtungen wieder auf.

21. Der König von Großbritannien erklärt, daß die Friedensunterhandlungen mit Frankreich abgebrochen sind, und daß der Krieg mit dieser Macht nachdrücklich fortgesetzt werden soll.

22. Lord Morpeth kehrt von Hamburg nach England zurück.

22 und 23. Die franz. Armee geht bei Wittenberg und Torgau über die Elbe. — Aufhebung der Landstände im Hessen-Darmstädtischen.

24. Die Franzosen besetzen Berlin. — Thiard, Kamerherr des Kaisers Napoleon, wird Gouverneur zu Dresden, wo am 25. baiersche Truppen einrücken.

25. Spandau ergibt sich durch Kapitulation. — Auflösung des brittischen Palements.

26. Osnabrück wird vom General Grandjean, im Nahmen des Königs von Holland, in Besitz genommen. — Das Herzogthum Braunschweig wird von franz. Truppen besetzt, um am 28sten Oktober im Nahmen des Kaises Napoleon in Besitz genommen.

27. Kaiser Napoleon zieht in Berlin ein. — Der Fürst von Hohenlohe übergiebt bei Prenzlau sein Korps durch Kapitulation. — Marschall Mortier rückt im Fürstenthum Fulda ein, das (den 20. Nov.) im Nahmen des Kaisers Napoleon in Besitz genommen wird.

29. Die Festung Stettin geht durch Kapitulation über. — Der franz. General Milhaud nöthigt bei Pasewalk ein preußisches Korps (angeblich von 7000 Mann Infanterie und 5 Reg. Kaval.) zu kapituliren. — Der General Clarke nimmt im Nahmen des Kaisers Napoleon von den Fürstenthümern Eichsfeld und Erfurt und der Grafschaft Hohenstein Besitz. — Die Grafschaft Lingen in Westfalen wird im Nahmen des Königs von Holland; — und die Abteien Essen, Elten und Werden im Nahmen des Großherzogs von Berg in Besitz genommen. — Der Kaiser von Oestreich erklärt die strengste Neutralität, versammelt eine Observationsarmee im Böhmen, und legt neue Steuern dazu auf.

31. Die Kolonne des preuß. Generals Bila wird nach einem Gefecht bei Anklam zu Gefan-

genen gemacht. — Die Herrschaft Jever wird für den König von Holland in Besitz genommen.

November.

1. Marschall Mortier und der König von Holland nehmen Kassel in Besitz, entwaffnen das kurhessische Militär ꝛc. — Küstrin ergibt sich ohne Widerstand dem Marschall Davoust.

1—6. Beständige Gefechte zwischen dem preuß. General Blücher, der sich durchs Mecklenburgische bis nach Lübeck zieht, und dem Großherzog von Berg, dem Prinzen von Ponte-Corvo und dem Marschall Soult.

2. Die schwedischen Truppen verlassen das Lauenburgische, und dringen am 3. mit Gewalt in Lübeck ein, um über Travemünde zur See nach Stralsund zu gehen.

3. Ankunft des Ministers Talleyrand in Berlin. — General Dombrowsky fordert die Pohlen, zur Herstellung ihres Reichs mitzuwirken, auf. — Französische Truppen besetzen Posen.

5. Der Kurfürst von Hessen, der seine Staaten verlassen hat, kommt nach Hamburg, um sich nach Schleßwig zu begeben. — General Blücher dringt mit Gewalt in Lübeck ein.

6. Mörderische Schlacht in und bei Lübeck. — Schwedische Truppen werden bei Travemünde zu Gefangenen gemacht.

7. General Blücher ergiebt sich mit seinem Korps durch Kapitulation.

8. Magdeburg geht nach geringem Widerstand durch Kapitulation über.

9. Der Marschall Davoust rückt in Posen ein.

10. Der Herzog von Braunschweig stirbt zu Altona.

11. Das Herzogthum Oldenburg wird im Nahmen des Königs von Holland von holländischen Truppen in Besitz genommen.

12. Marschall Mortier nimmt im Nahmen des Kaisers Napoleon von den hannöverschen Landen Besitz.

13. Kaiser Napoleon läßt Berlin mit Lebensmitteln und Holz versorgen und sichert den im Dienst stehenden Offizianten den fortdauernden Bezug ihres Gehalts zu. — Abfahrt einer Flotte, unter dem Gen. Crawford, aus dem Hafen von Falmuth mit 5500 Mann Landtruppen.

16. Zwischen dem Marschall Duroc und den preuß. Bevollmächtigten, dem Marq. von Lucchesini und dem General von Zastrow, wird ein Waffenstillstand abgeschlossen.

17. Der franz. General Lagrange, Gouverneur von Kurhessen, fordert das entlassene kurhessische Militär auf, in französische Kriegsdienste zu treten.

18. Der König von Holland trifft, von seiner Armee zurückkommend, wieder in dem Haag ein. — Die Festungen Czenstochau und Lenczyc gehen durch Kapitulation über.

19. Hamburg wird von dem Marschall Mortier im Nahmen des Kaisers Napoleon in Besitz genommen. — Die kursächsischen Minister, Graf von Looß und General von Low, werden entlassen.

20. Bremen wird durch den Gen. Clement im Nahmen des Kaisers Napoleon in Besitz genommen. Die Stadt und Festung Hameln geht durch Kapitulation über.

21. Kaiser Napoleon erklärt die brittischen Inseln in Blockadezustand, untersagt, so weit seine Macht reicht, allen Verkehr mit England, und allen Handel mit englischen Waaren, befiehlt die Konfiskation derselben, und die Gefangenehmung aller Engländer, die in den von franz. Truppen besetzten Ländern befindlich sind.

25. Kaiser Napoleon verläßt Berlin und begiebt sich nach Posen. — Die Festungen Nienburg und Plassenburg gehen durch Kapitulation über. — Kurhaven wird von französischen Truppen besetzt.

28. Das Herzogthum Mecklenburg-Schwerin wird vom franz. General Michaud im Nahmen des Kaisers Napoleon in Besitz genommen. — Desgleichen Lübeck vom Gen. Buget. — Der Kurfürst von Sachsen kommt nach Berlin.

Der Fürst von Isenburg ruft die preuß. Kriegsgefangenen auf, in französ. Kriegsdienste zu treten. — Den preußischen Staaten wird eine Kontribution von 100 Millionen Franken auferlegt. Die Stadt Berlin muß davon 10 Millionen Franken und das Fürstenthum Baireuth 2½ Mill. Franken bezahlen. Das Herzogthum Braunschweig muß 5½ Mill. Fr., Koburg 981,170, Weimar 2,200,000, Hildburghausen 500,000 Franken als Kriegskontribution erlegen. — Bei der fortdauernd sanften Herbstwitterung blühen noch in der Mitte dieses Monaths in Baiern und Schwaben Blumen in den Gärten zum zweiten Mahle und die Landleute mähen das noch immer wachsende Gras auf den Wiesen ab.

Etwas für Zeitungsleser über Zeitungen.

Die Bequemlichkeit, seinen Freunden und Bekannten in Briefen Nachrichten mitzutheilen oder von ihnen zu erhalten, mußte bald auf den Gedanken bringen, die vorzüglichen Neuigkeiten auszuheben und durch den Druck weiter zuverbreiten. Je mehrere Zeitungen entstanden, desto leichter ward es, aus denselben wieder die Quintessenz heraus zu ziehen und solche vermittelst eigener Correspondenz noch mehr zu berichtigen.

Bald fieng man auch an, die Neuigkeiten nach Verschiedenheit der Materien abzusondern und ihnen eigne Blätter zu widmen. So haben wir jetzt gelehrte Zeitungen, Handelszeitungen, Intelligenzblätter, politische Zeitungen u. s. w. wovon die letzten am ersten in Gang kamen. Schon im 16ten Jahrhundert hatte man Zeitungen in Deutschland, welche aber nur zu gewissen Zeitläuften und unregelmäßig erschienen. Allein schon im Anfange des vorletzten Jahrhunderts erhielten die deutschen Zeitungen eine daurende und regelmäßige Einrichtung. Z. B. das Aviso oder wöchentlich einkommende Zeitung 1627 aus Wien, Prag, Werden, Hamburg, Magdeburg, Amsterdam, Köln, Peina Neus und Brüssel. Gedruckt im Jahr 1627 nebst einem Holzschnitt.

Erst im Jahr 1631 fieng der Arzt Theophrast Remaudot zu Paris an, wöchentlich politische Zeitungen zu schreiben, wovon auf der Bibliothek zu Hannover der Anfang vom Jahr 1631 — 1694 in 54 Quartbänden aufbewahrt wird.

Gelehrte Zeitungen wurden zuerst durch den Parlamentsrath von Sallo 1665 in Frankreich geschrieben; in Deutschland waren die Leipziger die ersten, welche Joh. Gottl. Krause 1715 anfieng, unter dem Titel: Nouvelles ordinaires de divers endroits, nachher hießen sie: Gazettes de France. Ein Verzeichniß von gelehrten Zeitungen und Zeitschriften liefert Wald Einleitung in die Geschichte der Wissenschaften.

Die Intelligenzblätter, Wochenblätter, oder Polizei- und andere dahin einschlagende Nachrichten nahmen in Deutschland erst im vorigen Jahrhundert ihren Anfang, da man zu London schon 1637 ein Intelligenzcomptoir errichtet hatte.

Diese Erfindung der Zeitungen ward mit solchem Beifall aufgenommen, daß ihre Anzahl in kurzer Zeit sehr stark anwuchs. In Deutschland z. B. kann man weit über 60 Städte zählen, wo dergleichen politische Nachrichten erscheinen. Rechnet man nur jede Auflage zu 500 Exemplaren, und für jede Woche drei Stück, so sind das schon wöchentlich 90,000, jährlich 4 Millionen 680,000 Stück, welche man jährlich für Deutschland allein auf 5 Millionen ansetzen könnte. Doch dieß ist kein Vergleich gegen die Sündfluth der englischen Zeitungen. Im Jahr 1790 kamen in England 13 Millionen 392,103 Stück heraus, wie Kanzler in seiner politischen Staatenzeitung anführt.

Unter verschiedenen Formen, Einkleidungen und Titeln, mit und ohne Stempel, Holschnitte, Kupferstiche, laufen nun mit jedem Posttage, wahre und falsche, wichtige und unwichtige, fremde und einheimische Neuigkeiten durch ganz Europa, ja, von einem Welttheile zum andern, und verbreiten Freud

und Leid, Gutes und Böses, Ehr und Schande, Tod und Leben, Krieg und Frieden, Zeitvertreib und Nutzen, in den Pallästen der Großen sowohl als in der Hütte des Handwerkers und des Landmanns. Mit ihnen reisen wir ohne Kosten auf unserm Sorgestuhl bald zu Wasser bald zu Lande, ohne Schiffbruch oder Räuber zu befürchten, ohne Frost und Hitze zu scheuen, durch alle Zonen und Welttheile, forschen in die Kabinetter der Kaiser und Könige, durchwandern die Heerlager Napoleons, Alexanders, Friedrich Wilhelm und Gustav des Vierten, schauen in das Gewühl des Aufruhrs in den türkischen Ländern, seufzen mit den armen Schwarzen in den englischen Colonien, weinen über die Hungersnoth der Chineser und freuen uns über die reichen Zucker- und Kaffee-Aerndten. Bald bewundern wir den, mit Racketenfluge emporstrebenden Helden, bald den, auf seinem Sehrohr über unser Sonnensystem sich hinauswagenden Beobachter der Gestirne. Heut sehen wir die altrömische Räuber-Republik in Botany Bay, segeln morgen mit Forster und Cook nach dem glücklichen Otaheite, oder helfen dem halb erstarrten Schiffer eine Durchfahrt unterm Nordpol suchen. Bald mischen wir uns in die Streitigkeiten des englischen Parlaments, drängen uns in die Verhöre der rebellischen Irländer, besuchen die angekündigten Conzerte oder lassen uns durch eine neue Oper bezaubern.

Durch sie schallt die Stimme der Herrscher vernämlich in der Welt, übereilt die Rache des Richters den künftigen Missethäter; durch sie theilen wir nahen und entfernten Freunden unser Wohl und Wehe mit, oder erfahren das ihrige. Auf dem schnellen Fittig der Zeitung fliegt jede der Menschheit, den Wissenschaften und Künsten nützliche Entdeckung, jede große und schöne That, komme sie aus welchem Kopf, aus welchem entlegenen Winkel sie wolle, nach wenig Wochen über die gesittete Welt, und trägt tausendfältige Frucht.

Nie war ein Zeitraum ergiebiger an höchstmerkwürdigen und folgenreichen Begebenheiten, an wichtigen Entdeckungen und neuen Erfindungen, an großen und berühmten Männern aller Art, als die letzten Jahre des vorigen und die Jahre des begonnenen Jahrhunderts, welches hierinn allem Anscheine nach, alle vorhergegangene übertreffen möchte. Mit jedem Schritt, den unser Säkulum vorrückt, drängen sich die wunderbarsten Revolutionen an einander, desto fester scheinen die Knoten des großen Schauspiels sich zu schlingen. Mit jedem Tage eröffnet sich eine neue Ansicht der Dinge, fast jede Stunde ändert sich die Scene; die Erwartung des bestürzten Zuschauers ist aufs Höchste gespannt, und der denkende Weltbürger zittert voll Ungewißheit, ob das begonnene Jahr mit einem Lust- oder Trauerspiele seine merkwürdige Rolle beschließen werde.

Müssen alle Unterthanen zum Kriegs-Vorspann beitragen?

Im oberpfälzischen Wochenblatte vom 26. Dez. 1806 S. 880 wird eine hierüber von Jemand geschehene Anfrage fingirt, und diese Frage verneinend beantwortet.

Der Verfasser der Antwort stellt sich über den Frager sehr ungehalten: es ärgert ihn, daß man über eine so helleinleuchtende, so ausgemachte Sache noch zweifeln könne: er weiset den Frager an die bestehenden Verordnungen; um ihm aber die Mühe des Nachschlagens zu ersparen, besonders auf das Generalmandat vom 27. Jäner 1801 in der Maurischen (?) Generalien-Sammlung von 1802 7ten (?) Theil 320. S. n. 72 hin, gemäß welcher von allen Vorspanns-Repartitionen nur allein der wirkliche Monathstand, ohne irgend auf den Stand des Besitzers Rücksicht zu nehmen, zum Grund gelegt werden soll.

Wiewohl es also, fährt er fort, unwiderruflich festgesetzt sei, daß auch die adelichen, und überhaupt die gefreiten Gutsbesitzer zu allen Kriegslasten beitragen müssen (das wars also

eigentlich, was den Verfasser drückte, und weßwegen er die Anfrage zu fingiren für gut fand) so spreche sich doch aus vorallegirter Verordnung die klare Ansicht dahin aus, daß ein Hofmarksherr, welcher seine Oekonomie-Gründe theilweise verpachtet hat, um so mehr von der Vorspann frei zu lassen sei, als die partiellen Pächter solcher Grundstücke wegen dieser ohnehin einen angemessenen Viehstand halten, und hiernach die verhältnißmäßig treffende Vorspanns-Konkurrenz leisten müssen.

Dieß vorbezeichnete Verfahren sei selbst in dem Urbegriffe (?) und in der Natur der Sache begründet. Noch nie sei der blosse Besitzer eines Hauses mit Konkurrenzen zur Vorspann, oder zu Natural-Lieferungen aufgefordert worden; wohl aber müsse er Quartier tragen.

Nach diesen Ansichten können also, wenn Requisitionen um Holz z. B. zum Bivoaquiren, Kochen rc. eintreten, die mit Holzwachs versehenen Besitzer zur verhältnißmäßigen Konkurrenz angezogen werden: aber es würde gegen die natürliche Ordnung anstossen, dem Besitzer einer Waldung wegen dieser Quartier aufzulegen, Vorspann, oder Getreid- und Fourage-Lieferungen zu fordern.

Die Arroganz und Aufgeblasenheit des Verfassers, mit welchen er es wagt, die Lehre eines Bodmann, Weber, Hatzfeld rc. über Kriegslasten und Schäden umzustossen, höchste Decisionen, die Praxis seiner eignen Provinz, die Grundsätze, und Verordnungen der Landesstellen seiner Provinz als falsch und irrig zu verdammen, und seinen Bescheid als untrügliche Wahrheit aufzudringen, ist doch einmahl zu arg.

Frohnfuhren bei Truppen-Zügen gehören unstreitig in die Kategorie öffentlicher außerordentlicher Leistungen, wozu jeder Unterthan aus dem Grunde des Staatsschutzes, den er genießt, nach dem Maßstabe seines Vermögens zu konkurriren hat. Sie sind eine an alle geforderte Leistung. Es müssen also hierbei eben die Grundsätze eintreten, welche bei Erhebung der Summen zu Bestreitung einer öffentlichen Last nothwendig und erfoderlich sind. Einer dieser Grundsätze ist auch, der Ungleichheit des Reichthums so viel möglich dadurch abzuhelfen, daß man bei Vertheilung jeder Staatslast die Armen erleichtern, und die Reichen beschweren müsse. (Weber über Repartition der Kriegsschäden. S. 300.)

Natürlich ist es freilich, wegen der dringenden Noth eben so nothwendig, als billig, daß die Naturalleistung der Frohnfuhren vorschußweise von jenen geschehe, die wirklich Zugvieh haben, weil nur wirklich existirendes Vieh den Dienst leisten kann. Daß es aber hierbei nach dem mißverstandenen Grundsatze gewisser Herren: es gibt ein Kriegsglück, und ein Kriegsunglück, wen es trifft, den trifft es, belassen werden müsse, würde gegen alle Ordnung der Dinge laufen. Es bleibt nach der Rechts-These doch immer auch der nicht mit Zugvieh versehene Unterthan zu der Frohn verbunden. Die Vorschußleistenden Unterthanen haben zur gegründesten Entschädigung an dem Rhodischen Gesetze ihren Schutzpatron.

Allerdings sollen alle von einer Gemeinde geleisteten Fuhren verzeichnet, taxirt, und unter sämmtliche Gemeindsleute, welche dort mit Bürger- und Nachbarsrecht versehen sind, ohne Verschonung der Exemten und Privilegirten, nach Verhältniß der Güterzahl, oder des Schätzungskapitals, oder auf den Fuß einer gütlichen Uebereinkunft ausgeschlagen, und der Gestalt zur Entschädigung reduzirt werden. So werden wirklich im größten Theile von Schwaben die Fuhren und andere Kriegslasten unter den Gemeinden und Aemtern ausgeglichen.

Nach der Praxis der obern Pfalz ruht die Pflicht der Vorspannleistung auf dem Besitze von Grundstücken, oder auf dem Zugvieh, welches Jemand vermöge seines Gründebesitzes wirklich hält, oder doch in der Regel halten sollte, oder könnte.

Das die Kriegsfuhr-Frohnen repartirende Landgericht hält sich an die Eigenthümer der katastirten vorspannpflichtigen Güter. Ob dieselben verpachtet sein oder nicht, davon hat es keine Notiz zu nehmen: so wie die Staatsabgaben unverändert auf

den Gütern liegen bleiben müssen, so müssen es auch die Militär-Frohnen als ebenfallsige Staatslasten. Die temporäre Nutznießung kann keine Veränderung hervorbringen. Durch die Verpachtung von Schloßbau-Gründen wird die Einhöfung derselben nicht gemindert; die der Pächter nicht erhöht. Auch ist es keineswegs richtig, daß der Pächter einzelner Grundstücke deßwegen seine Mönath vermehre: er beschlägt dieselbe meisten Theils nebenher mit seiner vorigen Mönath. Wer demnach im Momente, wo die Fuhren geleistet werden sollen, mit Zugvieh nicht versehen ist, der hat für seinen Theil in Geld zu konkurriren, oder die ihn betreffenden Fuhren zu verdingen. Sind Gründe veräußert, ist aber diese Veräußerung dem Landgerichte nicht insinuirt worden, und keine Umschreibung, keine Veränderung der Einhöfung in den Katastern geschehen, so versteht es sich wieder von selbst, daß das Landgericht die Fuhren noch wie vor anrepartire.

Gienge es an, sich der Frohnfuhrenpflicht durch Abschaffung des Zugviehes zu entledigen, so würden die meisten ihre Gründe durch gemiethete Mönath bestellen lassen, und sich keine mehr halten, oder die Gründe verpachten: woraus unleidentliche Prägravationen der mit Mönath Versehenen entstehen müßten. Dergleichen Verpächter wären dann auch zu keinen Ersatz des auf der Vorspann zu Grunde gegangenen Viehes, Schiff und Geschirrs, zu keiner Naturalien-Lieferung zu konkurriren schuldig. (**Der Beschluß folgt.**)

Fortsetzung des Gespräches einiger Landleute über ökonomische Gegenstände.

Pf. Es versteht sich von selbst, daß, wenn man bei der Trennung eines Guts viele Grundstücke verschiedenen Nachbarn verkaufet, und von jedem die Taxe der besondern Kauf- und Gerechtigkeitsbriefe fodert, wie es in vielen Orten geschieht, große Unkosten entstehen müssen, besonders da auch die Laudemien schon darum weit höher steigen, weil man für einzelne Gründe einen weit höhern Kaufschilling erhält.

Amtm. Leider, wird oft die beste Absicht der Regirung vereitelt. Anfangs stämmte man sich gewaltig wider die Trennung der Bauergüter: Aber jetzt, da man davon so großen Gewinn zu machen versteht, ist sie beinahe überall willkommen. Hiervon genug.

Pf. Zum Beschluß will ich noch fragen, ob Herr Dr. Thaer behaupte, daß man den Fruchtwechsel allgemein oder überall einführen soll.

Amtm. Keineswegs. Er hat sich gegen diesen Vorwurf öfter und erst noch im zweiten Jahrgange seiner Annalen S. 105 erkläret. Allein er hat einige Anhänger, welche auf alle diejenigen schimpfen, welche die Drei- oder Vierfelderwirthschaft treiben. Sie glauben, daß sie darum zu der gelehrten Partei gehören. Dr. Thaer gesteht öfter, daß es gar kein Acker-System gebe, und bestimmt selbst einige Fälle, in denen sich der Fruchtwechsel nicht ausführen läßt.

Dr. Albert, Einer der hitzigsten Vertheidiger des allgemeinen Fruchtwechsels mißbilligt in den **Annalen der Landwirthschaft von Thaer ersten Jahrgang** 1805. S. 657, die Dreifelderwirthschaft und Brache der thüringischen Bauern in der sogenannten **Güldenen Aue** nicht, weil sich daselbst die Fruchtbarkeit des Bodens, ungeachtet des starken Getreidbaues seit vielen Jahrhunderten immer erhalten hat.

Es ist nicht ungewöhnlich, sagt er, **daß man daselbst mehr als 16fältig ärnte.** Haben wir in Baiern nicht auch solche fruchtbare Gegenden oder Auen? Das Ackerfeld unsers Dorfes ist keines von den Besten, und doch ärnten wir 12 und manchmahl auch 14 fältig. Daß die Thüringer Bauern überhaupt bei ihrer Dreifelderwirthschaft gutes Getreid bauen, kann er nicht widersprechen und gibt zur Ursache an, daß sie viele Bäche und gute natürliche Wiesen haben: befinden wir uns nicht in eben diesem Falle?

Die Baiern und Thüringer haben einen ganz andern Getreidboden, als er insgemein in andern

nordischen Ländern ist. Man fängt überall an, mit der Kultur großes Aufheben zu machen, aber in vielen Orten ist der Weitze und Rocken so schwach, und kurz, daß man sie bloß mähet. Wenn Dr. Albert und andere die vorzügliche Güte ihres Wintergetreides ausdrücken wollen, so bemerken sie, daß man sie mit der Sichel schneide. Wir schneiden in vielen Orten sogar das Sommergetreid mit der Sichel, und es erwecket bei uns Erbarmen, wenn man von einem Bauer im Oberland höret, der sein Wintergetreid bloß gemähet hat. Man erlaube uns also, das wir von unserm Boden so viel fordern, als er uns, ohne die Dauer seiner Fruchtbarkeit zu verlieren, geben kann.

Da wir so viel, als es nöthig ist, auch Brache halten, so pflügen wir weit mehr als an andern Orten, und erhalten unsere Aecker lockerer und reiner, und bestellen unsere Felder weit ordentlicher. Die Saatzeit war im Jahre 1805 sehr schlecht, und wir hatten zugleich fremde Armeen im Lande. Des ungeachtet wurden die Winterfelder, freilich nicht überall, so gut, wie sonst, bestellet.

Dagegen gesteht Dr. Albert S. 699, daß man in diesem Jahrgange bei dem beständigen Fruchtwechsel die Winterfelder nicht besäen konnte. Die Aernte war sehr spät, sagt er, und man konnte nicht zweimahl vor der Winterbestellung, was doch nothwendig ist, pflügen. Solche Unglücke treffen uns bei unsrer Wirthschaft nie.

Pf. Sollte man nicht in dem magern Sandboden des Oberlandes die Wechselwirthschaft einführen können? Man kann nicht widersprechen, daß es daselbst schlechte Aernten gebe, wenn zwei Jahre nacheinander Getreid gebauet wird. Daselbst ist also der Beweggrund, warum wir die Drei- oder Vierfelderwirthschaft haben, nicht vorhanden.

Amtm. Es wäre gewiß vortheilhaft, wenn man daselbst beständig alle Gründe mit Getreid und Futterkräutern anbauen könnte: allein ob das möglich sei, müssen vernünftige Landleute im Oberlande am Besten entscheiden können. Diese wichtige Veränderung würde wenigst sehr langsam gehen. Als Herr Dr. Thaer das Gut Mögelin kaufte, ließ er einen großen Theil des magern Bodens ein und anders Jahr brache liegen, und einen Andern besäete er mit Kiefern oder Forlen. Von 600 Morgen bestimmte er 100 bloß zur Schafweide. Auf den übrigen will er im ersten Jahre Erbsen und Wicken oder Buchweitzen, und im zweiten Jahre Rocken bauen, und sie darnach wieder zwei Jahre brache liegen lassen.

Das ist kein Wechsel, sondern eine Hollsteinische oder Meckelnburgische Wirthschaft.

Pf. Man muß aber bedenken, daß Dr. Thaer zu Mögelin erst zu wirthschaften angefangen habe, folglich den Fruchtwechsel nur nach und nach einführen könne.

Amtm. Das ist allerdings wahr; allein wenn er auch seinen Fruchtwechsel schnell zu Stande bringen wird; so wird man dagegen einwenden, daß er im Sommer und Winter jährlich erstaunlich viel Moder-Erde, welche man in unserm magern Oberlande selten findet, auf die Aecker fahren, und daß er 50 Morgen natürlicher Wiesen, welche wie er selbst sagt, von der vortrefflichsten Gattung sind, und nebenbei sehr vielen guten, zum Getreidbau tauglichen Boden besitze.

Ich gestehe gern, daß der Fruchtwechsel für das Oberland besser als die magere Dreifelderwirthschaft wäre: aber ich vermuthe daß derselbe in solchen magern Gegenden nicht anwendbar sei, und man folglich froh sein müsse, wenn eine gute Hollnsteinische oder Meckelnburgische Wirthschaft eingeführt werden kann.

Man muß von einem vernünftigen Eigenthümer nicht verlangen, daß er auf die Kultur eines schlechten Bodens mehr Kapital verwende, als er verzinsen kann. Daß es dergleichen schlechten Boden gebe, gesteht selbst Dr. Tharer in seinen Annalen 2 Jahrg. Monath Juli, S. 21. da es gemäß der allegirten Annalen S. 25, in der Natur der Schafe liegt, eine weite Oberfläche der Erde zur Weide zu bedürfen; so wird man den magern Sandboden meisten Theils am Besten zur Schafzucht verwenden können.

Wenn die Freiheit des Eigenthums hergestellet, und alle Hindernisse derselben gehoben sind; so wird man im magern Oberlande gewiß den Vortheil, welchen daselbst die Schäfereien verschaffen, einsehen, und vorzüglich benützen; und wir werden in Baiern auch Ueberfluß an Wolle haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

6. Stück. Freitag, den 30sten Jäner. 1807.

Modeschulden.

Nicht Kleider nur, Kost, Wasch und Nahrung, Holz und Licht,
Nein, schuldig ist die hochgebohrne Schöne
Auch ihre Locken, ihre Zähne,
Und ihr Gesicht.

Auszug aus dem 3ten Stücke des Regirungsblattes vom 24sten Jäner.

Nachdem durch die Verordnung vom 24. Sept. 1806 das Bier- und Brandwein-Aufschlag-Gefäll in Baiern eine gleichförmige und zweckmäßiage Einrichtung erhalten hat, und mit diesen ein verhältnißmäßiges gerechnetes Biersatz-Regulativ in untrennbarer Verbindung stehet, wurden unterm 2ten December des nähmlichen Jahrs zwei, nach Vernehmung der Sachverständigen schon vor geraumer Zeit hergestellt, und nun nach dem dermahligen Aufschlags-Betrage rektifizirte Tabellen zum Drucke befördert und verordnet, daß selbe ins Künftige mit zur Grundnahme der Gersten- und Hopfenpreise die Norm des braunen Winter- und Sommer-Biersatzes ausmachen, und nach diesem Satze das Bier nach klaren Inhalt der Mandaten vom 3ten Mai 1759, und 12. März 1760 von den Bräuern, den Wirthen, oder andern, vom Ganter aus abgegeben werden soll.

Diese Tabellen, welche oben die Progression der Hopfenpreise, und auf der linken Seite die Progression der Gerstenpreise erhalten, bezeichnen mit Anwendung der eintretenden Preise im rechten Winkel den Satz einer Maß des Winter- und Sommerbiers mit Einrechnung des Aufschlages, jedoch ohne Einrechnung des einigen Orten bewilligten besondern Bierpfennings.

Dabei aber wird verordnet, daß da die Pfennings-Fraktionen nach 100 Theilen eines Ganzen in diesen Tabellen angenommen worden sind, diese Fraktionen, sobald sie unter $\frac{40}{100}$ fl. stehen, zum Besten des Publikums bei dem Biersatze ganz weggelassen, und dagegen, wenn die Fraktionen über $\frac{40}{100}$ fl. stehen, zum Besten der Bräuer für einen ganzen Pfenning angesetzt werden sollen.

Durch ein allerhöchstes Rescript vom 31. Dez. v. J. wurde verordnet, daß, da die innere Einrichtung des chirurgischen Klinikums an der Universität Landshut dahin gediehen ist, daß nun auch zu chirurgischen Operationen geeignete Kranke vom Lande darin aufgenommen, und in größerer Anzahl als bisher verpflegt werden können, so haben sich solche Kranke, welche die Aufnahme wünschen, künftig an den Vorstand des chirurgischen Klinikums, Professor Walther, zu wenden, und für die Verpflegung in demselben, die Arzneien mit eingeschlossen, täglich 30 kr. zu entrichten. Den Betrag, um welchen die Verpflegungs-Kosten diese Summe übertreffen, entrichtet die Kasse des Klinikums.

Für arme Kranke, welche aus eigenen Mitteln jene Summe nicht entrichten können, haben die

Landgerichte nach Inhalt der über die Armenanstalten auf dem Lande unter dem 23sten November 1804 erlassenen allgemeinen Verordnung zu sorgen, sohin die Kosten aus den darin bestimmten Mitteln eines jeden landgerichtischen Armenfonds, welcher in Ermanglung anderer Quellen durch gleichheitliche Konkurrenz des ganzen Landgerichtes hergestellt werden muß, zu bestreiten.

So weit die Kasse des chirurgisch-klinischen Instituts es zuläßt, werden auch in einzelnen Fällen arme Kranke unentgeldlich in das Institut aufgenommen, und lediglich auf Kosten desselben verpflegt.

Besonders gilt dieses von Staarblinden, und anderen zu einer operativen Behandlung geeigneten Augenkranken.

Die Beamten und Pfarrer werden daher angewiesen, gemeinschaftlich mit den Landgerichts-Aerzten solche Kranke anzuleiten, sie an das Institut zu senden, und sich mit dem Vorstande selbst in das Benehmen zu setzen, ob die Uebernahme gegen obige Kosten-Vergütung, oder unentgeldlich geschehen könne.

Sie sollen jedoch in diesen Fällen mit Ausstellung der Armuthszeugnisse sehr vorsichtig sein, damit dem Institut die Mittel, wahrhaft Arme zu unterstützen, nicht durch Subjekte, welche sich bloß dafür angeben, entzogen werden.

Müssen alle Unterthanen zum Kriegs-Vorspann beitragen?

(Beschluß.)

Ganz anders denken und handeln die oberpfälzischen Landeskollegien. Unterm 26. Sept. 1800 gab die Landesdirektion die Entschließung:

„nach gegenwärtigen Verdnungen sollen
„sämmtliche Städte und Märkte nach Verhältniß ihrer besitzenden bürgerlichen Feldgründe zu den sämmtlichen Kriegsvorspannen angelegt werden."

Unterm 12ten Mai 1801 ist vom oberpfälzischen General-Landes- und Marsch-Kommissariate verordnet worden:

„daß die Last des Vorspanns nicht allein auf die
„mit Pferden versehenen Unterthanen, sondern
„ihnen von den Feld- und Wiesgründe Besitzenden zur Entschädigung ein verhältnißmäßiger
„Beitrag gemacht, oder die Repartition so gemacht werde, daß die mit Mähn nicht versehene
„Unterthanen, wenn die Reihe des Einspannens
„an sie kömmt, die sie betreffenden Fuhren verdingen können.

Erst im Jahre 1805 unterm 12ten Juli entschied das königl. Hofgericht Amberg in einer Appellations-Streitsache der Bauern zu G. mit den Köblern daselbst wegen Konkurrenz zu den Militärfuhren nach vorläufig erhohlter Erinnerung der Landesdirektion:

„daß die Schuldigkeit zu Territorial-Mònaths-
„Scharwerken der bisherigen Landesobservanz gemäß aus dem Besitzthume liegender Gründe
„hervorgehe, folglich die Besitzer liegender Gründe, ohne Rücksicht auf den Mònathstand, zur
„Mònathscharwerk zu konkurriren schuldig sein"

Wenn der diktatorische Ausspruch des Verfassers, daß die Vorspannspflicht auf dem aktualen Mònath-Stand hafte, so richtig ist, wie kommt es denn, daß die Landesdirektion bei Güterzertrümmerungen auf die abgetrennten Theile allemahl so sorgfältig die Quoten ausschlägt, nach welchen die Besitzer derselben zu den öffentlichen ordentlichen sowohl, als außerordentlichen Lasten, als Kriegsvorspann, Lieferungen, Quartier etc. zu konkurriren haben, und warum ergieng denn erst unterm 2ten Sept. 1806 in Ansehung der Strassenfuhr-Frohnen die instruktive Erläuterung:

„Daß nach dem Geiste der Verordnung vom 21.
„Juni 1806 im Stück 31 des Regirungs-Blattes
„§. V. zu diesen Fuhren nicht nach der Zahl
„der Mähnstücke, sondern nach der Gradation der ökonomischen Nutzungen,
„mithin nach dem Hoffuße (wie zu Kriegsfuhren)
„konkurrirt werden soll."

„Aber das Mandat vom 27sten Jäner 1801 in der Mayerschen Generalien-Sammlung ist klar.“ Hierüber muß erinnert werden:

1) Es ist sehr voreilig, einen Privaten auf die neue Mayersche Generalien-Sammlung von 1802 zu verweisen, da bis zu diesem Augenblicke sogar die wenigsten Landgerichte und Regirungsräthe damit versehen sind.

2) Das allegirte Mandat ist keineswegs ein von der höchsten Stelle ausgegangenes, für alle Provinzen des Königreichs, und beständig geltendes Gesetz; sondern bloß, wie der Verfasser aus dem baierischen Intelligenz-Blatte von 1801 St. V. S. 65 ersehen mag, eine temporäre, die Provinz Baiern angehende Verfügung der baierischen Kriegsdeputation. Einen Oberpfälzer auf diese Verfügung hinzuweisen, geht also eben so wenig an, als wenn ein Baier auf die Beobachtung der Verordnung der oberpfälzischen Landesdirektion über das einzelne Hüten vom 18. Mai 1804 o. pf. Regirungsblatt St. 21, S. 405, oder über den Getreid-Aufkauf vom 24sten Mai 1805 Intelligenzblatt von 1805 St. 25, S. 396 angewiesen werden wollte. Wenn Hr. v. Mayer jene und ähnliche Verfügungen in seine Sammlung aufnahm, so hatte er die Absicht, bloß das Geschehene während dem franzöſ. Kriege der Nachwelt aufzubewahren, nicht aber alles Geschehene für eine beständige gesetzliche Vorschrift auszugeben: wie aus seiner Vorrede abzunehmen ist.

3) Jene Verfügung der baier. Kriegsdeputation ward unter ganz andern Umständen getroffen: damahls wußte man die Gradation des ökonomischen Besitzthums der Klöster und Hofmärke noch nicht: wäre also der Vorspann nach dem bekannten Hoffuße ausgeschlagen worden, so würden viele Unterthanen ganz leer durchgekommen sein. Zudem war damahls den Unterthanen eine allgemeine Repartition aller Kriegslasten zugesichert; die erwähnte Verfügung konnte also um so unverfänglicher getroffen werden.

Vollends lächerlich ist, was der Verfasser gegen das Ende seines Aufsatzes radotirt; daß nämlich bei Holz-Requisitionen nur die Eigenthümer von Holzwachsen verhältnißmäßig hergenommen werden müssen. Daraus müßte folgen, daß requirirte Schuhe, Tuch, Brantewein, Pferde, Schafe ꝛc. nur allein die Schuhmacher, Kaufleute, Brantweinbrenner, Pferd- und Schaf-Besitzer verhältnißmäßig beizuschaffen, und andere, welche nichts dergleichen besässen, auch nicht dazu zu konkurriren verbunden wären.

Aus allem ergibt sich, daß der fingirte Anfrager bei Weitem nicht verdient hätte, auf eine so lieblose, höhnische Art abgefertigt zu werden, und daß der Verfasser noch lange der Mann nicht ist, welcher die Verfahrungsweise der Landrichterämter in Repartition der Kriegsfuhren gründlich zu tadeln, und sie eines Bessern zu belehren im Stande war.

Fortsetzung des Gespräches einiger Landleute über ökonomische Gegenstände.

Pf. Zur Freiheit des Eigenthums gehöret ohne Zweifel auch das Abbauen, Trennen, Zerstückeln, oder Parceliren der Bauern-Güter.

Wirth. Ich bin mit dem Zerstückeln, oder Zertrümmern der Güter in vielen Fällen nicht verstanden. Manchmahl kaufet sich jemand schlechte Gründe zusammen, und heirathet darauf. Ehe die Obrigkeit das bewilliget, muß sie zuvor wissen, daß sich die Gründe so in Kultur bringen lassen, daß sie eine Familie ernähren können, sonst bekömmt man durch dergleichen unüberlegte Bewilligungen nur Bettler. Mit solchen Leuten ist dem Staate und den Gemeinden nichts geholfen.

Besser ist noch die Familie eines Tagwerkers, welcher den Unterhalt von dem Bauer, der ihm heirathen ließ, erhält. Der Tagwerker hat um das, was sein Unterhalt kostet, vorhin durch seine Ar-

heit die Production des Bauergut vermehret, und dadurch hat sich die Bevölkerung ohne Schaden des Publikums vergrößert. Schlechte Gründe, welche sich nicht durch ihre Quantität zum Unterhalt einer Familie qualifiziren, taugen besser zum Holzwachs, oder als Nebennutzung zu einem andern Gut. Selbst auf einem guten Boden kann sich eine Familie, wenn der Raum zu eng ist, nicht ernähren. Anstatt so klein nahrungslose Güter zu vermehren, sollte man die bereits vorhandenen lieber vereinigen.

Oft unterstützet ein Grund den andern, zum Beispiel das Bruchland (natürliche gute Wiesen) das Höheland, oder das in Anhöhen liegende schwere Ackerfeld. Auf diesem ist die Futterung durch den künstlichen Anbau hart, und nur mit großen Unkosten zu gewinnen, und auf den guten Wiesen ist der tiefen, feuchten Lage halber, der Getreidbau nicht so vortheilhaft wie der Graswachs: Es wäre daher selbst für den Staat schädlich, wenn solche Güter welche sich einander so mächtig unterstützen, getrennet würden. Jedes solches Land ist für sich weit weniger werth, als wenn sie miteinander verbunden sind.

Obm. Ein großer Bauer hat bei seiner Wirthschaft viele Vortheile, die ein Söldner nicht haben kann. Ein Bauer kann mit 8 Pferden mehr thun, als 6 Söldner, welche nicht mehr Gründe als der Bauer haben, mit 12 Pferden leisten können. Ein Bauer kann die Geschäffte mit weniger Geräthschaften und Arbeiten besser als die Söldner verrichten. Nur der Bauer hat Leute und Pferde genug, um die Erde aus Teichen und den Mergel auf die Aecker zu fahren und kostbare, wichtige Verbesserungen zu machen. Und in Kriegszeiten! Es war ein Glück, daß wir so viele Bauern hatten, welche die nöthigen Vorspanne leisten konnten.

Bei großen Gütern brauchet man auch weniger Bau-, Brenn- und Backholz, was gewiß von großer Wichtigkeit ist. Es hat also keinen Zweifel, daß der Bauer, welcher eine odentliche Wirthschaft führet, in vielem Betracht besser kultiviren, und von jedem Morgen mehr als die Söldner gewinnen könne.

Die Söldner sind freilich oft wohlhabender, und ihre Aecker besser als die der Bauern: Man bedenke aber, daß die Söldner unsere Raine und kleine Grasflecken mit und wider unsern Willen benützen, bei der Auseinandersetzung der Gemeinheiten manchmahl so viel als die Bauern erhalten, und verschiedene andere kleine Vortheile genießen. Man bedenke auch, daß die schweren Lasten, wie Steuern, Anlagen, Vorspannen, Quartiere und Lieferungen beinahe ganz auf den Bauern liegen. Nicht die Städter und Söldner, sondern die Bauern sind es, welche die Staatskasse füllen, ihr überflüßiges Getreid in die Schrannen und ins Ausland bringen, und das Geld, das durch den Luxus versplittert wird, wieder gewinnen. Hätten wir nur Söldner und Kleinhäusler, welche ihr Getreid selbst verzehren, und hiermit manchmahl nicht klecken, so würden wir bald arm werden, und dadurch selbst die höheren Stände viel zu leiden haben.

Pf. Die Bemerkungen welche der Wirth und Obmann gemacht haben, sind wahrlich sehr wichtig. Man sollte beinahe glauben, daß die königliche Preußische Regirung in dieser Hinsicht, wie einige Schriftsteller behaupten, einen Staatsfehler begangen habe. Die Vogtländischen, sächsischen und schleßischen Fabrikanten und Manufakturisten gewannen zwar auch fremdes Geld; aber bei den erfolgten Mißjahren wurde diese Klasse der Menschen in das schrecklichste Elend versetzet, wodurch sich der allgemeine Brodmangel auch bei den übrigen Ständen vergrößerte.

Amtm. Obige Bemerkungen des Wirths und Obmanns beweisen nicht mehr, als daß wir nebst den Söldnern auch viele Bauern haben müssen, welche mit ihrem entbehrlichen Getreide die Städter nähren, und fremdes Geld ins Land bringen: Kurz, sie beweisen, daß die Bevölkerung nicht der einzige Zweck des Staats sei. Die Uebervölkerung

ist meisten Theils nur in Städten; und daselbst auch am Schädlichsten und Gefährlichsten. Auf dem Lande hat jedermann, der arbeiten will und kann, sein Stücklein Brod zu essen, und im Winter eine warme Stube. Wer nicht mit Pferden arbeiten kann, der gräbt mit der Spate den Boden um, wovon man an den Niederlanden ein Beispiel hat.

Söldner und Tagwerker, welche eine oder zwei Kühe haben, sammeln die dort und da stehenden Gräser, welche sonst verloren giengen. Sie jäten in den Aeckern der Bauern, das diese ihnen gern gönnen, weil sie zu diesem nützlichen Geschäffte selten Zeit haben. Wann mit der Zeit der Zunftzwang auf dem Lande, das sich mit Grund hoffen läßt, aufgehoben wird; so werden sich die Kleinhäusler nicht bloß von ihrem kleinem Felde, das dazu nicht hinlänglich sein mag, nähren, sondern auch allerlei Handthierungen ergreifen.

Es werden Schneider, Schuster, Maurer, Zimmermänner, Weber Korbmacher, Hafner ꝛc. entstehen, und mit ihrem Gewerbe das ersetzen, wozu ihr kleiner Feldbau nicht erklecket.

Wenn wir nicht viele solche kleine Familien hätten, so würde gar bald die Entvölkerung und ein Mangel an Arbeitern entstehen, besonders da der Staat in gegenwärtiger Zeit den Wehrstand so sehr vermehren muß.

Ich will hier Eine der wichtigsten Einwendungen, welche der Wirth wider die freie Trennungen der Bauergüter gemacht hat, beantworten. Nach seiner Meinung sollte der Staat nicht bewilligen, daß eine gute, natürliche Wiese vom hochliegenden Ackerfeld getrennet werde, weil dieses dadurch vielleicht seine einzige, Unterstützung verlöre. Allein es wäre der Fall wohl möglich, daß die Verbesserung, welche das Bruchland dem Höhelande verschaffet, nicht so groß als der Nutzen wäre, welchen das Bruchland getrennet, verschaffet. Es folgt auch daraus noch nicht, daß das Höheland durch die Trennung vom Bruchlande ausser aller Kultur käme. Vieleicht könnte der Besitzer des Höhelandes aus der benachbarten Stadt Dünger hohlen, oder eine andere gute Wiese erhalten. Im schlimmsten Falle müßte er seine Kultur verändern, das ist, weniger Getreid und mehr Futterung bauen, oder sein Höheland einem Andern, der mehr Wiesenwachs hat, verkaufen. Obiges Bruchland wird ohne Zweifel der Besitzer eines andern Höhelandes kaufen, weil es dazu vorzüglich gut benützet werden kann; und dem Staate wird es gleichgiltig sein, ob dieses oder jenes Höheland durch das Bruchland verbessert werde.

Ich sehe auch keinen Grund, warum jemand einen kleinen Grund, worauf er sich nicht nähren kann, nicht sollte kaufen können. Die Polizei wird ihm, wenn er sich nicht nähren kann, die Ehe nicht gestatten und er dadurch gezwungen sein, den Grund einem andern, der ihn besser benützen kann, zu verpachten, oder zu verkaufen.

Die einzige Ausnahme oder Beschrenkung möchte allenfalls ratsam sein, daß man, wenn das ganze Gut zu andern grossen Bauergütern verkaufet werden wollte, von den getrennten Gründen so viel zurück behalte, daß sich hiervon eine eigene Familie ernähren könne.

Schon die Verschiedenheit des Bodens das Vermögen oder die Armuth der Unterthanen, und ihr Fleiß und Geschicklichkeit gestatten nicht, eine gewisse Quantität der Gründe für jedes Baugut zu bestimmen. Das immer abwechselnde Verhältniß der Staaten gegeneinander, die Zeit und die Politik führen andere Bedürfnisse und Veränderungen herbei.

Die Bevölkerung kann für sich allein nicht der einzige Zweck des Staats sein, und der Begriff von allgemeiner Glückseligkeit ist dazu zu schwankend. Wenn die geistige und physische Kultur der Menschen der höchste Zweck des Staats ist, so ist die Freiheit des Eigenthums, wie schon vor vielen Jahren ein Baier in seinen Schriften öfter; und erst jüngsthin der berühmte Dr. Krug in Leipzig behauptete, ein sicheres und nothwendiges Mittel, um dazu zu gelangen; eine Wahrheit, welche

man in Süddeutschland weit eher als in Norden erkannt, und in Anwendung zu bringen getrachtet hat. Man hat sich bei uns selbst durch die Erfahrung überzeuget, daß der Ackerbau immer schlecht bestellet ist, wenn die Regirung die Vormundschaft über denselben führen, und die Freiheit des Eigenthums verhindern oder beschrenken will.

Diesem zu Folge muß es der Willkür der Individuen überlassen sein, ob sie ihren Ackerbau vergrößern oder vermindern wollen. Eines jeden Grundbesitzers Nutzen ist mit dem des Staats innigst verbunden. Sind der grossen Güter zu wenig, so werden sich Kaufslustige hervorthun, welche sich arondiren und vergrößern: sind aber derer zu viel, so wird man sich bald bewogen finden, sie zu trennen, besonders da in diesem Falle die kleinen Güter verhältnißmäßig einen weit höhern Werth als die Großen haben werden. Der Staat brauchet hierbei nichts anders zu thun, als die Chikanen und das Uebermaß der Sporteln wegzuräumen.!

Ueberhaupt haben alle Beschränkungen und Hindernisse die Vermuthung wider sich, daß sie verderblich sein.

Es kann der Schwindel ein und anders Individuum ergreifen, und zur falschen Spekulation verleiten; aber das sind einzelne bald vorübergehende Fälle. Solche unbeträchtliche Uebel werden gar bald das Mittel in sich selbst finden, und die betrogenen Spekulanten zur Reformation ihrer unüberlegten Handlungen gezwungen sein. Dagegen würden allgemeine Beschrenkungen von langer Dauer sein und gemißbrauchet werden, und zu allgemeinen Uebeln Anlaß geben. Zur guten Kultur sind Boden, Arbeit, Kapital, Verstand, Sparsamkeit und häusliche Tugend erfoderlich. Diese kann der Staat den Individuen nicht geben, oder nur durch die Freiheit des Eigenthums und durch nützliche Institute geben.

Der erste Schuß im siebenjährigen Kriege.

Im Freimüthigen 1806 Nr. 191 ist eine Erzählung über den ersten Schuß im siebenjährigen Kriege befindlich, die wunderbar genug klingt, um auch die Wunder unsrer Tage begreiflich zu machen. v. Archenholz hat deshalb im Octoberstück der Minerva auf das Verdächtige und Unglaubliche jener Erzählung aufmerksam gemacht, ohne jedoch auf die wahre Darstellung des Vorfalls selbst einzugehen.

Sie folgt hier aus Leonhardi's Erdbeschreibung der churf. und herzogl. sächsischen Länder, zweite Ausgabe, einem Werke, daß wohl nicht in Aller Händen ist, denen diese Kleinigkeit interessant sein dürfte. Ob übrigens die Langeweile des Gen. v. Winterfeld oder die Verbindungen des Dresdner Kabinets mit denen zu Petersburg und Wien den stärkern Antheil am Ausbruch jenes Krieges gehabt haben, ist wohl nicht so entschieden, wie v. Archenholz glaubt. Gewiß ist es, der siebenjährige Krieg wurde treulos eingeleitet, schimpflich begonnen, grausam durchgeführt und glänzend geschlossen. Jetzt sind auch seine Folgen vorüber. — Das Schicksal hat entschieden, wir hoffen, zum Glück der nächsten Generationen, vielleicht auch zum Glück unsrer Tage. — Die Erzählung ist folgende:

Auf dem Berge bey der Stadt Stolpen (drei Meilen v. Dresden) befindet sich ein churf. Schloß, das aus drei durch Zugbrücken mit einander verbundenen Höfen bestehet und ehedem eine sehr gute Bergfestung gewesen ist. — Bei der Einnahme derselben durch die Preußen geschah hier der erste feindliche Schuß im siebenjährigen Kriege, allein auf eine andere Art, als ich (in der ersten Ausg.) auf Treu und Glauben des Eroberers, der die Begebenheit selbst erzählt, nacherzählt habe. Denn es hat sich gezeigt, daß der Generalmajor Warneri zwar Held der Geschichte, Offizier und Erzähler, doch aber kein treuer, wahrheitliebender Erzähler und Mann von Ehre, sondern ein Großsprecher gewesen ist."

„Ich halte es daher für Pflicht, diese Begebenheit den wahren Umständen nach hier mitzutheilen, wie sie Past. Dietmann von einem Augenzeugen erfahren und in Nr. X. Lausitz. Magaz. 1788 bekannt gemacht hat."

„Mehrere Jahre vor dem Ausbruche des siebenjähr. Kriegs war diese Bergfestung mit einer Compagnie Invaliden besetzt und ihr Commandant war der Gen. Maj. Adolph v. Liebenau. Dieser erhielt in der Nacht vom 30 — 31 Aug. 1756 Ordre, die Garnison sogleich auf die damahlige Festung

Sonenstein marschiren zu lassen, welches auch den 31sten Aug. früh Morgens erfolgte, so daß nur der Commandant nebst einem ältern Capitän und einem Lieutenant, die insgesammt in der Festung ihre Wohnung hatten, in derselben zurück blieben.“

„Nach dem Abzuge der Invaliden mußten die Einwohner des Dorfes Altstadt einige Mann zur Bewachung des Schlosses und der Festung stellen, weil sie vermöge des Amts-Erbbuchs in Fehdezeiten hierzu verpflichtet waren. Bis zum 3. Sept. war alles ruhig und niemand vermuthete die von Bischofswerda her am gedachten Tage Abend gegen 6 Uhr in Stolpe ankommenden preuß. Husaren. Fast zu gleicher Zeit war auch der Commandant von seinem in Langenwolmsdorf liegenden Gute zurückgekommen, und man hatte die Aufzugsbrücke niedergelassen, damit er hereinreiten konnte. Dieser zufällige Umstand allein machte den Husaren die Eroberung leicht und möglich; denn bei aufgezogener Brücke war das Eindringen für Cavalerie unmöglich. Unter diesen Umständen ritt der damahlige Oberstlieut. Warneri mit seinen Begleitern in die Festung. Am Stadtthore hatte er zwar einen alten Bürger mit ungeladenem Gewehre und auf der Festung zehn oder zwölf Bauern von Altstadt mit ungeladenen Gewehren — denn mit geladenen wußten sie nicht umzugehen — aber keine Soldaten von den eingegangenen Kreisregimentern angetroffen.

Die Schildwachen mit aufgepflanzten Bajoneten, der Unteroffizier und die Wachen unter dem gewölbten Thore, so wie die übrigen Umstände sind Erdichtungen des prahlenden Warneri; folglich that man ihm keinen Wiederstand und konnte auch keinen thun.“

„Hierauf ließ Warneri Apell blasen, und der Gen. v. Liebenau kam herunter in den Schloßhof. Hier forderte ihm nun Warneri den Degen ab und schoß dem Commandanten, als dieser eben im Begriff war, denselben abzugeben, mit dem Pistol eine Kugel in den Leib, welche er auch mit in's Grab genommen hat. So war der erste Schuß auf eine Warneri entehrende Art angebracht, da Herr von Liebenau auf Gegenwehr gar nicht dachte.“

„Am 18ten Septbr. verließen auch die Preußen eine ihnen unnütze Festung wieder, nachdem sie vorher die Wasserkunst (ein theures Werk) zerstört und den Brunnen verschüttet hatten.“

So erzählt Prof. Leonhardt. Sollten zu Stolpe oder Altstadt noch Augenzeugen leben, so wäre ja eine authentische Nachricht zu erhalten. Warneri kann sich jetzt nicht vertheidigen und doch wird er hierin eines solennen Mordes beschuldigt. — Man erlaube mir nur noch die Frage: war es nicht sehr unüberlegt, Warneri's prahlende Darstellung jenes Vorfalles im „Freimüthigen“ in den Tagen bekannt zu machen, wo die sächs. Armee mit der preußischen vereint zur Schlacht gieng? Mußte man diesen Augenblick benutzen, um Sachsen ernstlich darauf aufmerksam zu machen, wie es von Preußen im siebenjährigen Kriege behandelt worden sei? Oder mußte auch jene Kleinigkeit zur Unzeit kommen?

Reminiscenzen aus der Geschichte Pohlens.

Als Radziminski, Woywode von Posen und erster pohnischer Senator, seine Landsleute am 2. Dez. zur allgemeinen Landesvertheidigung aufforderte, äusserte er unter andern: „Rußland, dem der Pohle sonst seine Zaren auf den Thron setzte, Preußen, von dem er die Lehens- und Huldigungseide empfieng, Oestreich, welches er von der Geißel der Türken befreite — alle diese Reiche sind Meister über ihn geworden, er aber ihr Sklave.“ Solche Aeusserungen, dergleichen jetzt viele ähnliche gehört werden, und die wundervollen Eräugnisse unserer Tage, die eine neue Ordnung der Dinge für Pohlen vorzubereiten scheinen, führen von selbst auf die Geschichte dieses Staates zurück; und je weniger dieselbe zu den bekannteren gehört, desto zweckmäßiger scheint es zu sein, zur Erinnerung oder Belehrung der Leser einen kurzen Abriß dieser Geschichte zu liefern.

Die Geschichte der Pohlen, eines slavischen Volkes, steigt erst spät aus dem mythischen Dunkel hervor. Vor dem Ende des zehnten Jahrhun-

derts erscheint nicht einmahl der Nahme Pohlen, und was früher hin von einem Bauern Piast erzählt wird, — der, aus dem Flecken Kruswick gebürtig, im Jahre 840 von den slavischen Stämmen, die zwischen der Weichsel und Wartha wohnten, zum Herzog erwählt worden sein soll, — beruht auf unverbürgten Sagen. Indessen kettet sich an diese Sagen die Wahrheit der Geschichte. Der Nahme Piast, lehrt sie, wurde in der Folge der Ehrennahme eingebohrner Könige, und von eben diesem Piast leitet sie den ersten kundbaren Regentenstamm her, der bis zum Jahre 1386 in Pohlen blühet. Unter den Sprößlingen dieses Stammes leuchten zuerst Miecilav I. (964 — 992) und Boleslav I. (992 — 1025) hervor; jener, weil er das Christenthum in Pohlen einführte, dieser weil er zuerst den königlichen Titel annahm. Doch blieb dieser Titel bis zum Anfang des vierzehnten Jahrhunderts noch kein festes Eigenthum der pohlnischen Regenten. Die deutschen Kaiser, die durch die Einführung des Christenthums eine Art von Lehnsherrschaft über Pohlen erlangt hatten, machten den Regenten dieses Landes den königlichen Titel streitig; und so lebhaft auch Boleslav I. gegen die Böhmen, Mähren, Russen, Sachsen, Pommern und Preußen gekämpft hatte, so fehlte es doch seinen Nachfolgern an Kraft und seinem Reiche an innerer Festigkeit, um das königliche Ansehen ununterbrochen zu behaupten. Denn Pohlen bestand damahls noch aus mehreren Fürstenthümern, die durch lose Bande vereinigt, und häufiger noch durch Theilungen getrennt waren. So war es der Fall als Boleslav III. (1102 — 1138) sein Gebieth unter seine vier Söhne theilte. Der älteste dieser Söhne Wladislav II. erhielt Krakau, Siradien, Lancitz (oder Lentschitz) und Schlesien; der zweite Boleslav IV. Masovien, Cujavien, Culm und Dobrzyn; Miecislav III. Gnesen, Posen, Kalisch und Pommern; und Heinrich Sandomir und Lublin, mit der Bedingung, daß der älteste von der Familie beständig den krakauischen Districkt und ein Supremarrecht über die übrigen genießen sollte. Aber gerade durch diese Anordnungen entstanden die größten Unruhen. Pohlen wurde der Schauplatz vieljähriger Zerrüttungen, die Theils durch Familienkriege, Theils durch die Einfälle benachbarter Völker (unter denen auch die Tataren genannt werden) herbeigeführt wurden. Nicht einmahl den damahls noch heidnischen Preußen konnte Pohlen durch eigne Kraft genugsamen Widerstand entgegen setzen. In einer solchen Noth geschah es, daß Konrad, Herzog von Masovien, ein Enkel Boleslavs III, den deutschen Ritterorden (1226) zu Hülfe rief, der nicht nur die Preußen unterjochte, sondern bald auch den Pohlen selbst sehr gefährlich wurde. Gegen solche Unfälle konnte nur Vereinigung schützen, und am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts sah man endlich, die Ländermassen, die sich unten an der Wartha zu einem Fürstenthum (Großpohlen) gebildet hatten, mit denjenigen vereinigt, die oben an der Weichsel das Fürstenthum Kleinpohlen ausmachten. Wladislav Lokietek (gewöhnlich auch Wladislav I. genannt 1305 — 1333) knüpfte zuerst beide Theile, Groß- und Kleinpohlen, fest an einander; und seit dieser Zeit behielten die Regenten Pohlens ununterbrochen den königlichen Titel. Noch mehr hat sich sein Sohn Kasimir der Große (1333 — 1370) berühmt gemacht. Zwar ist die Vergrößerung seines Reichs durch ihn zweideutig; denn ob er schon ganz Rothrußland mit seiner Krone verknüpfte; so mußte er doch im Frieden zu Kalisch 1343 Culm, Michaleau und Pommern den deutschen Rittern, und seine oberherrliche Rechte über Schlesien dem König vom Böhmen abtreten; — aber ein sichreres Verdienst erwarb er sich durch die ersten Schritte zur Zivilisation, die er that. Ihm hat Pohlen seine Gesetze, Gerichte und Polizey zu verdanken; er beförderte den Ackerbau und die Gewerbe, gründete Städte und feste Plätze, und suchte die Bürgerschaft dem Druck des Adels zu entziehen. Glücklich wäre Pohlen gewesen, wenn seine Nachfolger in der Regierung auch Nachfolger seines Beispiels geworden wären! (Der Beschluß folgt.)

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

6. Stück. Freitag, den 6ten Februar. 1807.

An den Herrn von Eil.

Kein Mensch kann sich in Ihre Reden finden:
Das schwätzt, das lügt! Und doch, mein Herr von Eil,
Kann ich die Wahrheit gut in Ihren Reden finden:
Ich glaube stäts das Gegentheil.

Auszug aus dem 4ten Stücke des Regirungsblattes vom 31sten Jäner.

Eine königl. allerhöchste Verordnung vom 31sten Dez. v. J. ertheilt die definitive Bestimmung der künftigen Verhältnisse der, der königl. Souveränetät unterworfenen, Ritterschaft mit ihren Hintersassen, zu den verschiedenen Zweigen der Staatsgewalt, und zwar:

A. In Ansehung der allgemeinen persönlichen Rechte und Verbindlichkeiten der ritterschaftlichen Gutsbesitzer.
B. In spezieller Beziehung auf jeden einzelnen Zweig der Staatsgewalt.
C. Auflösung der bisherigen Kantonal-Verfassung.

Es ist unterm 23sten Jäner d. J. verordnet worden, daß für das verflossene Jahr 1806 Zwei Herrengiltsteuern, Eine und eine Halbe Widumsteuer, Zwei Interessensteuern, Zwei Fahrnißsteuern und Zwei Zentralsteuern, so ferne es noch nicht geschehen ist, ganz nach den in den vordern Steuermandaten enthaltenen Normen eingebracht werden sollen.

Dem Präsidenten und den Mitgliedern des Kirchen-Administrationsrathes ist anstatt der bisherigen Uniform des aufgelösten geistlichen Ministerial-Departements die für die Landesdirektionen vorgeschriebene Uniforme, nach den bestimmten Gradationen, zu tragen bewilliget worden.

Se. königl. Majestät haben unterm 30sten Dez. v. J. allergnädigst geruht, dem bisherigen Verfasser der königl. baier. Münchener Staatszeitung, geistl. Rath Lorenz Hübner, das Druck- und Verlag-Privilegium derselben in der neuen Form zu ertheilen.

Durch eine allerhöchste Entschließung vom 16ten Jäner ist noch zur Zeit den bisherigen konventionsmäßigen 6 und 3 Kreutzer-Stücken, welche in den erst neuerlich von Sr. königl. Majestät erworbenen Ländern ausgemünzt worden sind, der Kurs gestattet.

Der Satz des besten Ochsenfleisches ist unterm 23sten Jäner auf 13 Kr. das Pfund für die Stadt München bestimmt worden.

Der Lehrkurs der Geburtshülfe fängt mit dem 1sten April l. J. in dem hiesigen Gebährhause an, und dauert unausgesetzt 3 Monathe lang, wornach alle zu diesem Geschäfte Lusttragende angewiesen worden sind, sich mit Ende März einzufinden.

Indem Seine Majestät zu Folge allerhöchster Entschließung vom 23sten Jäner laufenden Jahres Allerhöchst-Dero geheimen Rath und Präsidenten des geheimen Schul- und Studien-Bureau, Johann Nepomuk Freiherrn von Fraunberg, nach dessen wiederhohlt geäußertem Verlangen, und der erst neuerlich gestellten dringenden Bitte, die Entlassung von der bisher anvertrauten Präsidenten-Stelle des geheimen Schul- und Studien-Büreau in Gnaden genehmiget haben, fanden Allerhöchstdieselbe sich zugleich bewogen, demselben die besondere Zufriedenheit über die dem Staate mit besonderer Treue, Fleiß und Anhänglichkeit geleisteten Dienste zu erkennen zu geben.

Berlin nach französischer Ansicht.

Der Einmarsch der Franzosen in das Preußische hat auch französische Schilderungen von Berlin bewirkt, die doch wohl auch bei uns nicht ohne alles Interesse sind. Folgendes ist eine davon.

Berlin ist in einer Art Wüste erbaut, die Gegend herum ist nichts als dürrer Sand. Indessen zeigt diese Stadt dem Auge des Fremden doch eine ziemlich große Anzahl schöner Gebäude, und langer, breiter, schnurgerader, mit schönen Häusern besetzter Strassen. Die zahlreichen Arme der Spree beleben alle verschiedenen Stadtquartiere, und mehrere schöne und dauerhafte Brücken sind über sie gebaut. Ausserdem besitzt Berlin viele blühende Fabriken und Manufakturen, und auch die schönen Künste sind hier geschätzt und ihre Produkte daselbst zu haben. Indessen beweist jetzt alles, daß diese Reichthümer nur künstlich waren; sie zeigten viel Glanz und Schein, hatten aber keine feste Grundlage, so wie Blumen oft unter dem Sonnenstrahl aufschießen und beim ersten Sturm wieder dahin sind. Jetzt sind alle Berliner-Fabriken verödet, obgleich allenthalben die größte Sicherheit herrscht: die Strassen Berlins sind voll Armer und Bettler, die lieber stehlen als arbeiten. Der größte Theil der Besitzer jener prächtigen Häuser, welche die Blicke Aller auf sich ziehen, sind voll Schulden, und ihre Mobilien sind weder reich noch geschmackvoll. Es gibt sehr wenig Mobilien von Acajouholz, und wenn man in den Zimmern große Spiegel sieht, so sind sie allemahl aus vier, fünf und sechs Stücken zusammengesetzt. Die Adeligen, deren es sehr viele zu Berlin gibt, sind durchgängig arm, und wenn man einige Familien davon und einige Bankiers ausnimmt, so gibt es nur mittelmäßig wohlhabende Leute daselbst; indessen sind die Frauenzimmer doch dem Putz sehr ergeben und verwenden beträchtliche Summen darauf. Kein öffentlicher Platz hat einen schönen Brunnen, sondern hier und da sind Pumpen vertheilt, recht und links. Die Strassen sind mit Fußwegen an den Häuser versehen, die aber zu oft unterbrochen sind, indem kleine Gräben dazwischen laufen oder die Treppen der Häuser weit herausspringen, so, daß man sich des Nachts sehr leicht stößt, ungeachtet die Laternen hell genug brennen. Im Winter sind diese Strassen sehr schmutzig, man fegt sie selten, und wenn man es thut, so häuft man den Unrath in Entfernung zu Entfernung auf, so daß man beim Ausweichen oder Anstoßen leicht in einen solchen Haufen tritt. Ueber die Spree gibts steinerne und hölzerne Brücken, welche letztere in der Mitte aufgemacht werden können, um die Fahrzeuge mit großen Masten durchzulassen. Diese Einrichtung ist sehr bequem. Berlin hat nur ein einziges Schauspielhaus, dessen Bauart schön und dessen Inneres angenehm ist: man spielt Comödien und deutsche Opern darin, deren Musik ziemlich gut ist. Dieses Haus steht isolirt wie das Odeon zu Paris, und zwischen zwei schönen Kirchen in der schönsten Gegend der Stadt. In einem ähnlichen Gebäude, im Opernhaus, werden nur öffentliche Feste und Maskeraden gegeben. Die Franzosen haben zum Dienst der Armee Werkstätten darin errichtet. Der Umfang von Berlin ist sehr groß, und man soll 6 Stunden brauchen ihn zu umgehen, aber manche Vorstädte gleichen der Ebene Grenelle eher als Theilen einer Stadt. Alles ist sehr theuer, und das Holz kostet so viel wie zu Paris, u. s. w.

Reminiscenzen aus der Geschichte Pohlens.

(Fortsetzung.)

Mit Kasimir dem Großen starb (1370) der plastische Mannsstamm in Pohlen ab. Die Zweige desselben, die noch in Schlesien blüheten, waren als Abtrünnige verhaßt, und die in Masovien waren zu ohnmächtig; und so gelang es den Bemühungen Kasimirs, seinen Neffen **Ludwig**, König von Ungarn, auf den pohlnischen Thron zu bringen. Die Regirung desselben, wohlthätiger für Ungarn, als für Pohlen, wurde für letzteres nur wichtig durch die großen Freiheiten, die unter ihm der Adel und die Geistlichkeit erhielt. Schon bei seiner Thronbesteigung mußte Ludwig, um die Nation für sich zu gewinnen, eine Urkunde — die erste schriftliche Versicherung der Nationalfreiheit (pacta conventa) — ausstellen, vermöge deren die Stände, Adel und Geistlichkeit, der Steuern, der Einquartierungen des königl. Hofes und der Lieferungen für denselben überhoben, und ins Besondere noch der Adel nicht gezwungen sein sollte, ausser dem Reiche auf eigene Kosten zu dienen. Und als der König nachher sich meisten Theils in Ungarn aufhielt, so gestattete er, um die pohlnische Krone bei seinem Hause zu erhalten, den pohlnischen Ständen zum Nachtheil der königlichen Gewalt immer größere Freiheiten. Die Absicht, die er hierbei hatte, wurde zum Theil erreicht. Denn da er ohne männlichen Nachkommen starb (1382) so wählten die Pohlen seine zweite Tochter **Hedwig** zur Königinn, deren Regirung sich nach vier sturmvollen Jahren mit ihrer Vermählung mit dem noch heidnischen Großherzog von Litthauen, **Jagello**, endigte (1386), der das Wahlrecht der Stände, nebst der neuen Form der Republik, anerkannte, das Christenthum annahm und in der Taufe den Nahmen **Wladislav II.** erhielt.

Mit ihm hebt die Dynastie des **Jagellonischen Hauses** an, die bis zum Jahre 1572 dauerte, und als das goldene Zeitalter Pohlens angesehen werden kann. Wenigstens hat Pohlen zu keiner Zeit ein höheres Ansehen behauptet, und ruhmwürdigere Regenten an seiner Spitze gesehen, als während dieser Periode, wo **Wladislav II, Kasimir III.** und die beiden Sigismunde dem pohlnischen Nahmen Ruhm und Achtung verschafften, wo die benachbarten Länder Litthauen, Preußen, Liefland Kurland, große Landstrecken von Rußland, die Wallachey und Moldau entweder mit Pohlen vereinigt, oder doch unter pohlnische Oberherrschaft gebracht, und wo endlich die innere Verfassung (aber freilich nicht zum Segen des Volkes) immer weiter ausgebildet wurde.

Schon der König, mit dem die Dynastie der Jagellonen beginnt, **Wladislav II.** (1386—1434) machte seine Regirung dadurch merkwürdig, daß er das Großherzogthum Litthauen mit Pohlen verband. Freilich war diese Verbindung damahls sehr locker; denn Litthauen behielt noch seinen eignen Großherzog, der aber unter pohlnischer Souveränetät stand, und die wahre Vereinigung Pohlens und Litthauens zu einem Reiche erfolgte erst im Jahre 1569. Aber doch wurden schon damahls die Streitkräfte vereinigt, und im Besitz dieser vereinigten Macht konnte **Wladislav II.** die deutschen Ritter, die sich in Litthauen weiter ausbreiten wollten, durch die blutige Schlacht bei Tannenberg (1410) soweit beschränken, daß sie unter seinem Nachfolger den **ewigen Frieden zu Brzest** (1435) schließen mußten. Auch brachte er die **Moldau** und **Wallachey** unter pohlnische Hoheit, und nöthigte den ungarischen König Sigismund, die ungarische Landschaft Zips pfandweise an Pohlen abzutreten. Dagegen hat sich sein Sohn, **Wladislav III.** (1434—1444), der nach ihm, als ein Unmündiger, zur Regirung kam, durch keine große That merkwürdig gemacht. Zwar erhielt er nach dem Tode Kaisers Albrechts II. (1443) die Krone Ungarns; aber zu seinem offenbaren Verderben. Als König von Ungarn gerieth er mit den Türken in Krieg, und in der Schlacht bei Varna gegen den Sultan Murad II. verlohr er (1444) Krone und Leben. Nach ihm wurde sein Bruder **Kasimir III**, bisher Großher-

zog von Litthauen, von den Pohlen zum König erwählt (1447 — 1492), der, so sehr er sich auch Anfangs weigerte, dennoch die Rechte und Freiheiten der Nation beschwören mußte. Eine Revolution, die unter ihm in Preußen ausbrach, verschaffte ihm die Oberherrschaft über dieses Land. Die Preußen nämlich, müde des despotischen Drucks der deutschen Ordens-Ritter, unterwarfen sich 1454 dem pohlnischen Könige. Kasimir nahm ihre Unterwerfung an, und nöthigte die Ritter in dem Vergleich zu Thorn 1466, ihm den westlichen Theil von Preußen abzutreten und den östlichen als Lehen von Pohlen anzuerkennen. Die Regirung seines zweiten und dritten Sohns, **Johann Albrechts** (1492 — 1501) und **Alexanders** (1501 — 1506), die ihm in kurzer Zeit auf den Thron folgten — der älteste Sohn **Wladislav**, der seit 1479 König von Ungarn und seit 1491 König von Böhmen war, wurde von dem pohlnischen Thron ausgeschlossen — blieb ohne Merkwürdigkeit, wofern es nicht des Aufbehaltens werth scheint, daß seit den Zeiten Alexanders, vorherigen Großherzogs von Litthauen, Litthauen und Pohlen unter Einem Haupte vereinigt blieben. Desto rühmlicher glänzt in der Reihe der pohlnischen Könige Kasimirs vierter Sohn, **Sigismund I.** (1506 — 1548), der sich nicht nur durch seine glorreichen Siege über die Wallachen, Moldauer und Russen, sondern auch dadurch merkwürdig gemacht hat, daß er Preußen dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der zur lutherischen Kirche übergegangen war, als ein pohlnisches Lehn unter dem Titel eines weltlichen Erbherzogthums übergab (1525). Auch vereinigte er Masovien (oder Masuren, 1526) wieder mit Pohlen. Auf der ruhmvollen Bahn des Vaters wandelte dessen Sohn und Nachfolger **Sigismund August** (1548 — 1572) weiter fort. Dieser erwarb Liefland (1561), brachte das Herzogthum Kurland unter pohlnische Lehnsherrschaft (1561) und vereinigte Litthauen mit Pohlen (1569), so daß beide Staaten hinfort Einen König wählen, sich auf Einem Reichstage versammeln und gleiche Rechte genießen sollten.

Allein während sich das Ansehen Pohlens nach aussen zu erweiterte, wurde im Innern die königliche Macht immer mehr beschränkt und der Saame zu dem nachmahligen Verderben Pohlens ausgestreut. Unter den piastischen Königen war Pohlen (wenigstens dem Ansehen nach) ein Erbreich gewesen, unter den Jagellonen wurde es unvermerkt ein Wahlreich; und so oft ein König dieses Stammes seinen Sohn zu seinem Nachfolger zu erhalten wünschte, so oft mußte er die Gewährung dieses Wunsches mit Aufopferung königlicher Vorrechte, oder Gestattung neuer Privilegien bezahlen. So war es schon unter Wladislav II. der Fall. Um die Anerkennung der erblichen Nachfolge seines Sohnes zu erlangen, mußte er nicht nur die Steuerfreiheit, sondern auch die persönliche Sicherheit des Adels bestätigen und ferner zugeben, daß alle geistlichen und weltlichen Würden in ihrer Integrität verbleiben, und daß kein anderer als ein Edelmann und Eingebohrner des Landes eine erledigte Würde erhalten sollte. Und unter dem letzten der Jagellonen, dem eben genannten Sigismund August, erhielt der Adel (1550) das Recht, jedesmahl den König zu wählen und ihm Wahlkapitulationen (pacta conventa) vorzulegen. — Andrerseits gaben aber auch die vielen Kriege, die die Regenten des Jagellonischen Hauses führten, Gelegenheit zur Einschränkung der königlichen Macht. Um Geld und Truppen zur Führung dieser Kriege zu erhalten, sahen sich die Könige zur häufigen Einberufung ihrer Stände genöthiget. Daher die öfteren Reichstage! Aber bald wurde es dem Adel beschwerlich, bei denselben immer in Person zu erscheinen. Er ließ sich daher durch Deputirte, die auf den Provinzial-Versammlungen der einzelnen Woywodschaften (oder Kreise) erwählt wurden, repräsentiren. Da es aber nie einen dritten Stand in Pohlen gab — gewiß eine Hauptursache des Zurückbleibens in der Kultur! — und da es ferner unerschütterlicher Grundsatz des pohlnischen Staatsrechts war, daß der Edelmann allein Staatsbürger sei, oder daß der Adel allein die Nation ausmache; so mußten diese Deputirte

(Landbothen, oder im pohlnischen Latein nuncii terrestres! genannt) recht eigentlich als Repräsentanten der Nation betrachtet werden. Auch erhielten sie, die unter Kasimir III. 1447 zuerst auf den Reichstagen erschienen, bald so viel Ansehen, daß schon im Jahr 1805 durch ein Gesetz festgestellt wurde, daß ohne ihre Einwilligung nichts in der Verfassung des Reichs geändert werden dürfte. — Indessen hatte sich neben den Landbothen aus der Geistlichkeit und den obern Kronbeamten, nahmentlich aus den Erzbischöfen, Bischöfen, Woywoden, Kastellanen und den vornehmsten Ministern des Königs, ein eigenes Korps gebildet, das auf dem Reichstage den ersten Rang, unter dem Nahmen eines Senats einnahm, aber nichts zur Erhaltung des königlichen Ansehens beitrug. Der König hieng in allem, was Krieg und Frieden, Bündnisse, Gesandtschaften, Gesetze und Gerichte, Steuern und Münzwesen betraff, von dem Willen der Reichsstände ab; und man kann annehmen, daß diese, in der folgenden Periode immer weiter sich entwickelnde, Einschränkung der königlichen Macht, die Macht und das Ansehen des Reichs schwächte, zu einer Menge von Unruhen Veranlassung gab, und eine mitwirkende Ursache der Auflösung des pohlnischen Reiches wurde.

Noch verdient auch bemerkt zu werden, daß während der Jagellonischen Dynastie und gerade unter dem letzten Sprößling derselben, unter Sigismund August zuerst stehende Armeen in Pohlen aufkamen und die Reformation daselbst Eingang fand. Die Einführung stehender Armeen entwickelte sich aus der Einführung eines bleibenden Gränzkordons, der im J. 1562 beschlossen wurde*).

*) Dieser Kordon sollte eigentlich die Gränzen gegen die Einfälle der Tataren und Moskoviten vertheidigen, und von dem vierten Theil der Einkünfte der königlichen Güter unterhalten werden. Allein weil er zu diesen und andern Bedürfnissen unzureichend gefunden wurde, so wurden in der Folge noch mehrere Truppen an Reuterei und Fußvolk, einheimische und fremde, besonders Deutsche und Ungarn geworben, und zu ihrem Unterhalte Steuern bewilligt. Daraus ist die pohlnische oder Kron-Armee, und die litthauische entstanden, von denen jene, nach der im Jahre 1716 getroffenen Einrichtung, aus 18,526 M. und diese aus 6240 M. bestehen sollte. Allein beide machten im Jahre 1772 nur 10,000 Mann aus. — In dringenden Fällen konnte der König, mit Einwilligung der Reichsstände, den ganzen Adel aufbiethen. Der Adel mußte zu Pferde, Ritter und Reuter, erscheinen, und die Städte mußten das Fußvolk und die nöthigen Wagen stellen. Der Adel einer jeden Woywodschaft begab sich, unter der Aufführung seines Woywoden, nach den angewiesenen Sammelplatz auf eigne Kosten. Er war aber nicht schuldig, daselbst länger als zwei Wochen stehen zu bleiben; und wenn er indessen nicht gegen den Feind geführt wurde, so konnte er wieder nach Hause gehen. Die Edelleute durften auch nicht wider ihren Willen über die Gränze geführt werden, und nach dem Grundsatze: daß sie alle einander völlig gleich wären, erkannten sie keinen andern Befehlshaber, als den König, ausser in einer Zwischenregirung, wo sie unter dem Kron-Großfeldherrn standen, oder bei Konföderationen, wo sie ein selbst gewähltes Haupt hatten.

Die Reformation aber fand vornehmlich unter der milden Regirung des Königs Sigismund August in Pohlen Eingang. Sogar die Sozinianer, die man anderswärts nicht duldete, wurden in Pohlen aufgenommen, und sie bildeten unter allen Nichtkatholiken die geordneteste und blühendste Gemeinde. Allein weil sie sich von allem Positiven zu weit entfernten, so konnten sie weder eine langjährige Kraft, noch einen bedeutenden Einfluß auf die Gemüther des Volks und die Kultur des Reichs behaupten. Auch erlosch mit dem Leben des letzten der Jagellonen dieser Geist der Duldung, und die nicht katholischen Parteien mußten sich immer mehrere Einschränkungen ihrer Rechte gefallen lassen.

So hoch aber auch die Macht und das Ansehen war, wozu Pohlen unter den Jagellonen gelangt war, so schnell sank es nach denselben in Verwilderung und durch Verwilderung in Kraftlosigkeit und gänzliche Auflösung. An einzelnen ausgezeich-

elen nicht bloß wilde Zänkereien und förmliche
Trennungen vor; sondern bisweilen auch blutige
Gefechte. Selten konnte man ruhig einig werden,
nd noch seltener war man nachher mit der getrof-
enen Wahl zufrieden. Das Schlimmste war, daß
ei solchen Stürmen und Verwirrungen, die durch
äufige Kriege mit den benachbarten Mächten noch
m vieles vergrößert wurden, die Sorge für das
nere Wohl des Staates fast gänzlich verabsäumt
wurde. Der Luxus nahm späterhin, vornehmlich
nter der Regirung der sächsischen Auguste überhand;
ber man blieb in allem übrigen zurück. Da der
del hier allein die Nation ausmachte, so konnte
ch kein dritter Stand bilden. Der Bürger blieb
nter beständigem Druck, ohne Einfluß auf die Be-
örderung der innern Wohlfahrt. Justiz, Polizei,
Kriegsverfassung, Finanzen, Gewerbe, Künste und
Wissenschaften blieben hier in dem traurigsten Zu-
and. Und das alles zu einer Zeit, wo Schweden
nd Rußland sich regenerirten, Frankreich immer
rößern Einfluß auf auswärtige Angelegenheiten
ehauptete, Preußen zu einem mächtigen König-
eich aufwuchs, und die Macht des Hauses Oest-
eich in voller Blüthe prangte. War es da wohl
in Wunder, wenn Pohlen, eher rückwärts als vor-
wärts gehend, zuerst seinen vorigen Einfluß auf
ie benachbarten Länder, Rußland und Preußen
erlor, denn das Spiel und endlich die Beute sei-
er Nachbarn wurde? — Aber merkwürdig bleibt
mmer die Art, wie dieß geschah, und selbst der
etzte Theil der pohlnischen Geschichte, zwar arm
n großen Thaten der Nation, ist doch reich an
Lehre und Warnung.

Nach dem Tode Sigismunds II. (7. Jul. 1572)
blieb der pohlnische Thron zehn Monathe lang un-
besetzt, bis es endlich der Schlauheit und dem Gel-
e des französischen Gesandten Monlüc gelang,
daß unter den fünf Kronkandidaten, die sich gemel-
det hatten, der französische Prinz Heinrich von
Anjou erwählt wurde (16ten May 1573). Je
weniger aber dieser Prinz Ansprüche auf den pohlni-
schen Thron machen konnte, desto mehr verlangte

man von ihm, und jemehr man von ihm, dem Haupturheber der schrecklichen Bartholomäusnacht, Beeinträchtigung der Religionsfreiheit fürchtete, desto eifriger bestand man darauf, daß er ein Dekret, daß allen Dissidenten (verschiedenen Parteien des christlichen Glaubens) Freiheit und Sicherheit versprach*), beschwören sollte. Der französische Gesandte versprach alles, was von ihm verlangt wurde, und Heinrich selbst beschwor noch in Frankreich die förmliche Kapitulation (pacta conventa) die ihm von den Gesandten der Republik Pohlen vorgelegt wurde. Am 21sten Febr. 1574 wurde er zu Krakau gekrönt. Aber gar bald wurde er der Pohlen und die Pohlen seiner überdrüßig; und kaum hatte er die Nachricht von dem Tode seines Bruders, Karls IV, erhalten, als er, einem Flüchtlinge gleich, Pohlen heimlich verließ (18. Jun. 1574) und nach Frankreich zurückkehrte, wo er unter dem Nahmen Heinrich III. den französischen Thron bestieg. Die Pohlen bestimmten ihm nun einen Termin zur Rückkehr und entsetzten ihn, da er nicht zurück kam, am 26. May 1575 der Regirung.

Unverzüglich schritten sie darauf zur neuen Wahl. Aber diese war durch das Getriebe der verschiedenen Parteien getheilt. Der Senat wählte den deutschen Kaiser Maximilian II, die Landbothen aber den siebenbürgischen Fürsten Stephan Bathori (14. Dez. 1575) mit der Bedingung, daß er die älteste Tochter des letzten Jagellonen, Sigismunds II, Anna, heirathen sollte. Stephan Bathori gieng diese Bedingung ein, und da er sogleich gegenwärtig war, durch Ueberredung und Waffen wirken konnte, und Kaiser Maximilian noch in demselben Jahre (1575) starb, so brachte er binnen Jahresfrist das ganze Reich (wovon Danzig am längsten widerstrebte) unter seinen Gehorsam. Seine Regirung war höchst ruhmvoll. Durch Bündnisse mit deutschen Fürsten und den Hanseestädten verstärkt, kämpfte er in drei glücklichen Feldzügen mit Rußland um den Besitz von Liefland, und trieb die Russen so in die Enge, daß ihr Zar Iwan II, unter Vermittelung des Jesuiten Possevin, einen zehnjährigen Waffenstillstand schloß (15. Jan. 1582), durch welchen Pohlen in dem Besitz von Liefland befestiget wurde. Mit gleichem Glücke machte Bathori die Kosaken der Krone Pohlens verbindlich. Auch belehnte er den Markgrafen von Ansbach, Georg Friedrich, mit der Administration des Herzogthums Preußen 1578 *), und in seinem Reiche selbst traff er manche gute Anstalten. So stiftete er drei hohe Reichsgerichte für Litthauen in Wilna (1581), für Großpohlen in Petrikau, für Kleinpohlen in Lublin. Er selbst handhabte die Gerechtigkeit, und verbesserte die Einrichtung des Gränzkordons. Aber den Faktionsgeist im Innern konnte er, bei allem Ansehen seiner Regirung, nicht unterdrücken, und doppelt stark brach dieser sogleich nach seinem frühzeitigen Tode aus. **)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieses Dekret war während des Interregnums nach Sigismunds II. Tode auf dem Konvokationsreichstage zu Warschau den 6ten Jan. 1573 abgefaßt worden. — In der Folge bezeichnete der Nahme Dissident (der um eiteln Spiel fremder Politik gebraucht wurde) alle Nicht-Katholiken überhaupt.

*) Der damahlige Herzog von Preußen, Albrecht Friedrich, war blödsinnig. Er wurde daher unter die Vormundschaft seines Vaterbrudersohns des Markgrafen von Ansbach, Georg Friedrich, gesetzt (1578) und nach dessen Tode (1603) unter die Vormundschaft seines Schwiegersohns des Kurfürsten von Brandenburg, Joachim Friedrich, dessen Enkel Georg Wilhelm (1618) zugleich Krufürst von Brandenburg und regirender Herzog von Preußen wurde.

**) Stephan Bathori starb den 12. Dez. 1586 im 54. Jahre seines Leben und im 11ten seiner Regirung.

Der Kindstauf-Beutel.

Eine wahre Anekdote.

Ich biete hier in folgender Geschichte
Solch ein Histörchen an,
Das allenfalls zu einem Nachgerichte
Bei Tische dienen kann.

Der Kaufmann X in Z wollt' lassen taufen,
Und lud zum Kindtauf-Schmaus
Von Honoratioren einen Haufen
Als Gäste in sein Haus.

Zu Folge dieses Gastgebothes kamen
Wohl gegen zwanzig Herrn,
Und mehr noch schöngeputzte Damen
Von Nahe und von Fern.

Die Letzten hatten sich zum — Zeitvertreibe
Mit Strickzeug wohl versehn;
Man sagt, dergleichen sollen manchem Weibe
Zum Putz nicht übel stehn.

Besonders trug mit einem großen Sacke
Sich die Frau Doktorinn,
Er glich fast einer Treiberpferdeschabracke,
So wahr ich heiter bin.

Auch fiel der Hauptsack aller Damensäcke
Fast allen Gästen auf;
War in denselben gleich kein groß Gepäcke,
Ein Jedes sah darauf.

Der Schmausausrichter ward ihr nur nicht inne,
Und blieb recht wohlgemuth,
Er hatte die Bewirthung in dem Sinne,
So wie sein junges Blut.

Die Taufhandlung war kaum solenn vollzogen
Am jungen Töchterlein,
So lud zum Trank die Gäste wohlgewogen
Der frohe Vater ein.

Als das Libations=Signal gegeben,
Das ließ nun Jedes auch
Die Aeltern und das Neugebohrne leben,
Nach altem deutschen Brauch.

Drauf theilet die Gesellschaft sich in Gruppen;
Die Herren gehn zum Spiel,
Die Damen sprachen über Modepuppen
Gehaltlos, aber viel.

Die Wenigen, die nicht der Mode dienen,
Ziehn, bei gelaßnem Blick, —
Verfolgt von Lästerzungen und von Mienen —
Sich aus dem Schwarm zurück.

Inzwischen bringt man manche Sorten Kuchen
Und andre Näscherei,
Davon sich nach Belieben auszusuchen
Steht einem jeden frei.

Indeß die Damen miteinander sprechen,
Husch, eilt Frau Doktorinn
In dieses Backwerk hastig einzubrechen,
Bei unbesorgtem Sinn.

Allein ob dies gleich Wenige gesehen,
So merkten Andre doch,
Was an dem Platz der guten Frau geschehen,
Am großen Kuchenloch.

Nun wird man aufmerksam auf ihre Finger,
Die unbeschäftigt ruhn:
Bald aber kommt für diese losen Dinger
Von Neuem was zu thun.

Das Abendessen wird jetzt aufgetragen
In Schüsseln ohne Zahl,
Und Alles opfert fröhlich seinem Magen
Beim klingenden Pokal.

Frau Doktorinn nimmt fast von allen Speisen,
Doch wird ihr Teller leer,
Als wenn ein Tropfen fällt auf glühend Eisen,
Im Hui ist er nicht mehr.

Sie weiß sich schnell und so geschickt zu drehen,
Daß Niemand es entdeckt,
In welche Welt die Portionen gehen,
Wohin sie sie versteckt.

Doch endlich fängt sie an sich zu verrathen,
Durch ihr belebtes Knie:
Ein Katter und ein Budel riecht den Braten
Und attakiren sie.

Vergebens wirft sie seitwärts manchen Brocken
Die Stürmer lassen sich
Auf keine Weise von der Bangen locken
Und lärmen fürchterlich.

Zu ihrem Trost wird endlich aufgestanden,
Doch dieser Trost ist schwach,
Die kecken Quäler machen ihn zu Schanden
Und folgen keck ihr nach.

An welchen Zufluchtsort soll sie sich retten
Vorm Hauhau und Miau?
Sie klammern sich noch fester als die Kletten
An die besackte Frau.

Kurz, jetzt muß sie den vollen Beutel heben
Vorm Kindtaufspublikum;
Um nicht ihn Preis den Stürmenden zu geben,
Schlägt sie damit rundum.

Die Gläser und die schönfrisirten Damen
Gerathen in Gefahr;
Doch endlich fängt ihr Arm an zu erlahmen,
Und man entfernt das Paar.

Ich weiß nicht, keucht sie, warum meine Tuffeln
So ihre Wuth geweckt?
O nein, erwiedert Jemand, nur die Muffeln
Die Sie dabei gesteckt.

Und nun begann ein Jedes sie zu trösten,
Obgleich es ihr noch war
Wie einer aus der Höllenqual Erlösten
In Rücksicht der Gefahr.

Die Mägde kamen darauf mit den Laternen,
Dieß leuchtende Signal,
Dient' unsern Gästen sich nun zu entfernen
Vom leckern Kindtaufsmahl

So endigte die Scene noch ganz leidlich
Für die Frau Doktorinn,
Und sie trug sich mit ihrer Beute weidlich
Nach ihrem Hause hin.

Nehmt Euch in Acht vor Hunden und vor Katzen, —
Ihr, die Ihr's ähnlich macht,
Damit man über ihre kecken Tatzen
Und über Euch nicht lacht.

S.

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

7. Stück. Freitag, den 13ten Februar. 1807.

Unsre Zeit.
(Geschrieben in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts.)

Die Alten konnten fröhlich singen
Von großen deutschen Heldendingen,
Die ihre Väter ausgeübt.
Wenn Gott noch Uns, ja Kinder gibt,
Die werden unsrer Zeit Beginnen,
Beheulen, nicht besingen können.

Friedrich von Logau.

Novellen.

Jetzt, wo die Blicke von ganz Europa auf Rußisch-Pohlen gerichtet sind, theilen wir hier über jene Gegenden folgendes aus Reinbecks interessanter Reisebeschreibung mit:

„Die von Rußland zuletzt acquirirten Pohlnischen Provinzen, Minsk und Grodno, kann man mit vollem Recht das Land der Juden nennen; denn deren Zahl ist Legion. Alle sogenannten Städte, alle Dörfer, jede Schenke, jede Mühle ist von Juden bewohnt. Im Smolenskischen, Minskischen und Grodnoschen haben die Radziwile, Branitzky u. s. w. große Besitzungen, ja die meisten sogenannten Städte gehören ihnen. Diese bestehen gemeiniglich aus einem Marktplatze, welcher mit steinernen Häusern eingefaßt ist und ein ziemlich städtisches Aussehn hat, übrigens aber aus einigen wenigen Strassen mit elenden hölzernen Baraken. Die steinernen Häuser sind entweder von Juden bewohnt oder stehen leer. Es herrscht von Innen und Außen ein Schmutz, der alles übertrifft. Die größern Städte tragen noch alle die Verwüstungen des letzten Kriegs und liegen größten Theils in Ruinen, werden sich auch wohl noch sobald nicht daraus erhohlen. Die gemeinen Pohlen sind bei weitem nicht so gutmüthig als der Russe. Unter einem tüchtigen Anführer muß mit diesem Volke etwas zu machen sein.

In den ältern Provinzen, die schon in frühern Zeiten von Pohlen getrennt wurden, trifft man nur noch bis auf wenige Spuren Pohlnische Verfassungen; umgekehrt ist es aber in den neu acquirirten Provinzen, wo man nicht einmahl mit der Russischen Postare fortkömmt, sondern wie unter der ehemahligen sogenannten Republik und zwar mit Silbergelde bezahlen muß. Durch ganz Pohlen stehen noch überall die Heiligen am Wege, und haben gemeiniglich eine schönere Wohnung in ihrer Art, als die umherwandelnden Menschen. Sie stehen nämlich größten Theils in gemauerten und gut unterhaltenen Nischen und einige von ihnen nehmen sich stattlich genug aus. Die meisten scheinen Porträts zu sein; zwar wohl nicht von den Heiligen selbst abgenommen, wohl aber von ihren Stellvertretern, den Jesuiten und Piaristen. Schlanke, hohe Gestalten, mit einem eingefallenen Anachoreten-Gesichte, welchen der Verstand aus den Augen blitzt. Sonst bereichert die Christliche Mytho-

logie bekanntlich die Kunst eben nicht mit schönen Gestalten; dieß Vorrecht muß sie der Heidnisch-Griechischen überlassen. Auch sind die Legenden ihrer Herden nicht erfreulich für die Phantasie, wie die Legenden der Griechischen Gottheiten. Eine Märtyrerkrone erscheint bei weitem nicht so schön, als ein Lorbeerkranz oder ein Kranz von Reblaub.

Die Pohlen sind an sich ein schöner Schlag Menschen; vorzüglich aber verbindet das weibliche Geschlecht mit regelmäßigen Zügen einen schönen Wuchs und eine gewisse Grazie, die selbst in dem gemeinsten Weibe nicht zu verkennen ist. In mancher elenden Hütte habe ich die Wirthinn eines Pallastes würdig gefunden. Daß diese Grazie in den vornehmern Ständen bis zum Uermaß gebildet ist, und daß Vornehme und Geringe ihre Vorzüge sehr gut zu benutzen wissen, ist bekannt. Die Pohlinn läuft der Russinn in jedem Betracht den Rang ab; auch unter den Vornehmern in der feinern Kultur des Geistes. Einer Fürstinn Sulkowsky weiß ich keine Russinn entgegen zu setzen.

Vorzügliche Schönheiten giebt es aber unter den Jüdinnen, von denen einige sehr füglich den Apelles zu einer Medizeischen Venus oder vielmehr einen Guido zu einer Madonna hätten begeistern können.

Uebrigens findet offenbar bei ihnen eine größere Kultur statt, als bei den Pohlen der mittlern Klassen; der gemeinen gar nicht zu erwähnen. Sie sprechen auf diesem ganzen Striche, außer dem Pohlnischen, Russisch und ein ziemlich reines Deutsch; so mehrere selbst Französisch, und es sind mir sogar einige vorgekommen, die Englisch sprachen, sich aber auch damit nicht wenig wußten. Alle Schenken, alle Mühlen, die Gasthöfe, die Kaufladen, kurz alles gehört in diesen Provinzen den Juden. Selbst zu Postillons dringen sie sich auf; es kann aber gewiß kein unangenehmeres Postfahren geben, als mit den Juden.

Im Smolenskischen Gouvernement gewinnen die Dörfer bereits ein ganz anderes Ansehn und nähern sich den Deutschen; denn sie liegen im Schatten von Bäumen und die Hütten sind mit einem Gartenflecke umgeben. Die Hütten des Landmanns sind jedoch über alle Beschreibung elend, von Lehm zusammen geknetet, mit Stroh kaum bedeckt. Gruben für Thiere, aber nicht Wohnungen für Menschen. Dagegen sind die Krüge auf den Landstrassen (Kretschmen) Juden gehörig, oft ziemlich gut gebauet; doch biethen auch einige von diesen das schauderhafteste Bild des Elendes dar. Wir konnten in einer Nacht bei dem fürchterlichen Regen, der uns bis Grodno verfolgte, einen Sandberg mit den ermatteten Pferden, die durchaus nicht weiter von der Stelle wollten und konnten, nicht hinaufkommen, und sahen uns also genöthigt, vor einen Judenkrug anzufahren. Es war in der Nacht vom Freitag zum Sonnabend. Nach langem Klopfen wurde endlich aufgemacht. Welch ein schauervolles Gemälde! Ein verräuchertes Loch öffnete sich vor uns und ein Dutzend blasser bärtiger Gesichter erhob sich von einem langen schmutzigen Tische unter Lumpen hervor, wie aus Gräbern. An den zerrissenen Hemdern konnte man kaum die Leinwand noch erkennen. Einige Kohlen glühten in dem Kamine und Herde, an welchen ein Kienspann entzündet wurde, dessen flackernde Flamme die Grube halb erleuchtete und die Dunkelheit noch grausenvoller machte. Nirgends war ein Fleckchen, wo man etwas hätte hinlegen oder sich hinsetzen können; nicht einmahl zu Theewasser war ein Geschirr vorhanden. Pferde konnten wir auch von dem herrschaftlichen Gehöffte, wohin wir sandten, nicht bekommen; es blieb uns also nichts übrig, als in unserm Wagen vor der Thüre dieser elenden Kneipe den Morgen abzuwarten. Wir gaben den Bewohnern ein reichliches Trinkgeld; doch nein, es war vielmehr ein Almosen, das Jüdisches Elend unsrer Christlichen Milde abdrang."

Reminiscenzen aus der Geschichte Pohlens.

(Fortsetzung.)

Zwei Partheien, aus den vornehmsten pohlnischen Familien bestehend, den Familien der Zamoyski,

und der Zborovski, waren es vornehmlich, die sich im Innern des Staates feindlich herumtrieben. Nach Bathoris Tode brach das wilde Drängen und Treiben schrankenlos hervor, und die zwiespaltige Wahl gab einen Beweis hiervon. Die zborovkische Partei wählte den östreichischen Prinzen, Erzherzog Maximilian (22. Aug. 1587), nachdem schon drei Tage früher (den 19. Aug.) die zamoyskische Partei den schwedischen Erbprinzen Sigismund, einen Enkel des letzten Jagellonen, zum König von Pohlen erwählt hatte. Dieser, empfohlen durch Verwandschaft mit der verwitweten Königinn Anna, deren Neffe er war, und unterstützt durch den großen Feldherrn Zamoyski, behielt die Oberhand. Der Erzherzog Maximilian (ein Bruder Kaisers Rudolphs II.) bei Krakau geschlagen und bei Pietschen in Schlesien gefangen (25. Jan. 1588), mußte seine Loßlaßung mit Verzichtleistung auf den pohlnischen Thron bezahlen.

Aber die Regirung Sigismunds III. (1587—1632), lang und kriegerisch, war weder für ihn, noch für Pohlen wohlthätig. Der pohlnische Thron macht ihn des schwedischen verlustig, den 1604 sein Oheim Karl IX. bestieg, und in Pohlen selbst zog er sich lautes Mißvergnügen zu. Man klagte, und nicht ohne Ursache, daß er sich den Jesuiten und der östreichischen Partei hingebe, die pacta conventa verletze, den beschwornen Religionsfrieden breche, und eine unumschränkte und erbliche Herrschaft zu gründen trachte. So lange sein großer Feldherr Zamoyski lebte, hielt dieser durch eignes Ansehen das Ansehen des Königs aufrecht; aber gleich nach dessen Tode (1605) brach der Rokosch (Aufstand, oder Konföderation des Adels gegen den König) los. Im August 1606 erklärte der Adel: „das Vaterland sei in Gefahr", und zum ersten Mahle trat er in einen Rokosch zusammen, wozu jeder Edelmann, bei Verlust seiner Güter und seiner Ehre eingeladen ward, mit der ausdrücklichen Erklärung; „vor dem Rokosch, als dem eigentlichen Souverän der Nation müsse König und Senat erscheinen." Allein Mangel an innerer Festigkeit trieb diesen Rokosch, ob er gleich zweimahl erneuert wurde, auseinander und der Adel mußte sich dem König aufs neue unterwerfen. Indessen war darum noch keine Ruhe. An diese inneren Stürme, kettete sich eine Reihe von Kriegen mit auswärtigen Mächten. Fast während seiner ganzen Regirung führte Sigismund III. mit den Schweden und dann auch mit den Russen und Türken Krieg, mit abwechselndem Glücke, im Ganzen aber doch zum Nachtheile Pohlens. Denn an die Schweden, die ihr großer König, Gustav Adolph, anführte, mußte Sigismund (1621) ganz Liefland und einen Theil von Preußen abtreten, und an die Türken verlor er (1621) die Moldau und Wallachei. Nur gegen die Russen war er glücklicher. Zwar gelang es ihm nicht (und vorzüglich durch eigne Schuld), daß sein Sohn Wladislav russischer Zar wurde, wozu er mit der Bedingung, die griechische Religion anzunehmen, schon gewählt war; dagegen aber erwarb er der Republik Pohlen drei russische Provinzen, nämlich: Smolensk, Tschernichow und Severien (1611). Indessen war das ein unzureichender Ersatz gegen die Zerrüttungen, die Sigismunds kriegerische und doch kraftlose Regirung dem Innern seines Reiches zugezogen hatte.

Nach seinem Tode (30. Apr. 1632) wurde sein Sohn **Wladislav IV**, als der einzige öffentliche Kronkandidat, ohne viele Schwierigkeiten erwählt, doch unter Bedingungen, die die königliche Macht aufs neue einschränkten. So mußte er z. B. in den pactis conventis ein neues Viertel seiner Einkünfte zur Erhaltung des stehenden Militärs hingeben, und gestatten, daß der Münzertrag künftig nicht mehr dem König, sondern der Republik angehören sollte. Wladislav war ein tapfrer und wohlgesinnter Fürst, und gab während einer sechzehnjähriger Regirung (1632 — 1648) häufige Proben hiervon. Die Russen, die unter ihm die verlornen Provinzen wieder zu erhalten hofften, erneuerten noch während seiner Krönung den Krieg. Aber vergebens. Wladislav nöthige sie bald (Friede zu Wiasma 15ten Jun. 1634) gegen seine

Verzichtleistung auf den russischen Thron, die Abtretung der Provinzen Smolensk, Tschernichow und Severien aufs neue zu bestätigen. Allein dieß war auch das letzte Mahl, daß Rußland etwas an Pohlen aufopferte, und nicht lange darauf schienen beide Staaten ihre Rollen gegen einander vertauscht zu haben. — Mit den Schweden erneuerte Wladislav IV, unter franz. Einfluß, den vorher geschlossenen Waffenstillstand (1635), doch so, daß sie, die der 30jährige Krieg jetzt in Deutschland beschäftige, sich bequemten, die preußischen und pohlnischen Städte, die sie vorher besetzt hatten, wieder zu räumen. Uebrigens giengen die Unruhen im Innern des Reichs fort. Die Dissidenten fühlten den Druck der um sich greifenden Jesuiten; die Kosacken empörten sich. Wladisl. v suchte eifrigst, aber vergebens, die Ruhe wieder herzustellen. Das Religionsgespräch, das er 1644 zu Thorn zur Besänftigung der Parteien anstellen ließ, endigte sich (wie es bei Vereinigungsversuchen dieser Art gewöhnlich ist) mit einer verdoppelten Erbitterung der Gemüther, und während daß er bemüht war, die Kosacken zur Ruhe zu bringen, überraschte ihn der Tod (20. Mai 1637).

Unter diesen Umständen ward sein Bruder Johann II. Kasimir, vormahls Jesuit und Kardinal auf den Thron berufen, dessen Regirung der Republik Pohlen sehr nachtheilig war. Der Krieg mit den Kosacken, durch Faktionssucht unterhalten und ausgedehnt, zog einen Krieg mit Rußland, mit Schweden und selbst mit dem Kurfürsten von Brandenburg herbei, und alle diese sich durchkreutzenden Kriege kosteten der Republik Pohlen große Opfer. An Rußland verlor Johann Kasimir 1667 die Provinzen Smolensk, Severien, Tschernichow und die Ukraine jenseits des Dniepers; an Schweden (Friede zu Oliva 1660) ganz Liefland und alle Ansprüche auf Ehstland und die Insel Oesel, und an Brandenburg (Welauer Vertrag 1657) vornehmlich das Herzogthum Preußen mit allen Souveränitätsrechten. Zu diesen vielfachen Verlusten, die die nachtheiligsten Folgen hatten, kamen innere Uebel hinzu, als Geldmangel, herrschende Seuchen, verfolgungssüchtige Intoleranz und vorzüglich blindes Faktionsgetriebe. Ein merkwürdiges Beispiel dieser Art eräugnete sich auf dem Reichstage 1652 wo es zum ersten Mahle geschah, daß einer der Landbothen durch seine einzige Gegenstimme alle Berathschlagungen vernichtete. Dieses Benehmen des Landbothen Siczynski erregte damahls allgemeine Verwünschungen; aber bald darauf ward das liberum veto anerkanntes Recht, und seit dieser Zeit konnte, was die Verwirrung im Innern nothwendig vermehren mußte, jede Reichsversammlung von dem ärmsten Landjunker gesprengt werden *). Durch so viele Unfälle, und zuletzt noch durch den Tod seiner Gemahlinn, wurde Johann Kasimir der Regirung müde, die er auch wirklich 1668 niederlegte, und gleich darauf faßten die Pohlen (eben nicht zu ihrer Ehre) den Beschluß, daß ins Künftige kein König abdanken dürfe.

Johann Kasimir hatte gewünscht, den nahen Anverwandten seiner Gemahlinn, den berühmten Prinzen Condé zur Regirung zu bringen. Aber das gelang nicht. Ein fürchtliches Parteiengewühl erhob sich, das bei der Wahl in ein blutiges Gefecht übergieng, und endlich wurde nach sieben monathlichen Wahlränken ein Abkömmling der Litthauenschen Herzoge, **Michael Koributh Wiesniowiecki** (19. Jun. 1669) ganz unvermuthet und wider seinen eignen Willen zum König erwählt. Ohne Ansehen, ohne Fähigkeit, ohne Reichthum und Einfluß, vom Primas gehaßt, von den Großen verachtet, und nur von dem niedern Adel geschätzt, konnte Michael sich und der Republick nur

*) Im Jahr 1718 wurde dem Adel das Recht des freien Widerspruchs durch ein förmliches Gesetz zugesichert; weshalb auch in neuern Zeiten so wenig pohlnische Reichstage ein förmliches Ende erhielten. Ein Sicherungsmittel gegen das wilde Unwesen, das mit dem liberum veto getrieben worden, waren die Konföderations-Reichstage, wo es nicht auf die Zustimmung aller, sondern auf die Mehrheit der Stimmen ankam.

zur Schmach regiren. Unüberlegt fieng er mit den Kosacken einen Krieg an (1672), dem er um so weniger gewachsen war, da zugleich auch die Türken und Tataren losbrachen. Kaminiec in Podolien gieng verlohren, und Michael wollte nun einen schimpflichen Frieden eingehen. Aber der Reichstag verwarf diesen Frieden (1673), und der Krongroßfeldherr, **Johann Sobieski**, errang an demselben Tage, an welchem Michael starb (10. Nov. 1673) bei Choczim einen glorreichen Sieg über die Türken. Hierdurch erhielt der tapfre Feldherr die Zustimmung der Nation zu seiner Wahl, die er schon vorher in der Stille vorbereitet hatte.

Sobieski, der um (1674) unter dem Nahmen **Johann III.** den Thron bestieg, war ein mit hohen Geistesgaben ausgerüsteter Fürst; aber die Losung seiner Regirung war Krieg, und zwar einzig gegen die Türken. Im Jahr 1676 schloß er zwar mit der Pforte Frieden, wobei Pohlen zwei Drittheile der Ukraine zurück erhielt; dagegen Kaminiec und ganz Podolien den Türken überlassen mußte. Aber gar bald brach der Krieg wieder aus. Sobieski konnte das Opfer nicht vergessen, das er dem Frieden gebracht hatte. Als Verbündeter von Oestreich zog er (1683) gegen die Türken, die damahls Wien belagerten, und trieb sie, (was seinen Nahmen vorzüglich berühmt gemacht hat) zurück. Auch nachher setzte er den Krieg fort; allein Podolien konnte er nicht behaupten, da, so lange er lebte, Kaminiec in den Händen der Türken blieb, und Neid und Mißgunst, womit die pohlnischen Magnaten den reichen und angesehenen König verfolgten, die Ausführung seiner liebsten Plane hintertrieb und seine letzten Tage mit Verdruß erfüllte.

Nach Sobieski's Tode (17. Jun. 1696) konnten sich die Parteien abermahls über die Wahl eines Königs nicht vereinigen, bis endlich unter den vielen Kronwerbern der Kurfürst von Sachsen, Friedrich August, der am meisten zahlte, zur katholischen Religion übertrat und mit einer sächsischen Armee zeitig genug in Pohlen eindrang, die Oberhand über seine Mitwerber und vorzüglich über den französis. Prinzen von Conti, der zugleich mit ihm erwählt war, davon trug. Indessen mußte sich August II. manche Beschränkungen seiner Macht gefallen lassen. So mußte er z. B. versprechen, daß er keine Güter für sein Haus in Pohlen erwerben, und daß er seine sächsischen Truppen aus Pohlen zurück ziehen wolle. Ueberhaupt aber war seine Regirung nichts weniger als ersprießlich für Pohlen. Zwar hat er Geld genug in das Land gebracht, hat den weißen Adlerorden daselbst gestiftet, durch den Karlowitzer Frieden (1699) Kaminec und Podolien, und durch die Anerkennung des **Königreichs Preußen** (1701) das verpfändete Elbingen der Republik Pohlen wieder verschafft.

Aber, während in den andern europäischen Staaten die Kultur der Länder und Nationen aufblühete, hat er, der sechs und dreißig Jahre regierte, keine nützliche Anstalt in Pohlen getroffen; vielmehr die Verfolgung der Dissidenten befördert, durch sein Beispiel die verderblichste Prachtliebe unter den pohlnischen Magnaten verbreitet, durch seine Theilnahme an den Krieg gegen Schweden nicht nur sich und seinem Reiche viel Unglück zugezogen, sondern auch die Einmischung Rußlands in die innern Angelegenheiten Pohlens herbeigeführt. Er suchte Liefland wieder zu erhalten, und verband sich deshalb mit Dänemark und Rußland gegen Schweden (1700).

Aber Karl XII, damahls König von Schweden, hatte kaum die Russen bei Narva geschlagen, (1. Dez. 1700), als er mit Benutzung der innern Unruhen, in Pohlen eindrang, den König August absetzen und an seiner Statt den Woywoden von Posen, **Stanislaus Lesczinski** zum König erwählen ließ (4. Okt. 1705). August selbst mußte in dem Altrandstädtischen Frieden (24sten Sept. 1706) auf die pohlnische Krone Verzicht leisten und seinen Gegner als König anerkennen. Als aber Karl XII. bei Pultawa geschlagen war (27sten Jun. 1709)

Biener Frieden (3. Okt. 1735) auf den pohlnischen Thron Verzicht leisten. Aber wie August III. durch ussischen Einfluß auf den Thron gekommen war, o fühlte er diesen Einfluß auch während seiner gan= en Regirung. So mußte er es z. B. geschehen assen, daß Rußland sich die Schutz= und Lehen= errschaft über Kurland anmaßte, und dieses Her= ogthum von sich abhängig machte. Pohlen selbst enoß unter seiner Regirung zwar einer seltenen Ruhe — denn an dem siebenjährigen Krieg nahm August III. als König von Pohlen keinen Antheil — llein eben diese Ruhe war mehr eine Erschlaffung ls eine Stärkung zur neuen Thätigkeit. Der Lu= us nahm immer mehr über Hand; aber die Nation lieb bei allen Fortschritten des Zeitalters zurück. Die Gebrechen des Staates wurden immer auffal= ender; aber der Regent that nichts zur Abhülfe erselben. So glich Pohlen schon damahls einem morschen Gebäude, das bei der leichtesten Berühr= ung zerfällt!

(Die Fortsetzung folgt.)

Etwas über die Einwohner Persiens.

Die Anzahl der Einwohner ist nicht genau bekannt: bürgerliche Unruhen haben dies einst so blühende, volkreiche Land entvölkert. Despotismus lähmt noch bis auf den heutigen Tag Arbeitsamkeit, Industrie, Handel und Alles, wodurch sich Men= schen nähren und vermehren können. Seine Be=

---

auf der danziger Rhede angelangt, aber ohne zu landen, da er sahe, daß er nichts ausrichten würde, wieder abgesegelt. — Im Jahre 1734 schickte der Kardinal Fleury, der damahls an der Spitze der Geschäfte in Frankreich stand, 2400 Mann, um die Russen von Danzig (wo sie den K. Stanislaus belagerten) wegzutreiben. Allein dieses kleine Korps richtete nichts aus. Es wurde von den Russen bei Weichselmünde gefangen genommen und mit russischen Schiffen nach Frankreich zurückgeschickt.

völkerung wird sich schwerlich über zehn Millionen belaufen. Die Einwohner sind National-Perser, (welche Theils aus den Alt-Persern, Theils aus Neu-Persern bestehen) Turkomannen, Araber, Afganen, Armenier, indische Banjanen, Zigeuner, Russen, Christen und Juden.

Die Banjanen, Armenier und Juden sind überall zerstreut, und treiben vorzüglich fast alle den Handel. Die Turkomannen wohnen meistens in Korasan, und sind, wie die Araber, nomadisirende Hirten, oder wie herumstreifende Räuber.

Wir haben es hier mit den Nationaleinwohnern zu thun. Die Perser sind ursprünglich mehr häßlich als schön gebildet. Im Innern des persischen Reichs aber findet man mehr schöne als häßliche Formen. Der Grund davon liegt in der Vermischung mit den Cirkasserinnen und Georgierinnen, welche die Natur mit den schönsten und wohlgestaltetsten Körpern versehen hat. Man findet in Persien fast keine Person vom Stande, die nicht von einer cirkassischen oder georgischen Mutter gebohren wäre. Durch diese Vermischung, die nun schon über 200 Jahre gedauert hat, sind besonders die Perser, und vorzüglich die Mannspersonen, schön gebildet. Gewöhnlich sind die Mannspersonen groß, gerade gewachsen, von guter Miene. Hierzu trägt das gute Klima und die Mäßigkeit, worin sie erzogen werden, ungemein viel bei. Die Perser, welche sich der Luft und Witterung wenig aussetzen, haben eine so weiße Gesichtsfarbe, als die Europäer. Von vorzüglicher Schönheit ist das Frauenzimmer, welches durch seine hellen, funkelnden Augen sehr einnehmend wird. Große, schwarze Augen werden bei den Persern für die schönsten gehalten.

Die Kleidungsart der Morgenländer ist nicht so vielen Abänderungen unterworfen als die unsrige. Sie wird noch immer nach der alten, geschmackvollen Form gemacht. Die Mannspersonen tragen keine Beinkleider, sondern doppelte Caleçons oder Unterhosen, die bis an die Knöchel des Fußes gehen, aber eigentlich kein Fußzeug haben. Den Hals tragen beide Geschlechter bloß ohne Zierathen. Eine baumwollene Weste geht bis zur Knieschcibe herab. Ueber diese tragen sie einen lange Kabai (Rock), der so breit wie ein Weiberrock, aber oben sehr enge ist. Die Strümpfe sind gewöhnlich von Tuch, die Schuhe von grünem oder anderem 10 — 12 Pfund-schweren Chagrin. Der Dulbend (Turban) macht das schönste Stück ihrer Kleidung aus, welche aus Baumwolle oder Seide besteht.

Die Perser lassen gemeiniglich den Bart am Kinne und im ganzen Gesichte wachsen, aber nur kurz und so, daß er die Haut bedeckt. Die Kriegsleute tragen einen Stutzbart, den sie so groß werden lassen, daß sie ihn füglich hinter die Ohren legen können.

Die Tracht der persischen Weiber hat mit der der Männer große Aehnlichkeit. Die kleine Taille des Frauenzimmers ist bei den Persern mehr als die große gelitten.

Der Aufwand ist der Ruin dieses Volkes, welches, wenn es industriös und arbeitsam wäre, mit unter die reichsten des Orients gehören würde.

Die Perser haben eine lebhafte und fruchtbare Einbildungskraft, ein starkes, leicht auffassendes Gedächtniß, und einen schnellen Verstand. Sie haben viel Anlage zu den freien und mechanischen Künsten, worin es viele bis zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht haben.

Ihre Neigung zum Kriege ist sehr stark, denn sie sind äusserst ruhmbegierig. Ihre Gemüthsart ist biegsam und geschmeidig, ihr Temperament lebhaft, heftig und empfindlich. Sie sind zuvorkommend, überaus höflich und bescheiden. Man kann sie hierin den Chinesern an die Seite setzen und sie die Franzosen des Orients nennen. Lebten die Perser in einer bessern Verfassung, so würden sie bei ihren Talenten vielleicht die gebil-

derste und glücklichste unter den asiatischen Nationen sein. Ihre Hauptmaxime ist diese: Alle Güter der Welt so viel als möglich in ihrer ganzen Stärke zu genießen. In Unglücksfällen trösten sie sich mit den Worten: es hat so sein müssen. Ihre Gastfreundschaft und Toleranz ist empfehlungswürdig, und ihre Geselligkeit eine Haupteigenschaft derselben.

In allen Städten findet man Uebungshäuser, welche man Häuser der Stärke nennet, in welchen das Ringen und andere Leibesübungen gelehrt und zur Ergötzung von Zuschauern gegen kleine Geschenke gehalten werden.

Unter die ersten und zugleich vornehmsten Uebungen gehört das Bogenspannen. Diese Kunst besteht darin, daß sie den Bogen geschickt halten, ihn auf mancherlei Art spannen, und ihn bald zur Rechten, bald zur Linken, bald hoch, bald tief, vorn und hinter sich, im Laufen, knieend, auf einem Fuße und auf andere unzählige Art loszudrücken lernen. Anfangs nimmt man leichte Bogenpfeile, und nachher gewöhnt man sich, mit schwerern umzugehen. Die meisten Bogen sind schwer zu spannen, indem es einige gibt, die mehr als 100 Pfund wiegen. — Sobald man nun mit mit einem solchen Bogen umzugehen weiß, so übt man sich mit dem Pfeile zu schießen. Dies besteht darin, daß man ihn weit treibt, gerade schießt und tief in das Ziel treffe, welches gemeiniglich auf einen Klumpen Erde gemacht wird, 4 Fuß hoch und 2 Fuß breit.

Die Piken zu den Uebungen haben ein rundes, dünnes und stumpfes Eisen, anstatt daß an den im Kriege gebräuchlichen Pfeilen das Eisen so spitzig wie eine Lanze ist.

Verstehen sie mit dem Bogen geschickt umzugehen, so lernen sie den Säbel gut führen. Durch diese Kunst will man die Muskelkraft des Arms und der Hand stark und biegsam machen. Bei dem Unterricht bindet der Lehrer seinen Schülern zwei Gewichte an beide Hände und legt ihnen noch zwei andere in Form von Hufeisen auf die Schultern, wodurch sie eine ungemeine Fertigkeit im Kämpfen und Ringen erhalten.

Die dritte Uebung geschieht zu Pferde. Diese besteht darin, daß der Reiter gerade auf dem Pferde sitze, es im vollen Gallop laufen lasse, es mitten im Laufe ganz kurz anhalte, um von der Erde etwas aufzunehmen. Manche Perser bringen es im Reiten so weit, daß sie 20 Marken, welche sie vorher auf die Erde hingeworfen haben, bei der Rückkehr im stärksten Galop wieder von der Erde aufheben, ohne eine einzige zu verfehlen. Kein Wunder also, wenn solche Luftspringer sich auch mit den Füßen auf den Sattel hinstellen und das Pferd aus allen Kräften laufen lassen. Das Ballspiel, Bogenschießen und Werfen mit dem Wurfspieße sind gleichfalls Spiele, die zu Pferde geübt werden. Das Ballspiel geschieht auf einem großen Platze, an dessen Ende einige Säulen nebeneinander stehen, durch welche die Spielenden reiten müssen. Man wirft einen elastischen Ball mitten auf den Platz und die Spieler sprengen im Galop auf denselben zu, um ihn zu treffen. Die Maillen (Ballnetze) sind so kurz, daß sich die Reiter bis auf die Steigbügel hinab beugen müssen, um den Ball zu erreichen. Derjenige erhält den Preis, wer den Ball zuerst durch die Säulen getrieben hat. Das Bogenschießen zu Pferde geschieht auf folgende Art. Man schießt nämlich nach einer goldenen oder andern Schale, welche oben auf einem hohen Mastbaume befestiget ist. Der Reiter hohlt weit aus, und rennt in vollem Gallop nach diesem Orte, und wenn er an den Mastbaum kommt, so schießt er seinen Pfeil ab, indem er sich mit dem ganzen Leibe auf den Rücken des Pferdes legt. Dieser Zeitvertreib ist in allen Städten Persiens gewöhnlich, so daß auch Könige sich darin zu üben pflegen.

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

8. Stück. Freitag, den 20sten Februar. 1807.

An den ungläubigen Rapax.

Glaub immer keinen Teufel! Wer
Verzeiht den Irrthum nicht dem Denker?
Allein dieß Rapax, tadl' ich mehr,
Du glaubst zugleich auch keinen Henker.

Auszug aus dem 6ten Stücke des Regirungs-Blattes.

Se. königl. Majestät haben durch einen Armee-Befehl vom 1sten März v. J. allergnädigst geruht, um der vom gesammten Militär in dem für das Vaterland so ruhmvoll geendigtem Kriege bezeugten Anhänglichkeit, Treue und Tapferkeit ein bleibendes Denkmahl der allerhöchsten Zufriedenheit zu gründen, das bisherige Militär-Ehrenzeichen in einen Verdienst-Orden umzuschaffen, und demselben einen sichern Fond zuzuweisen, damit die vorzüglichsten Verdienste der Offiziers nicht nur durch ein öffentliches Ehrenzeichen distinquirt; sondern denselben auch eine Zulage zu ihren Gehalten verschafft werde.

Wie nun dieser Orden, zu dessen Verherrlichung Se. Majestät der König selbst die Großmeisters-Stelle übernommen haben, unter dem Nahmen Militärischer Max-Joseph-Orden künftig bestehen soll, bestimmen die folgenden Statuten, so enthält auch ein nahmentliches Verzeichniß alle jene Offiziere, welche gleich als Großkreutze, Kommandeurs und Ritter mit der statutenmäßigen Pension in den Orden aufgenommen worden sind.

Dieser Orden fieng mit dem 1sten Jäner 1806, als dem Tage der angenommenen Königswürde, an.

Auszug aus den Statuten des Militär-Max-Joseph-Ordens.

Art. 2. Dieser Orden wird nach dem Nahmen des allerdurchlauchtigsten Stifters — Militärischer Max-Joseph-Orden — benannt, und in drei Klassen, nämlich Großkreutze, Commandeurs und Ritter getheilt.

Art. 3. Seine Majestät der König sind in allerhöchst eigner Person Großmeister desselben.

Art. 4. Jeder Offizier, von welchem Grade und von welcher Militär-Branche er auch sein mag, ohne Rücksicht auf Religion, Geburt, Rang, oder andere Umstände, kann in denselben aufgenommen werden; doch können nur Generale das Großkreuz erhalten.

Art. 5. Sechs der Großkreutze erhalten ein jährliches Einkommen von 1500 fl. — acht der Commandeurs jährlich 500 fl. und fünzig der Ritter jährlich 300 fl. — Doch verstehet sich von selbst, daß diese festgesetzte Anzahl der Pensionen keineswegs auf die Verleihung des Ordens sich erstrecke, indem so viele Großkreutze, Commandeurs und Ritter aufgenommen werden, als sich hierzu qualifiziren, wo sodann die jüngern, wenn schon alle Pensionen verliehen sind, bei den sich ergebenden Erledigungen, nach der genau zu beobachtenden Ord-

nung ihrer Aufnahme, in solche einzurücken, bis dahin aber sich dennoch des Ehrenzeichens ihrer geleisteten Dienste zu erfreuen haben.

Art. 6. Die Insignien bestehen für die Ritter in dem bisherigen Ehrenzeichen und Bande, welches forthin auf der linken Brust getragen wird.

Die Commandeurs tragen dasselbe um etwas grösser — das Band um etwas breiter — um den Hals.

Die Großkreutze noch einmahl so groß, an einem breiten Bande von der nämlichen Farbe, von der rechten Schulter zur linken Hüfte; nebst dem haben dieselben das Ordenskreutz mit der Aufschrift — Virtuti pro patria — auf der linken Brust gestickt.

Art. 7. Da es ohnehin eines jeden Offiziers Pflicht ist, sich vor dem Feinde nach äussersten Kräften und mit Aufopferung seines Leibs und Lebens tapfer gebrauchen zu lassen, und dasjenige, war desfalls die Kriegsartikel und besonderen Befehle vorschreiben, so liebt ihm seine Ehre und sein Leben ist, standhaft und getreu zu erfüllen: so folgt von selbst, daß nicht jede tapfere und muthvolle Handlung zur Aufnahme in den Orden würdig mache.

Art. 8. Auch wird zur unverbrüchlich zu beobachtenden Grundregel festgesetzt: daß Niemand, wer er auch immer sei, wegen seiner hohen Geburt, langen Dienste, vor dem Feinde erhaltenen Wunden — noch viel weniger aber aus Gnaden und auf das Vorwort Anderer den Orden erhalte, sondern

Art. 9. es werden hierzu tapfere Thaten erfordert, und zwar solche, die ein Offizier entweder ohne Verantwortung hätte unterlassen können, und die zum Nutzen der Armee gereichen, oder welche mit ausserordentlicher Klugheit, oder Muth und Entschlossenheit zur besondern Ehre und zum Vortheile der Armee oder Truppen angeführt worden sind.

Art. 22. Auf den Wappen kann das Kreutz eines Ritters an dem untern Theile des Schildes an einer Schluppe hängen, — bei den Commandeurs darf sich das Band um dem Schild schlingen, — und bei den Großkreutzen liegt der Schild auf dem Kreutze.

Art. 23. Nach dem Tode eines Generals oder Offiziers muß der Orden von den Erben nach der Begräbniß, da solcher auf den Sarg des Verstorbenen gelegt werden darf, an den Großmeister eingesendet werden.

Art. 24. Der quittirte Offizier behält den Orden, wie er ihn vor seiner Quittirung empfangen hat, auch darf er denselben, wenn er eine Civil-Bedienung erhält, auf dem Civil-Rocke tragen; jedoch verliert jeder quittirende Offizier die ihm verliehene Ordens-Pension, — so wie den Orden selbst, wenn er ohne allerhöchste Erlaubniß in fremde Dienste tritt.

Uebrigens muß, wie oben Artikel 23 befohlen, der Orden nach dem Tode des quittirten Offiziers an den Großmeister eingeschickt werden.

Art. 25. Jeder Ritter, Kommandeur oder Großkreutz wird bei seinem erfolgten Tode um einen Grad höher, als jener seiner bekleitenden Charge ist, beerdiget.

Art. 26. Das Ordensfest soll am ersten Tage eines jeden Jahres gefeiert, und das Seelenamt für die verstorbenen Ritter am darauf folgenden Tage gehalten werden.

Art. 27. Sollte sich der Fall ergeben, daß ein mit dem Orden belohnter Offizier wegen eines militärischen oder gemeinen Verbrechens seiner Charge entsetzt würde, so ergiebt sich von selbst, daß ihm auch der Orden nicht länger belassen, sondern ihm solcher sogleich abgenommen und an den Großmeister eingeschickt werden müsse, welcher ihn dann nicht mehr verwenden, sondern sogleich zernichten lassen wird.

Verzeichniß

derjenigen Generale und Offiziers, welche von Sr. königl. Majestät von Baiern, als Stifter und Großmeister des militärischen Max-Joseph-Ordens, in denselben nach den bemerkten

Graden mit der statutenmäßigen Pension aufgenommen worden sind. München den 11ten März 1806.

Großkreutze.

1. Nepomuk v. Triva, Chef des Generalstabs und des königl. geheimen Kriegsbureau, dann Generallieutenant und zugleich Großkanzler des Ordens.

2. Georg August Graf Ysenburg, Generallieutenant und Kommandirender in Franken.

3. Karl Baron von Wrede, Generallieutenant und Kommandirender in Schwaben.

5. Christian Baron von Zweibrücken, Generallieutenant.

5. Erasmus von Deroy, Generallieutenant und Kommandirender in Baiern.

Commandeurs.

1. Heinrich LII. Graf Reuß, General-Major und Generaladjutant der Infanterie.

2. Justus Heinrich Siebein, General-Major und Brigadier.

3. Franz Graf von Minucci, General-Major und Brigadier.

4. Anton Baron von Vieregg, Oberst des ersten Dragoner-Regiments Minucci.

5. Karl von Vincenti, Oberst des 9. Linien-Infanterie-Regiments Ysenburg.

6. Max Graf von Spreti, Oberstlieutenant des 6ten Linien-Infanterie-Regiments Herzog Wilhelm.

7. Franz Elbracht, Major des 3ten Chevauxlegers-Regiments Leiningen.

8. Caspar Hepp, Major des 8ten Linien-Infanterie-Regiments Herzog Pius.

Ritter.

1. Karl Dietz, Major des 4. Chevauxlegers-Regiment Bubenhoven.

2. Max von Aicher, Kapitän des 8. Linien-Infanterie-Regiments Herzog Pius.

3. Ludwig Graf Morawitzky, Kapitän des 7ten Linien-Infanterie-Regiments.

4. Heinrich Klausewitz, Kapitän des 8ten Linien-Infanterie-Regiments Herzog Pius.

5. Karl von Schintling, Kapitän des 6. Linien-Infanterie-Reg. Herzog Wilhelm.

6. Joseph Bauer, Kapitän des Garnisons Regiments (Station Friedberg).

7. Georg Haider, Kapitän des 12. Linien-Infanterie-Regiments Löwenstein.

8. Karl Hoppé, Oberlieutenant des ersten leichten Infanterie-Bataillons Metzen.

9. Ludwig von Aubert, Oberstlieutenant beim Generalstabe.

10. Michael Baron v. Scheberas, Oberstlieutenant bei der Leibgarde der Hartschiers.

11. Ernest Gambs, Rittmeister des 3ten Chevaux-legers-Regiments Leinigen.

12. Gottlieb von Viertl, Rittmeister des 1ten Chevaux-legers-Regim. Kronprinz.

13. Klement Magg, Rittmeister desselben Regiments.

14. Johann Baptist Brack, Oberlieut. des Artillerie-Regiments.

15. Georg Baron Habermann, Major des 5. leichten Infanterie-Bat. de la Motte.

16. Karl v. Mann, Kapitän des 13. Linien-Infanterie-Regiments.

17. Wilhelm Baron von Metzen, Oberstlieutenant und Commandeur des 1. leichten Infanterie-Bataillons.

18. Nepomuk von Zintl, Kapitän des 4ten leichten Infanterie-Bat. Stengel.

19. Franz Baron v. Schloßberg, Oberstlieut. des 13. Linien-Infanterie-Regim.

20. Friedrich von Zoller, Oberstlieut. des Gebirgsschützen-Korps.

21. Franz Baron von Dallwigk, Oberstlieutenant vom 2ten Linien-Infanterie-Regiment Kronprinz.

22. Gerhard Hoppé, Kapitän des 1. leichten Infanterie-Bataillons Metzen.

23. Karl Baron von Buseck, Oberst des 4ten Linien-Infanterie-Regiments.

24. Karl von Schmitt zu Rossan, Major des 10ten Linien-Infanterie-Reg. Junker.

25. Joseph von Villement, Kapitän des 9. Linien-Infanterie-Reg. Ysenburg.

26. Karl von Fick, Kapitän desselben Regiments.

27. Friedrich von Flad, Kapitän des 13ten Linien-Infanterie-Regiments.

28. Peter Kochs, Oberlieutenant des 11. Linien-Infanterie-Reg. Kinkel.

29. Franz von Fortis, Oberlieut. des 4ten leichten Infanterie-Bataillons Stengel.

30. Johann Baptist von Otten, Oberlieut. des 4. Linien-Infanterie-Regiments.

31. Goswin de l'Eau, Oberlieut. des 2ten Linien-Infanterie-Regim. Kronprinz.

32. Karl von Bullinger, Kapitän des 1ten Linien-Infanterie-Leib-Regiments.

33. Friedrich von Bernclau, Major des 10. Linien-Infanterie-Reg. Junker.

34. Peter Joseph von Otten, Oberlieut. des 13ten Linien-Infanterie-Regiments.

35. Paul von Käppelle, Major des Garnison-Regiments (Station Rosenberg).

36. Max Baron von Nesselrode-Hugenpot, Rittmeister des 1. Chevaux-legers-Regiments Kronprinz.

37. Vinzent Graf Pompei, Oberst des 12ten Linien-Infanterie-Regim. Löwenstein.

38. Peter de la Motte, Oberstlieut. und Commandeur des 5. leichten Infant. Bat.

39. Hermann Graf von Hirschberg, Unterlieut. des ersten Dragoner-Regim. Minucci.

40. Anton von Grafenstein, Oberlieut. des 1sten Linien-Inf. Leib-Regiments.

41. Philipp Vieringer, Oberst des 5ten Linien-Infanterie-Regim. Preising.

42. Aloys Baron von Stroehl, Oberstlieutenant des ersten Linien-Infanterie-Leib-Regiments.

43. Karl Baron von Haynau, Major des 1. leichten Infanterie-Bataillons Metzen.

44. Engelbert Hahn, Oberlieut. des 1. Dragoner-Regiments Minucci.

45. Anton Baron von Rechberg, Major des 2ten Chevaux-legers Regiments König.

46. Wilhelm Baron von Kleudgen, Oberlieutenant desselben Regiments.

47. Wilhelm Baron von Jordan, Oberstlieut. und Flügel-Adjutant.

48. Paul Graf von Mezzanelli, General-Major und Brigadier.

49. Max Graf von Preysing, Oberst des 4. Chevaux-legers-Regim. Bubenhoven.

50. Gustav Graf von Sayn-Wittgenstein, Major des 1sten Chevaux-legers-Regiments Kronprinz.

Ordens-Archivar.

Der wirkliche Rath und geheime Kriegs-Sekretär, Ludwig Langlois.

Tags- und Spinn-Ordnung für sämmtliche Züchtlinge des Zuchthauses zu München.

1) Jeder Züchtling ist verbunden, sich seinen Unterhalt selbst zu verdienen. Bloß Wasser und Brod werden dem Züchtling unentgeldlich gereicht; alle übrige Kost müßen sie sich selbst durch Hand-Arbeit verdienen.

Derjenige, welcher sich also nichts verdient, bekömmt nebst noch andern Strafen nichts als Wasser und Brod. Dieses tritt jedoch nur bei denjenigen ein, welche für ganz arbeitsfähig aufgezeichnet sind.

2) Ganz arbeitsfähig wird derjenige genennt, welcher schon 6 Wochen im Zuchthause ist, die vorgeschriebenen Arbeiten kann, und vom Doktor weder ganz noch zum Theile entschuldigt wird.

3) Jeder ganz Arbeitsfähige muß wochentlich für die warme Kost 30 kr. Verdienst einliefern, alles übrige wird demselben zum beliebigen Gebrauche auf die Hand gegeben und zurück gelegt.

4) Liefert er nicht 30 kr. ein, so bekömmt der Züchtling für nicht mehr warme Kost als er Geld

eingeliefert hat; er muß folglich so viele Tage fasten, als er zu wenig Geld einliefert, um in diesen Tagen die warme Kost zu verdienen. Auch erhält er einen derben Verweis, und wird ihm an seinen eigenthümlichen Gelde nichts zugelassen, und eine Woche lang niemanden erlaubt, ihn zu besuchen oder ihm etwas zuzubringen. Wenn nun ein Züchtling zum zweitenmahle seine festgesetzte Zahl zu 30 kr. nicht einliefert, so erhält er nebst obiger Strafe noch Schläge oder wird krumm geschlossen.

4) Will ein Züchling die ganze Krankenkost, so kann er sich selbe wohl verdienen, und muß 48 kr. für seine Kost einliefern.

6) Denjenigen, welche noch nicht spinnen können, wird die warme Kost unentgeldlich gereicht, doch dürfen sie über 6 Wochen nicht als Lehrlinge betrachtet werden, erhalten auch keinen Verdienst auf die Hand, bis sie nicht gänzlich ihre zu machende Arbeit kennen.

7) Gänzlich vom Doktor Entschuldigten, das sind Kranke, falls sie etwas doch arbeiten, ist es erlaubt, ihren ganzen Verdienst auf der Hand zu behalten, damit sie dadurch in den Stand gebracht werden, sich eher zu erhohlen.

8) Nur zum Theile vom Doktor Entschuldigte müssen nur zum Theile ihre Kost durch ihren Verdienst bezahlen; folglich bei der ordinären Kost 15 kr., bei der Krankenkost 22 kr. 2 pf. einliefern.

9) Damit auch die strupirten Züchtlinge, so allerdings arbeitsfähig, aber nicht zur Spinnerei zu gebrauchen sind, einige Beschäftigung finden, so soll in Zukunft kein Züchtling seine gesponnene Wolle selbst abhaspeln, sondern sie durch derlei Züchtlinge, welche in jedem Zimmer aufgestellt werden, abhaspeln lassen, und ihm für einen Schneller abzuhaspelnder Wolle von seinem Verdienste 1 pf. bezahlen. Hierdurch wird auch dieser in den Stand gesetzt sich seine Kost zu verdienen.

10) Da die Wollspinnerei die Hauptarbeit der hiesigen Züchtlinge ist, so versteht sich diese Ordnung hauptsächlich auf die Wollenspinnerei, ist aber auch auf jede andere dem Züchtling auferlegte Arbeit auszudehnen, ausser auf die Hausarbeiten, welche jeder Züchtling unentgeldlich zu verrichten hat, hierfür aber die Kost ohne etwas bezahlen zu dürfen, erhält.

Jeder Züchtling muß so viel gesponnene Wolle einliefern als man ihm zum Spinnen gab. Mehr als 4 Loth Abgang wird ihm nicht passirt, und derselbe muß solchen von seinem auf die Hand erhaltenen Arbeits-Verdienst ersetzen, und wird nach Umständen des Abgangs wegen noch mit körperlichen Strafen belegt.

12) Das Netzen der Wolle wird auf Anzeige schärfstens bestraft.

13) Wenn ein Züchtling aus Bosheit die Wolle verdirbt und ein schlechtes Gespinnst liefert, so erhält er das erstemahl 12 Karbatschstreiche, welche im Wiederhohlungsfalle immer mit 6 Streichen vermehrt werden.

14) Die Haspler sollen ihnen die übergebene Wolle richtig abhaspeln, keinen Strang kürzer oder länger machen, bei schwerster Strafe.

15) Alle Züchtlinge müßen von Georgi bis Michaelis um 5 Uhr frühe aufstehen und um ½ 6 Uhr zu arbeiten anfangen, womit sie fortfahren bis 8 Uhr. Von 8 bis 9 Uhr soll es ihnen vergönnt sein ihr ausgetheiltes Brod zu genießen. Von 9 Uhr an haben sie wieder zu arbeiten bis 11 Uhr, wo ihnen sodann ihre Kost verreicht wird, und ihnen erlaubt sein soll, bis halb 1 Uhr zu feiern, dann soll wieder zu arbeiten angefangen und bis 6 Uhr fortgefahren werden, um welche Stunde der gewöhnliche Rosenkranz von den Züchtlingen gebethet werden soll. Nach 6 Uhr soll noch gearbeitet werden bis 8 Uhr, dann ist den Züchtlingen erst erlaubt mit ihrer Arbeit aufzuhören. Um 9 Uhr sollen sich alle Züchtlinge zur Ruhe begeben. Von Michaelis bis Georgi wird die nämliche Tages-Ordnung von den Züchtlingen beobachtet, nur stehen selbe in dieser Zeit um 6 Uhr auf, und beginnen erst um halb 7 Uhr zu arbeiten, auch endigt sich wegen Kürze der Tage ihre Arbeit um 6 Uhr, und um 8 Uhr müssen sie zu Bette liegen.

16) Diese Tages-Ordnung haben die Züchtlinge genau zu halten; der Hausmeister, Spinnmeister und die Knechte haben genau Obacht zu geben, ob diese Ordnung gehalten wird, die Fälligen gleich zur Arbeitsordnung anzuweisen, und falls sie sich nicht leicht fügen, selbe einzusperren, und es dem Kommissär zu melden, der den Schuldigen durch strenge Strafen zur Beobachtung der Ordnung zwingen wird.

17) Der Spinnmeister hat über das Gespinnst und Verdienst der Züchtlinge ein genaues Verzeichniß zu halten, und selben wochentlich der Kommission vorzulegen.

18) Derjenige Züchtling, so sich beim Doktor als krank meldet, und durch selben als solcher nicht erkannt wird, soll mit Hunger und Schlägen strengstens bestraft werden.

19) Jeder Züchtling hat diese publizirte Arbeits- und Tags-Ordnung genau zu halten, widrigenfalls er mit obangezogenen Strafen belegt werden wird.

Reminiscenzen aus der Geschichte Pohlens.

(Beschluß.)

Und dieses Schicksal sollte Pohlen schon unter dem folgenden Regenten, der eines bessern Schicksals würdig war, erfahren. Da kein ausländischer Fürst sich um den pohlnischen Thron bewarb, so fiel man auf die Wahl eines Piasten, und nachdem die wüthendsten Stürme im Innern getobt hatten, die nur durch das Einrücken einer russischen Armee etwas beschränkt wurden, gelangte endlich **Stanislaus August**, aus dem gräflichen Hause Poniatowski, durch russische und preussische Vermittlung auf den Thron. Stanislaus August (geb. 17. Jan. 1732) war ein gutgesinnter, und durch Wissenschaften gebildeter Fürst; aber kein Soldat, und ohne Energie. Er suchte die öffentlichen Gebrechen (z. B. im Münzwesen) zu heilen; aber es gelang ihm nicht. Er suchte den gerechten Klagen der Dissidenten abzuhelfen; aber der Reichstag, (6. Okt. 1766.) oder bestimmter die Bischöfe Soltyk von Krakau und Masalski von Wilna, widersetzten sich der Wiederherstellung ihrer Freiheiten. Die hartbedrückten Dissidenten traten daher in eine Konföderation zusammen und flehten um russischen Schutz, der ihnen um so leichter zu Theil wurde, da noch immer russische Truppen in Pohlen standen, und Rußland die Sache der Dissidenten als ein wirksames Mittel zur Einmischung in die pohlnischen Angelegenheiten betrachtete. Nun begann die traurigste Zeit für den Staat. Aus einer Religionsbeschwerde wurde eine politische Fehde; Konföderationen über Konförderationen entstanden (unter denen die zu Bar in Podolien die merkwürdigste ist), in allen Provinzen des Reichs wüthete der Krieg mit allen seinen Gräueln.

Zu dieser allgemeinen Zerrüttung gesellte sich im Jahr 1770 die Pest. Unter dem Vorwand diese von ihren Staaten abzuhalten, zogen nun Preußen und Oestreich an den Gränzen Truppen zusammen; mit denen sie in Pohlen einrückten (1771), und dann, in Gemeinschaft mit Rußland, eine Theilung bewirkten. Im Sept. 1772 erschienen die Manifeste über die **erste Theilung Pohlens. Oestreich** nahm die Grafschaft Zips, Lodomirien und Gallizien (1389 □ Meilen); **Rußland**: alles Land, das zwischen den Flüssen Düna, Dniepr und Drutsch liegt (ohngefähr 2000 □ Meilen), **Preußen**: ganz Pohlnisch-Preußen unter dem Nahmen Westpreußen, mit Ausschluß der Städte Danzig und Thorn, nebst dem Distrikt von Großpohlen bis an den Fluß Netze sammt seinen Ufern, wozu auch in der Folge der ganze Strich flachen Landes gerechnet wurde, über welchen sich der Fluß bei Ueberschwemmungen ausbreitet (ohngefähr 556 □ Meilen).

Diese erste Theilung geschah ohne Schwertschlag, und ein Reichstag, der im April 1773 zusammen berufen wurde, mußte die Rechtmäßigkeit derselben anerkennen. Auch wurden am Schlusse eben dieses Reichstages auf Rußlands Befehl und Garan-

tie wichtige Veränderungen in der Konstitution beliebt. Das liberum veto wurde aufgehoben, dem Könige sein letztes Recht, sich selbst einen Reichsrath zu wählen, genommen, aus dem Adel der verschiedenen Woywodschaften ohne Mitwirkung des Königs ein beständiger Rath (Conseil permanent) gewählt, und endlich ausgemacht, daß nie wieder ein Ausländer den pohlnischen Thron besteigen sollte. Durch diese Beschlüsse war der König in gänzliche Abhängigkeit gesetzt, und der russische Gesandte zu Warschau eigentliche Regent von Pohlen geworden.

Im Jahr 1776 führte Rußland einen Theil seiner Truppen, der bis dahin beständig in Pohlen gewesen war, wieder ab, und es folgten einige ruhige Jahre. Der König benutzte diese, um so viel es seine beschränkte Lage erlaubte, für das Beste seines beeinträchtigten Reiches zu sorgen. Er nahm sich des Erziehungswesens an, traff einige nützliche Einrichtungen im Fache der Finanzen, der Polizei und Oekonomie, und bemühte sich, zweckmäßigere Gesetze aufzustellen. Er übertrug daher schon im Jahre 1776 dem Kron-Großkanzler Grafen Andr. Zamoyski die Verfertigung eines neuen Gesetzbuchs. Allein das Werk das dieser lieferte, auswärts gelobt, fand in Pohlen Widerspruch, weil der Adel viele seiner Vorrechte gegen Bürger und Bauer verlieren sollte. Das neue Gesetzbuch wurde daher auf dem Reichstage 1779 verworfen.

Indessen gieng die scheinbare Ruhe, in der sich Pohlen seit dem Jahre 1776 befand, dem Todeskampf voraus, in den es seit dem Jahre 1790 vornehmlich durch Preußen geführt wurde. Als nämlich Oestreich und Rußland seit dem Jahre 1788 im Kriege gegen die Pforte begriffen waren, fürchtete Preußen die Vergrößerung der beiden alliirten Mächte und trat mit Pohlen, das Ursache genug zur Unzufriedenheit mit Rußland hatte, in Verbindung. Schon am 18ten Nov. 1788 erklärte Preußen die russische Garantie der bisherigen pohlnischen Konstitution für null und nichtig, und fügte am 29sten März 1790 in einem Allianztraktat das Versprechen seines Beistandes hinzu, falls Pohlen wegen seiner Konstitution angegriffen werden sollte. Pohlen schritt nun ungesäumt zu diesem großen Vorhaben, und gab sich auf dem Reichstage 3ten Mai 1791 eine neue Konstitution, von der man sich glücklichere Zeiten versprach. Die Macht des Königs sollte erweitert, die Armee vergrößert, der Bürgerstand emporgebracht, die Leibeigenschaft aufgehoben, die Mängel der Staatsverwaltung getilgt und der Staat überhaupt dem Einflusse fremder Mächte entzogen werden. Preußen billigte diese Beschlüsse (23. May 1791), auch Oestreich, Rußland zögerte. In Pohlen selbst waren einige mit der Konstitution, die ihnen Verlust brachte, unzufrieden. Sie schlossen daher eine Konföderation zu Targowitz in Kleinpohlen, und flehten um russischen Schutz. Als nun Rußland den Türkenkrieg geendigt hatte, so erließ es den 18ten May 1792 die Erklärung: daß es die neue Konstitution mißbillige, und die Targowitzer Konföderation unterstützen werde. Zugleich rückten 70,000 Mann Russen in Pohlen ein. Die Pohlen hatten auf preußische Hülfe gerechnet; aber diese blieb aus, da unterdessen Preußen auf die Seite Rußlands übergegangen war. Die Macht die der General Kosciusko den Russen entgegen setzte, war zu gering; und so geschah es, daß unter Autorität der russischen Waffen am 29sten Sept. 1792 ein Reichstag zu Grodno eröffnet, und auf diesem die neue Konstitution vernichtet werden mußte. Darauf schritten **Preußen und Rußland** zu einer **zweiten Theilung Pohlens** (1793). Preußen nahm laut des Patents vom 25sten März 1793 den größten Theil von Großpohlen (nahmentlich die Woywodschaften Posen, Gnesen, Kalisch Siradien, die Sadt und das Kloster Czenstochau, das Land Wielun, die Woywodschaft Lentschitz, die Landschaft Cujavien, das Land Dobrzyn, die Woywodschaft Rawa und Plotzk, wie auch die Städte Danzig und Thorn) der Angabe nach 760 ½ □ Meilen, die unter dem Nahmen Südpreußen den übrigen Staaten einverleibt wurden. Rußland nahm, laut des Patents vom 27. März 1793, einen großen Theil von Litthauen und Kleinpohlen,

sammt der Ukraine (nahmentlich: das noch übrige Stück der Weywodschaften Polozk, einen Theil der Woywodschaften Wilna, Novogrodek, Brzesc, den größten Theil von Volhynien, das noch übrige Podolien nebst Braclaw und Kiew) der Angabe nach 4553 □ Meilen. Ein neuer Reichstag, abermahls zu Grodno zusammen berufen, mußte zuerst die Abtretungen an Rußland (17. Aug. 1793) und nach längerm Sträuben auch die Abtretungen an Preußen (3. Sept. 1793) genehmigen.

Aber diese Theilung ihres Landes vermochten die Pohlen nicht in Ruhe zu dulden. Im April 1794 brach eine allgemeine Insurrektion aus. Ihr kühner geistvoller Anführer war Kosczinsko. Er nahm Krakau in Besitz, besiegte die Russen bei Praclawice, und in Warschau wurde die russische Garnison größten Theils niedergehauen. Allein noch vor dem Ende dieses Jahres war das ganze Unternehmen der Patrioten vereitelt. Die preußische Armee, die in Pohlen eindrang, richtete zwar nicht viel aus; aber desto mehr die überlegenen russischen Armeen, die von zwei Seiten von Volhynien unter Suwarow und von Litthauen her unter Repnin herbeikamen. Kosczinsko wurde in der blutigen Schlacht bei Madziewice (10. Okt. 1794) geschlagen und gefangen; und Praga, die Vorstadt Warschau's, am 4. Nov. von Suwarow, unter vielem Blutvergießen, im Sturm eingenommen, worauf sich auch Warschau fünf Tage darauf ergab.

Nun schritten die drei Mächte Rußland, Oestreich und Preußen zur dritten und letzten Theilung Pohlens, die dieses unglückliche Reich auf ewig aus der Reihe europäischer Staaten tilgen sollte. König Stanislaus August, einst von der Kaiserinn Katharina selbst auf den Thron gesetzt, mußte am 25. Nov. 1794, gerade am dreißigsten Jahresfeste seiner Krönung, seine Entthronung und die gänzliche Vernichtung Pohlens zu Grodno unterzeichnen, und als Gefangener nach Petersburg gehen, wo er im Jahre 1798 starb.

Vor dem Jahre 1772, oder vor seiner ersten Theilung umfaßte Pohlen 13,400 □ Meilen — es war also mit Ausschluß Rußlands das größte Reich in Europa — aber höchstens nur 10 Millionen Einwohner. Nach der ersten Theilung schätzte man Pohlen noch gegen 10,000 □ Meilen groß, oder ohngefähr so groß als Frankreich damahls war. Nach einer offiziellen Tabelle, welche der Kron-Großsekretär Graf Moßzynski am 9ten März 1789 dem Reichstage vorlegte, betrug der Flächeninhalt von Pohlen damahls 9360 □ Meilen und die Bevölkerung 8,354,620 Menschen. Durch die zweite Theilung, im Jahre 1793, verlor Pohlen über 5,300 Q. Meilen und es blieben ihm noch über 4000 Q. Meilen übrig. Es war daher auch in seiner tiefsten Erniedrigung noch größer als Preußen. Von diesem Länderumfang erhielt bei der letzten Theilung Rußland 2047, Preußen 1228½ und Oestreich 866 □ Meilen. Ueberhaupt aber nahmen bei den dreimahligen Theilungen nach Hassels Angabe:

Preußen im Jahre	1773 —	556	□ Meil.
— —	1793 —	760½	—
— —	1795 —	1228½	—
	zusammen	2545	—
Oestreich im Jahre	1773 —	1389	□ Meil.
— —	1795 —	866	—
	zusammen	2255	—
Rußland im Jahre	1773 —	2000	□ Meil.
— —	1793 —	4553	—
— —	1793 —	2047	—
	zusammen	8600	—

Frankreich hat nie diese Theilungen Pohlens anerkannt, und noch im Jahre 1798 sagte der berühmte brittische Staatsmann Burke (s. Memoires sur la revolution, qui se fit à Varsovie le 17 Avril 1794. Paris 1806. S. 165): „Man wird es einst bereuen, dieses große Unrecht (die Theilung Pohlens) zugegeben zu haben, und mehr als andere werden es die Staaten bereuen, die am meisten Antheil daran genommen haben.“ — Vielleicht ist die Geschichte unsrer Tage geeignet, die Wahrheit dieses Ausspruchs zu rechtfertigen oder zu entkräften.

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

9. Stück. Freitag, den 27sten Februar. 1807.

Der Mensch.

Was ist der Mensch? Halb Thier, halb Engel,
Klein, elend, dürftig, herrlich groß.
Was ist sein Schicksal? Tausend Mängel,
Und tausend Güter sind sein Los.

Ihm werden manche hohe Freuden,
Von denen manche früh verdirbt;
Ihn quälen tausendfache Leiden,
Er reift, wird alt, entnervt und — stirbt!

Auszüge aus dem Regirungsblatt.

In Beziehung auf die Militär-Linie, welche zu Folge des stipulirten Vorbehaltes in dem ersten Artikel des, bei der Uebergabe der Grafschaft Tirol, und der Fürstenthümer Brixen und Trient an das Königreich Baiern, unterm 11ten Februar 1806 abgefaßten und unterzeichneten Protokolls, in dem italiänischen Tirol, als der Gränze des Königreichs Italien, bestimmt werden soll, ist unterm 25sten Mai v. J. zwischen Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen, König von Italien, und Sr. Majestät dem König von Baiern ein Traktat in 5 Artikeln abgeschlossen worden.

Se. königl. Majestät haben unterm 8ten dieses Monaths eine unter der unmittelbaren Leitung des geheimen Finanzministeriums bestehende, von dem Berg- und Hüttenwesen ganz abgesonderte General-Administration der Salinen des Königreiches anzuordnen, und diese mit einer angemessenen Geschäfts-Instruktion versehen zu lassen, sich aus vorwiegenden Gründen bewogen gefunden.

Diese General-Administration besteht:

a. Aus einem General-Administrator,

b. aus einem Salinen-Rathe, und

c. aus einem Salinen-Komtoir.

Zum General-Administrator der Salinen ist der quieszirte geheime Referendär Utzschneider ernannt worden, der in obiger Eigenschaft zugleich geheimer Referendär über sämmtliche Salinen-Gegenstände bei dem königl. geheimen Ministerial-Finanz-Departement ist.

Das Personal des Salinen-Rathes besteht aus einem Direktor, nämlich dem bisherigen Direktor der Sektion im Salz-, Berg- und Münzwesen bei der staatswirthschaftlichen Deputation der königl. Landesdirektion dahier, Mathias Flurl, welcher zugleich seinen Platz bei der zentralisirten Stelle des Berg- und Münzwesens beibehält.

Aus sechs Räthen: nämlich den bisherigen Landesdirektions-Räthen Joachim Edlen v. Pauer — Christoph Freiherrn v. Schütz — Kajetan Stürzer — Joseph Ludwig Wolf — und Joseph Baader für das Maschinenwesen der Salinen, mit Beibehaltung seiner übrigen Stellen und Geschäfte; dann dem ehemahligen Salinen-Ober-Inspektor in Reichenhall Franz Joseph Edlen v. Pauer.

Der Landesdirektions-Rath Grünberger trägt über alle Salinen-Waldangelegenheiten bei dem Salinen-Rathe vor, mit Beibehaltung seiner Stelle und der übrigen ihm aufgetragenen Geschäfte.

Aus 2 Sekretären: den bisherigen Landes-Direktions-Sekretären Karl Kasimir Petzl und Kor-

binian Badhauser; — aus 2 Rechnungskommissären, Franz Xaver Weigl, und dem dermahligen Salz- und Mauthgegenschreiber zu Vilshofen Wolfgang Miller; einem Registrator, Karl Neumann, und 2 Kanzellisten, Martin Wasel und Alois Mailinger.

Das Salinen-Comtoir besteht aus einem Kassier, wozu der dermahlige Leihhaus-Kassier Porzaga, mit Beibehaltung dieser Stelle, ernannt worden ist, und aus einem Buchhalter, welcher erst zu benennen kommt.

Ueber Stralsund und seine verschiedenen Schicksale.

Wenn einzelne Städte, die durch ihre Lage oder ihre Betriebsamkeit eben nicht fortwährend und merklich Einfluß auf das Wirken und Treiben der Menschen im Allgemeinen haben, dennoch zu einem gewissen Volksruf gelangt sind, so haben sie mehren Theils, verschlungen in große Kriegsereignisse, diese Ehre mit ihrem Blute und Wohlstande theuer erkaufen müssen. In aufeinander folgenden Generationen traff sie dann das traurige Loos, den Ausgang eines Feldzuges, ehemahls wohl gar den Ausgang eines Krieges, entscheiden zu sollen. Was dann die Väter aufgebaut hatten, sahen die Kinder wieder in Trümmer zerfallen, und vor ihren Mauern ward die mörderische Kunst geübt, aus der Ferne den Feuerbrand in die friedliche Wohnung des Bürgers zu schleudern, und zu der Höhe gebracht, wodurch sie jetzt beinah unwiderstehlich geworden ist.

Stralsund gehört zu dieser Klasse der berühmten Städte Europens. Der gebildete Mann kennt es aus der Geschichte, das Volk aus Traditionen und Volkssagen; denn oft schon ward es heimgesucht von der höchsten Plage des Krieges, Bombardements und Belagerungen, und in vielen seiner alten Gebäude stecken noch jetzt Bomben und Kanonenkugeln, zum Andenken an die Gefahren, denen sie entgangen sind. Wir wollen hier unsern Lesern eine kleine Skizze, als Beitrag zur nähern Kenntniß dieser Stadt mittheilen, die, nach ihrem Rufe zu urtheilen, nun vielleicht bald wieder die Augen des ganzen Europa's auf sich ziehen wird.

Stralsund liegt am nördlichen Strande von Deutschland, in dem Theile von Vorpommern, der seit dem Westphälischen Frieden an Schweden verblieb, an der eine kleine halbe Meile breiten Meerenge, der Gellen, genannt, der Insel Rügen gegenüber. Die Stadt ist auf einer Erdzunge gebaut, welche von der Meerenge und einem See oder großem Teiche gebildet wird. An der Ostseite wird sie von jener bespült, und an der Nordwestseite von dem See, der von Dämmen durchschnitten ist, und auf dieser Seite den Stadtgraben bildet, welcher daher hier so breit ist, wie man ihn wohl selten bei Festungen findet; hier ist auch der Hauptwall vor jedem Sturm gesichert. Von der Landseite hat die Stadt drei Thore: nämlich das Franken- das Tribseer- und das Kniperthor. Das erstere führt südwestlich nach der preußischen Gränze, das zweite westlich nach Mecklenburg, und das dritte nordwärts längs dem Stande hin. Zwischen dem Tribeseer- und Kniperthore befindet sich der erwähnte Teich in seiner größten Breite, und ausser den Bastionen des Hauptwalls giebt es auf dieser Strecke keine andere Werke, wohl aber wird sie von dem großen Aussenwerke vor dem Tribeseerthor flankirt. Dieses Aussenwerk ist das vorzüglichste der Festung, und in den letzten Zeiten sind noch große Summen an dasselbe verwendet worden. Ueberhaupt ward stäts an Unterhaltung und Verbesserung der Festung gearbeitet; ein Theil der Garnison und ein besonders zu diesem Zweck errichtetes Pionier-Korps, mußte jeden Sommer die sogenannte Kronarbeit an den Festungswerken verrichten. Zwischen dem Tribseer- und Frankenthor, welche Strecke nicht von dem See gedeckt ist, befinden sich viele Werke, besonders an der Strandseite.

Der Hafen wird von einigen Bastionen, besonders aber von zwei rechts und links desselben an-

gebrachten großen Werken, welche die Rhede bestreichen, vertheidigt. Ehemahls war auch eine südöstlich von der Stadt gelegene kleine Insel, der Dänholm genannt, befestigt, diese scheint aber in neuern Zeiten aufgegeben worden zu sein.

Stralsund gehört mit zu den schönsten Städten des nördlichen Deutschlands. Die mehresten Häuser sind zwar im alten Styl, mit spitzen Giebeln, mit vielen Böden und wenig Zimmern, gebaut, doch sind auch in neuern Zeiten viele ausgezeichnet schöne moderne Gebäude errichtet worden. Es herrscht viel Wohlstand daselbst, sowohl unter den Kaufleuten, als unter den Handwerkern. Die Stadt hatte sich bis auf die neuesten Zeiten noch vieler Ueberreste ihrer ehemahligen Freiheiten zu erfreuen; sie hat ungefähr 12000 Einwohner.

Von ihrem Ursprunge und ihrem Schicksale in dem Laufe von Jahrhunderten ist besonders folgendes zu bemerken. Der Ursprung der Stadt und Festung Stralsund verliert sich in die dunkle Zeit des Mittelalters. Einige behaupten, sie sei im Jahre 145 oder 156 vom Sunno II., einem Könige der Franken erbaut und Sunnonia oder Sunda, Sumonia oder Sundra genannt worden; andre meinen aber mit mehrerer Wahrscheinlichkeit, sie sei erst nach dem Untergang der beiden großen und festen Handelsstädte Arcona und Carenz um das Jahr 1209 von Jaromaro, einem Fürsten von Rügen, erbaut, oder doch gegründet worden. Im dritten Jahre darauf, noch ehe die Wälle zu Stande gebracht werden konnten, sei sie aber von den damahligen beiden Fürsten in Pommern überfallen und die neu erbauten Häusern zerstört worden. Witzlof oder Witzlav, ein Sohn von Jaromaro stellte sie wieder her und führte innerhalb 21 Jahren die Stadt und ihre Thore von gebrannten Steinen auf.

Kaum war die Stadt so weit gediehen, als sie bald von neuem ihrem Untergange nahe gebracht ward. Ihre ersten Feinde waren die Lübecker, von denen sie im Jahre 1241 überfallen wurde. Sie gaben vor, diese Stadt sei ihnen zum Nachtheil erbaut worden; ferner bürde man daselbst den Fremden viele ungewöhnliche Zölle auf, und man habe auf die dagegen gemachten Vorstellungen nicht achten wollen. Darum verbrannten sie die ganze Stadt, erschlugen die vornehmsten Einwohner, und führten diejenigen, die sich nicht durch die Flucht gerettet hatten, nach Lübeck in die Gefangenschaft. Dieses Unglück hinderte zwar den Flor und das Emporkommen der Stadt, aber sie ganz zu zerstören, vermochte es doch nicht; denn die Holländer und Brabander leisteten ihr Hülfe, so daß sie wieder ganz von Stein, und zwar in der schönen Ordnung, wie noch jetzt zu sehen ist, aufgebaut und mit guten Festungswerken versehen ward. Dieß verschaffte ihr denn auch große Freiheiten, zumahl, da sie nun auf den Schutz der Hansa zählen konnte, in der sie die sechste Stadt ward; hierüber wurden denn die nächsten Nachbaren neidisch, und selbst der letzte Fürst zu Rügen, Witzlaf IV., war nicht sehr damit zufrieden.

Und weil er glaubte, daß die Stadt ihre Privilegien von seinen Vorfahren nicht auf eine rechtmäßige Weise erlangt hätte und sie ihr verkürzen wollte, so gerieth er darüber um das Jahr 1314 mit den Einwohner von Stralsund in Streit. Die Stadt begab sich aber in den Schutz des Markgrafen Woldemar von Brandenburg und Wartislau von Pommern, und brachte es durch Belagerung der Stadt und des Schlosses Loitz dahin, daß der Fürst sich für dießmahl in Güte vertrug und den beiden erwähnten Schutzherren vor ihrem Abzuge eine Summe Geldes auszahlen mußte. Doch zwei Jahre darauf wußte er mehrere Fürsten in sein Interesse zu ziehen, welche sich anschickten, Stralsund zu Wasser und zu Lande anzugreifen. Zu Wasser kam Erich von Dännemark und König Birger aus Schweden an. Zu Lande überfiel sie Sueno, Herzog zu Schleswig, Court Proß, Herzog von Holland, Erich, Herzog von Niedersachsen, Albert, ein junger Herzog von Lüneburg, Heinrich, Fürst von Mecklenburg, nebst vielen Grafen und Herren mit einer zahlreichen Armee. Unter diesen kamen Her-

zog Erich von Niedersachsen und der junge Prinz von Lüneburg zuerst mit einem Korps von fünf tausend Mann, und lagerten sich vor der Stadt in das Haynholz. Da nun die Stralsunder etwas wagen wollten, bevor die ganze Macht zusammen käme, so thaten sie einen so glücklichen Ausfall, daß sie nicht nur viele Feinde tödteten, sondern sogar den Herzog Erich nebst vielen vom Adel gefangen nahmen. Des ungeachtet wurde, so bald alle Truppen angelangt waren, die Belagerung zu Wasser und zu Lande sehr ernst betrieben; die Stadt wehrte sich aber dergestalt, daß man ihr nichts anhaben konnte. Die Belagerer mußten abziehen; hauptsächlich zwang sie der Mangel an Lebensmitteln dazu. Der gefangene Herzog mußte sich mit sechzehn tausend Mark Silbers ranzioniren, wovon die eine Hälfte den oben erwähnten Schutzherren überlassen, und die andre Hälfte zu öffentlichen Gebäuden verwandt wurde.

Die Ursache, warum sich damahls so viele Mächte wider Stralsund rüsteten, war die Hoffnung, die der König Erich von Dännemark den Verbündeten gemacht hatte, nach dem Fall dieser Stadt noch andere Seestädte anzugreifen.

Im Jahr 1325 starb der Fürst Witzlaf ohne männliche Erben. Mehrere Fürsten, und besonders der König von Dännemark, bemühten sich, das Fürstenthum Rügen an sich zu bringen. Doch kam es, durch Vermittelung der Stadt Stralsund, welche sich des zwischen Pommern und Rügen bestehenden Erbvertrags annahm, und dadurch, daß sie der von dem Herzoge Wratislav IV. ihr geleisteten Dienste eingedenk, ihm zuerst huldigte, dahin, daß dieser zum Fürsten angenommen ward.

Gegen äussere Feinde war Stalsund nun eine Zeit lang gesichert; aber am Ende des vierzehnten Jahrhunderts wüthete ein heftiger Aufruhr in ihrem Innern. Die Bürger hatten den ganzen Rath verjagt, durch Hülfe Wratislav ward er aber wieder eingesetzt. — Hierbei hatte ein Vorfall Statt, der als charakteristisch für die damahlige Zeit, angeführt zu werden verdient. Einer von den Rathsherren, Nahmens Done, war, ehe er wieder eingesetzt werden konnte, gestorben, seine Freunde setzten daher seinen Leichnam auf seinen sonstigen Sitz in der Rathsstube, um zu zeigen, daß er ohne Verletzung seiner Ehre vertrieben worden wäre.

Um eben diese Zeit fielen gewisse Räuber, die sich Vitualien- oder Victualien-Brüder nannten, ein großes sundisches Schiff an. Da sich dieses aber gut vertheidigte, bekam es so viele jener Räuber gefangen, daß sie nicht alle in Gewahrheit gebracht werden konnten. Daher schlugen sie vielen Tonnen den einen Boden aus, und machten in dem andern ein Loch, steckten sie mit den Kopf durch und spundeten das Faß wieder zu; so wurden die Victualienbrüder nach Stralsund gebracht und daselbst enthauptet.

Im fünfzehnten Jahrhundert fielen die Dänen die Stadt an, mußten aber wieder abziehen. Im sechszehnten Jahrhundert hatte sie sich bald gegen Bogislav X.; bald gegen den dänischen König Johann zu wehren. Aber alle diese Vorfälle waren nichts gegen das Schicksal, welches ihr im 17ten Jahrhundert zu Theil ward, und wodurch sie zuerst als Kriegsplatz in Europa bekannt wurde, und sich sogar den Ruf der Unüberwindlichkeit zuzog, als nämlich Wallenstein vor ihre Mauren rückte.

Die kleinen Fehden in Deutschland, die Kriege zwischen Städte und Fürsten, hatten schon längst aufgehört. Ordnung hatte angefangen die Anarchie zu ersetzen; das menschliche Geschlecht fing an die Früchte der wieder errungenen Kultur zu genießen, da wurde es von einer andern Plage heimgesucht. Ein Schwindelgeist hatte sich Aller bemächtigt; man wollte ergründen, auf welche Weise Gott am besten gedient werden könnte. In Tempeln und Pallästen, auf den Märkten und in den Gassen; im Dorfe und auf dem Felde, ja, in den Schachten der Berge, stritt man sich darüber. Die Mächtigen der Erde wollten den Streit mit dem Schwerte endigen; überall flossen Ströhme von Blut, überall loderten Scheiterhaufen empor. — Karl V. hatte seine hohen Tugenden und großen Talente an diesem

Land vergeudet. Der Blutdurst seines Nachfolgers hatte an den Niederlanden einen unübersteiglichen Damm gefunden; und im Süden und Westen von Europa konnten nun die Religionskriege nicht mehr um sich greifen. Aber Deutschland, von je her der offne Tummelplatz jedes Kampflustigen, ward von neuem dem Ehrgeitze des Hauses Oestreich preisgegeben, dem das Religionswesen wieder zum Deckmantel dienen mußte. — Dreißig Jahre währte der Krieg.

Kaiser Maximilian, müde seine erlangten Vortheile bloß den Truppen der Ligue zu verdanken, und besorgt, diese würde ihn bei seinen weitaussehenden Eroberungsplannen nicht gehörig unterstützen, hegte den Wunsch, selbst eine ansehnliche Heeresmacht aufzustellen; aber der Krieg hatte die kaiserlichen Lande viel zu sehr erschöpft, um die unermeßlichen Kosten einer solchen Rüstung bestreiten zu können. Da erschien der kühne Wallerstein und machte dem Kaiser das Anerbiethen, ein Heer aufzustellen, das ihm nichts kosten sollte. Er hielt Wort, und nach wenigen Monathen ergoß er sich wie ein reissender Strohm über Deutschlands Fluren, und stand mit einem Heer von 30,000 Mann an der Gränze von Niedersachsen.

Mecklenburg und die Brandenburgischen Lande kamen bald in seine Gewalt; Wallensteins Heer wuchs immer mehr heran, und im Jahre 1628 erklärte er sich zum Generallissimus des Kaisers zu Wasser und zu Lande. Die Stadt Wismar wurde erobert, und fester Fuß an der Ostsee gefaßt. Von Pohlen und den Hansestädten wurden Schiffe gefordert, um den Krieg jenseits des baltischen Meeres zu spielen, und die Dänen in das Innerste ihres Reichs zu verfolgen. Der Zusammenhang der niederdeutschen Stände mit den nordischen Reichen war zerrissen, wenn es dem Kaiser gelangt, sich in die Mitte zwischen beiden zu lagern, und von dem adriatischen Meere bis an den Sund, Deutschland mit einer fortlaufenden Länderkette zu umgeben. Dieß waren die Absichten des Kaisers: aber Wallenstein hatte noch seine besondern Absichten: Besitzungen an der Ostsee sollten den Grundstein zu einer Macht abgeben, womit sich schon längst seine Ehrsucht trug, und die ihn in den Stand setzen sollten, seinen Herrn zu entbehren.

Diese Zwecke zu erreichen war es von äusserster Wichtigkeit, Stralsund in Besitz zu bekommen. Ihr vortrefflicher Hafen, die leichte Ueberfahrt von da nach den schwedischen und dänischen Küsten machten es vorzüglich geschickt, in einem Kriege mit beiden Kronen einen Waffenplatz abzugeben. Die Stadt genoß noch immer unter dem Schutze des Herzogs von Pommern die wichtigsten Privilegien, und, völlig ausser aller Verbindung mit Dännemark, hatte sie an dem bisherigen Kriege auch nicht den entferntesten Antheil genommen. Aber weder diese Neutralität, noch ihre Privilegien konnten sie vor den Anmaßungen Wallensteins schützen, der seine Absicht auf sie gerichtet hatte.

Einen Antrag dieses Generals, kaiserliche Besatzung anzunehmen, hatte der Magistrat von Stralsund mit rühmlicher Standhaftigkeit verworfen, auch seinen Truppen den arglistig verlangten Durchmarsch verweigert. Nun schickte sich Wallenstein an, die Stadt zu belagern.

Für die Könige von Dännemark und Schweden war es von gleicher Wichtigkeit, Stralsund bei seiner Unabhängigkeit zu schützen. Die gemeinschaftliche Gefahr besiegte endlich die Privateifersucht, welche sie schon längst entzweite. In einem Vertrage zu Kopenhagen (1628) versprachen sie einander, Stralsund mit vereinigten Kräften aufrecht zu erhalten. Christian IV. warf sogleich eine hinreichende Besatzung in Stralsund, und stärkte durch seinen persönlichen Besuch den Muth der Bürger. Einige Kriegsschiffe, welche der König Sigismund von Pohlen dem kaiserlichen Feldherrn zu Hülfe schickte, wurden von der dänischen Flotte in Grund gebohrt, und da ihm auch die Stadt Lübeck die ihrigen abschlug, so hatte der kaiserliche Generallissimus zur See nicht einmahl Schiffe genug, den Hafen einer einzigen Stadt einzuschließen.

(Der Beschluß folgt.)

Fortsetzung des Gespräches einiger Landleute über ökonomische Gegenstände.

Pf. Der Herr Dr. Thaer und die gelehrten Oekonomen sind mit den schmalen, hohen Ackerbeeten (Pifangen) in Baiern, Baireut ꝛc. nicht verstanden, und glauben, daß wir bloß aus Vorurtheil und Gewohnheit bei dieser Bestellungsart bleiben. Dieser Gegenstand ist sehr wichtig, und verdienet daß wir uns heut damit beschäftigen.

Amtm. Die Gelehrten nennen unsre Art zu pflügen, die alte Bestellungsart; mir aber scheint es, daß die breiten Beete die älteste Art zu pflügen sein. Die ersten Bewohner der Erde, welche zu pflügen anfiengen, haben ohne Zweifel solche breite Beete gemacht, weil sie viel leichter zu machen sind, und weit weniger Mühe, Aufmerksamkei', Kunst und Verstand erfordern.

In den Ländern, wo der Ackerbau noch in seiner Kindheit ist, pflegt man breite Beete zu machen: dieß allein möchte schon als ein Beweis gelten, daß diese Art zu pflügen die alte und die unsrige neu, künstlicher und geschickter sei. Bei uns ist auch der geringste Fehler kennbar, und der Pflüger kann denselben durch die folgenden Färten nicht wieder gut machen, weil jeder Pifang seine bestimmte Breite hat, das ist, genau so breit ist, daß die Erde nur in dem Fall hoch aufgeworfen und gut untergepflüget wird, wenn der Pflüger weder tiefer noch seichter, weder breiter noch schmäler ackert. Bei den breiten Beeten mag man eine breite oder schmale Fart machen; wenn nur die Erde gut umgeleget wird: aber bei unsrer Bestellungsart muß jede Fart oder Wand die gehörige Breite haben, sonst bleibt für die folgenden Färten zu wenig, oder zu viel. Noch mehr Kunst gehöret dazu, wenn unsere Beete durchaus etwas schmäler oder breiter, mit Beibehaltung der vier Färten, gemacht werden sollen. Wer stärkere Pferde hat, machet sich breitere Beete, weil dadurch das Pflügen mehr beschleuniget wird, und dicke starke Pferde leichter gleichen Gang nebeneinander machen. Eben das geschieht auch, wenn man mehr düngen kann, oder tiefer pflügen will, weil bei zu schmalen Beeten der Dünger nicht gut unterpflüget, oder bei tiefem Pflügen, ohne gehörige Breite, die Erde nicht gut umgewendet werden kann. In verkehrten Fällen müssen die Pifange oder Beete durchaus schmäler werden. Bei solchen Veränderungen gehöret ein genaues Ebenmaß, Uebung und Verstand dazu, damit alle Pifange im ganzen Feld eine ganz gleiche Breite erhalten. Darum suchet man bei uns vorzüglich die Knechte, welche gut zu pflügen verstehen, und man gibt ihnen auch mehr Lohn. Vernünftige Leute besichtigen das Feld eines Bauers und urtheilen aus dem Pflügen über seinen Fleiß und Verstand, und über seine ganze Wirthschaft.

Man kann es den Herren Professoren Spittler und Meiners nicht übel nehmen, daß ihnen unsre Bestellungsart, welche sie nie gesehen haben, auffallend war: wenn aber die gelehrten Oekonomen im Norden dieselbe als alt erklären, so scheint mir das ein Vorurtheil zu sein. Hat man denn in Norden in ältern Zeiten so wie dermahl bei uns, gepflüget? Sie verwerfen unsere Methode, und werfen zugleich die Frage auf, worin sie bestehe, oder wie wir pflügen.

Dagegen ist uns ihre Art zu pflügen wohl bekannt, und wir haben sie auch in unsérm Vaterlande stäts vor Augen. Wenn wir Wiesen oder Weiden unterpflügen, so machen wir insgemein auch solche breite Beete. Diese Bestellungsart mit breiten Beeten ist auch in den Gegenden am Inn, und am Gebirge gegen Tirol und Salzburg gewöhnlich, wo aber nicht der Ackerbau, sondern die Viehzucht die Hauptsache aller Wirthschaften ist.

Es sei fern von mir, daß ich die breiten Beete bloß darum verwerfe, weil diese Bestellungsart älter und leichter ist. Es ist nicht alles, was neuer, mühsamer und künstlicher ist, darum auch besser. Um hierüber unsre Meinung sagen zu können, müssen wir die Gründe, für und wieder, anhören und erwägen.

Pf. Da ich hierüber Verschiedenes gehört, und gelesen habe; so will ich die Einwendungen wider die schmalen Beete vortragen.

Erste Einwendung.

In den Furchen wird das Getreid allzeit schlechter: man soll also deren so wenig machen, als möglich ist.

Wirth. Wir sehen aber in unsern Feldern, und überhaupt im schönen Unterlande gerade das Gegentheil.

Obm. Die Aehren stehen durchaus so schön gleich, als wenn man sie mit der Scherre gestutzt, oder gleich geschnitten hätte. Es müssen also die in der Furche stehenden Hälme wenigstens eben so lang als die übrigen sein, sonst könnten sie nicht gleich hoch stehen.

Pf. Man sieht aber doch auch bei uns zu Zeiten einen Acker, wo das Getreid wellenförmig steht, und in den Furchen kürzer und dünner ist.

Wirth. Dieß ist nun eine seltene Ausnahme. Ein solcher Acker gehöret gewiß einem Bauer, welcher schlecht gepflüget oder geegget, oder ungleich gesäet, oder den Dünger nicht gleich ausgebreitet und untergepflüget hat. Wo solche Fehler gemacht werden, ist das Getreid überall, auf breiten und schmalen Beeten ungleich.

Wir sehen ja auch Aecker, wo das Getreid auf den Rainen oder Höhen der Pifange schlechter als in den Furchen ist. Die Schuld liegt nicht in den Höhen und Furchen; sondern in der schlechten Bauart.

Pf. Ich habe in den Gegenden am Inn, und auch mitten im Lande Felder gesehen, wo das Getreid, auch der fleißigen und geschickten Bauern, in den Furchen allzeit schlechter als auf den Rainen oder Pifangen ist.

Wirth. Ich habe derer selbst einige gesehen: aber da waren nicht schmale, sondern breite Beete.

Pf. Diese Furchen beweisen nichts desto weniger, daß in denselben das Getreid schlechter wachse.

Amtm. Dieselben beweisen nur, daß das Getreid in Furchen bei breiten Beeten auf schweren, ebenen Thonböden schlecht wachse; und sie beweisen nichts gegen unsere schmalen Beete, denen die Erfahrung und der Augenschein das Wort sprechen.

Damit wir uns besser verstehen, müssen wir zuvor den Begriff von breiten und schmalen Beeten genau bestimmen. Zu jenen rechnen Dr. Thaer und andere vorzüglich die Aecker, da durch den Pflug eine Wand an die andre in gleicher Lage ohne Furche angeleget wird. In einigen Orten bedienet man sich des Pfluges mit doppeltem Streichbrette, damit man nicht von einer Seite zur andern weit umher zu ziehen brauchet. Zu den breiten Beeten wollen wir auch die Bestellungsart rechnen, da man, nachdem man auf einer Seite eine Fart gemacht hat, mit dem leeren Pfluge einige Schritte quer zieht, und auf der andern Seite wieder eine Fart thut, und so fort machet, bis der durch diese zwei Färte eingeschlossene Theil des Ackers ganz untergepflüget ist. Dadurch entsteht in der Mitte desselben durch die zwei an beide Seiten gelegten Wände eine beträchtliche Furche, wo das Getreid schlecht wächst. In einigen Orten machet man auch breite Pifange von 8, 10, oder 12 Färten, welche in der Mitte am höchsten, und gegen den 2 Furchen abhängig, oder allmählig niedriger werden. Diese Bestellungsarten, bei welcher die Furche immer auf der alten Stelle bleibt, sind von der unsrigen ganz verschieden, und gehören ebenfalls zu den breiten Beeten. Wir brauchen sie also nicht zu vertheidigen: doch will ich die Gründe anführen, warum man sie noch in einigen Orten beibehält.

Man trifft sie in Baiern nur auf schwerem, thonigtem und ebenem Boden an, wo das Wasser wegen der festen Unterlage nicht durchsitzen, und des ebenenen Bodens halber nicht ablaufen kann. Die Furchen sind eigentlich als Wasserbehälter bestimmt, wodurch die Pifange trockener bleiben. Man giebt die Furchen zum voraus für verloren, und ackert sie bei der Saatzeit mit einem leichten Pflug und einem Pferde aus, damit die wenige gute Erde, welche sich darin befinden mag, auf den Pifang gebracht, und die Furche vertiefet werde, und folg-

lich mehr Wasser halten könne. Ein Bauer in einer solchen Gegend machte mit unsrer Bestellungsart einen Versuch, welcher aber, wie ich selbst sah, unglücklich ausfiel. Während seine Nachbarn und er selbst auf seinem übrigen Felde nur in den Furchen nichts ärndten, versauerte die Hälfte des Ackers, auf welchem er den Versuch gemacht hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

An die Freunde der Litteratur.

Den Freunden, und HH. Mitarbeitern der Oberdeutschen allgemeinen Litteratur und des gemeinnützigen Wochenblattes zeige ich hiermit den mir höchsttraurigen, und, leider! noch allzufrühen Todfall meines Bruders, Lorenz Hübner, des königl. baierischen wirklichen geistlichen Rathes, der königl. Akademie der Wissenschaften historischer Klasse Directors, und des politischen und Oberdeutschen Litteratur-Instituts Redacteurs, und Verlegers an. — Er ward den 2ten August 1752 in Donauwörth gebohren, studirte zu Amberg in der oberen Pfalz, und wurde dann im Jahre 1768 in den Orden der Jesuiten aufgenommen, wo er bis zur im Jahre 1773 erfolgten Aufhebung desselben blieb. Er benützte diese Zeit mit grosser Anstrengung für die philosophischen Wissenschaften, und für die Sprachenkunde. Im Jahre 1774 erhielt er die Priesterweihe, und das Jahr darauf wurde er zu Burghausen als Lehrer der französischen, und italiänischen Sprache, und der Realklasse angestellt. Nach einem Jahre rückte er als Professor zur Rhetorischen Klasse vor, und ersetzte zugleich den abgegangenen Lehrer der philosophischen Moral. Im Jahre 1779 fieng er mit kurfürstlicher Bewilligung in München die Münchener Zeitung zu verbessern an; und setzte dieselbe bis Ende 1783 fort. Da sich aber in diesem Jahre verschiedene Chikanen gegen ihn aufzuthürmen anfiengen; so begab er sich im Monathe December desselben Jahres unter den Schutz des aufgeklärten Fürsten, und Erzbischofes Hieronymus. Er begann zu Salzburg mit grossem Aufschwunge, und ungetheiltem Beifalle eine ausgebreitetere Laufbahn, und gab seinen politischen, und litterarischen Zeitungen eine möglichst erreichbare Zelebrität. Sechszehn Jahre durchlebte mein Bruder daselbst die glücklichsten Tage, vom Fürsten und Hohen geschätzt, und von allen gutgesinnten Salzburgern aufrichtig geliebt. Als auf einmahl Kurfürst Karl Theodor den 16ten Febr. 1799 mit Tode abgieng, erwachte in ihm sogleich die Vaterlandsliebe, und er säumte nicht einen Augenblick, auf den Ruf, und die Genehmigung der neuen, unter König Maximilian für die Litteratur so glücklichen Regirung, nach München zu eilen, und daselbst mit Aufwendung mehrerer tausend Gulden den Selbstverlag der Oberdeutschen allgemeinen Litteratur- und politischen Staatszeitungen zu übernehmen: mit Anfang 1800 erschienen nicht nur diese in einer verbesserten Form; sondern er fügte denselben noch einen Münchener Anzeiger, und vorzüglich ein auf Weckung des Lese-Geistes, und Volksbelehrung hinwirkendes Wochenblatt bei. Sein Motto war dabei, nicht zu glänzen; sondern zu nützen. Es gilt ja das liebe, gute Vaterland! — Nach ein Par Jahren errichtete er eine eigene geschmackvolle, aber auch kostbare Buchdruckerei, und so fuhr er unermüdet fort, nicht nur als Veteran im Zeitungswesen die einmahl erworbene Zelebrität zu befestigen; sondern auch durch Verfassung mehrerer Druckschriften sich um die Republik der Gelehrten verdient zu machen. Nach 7 Jahren seines Hierseins, in einem Alter von 54 Jahren — starb er endlich am 9ten Februar Morgens um 4 ½ Uhr den Tod eines rechtlichen, gutherzlichen Mannes an der Herz- und Brustwassersucht. Ich empfehle sein Andenken jedem Vaterländer, und jedem Freunde der Litteratur auf das Nachdrücklichste an, besonders bitte ich alle diejenigen, welche ihn ihrer Freundschaft näher gewürdiget haben, um speciele Nachrichten zu seiner künftigen Biographie, und vorzüglich dermahl um fernere Mittheilung ihrer litterärischen Arbeiten; indem, (wie ichs von der allerhöchsten Gnade meines allerdurchleuchtigsten Königs zuversichtlich hoffen darf) die Oberdeutsche Litteratur-Zeitung ꝛc., wo nicht auf einige Zeit, doch wenigstens für das halbjährige Abonnement fortgesetzt werden wird. München, den 25sten Februar 1807.

Ignaz Hübner,
der Rechte Licent., königl. baierischer Rath, und Schul-Commissär, dann Vorstand des Kirchen- und Stiftungs-Bureau zu Ingolstadt, der königl. Akademie der Wissenschaften Mitglied.

Königlich=Baierisches
Wochenblatt von München.

10. Stück. Freitag, den 6ten März. 1807.

Weisheit! Tugend! — Ehrwürdige Nahmen, die so wenig Bedeutung auf den Lippen der Menschen haben! Was seid ihr anders, als du, der sicherste Weg zur Freude, und du, die beste Art, ihrer zu genießen. Wieland.

Auszüge aus dem Regirungsblatt.

Se. königl. Majestät haben unterm 8ten Februar allergnädigst beschlossen, das bisherige Zentral=Büreau in Berg= und Hüttenwesen völlig aufzulösen, und an dessen Stelle, in unmittelbarer Verbindung mit dem königl. geheimen Finanz=Ministerium, ein zentralisirtes oberstes Bergamt zu setzen, welches die oberste administrative Behörde in allen, das Berg= und Hüttenwesen, so wie die Münzämter, betreffenden Gegenstände bildet. Ihm sind ohne fernere Dazwischenkunft der administrativen Landesstellen alle Berg=, Hütten= und Münz=Aemter untergeordnet, und diese haben sämmtlich alle auf jene Gegenstände sich beziehenden Berichte, Anzeigen, Rechnungen und Vorstellungen unmittelbar an dasselbe einzusenden. Die übrigen, auf den Geschäftegang Bezug habende Normen sind in der, dieser obersten Behörde ertheilten vollständigen Instruktion näher enthalten.

Der Vorstand des obersten Bergamtes ist in Rücksicht der unmittelbaren Geschäfts=Verbindung zugleich geheimer Referendär beim Ministerial=Finanz=Departement, und trägt bei demselben alle Gegenstände persönlich vor, welche nach der Instruktion der Entscheidung des Ministeriums vorbehalten sind.

Zum Vorstande des obersten Bergamtes ist der bisherige Chef des geheimen Zentral=Büreau im Berg= und Hüttenwesen, der königliche geheime Referendär, dann Kämerer, Freiherr von Schwerin, ernannt worden.

Außer dem Vorstande besteht das oberste Berg=Amt aus einem Direktor, in der Person des bei dem königl. Salinenrath angestellten Direktors, Mathias Flurl; aus vier Räthen, nämlich dem Salinenrath Christoph Freiherrn von Schütz, dem Landesdirektionsrath Georg Freiherrn von Stengl, mit einsweiliger Beibehaltung seiner Stelle bei der staatswirthschaftlichen Deputation der hiesigen Landesdirektion, dem Landesdirektionsrath und Oberbergmeister Franz Baader, welcher bei der hiesigen Landesdirektion völlig austritt, und dem Salinenrathe Joseph Baader, für das Maschinenwesen.

Ueberdieß wird dem General=Münzwardein und Rath Le Prieur in allen wichtigen Münz=Angelegenheiten, jedoch mit völligem Ausschluße der Rechnungs=Gegenstände, die seine eigene Spezial=Verwaltung betreffen, der Vortrag bei dem obersten Bergamt gestattet.

Die Benennung des subalternen Personals, nämlich: eines Sekretärs, eines Registrators, eines Kalkulanten, und zweier Kanzellisten wird demnächst nachfolgen.

Die Pozellän=Fabrik zu Nymphenburg ist dem obersten Bergamt ebenfalls untergeordnet, und der jedesmahlige Direktor derselben trägt dabei über die auf jene Fabrik Beziehung habende Gegenstände vor; auch hat erwähntes Amt die oberpolizeiliche

Aufsicht und Leitung der gewerkschaftlichen Etablissements zu besorgen.

Beförderung. Da der Salinen-Administrator Wagner zu Reichenhall und Traunstein als Bergwerks-Direktor nach Schwatz versetzt, und hierdurch dessen Stelle als Salinen-Administrator erledigt ist; so ist diese, mit dem Titel eines Salinen-Oberinspektors, dem Ober-Bergverweser zu Bergen, Kaspar Reiner, verliehen worden.

Fortsetzung des Gespräches einiger Landleute über ökonomische Gegenstände.

Bei unsrer Bestellungsart machet man in jedem Pifange oder Beete 4 oder 6 Färten, je nachdem man tief oder seicht pflügen will, und starke oder schwache Pferde hat. Die Furchen werden bei jedem Pflügen der Rain oder die Höhe des Pifangs, und diese umgekehrt bei dem folgenden Pflügen wieder die Furchen. Die Furche wird nicht untergepflüget; sondern von beiden Seiten die gespaltene Erde oder Wand mit dem Pflug in dieselbe geworfen.

Dieß heißt man, Aurainen. Das Pflügen in der Mitte oder die Höhe des Pifangs, wo die neue Furche gemacht wird, wird Ausackern genannt.

Die in der Furche gewachsenen und stehen bleibenden Unkräuter und Wurzeln werden mit denen, welche in den zwei aufgeworfenen Wänden sind, bedecket, und befördern die Gährung. Unsere Furchen erhalten wenigstens eben so viel Modererde als die höhern Raine, und sind auch locker genug, weil sie vorhin wenigstens zweimahl hoch aufgeackert, und vorzüglich mehr der Sonne und Luft ausgesetzet, auch wohl geegget worden sind. Die Eggen gehen bei uns nicht in gerader Linie, sondern schief. Der Mann welcher sie leitet, geht nicht auf dem Rain, sondern in der Furche, und zieht dahin den hintern Theil der Egge, wodurch viel gute Erde in die Furche gebracht wird. Da die Zähne der Eggen in gerade Linie stehen, so hat diese Art zu eggen auch sonst großen Vortheil, weil die schief gezogene Egge mit den Zähnen beinahe die ganze Oberfläche des Beetes berühret und locker machet, was nicht geschehen würde, wenn die Egge mit den in gerader Linie stehenden Zähnen gerade fortgienge, weil solchen Falls immer ein Zahn dem andern folgte.

Wir haben bei unsern vielen Furchen nicht die Absicht, daß das Wasser in denselben stehen bleibe; sondern daß es allmählig, und überall in geringer Quantität abfließe, ohne die Erde abzuspülen. Da auf solche Art alles überflüßige Wasser weggeleitet wird, so werden unsere Aecker eher trocken, als auf den breiten Beeten, auf welchen alles Regen- und Schnee-Wasser sitzen bleibt. Dieser Vortheil ist besonders auf unserm schweren, fetten Boden von der größten Wichtigkeit.

Dadurch hoffe ich klar gezeiget zu haben, warum bei uns und überall auf gutem Boden, wo gut gepflüget, geegget und gesäet wird, in den Furchen wie auf den Pifangen das Getreid gleich hoch und schön wächst, dagegen dasselbe in andern Orten auf breiten Beeten, wo die Furche immer auf derselben Stelle bleibt, wegen Näße und der wenigen Modererde insgemein kürzer, dünner und schlechter ist.

Wirth. Wir haben hier wieder ein Beispiel, daß auch die Gelehrten von Vorurtheilen nicht frei sind, und manchmahl tadeln, was sie nicht kennen. Sie fragen, wie wir unsere schmalen Beete machen: da sie das noch nicht wissen, so hätten sie darüber nicht absprechen, und unsre Bestellungsart zum voraus verwerfen sollen.

Pf. Ich bin mit obiger Erklärung ganz zufrieden. Sie ist zugleich die Antwort auf die Frage des Dr. Thaer, wie unsere Bestellungsart mit schmalen Beeten entstanden sei, und wie dieselbe sich bisher erhalten habe.

Amtm. Ohne Zweifel hat ein verständiger Ackersmann über die beste Art, die Aecker zu bestellen nachgedacht, und die unsrige wenigstens auf

gutem Boden für die Beste befunden. Der Augenschein fiel für dieselbe vortheilhaft aus, und dieser ist das kräftigste Mittel, die Landleute zur Nachahmung zu bewegen.

Pf. In der Hauptsache sind wir schon einig. Nun folget die

Zweite Einwendung.

Die Bestellungsart mit schmalen Beeten ist Zeitsversplitterung, mühsamer und langsamer für Menschen und Vieh als die breiten Beete.

Wirth. Wenn wir Neubrüche machen, das ist Wiesen zu Aeckern unterpflügen; so werden anfangs auch bei uns breite Beete gemacht. Diese Arbeit ist für meine Dienstbothen, und vermuthlich auch für die Pferde beschwerlicher als unser gewöhnliches Pflügen. Ich sehe also keinen Grund, warum unsre Bestellungsart mühsamer sein sollte.

Amtm. Es kömmt hiebei bloß auf Uebung, Gewohnheit und Ackergeräthe an. Diese sind zu breiten Beeten bei uns insgemein schlechter und untauglicher, weil wir sie selten, und allenfalls nur zu Neubrüchen brauchen: die Arbeit wird dadurch beschwerlich und geht langsam von Statten. Kommen unsere Dienstbothen in Gegenden, wo breite Beete gewöhnlich sind, so lernen sie diese ungewöhnte Arbeit doch bald. Aber die fremden Knechte, welche zu uns kommen, begreifen unsere Bestellungsart, welche etwas künstlicher ist, und mehr Aufmerksamkeit fordert, insgemein lang nicht.

Obige Einwendung hat geweiß keinen Grund. Wir pflügen die Furchen nicht auf, sondern decken sie nur mit der Erde zu. Daraus erhellet klar, daß unsre Bestellungsart nicht langsamer, sondern schneller sein müsse, was in Gegenden, wo starker Feldbau getrieben wird, sehr wichtig ist. Es kömmt besonders auf schweren Boden, viel darauf an, daß die Aecker zu gehöriger Zeit und bei guter Witterung, folglich schnell gepflüget werden.

Pf. Ich mache nun die

Dritte Einwendung.

Eben darum, weil wir die Furchen nicht aufpflügen, sondern bloß mit Erde bedecken, wird der Acker nicht gleich locker, und wir pflügen nicht vier- oder fünfmahl, sondern eigentlich nur zwei- oder dreimahl.

Amtm. Man kann aber auch nicht widersprechen, daß unsre Bestellungsart so geschickt und vortrefflich sei, daß sie das in den Furchen versäumte Pflügen ersetze, und auch noch besondere Vortheile gewähre. Die Wand, welche in die Furche gelegt wird, liegt sehr locker, und die dadurch umgestürzten Gräser und Wurzeln liegen auf denen der Furche, und werden dadurch, daß auf dieser Stelle der Rain, oder der hohe Mittelpunkt des Pifangs gemacht wird, völlig und hoch mit Erde bedecket.

Die locker aufeinander liegenden Gräser der Wand und der Furche kommen dadurch in eine bessere Gährung und Faulung: dagegen bei den breiten Beeten, wo nur eine Wand an der andern liegt, die Gräser bald wieder Luft erhalten, und von Neuem zu wachsen anfangen. In der neuen Furche, welche hoch mit der Erde bedecket war, erstickte ohnehin schon alles Unkraut, das sich so leicht nicht wieder ansetzet, weil sie tief ausgeackert wird.

Bei unsrer Bestellungsart gibt es immer abwechselnde Höhen und Tiefen, wodurch das Unkraut mehr vertilget, und die Erde lockerer gemacht wird. Wir können uns hier wieder auf die Erfahrung berufen und fragen; wo das Getreid reiner und schöner als auf unsern schmalen Beeten sei.

Es ist auch die Oberfläche unserer Aecker wegen der vielen Höhen und Tiefen weit größer, und Sonne, Luft, Regen, Thau, Frost und Atmosphäre haben bei uns weit mehr Berührungspunkte, und mehr einwirkende Kraft, wodurch unser Boden mehr mit fruchtbaren Theilen geschwängert wird als die breiten Beete, wo die Erde gleich hoch und nahe an einander liegt, und, weil das Wasser nicht ablaufen kann, manchmahl auch zu naß ist.

Wenn jemand eine unfruchtbare Erde hoch aufschlägt, und einige Zeit liegen läßt; so wird sie dadurch in etwas fruchtbarer. Warum soll das nicht auch bei unsern Pifangen geschehen, welche durch die vierfachen Erhebungen und Vertiefungen und

öfteres Eggen zur atmosphärischen Schwängerung immer vorbereitet werden? Es wird bei uns auch der Dünger wenigst in den Furchen besser untergepflüget, und zur Gährung und Faulung gebracht.

Unsre Bestellungsart ist so vortheilhaft, daß wir, wenn wir auch könnten, nicht öfter als viermahl zu pflügen brauchen. Die Gräser werden bei uns, da sie noch kaum gekeimet haben, von den Schafen abgebissen, und können keinen Samen machen. Nur auf den Aeckern, auf welche kein Weidevieh kömmt, ist es rathsam, fünfmahl zu pflügen.

Es bringt keinen Nutzen, wenn man zu oft pflüget. Das Unkraut muß faulen, und die Erde in die gehörige Gährung kommen, ehe sie vom Pfluge wieder aufgeworfen wird. Erst alsdann, wenn sich das Unkraut wieder häufig zeiget, ist es Zeit, auf das Pflügen bedacht zu sein; und auch in diesem Falle ist es wenigstens auf schweren Boden rathsam, die taugliche Witterung abzuwarten. Wir pflügen also oft genug, und so oft als es nützlich ist.

Wir haben noch einen weit wichtigern Vortheil bei unsrer Bestellungsart. Baiern besteht meisten Theils aus lauter Anhöhen und kleinen Thälern. Darum sind unsere Felder beinahe überall abhängig, oder niedrig, und das von den Bergen absinkende Wasser verbreitet sich in den Tiefen. Dieses Wasser und die häufigen Quellen fließen in kleinen Bächen in die großen Flüße, wodurch die gute Erde aus den Aeckern häufig fortgerissen und verschwemmet wird. Der dadurch entstehende Schaden ist unermeßlich, und kann nur durch unsere Bestellungsart, und durch Anlegung der Teichen vermindert oder verhütet werden.

Die Hälfte des Ackerbodens besteht bei uns aus Furchen, in denen das Wasser wegläuft. Auch bei den schweresten Regengewittern entsteht bei uns dadurch kein beträchtlicher Schaden, weil die Furchen so häufig sind, und sich das Wasser nirgend anschwellen kann. Es ist offenbar, daß bei breiten Beeten, bei welchen keine oder nur wenige Furchen sind, die gute Erde bei starken Regen von den Anhöhen weggeschwemmet und in die Flüße gerissen werden müsse, wodurch ein unersetzlicher Schaden entstehen würde.

Der Nutzen unserer Furchen zeiget sich auch sonderbar im Frühlinge, da der Schnee bei Tag schmelzet, und das aufgethauete Wasser in der Nacht wieder friert, wodurch die mit Eisdecken überzogenen Saaten äußerst stark leiden, und manchmahl gar zu Grund gehen. Bei uns fließt das aufgethauete Wasser in den Furchen immer ab, und es kann dadurch kein Schaden geschehen.

Ueber Stralsund und seine verschiedenen Schicksale.

(Beschluß.)

In jenen Zeiten schien es sehr abentheuerlich, einen aufs vortrefflichste befestigten Seeplatz erobern zu wollen, ohne seinen Hafen einzuschließen. Wallenstein, der noch nie Widerstand gefunden hat, wollte nun auch die Natur überwinden. Ich will, sagte er, diese Stadt wegnehmen, und wäre sie mit Ketten an den Himmel gebunden. Der Kaiser selbst, welcher eine Unternehmung bereuen mochte, wovon er sich keinen rühmlichen Ausgang versprach, ergriff mit Begierde die scheinbare Unterwürfigkeit und einige annehmliche Erbiethungen der Stralsunder, seinem General den Abzug von der Stadt zu befehlen. Wallenstein verachtete diesen Befehl und fuhr fort den Belagerten durch unabläßige Stürme zuzusetzen. Da die dänische Besatzung schon stark geschmolzen, der Ueberrest der rastlosen Arbeit nicht gewachsen war, und der König von Dänemark sich ausser Stand befand, eine größere Anzahl von Truppen an diese Stadt zu wagen, so warf sich Stralsund mit Christans Genehmigung dem König von Schweden, Gustav Adolph, in die Arme.

Diese Hülfe der Schweden rettetee die Stadt in dem Moment als die Noth am größten war.

Die Ueberfahrt derselben war sehr geschwind von Staaten gegangen: daher man denn auch noch jetzt an dem Kniperthor ein Schiff in Stein gehauen sieht, das von einem Engel durch die Wellen geschoben wird.

So scheiterte Wallensteins Glück vor dieser Stadt, und zum ersten Mahl erlebte er die Kränkung, nach mehreren verlornen Monathen, auch einem Verlust von 12000 Mann, seinem Vorhaben entsagen zu müssen. Er war im Mai 1628 vor die Festung angelangt, und zu Jakobi desselben Jahres mußte er wieder abziehen. Noch jetzt wird dieser Tag in Stralsund besonders gefeiert. Nach einer Volkssage hatte man eine Kanone auf den Thurm der Nikolaikirche gebracht, und ein schwedischer Kanonier hatte sie so gut gerichtet, daß sie durch Wallensteins Zelt fuhr und dem Feldherrn eine Schale vor dem Munde wegriß, da hätte er dann sein Lager abbrechen lassen.*)

Die Aufhebung dieser Belagerung hatte für Deutschland die wichtigsten Folgen. Mit dem Fall von Stralsund würden die Angelegenheit der Protestanten völlig zu Grunde gerichtet worden sein; und die civilisirte Welt hätte eine ganz andere Gestalt annehmen müssen; aber nun veranlaßte diese Begebenheit ein enges Bündniß zwischen Gustav Adolph und Stralsund, welches in der Folge den Eintritt der Schweden in Deutschland sehr erleichterte.

So kann das Schicksal einer einzigen Stadt oft Einfluß auf die größten Weltbegebenheiten haben, und an eine einzelne, oft unbedeutend scheinende Begebenheit, reihen sich die wichtigsten Eräugnisse, die den Ausgang eines Krieges entscheiden.

Dieß ist der Ursprung der Celebrität der Festung Stralsund, die durch den westphälischen Frieden nebst dem ganzen Vorpommen bis an die Oder und der Insel Rügen, an Schweden verblieb, denn während des dreißigjährigen Krieges war der letzte Herzog von Pommern ohne Erben zu hinterlassen gestorben.

*) In dem sogenannten Haynholz, eine Viertelmeile von der Stadt, zeigt man noch einen breiten Stein der Wallenstein in seinem Zelte gedient hat.

Im Jahr 1678 rückte Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg vor Stralsund. In kurzer Frist wurden durch das heftige Bombardements 800 Häuser in die Asche gelegt; und die Stadt mußte am 10. Okt. kapituliren. Diese Belagerung hatte dem Kurfürsten viel Volk gekostet, und der Erbprinz hatte dabei das Leben verloren.

Aber noch einmahl war Stralsund dazu bestimmt, das Schicksal eines ganzen Reichs zu entscheiden. Am Anfange des darauf folgenden Jahrhunderts ward es die letzte Zuflucht Karls XII. diesseits des baltischen Meeres, und wäre er ihm geblieben, dieser starke Mann hätte seinen schwachen, uneinigen Gegnern die über ihn erlangten Vortheile vielleicht wieder entrissen.

Karl XII. hatte der politischen Welt ein Schauspiel gegeben, über welches man zu jener Zeit vielleicht nicht weniger erstaunt war, als wir über das in unsern Zeiten. Im Angesicht der mächtigsten Staaten in Osten, Süden und Westen von Europa, die unter sich uneinig waren, machte dieser einzelne Fürst mit geringer Macht nicht bloß den Norden zittern, sondern er brach auch über das neutrale Gebieth des Hauses Oestreich in das Herz von Deutschland ein, und hauste überhaupt Jahre lang in Pohlen und Sachsen, als sei er allein Herr der Welt. Erst als er nach der Schlacht von Pultava, am 8ten Juli 1709, gezwungen ward, wie ein Flüchtling Schutz bei den Türken zu suchen, erhoben sich seine Feinde und bemächtigten sich seiner deutschen Provinzen. Nur Wismar und Stralsund waren noch in der Gewalt der Schweden.

Müde noch länger die Wiederherstellung seiner Angelegenheiten durch Hülfe der Pforte zu erwarten, entschloß Karl sich endlich die Türken zu verlassen, nach seinen Staaten zurückzukehren und seinen Feinden die Spitze zu biethen. Mit orientalischer Pracht und Freigebigkeit ward er, auf Kosten

der Pforte, durch die türkischen Provinzen begleitet; aber kaum war er zu Targowitz an der Gränze von Siebenbürgen angelangt, so verließ er in Begleitung eines einzigen Mannes sein Gefolge, und verkleidet legte er in Zeit von sechszehn Tagen, bei Tag zu Pferde, und bei Nacht auf offenen Postwagen, den Weg bis nach Stralsund zurück. In der Nacht vom 21sten Nov. 1714 langte er vor den Thoren dieser Stadt an. Er rief der Schildwache zu, er sei ein Courier, welcher Depeschen vom König von Schweden aus der Türkei brächte, und man sollte ihn sogleich zu dem General Ducker, Gouverneur der Stadt, führen. Die Schildwache antwortete, es wäre zu spät, der Gouverneur sei schon zu Bette und er müßte bis an den Morgen warten. Der König antwortete, er käme in wichtigen Angelegenheiten, und wenn sie ihn nicht gleich meldeten, so sollten sie hart gestraft werden. Ein Unteroffizier meldete ihn nun bei dem Gouverneur. Ducker glaubte, es sei vielleicht ein General aus dem Gefolge des Königs, und ließ das Thor öffnen; der vermeinte Courier ward zu ihm ins Zimmer geführt.

Ducker, noch halb im Schlaf, fragte was der König von Schweden machte? Karl faßte ihn beim Arm und sagte: „Wie, Ducker, haben mich meine treuesten Diener vergessen?“ Der General erkannte den König, konnte aber seinen Augen nicht trauen; er sprang vom Bette, fiel seinem Herrn zu Füßen und vergoß Thränen der Freude.

Bald wurde diese Nachricht in der Stadt verbreitet und alles kam auf die Beine; die Soldaten umringten das Haus des Gouverneurs; die Strassen waren voller Menschen, die sich einander zuriefen: ist es wahr, daß der König hier ist? — Alle Fenster wurden erleuchtet, der Wein floß in den Strassen bei dem Schein von tausend Fackeln und dem Schall der Kanonen.

Indessen wurde der König zu Bette gebracht; sechszehn Nächte war er nicht aus den Kleidern gewesen; man mußte ihm die Stiefeln von den Beinen schneiden, die von Strapatzen aufgeschwollen waren. Er hatte weder Wäsche noch Kleider, und in der Eile machte man ihm in Stralsund eine Garderobe. Hier blieb nun der König bis in das nächstfolgende Jahr; er suchte wieder eine Armee zu errichten, und besonders ließ er stark an den Festungswerken arbeiten; auch setzten sich schon im Sommer 1715 die Dänen und Sachsen in Bewegung, um Stralsund zu belagern. Im Herbst desselben Jahres stießen die preußisches Truppen dazu, und in der Nacht vom 19. zum 20. Oktober wurden die Laufgräben eröffnet. Sechs und dreißig tausend Mann lagen vor der Stadt. Karl XII. sagte im Anfange der Belagerung, daß er sich keinen Begriff machen konnte, wie eine gut befestigte Stadt, die eine hinlängliche Garnison hätte, genommen werden könnte. Nicht als ob er im Laufe seiner Eroberung nicht auch Festungen eingenommen hätte, allein dies geschah gewöhnlich ohne regelmäßige Belagerung; der Schrecken seiner Waffen hatte ihm überall die Thore geöffnet. Zudem achtete er seine Feinde nicht genugsam, und diese bewiesen ihm bald, daß sie nunmehr auch den Krieg gelernt hatten. Die Werke der Belagerer rückten mit jedem Tage weiter vor, und ein sonderbarer Zufall kam ihren Anstrengungen noch zu Hülfe.

Die Festungswerke der Stadt sind, wie oben erwähnt, westlich durch den um den größten Theil der Stadt gezogenen Teich, und östlich durch die Meerenge gedeckt, und schienen so, sicher gegen jeden Angriff. Man war aber nicht aufmerksam darauf gewesen, daß bei starken Westwinden das Wasser der Meerenge nach Osten zu getrieben wird, und an den Festungswerken nur drei Fuß Höhe behält; man schien zu glauben, diese Strecke werde von einem grundlosen Meer bespült.

Ein Soldat fiel hier vom Walle herunter und war nicht wenig verwundert, Boden unter seinen Füßen zu finden; sogleich kam er auf die Idee, durch diesen Zufall sein Glück zu machen. Er desertirte, kam zu dem General Wackerbarth, der die

sächsischen Truppen kommandirte, und sagte, er wolle anzeigen, wo man durch das Wasser waten und bis an die schwedischen Verschanzungen gelangen könnte. Der König von Preußen, der selbst im Lager war, benutzte nur zu bald diese Nachricht. *)

In der Nacht vom 24. zum 25. Oktober wurde also von Seiten der Belagerer der Versuch gemacht, und während man auf verschiedenen Punkten einen Angriff auf die Festung machen zu wollen schien, marschierte der Oberst-Lieutenant Hoppen mit achtzehnhundert Mann durch das Wasser und bemächtigte sich eines Aussenwerks am Frankenthore. Die Schweden wurden überrumpelt und größten Theils niedergemacht; einige flohen nach der Stadt, die Belagerer verfolgten sie dahin, und schon waren zwei sächsische Offizier und vier Soldaten auf der Zugbrücke; aber es war noch Zeit diese aufzuziehen und so wurden sie gefangen.

Mit denselben Kanonen, die der Feind in dem Aussenwerk gefunden, wurde schon am andern Morgen das Frankenthor beschossen. Der König war bei diesem Vorfall nicht selbst in der Stadt; wie groß mußte also sein Verdruß sein, als er nach einigen Tagen wieder eintraf und den Feind so nahe an den Wällen erblickte! Ihn drückten überdies noch härtere Sorgen. Der Feind hatte schon längst Anstalten getroffen die Insel Rügen zu besetzen, und gelang ihm dieß, so wäre er zu Lande und zu Wasser belagert gewesen, und ihm nur die Wahl geblieben, sich entweder unter den Ruinen von Stralsund begraben zu lassen, oder sich denen als Gefangener zu ergeben, die ehmahls Gesetze von ihn annehmen mußten.

Der König gieng daher oft nach Rügen hinüber, um Gegenanstalten zu treffen, er hatte aber nur eine geringe Macht daselbst. Und schon am 4. November gelang es auch wirklich dem Feinde die Landung auf Rügen zu bewerkstelligen. Hier mußte Carl noch einen Heldenkampf bestehen; mit wenig Leuten griff er die schon verschanzten Dänen und Preußen an, brachte sie auch anfangs in Unordnung, aber er mußte doch zuletzt der Uebermacht weichen. Seine besten Freunde fielen ihm zur Seite und nur mit Mühe rettete er sein eignes Leben. Verwundet und von allem entblößt kam er wieder nach Stralsund zurück; aber sein Muth sank nicht. Rastlos war sein Bestreben, dem immer näher andringenden Feind Widerstand zu leisten; des Tages ließ er an neuen Verschanzungen arbeiten und des Nachts wurden Ausfälle gemacht, und immer focht er mitten unter seinen Grenadiers; und gönnte er sich wirklich einige Stunden Ruhe, so war es in einer Höhlung unter dem Frankenthor, die man noch jetzt sieht, mit einem Gitter versehen, und einer Inschrift über derselben. Indessen hatte der Feind schon Bresche geschossen; Bomben regneten auf die Häuser, aber die Bürger murrten nicht; ihren König bewundernd, dessen Anstrengung, Mäßigkeit und Muth sie in Erstaunen setzte, waren sie alle Soldaten geworden; sie begleiteten ihn in den Ausfällen, und waren ihm eine zweite Garnison.

In dieser Zeit geschah es, daß der König einst seinem Sekretär Briefe diktirte und eine Bombe neben seinem Cabinet zerplatzte. Der Sekretär hielt erschrocken inne; „Was giebt's, fragte der König, warum schreiben Sie nicht weiter?“ Jener konnte kaum die Worte hervorbringen; „Ach, Ew. Majestät, die Bombe.“ — „Was hat die Bombe mit den Briefen gemein, die ich Ihnen diktire? Schreiben Sie nur,“ sagte der König.

*) So wird dieser Vorfall gewöhnlich erzählt. Nordberg in seiner Geschichte Carl des Zwölften sagt aber, ein Lieutenant von dem Marschallschen Regimente, wäre mit dem Obersten von Schwerin in Wortwechsel gerathen und hätte von diesem einige Stockschläge bekommen. Aus Rache sei er nun zum Feinde übergegangen, und um mehr Vertrauen zu erlangen, hätte er jene schwache Stelle angezeigt.

Karl war entschlossen den Hauptsturm der Feinde auf die Festung abzuwarten; aber endlich gab er doch den inständigen Bitten seiner treuesten Diener nach und entschloß sich, die zerstörte Stadt zu verlassen; aber dies war keine so leichte Sache; die Ostsee war mit russischen und dännischen Schiffen bedeckt. In dem Hafen von Stralsund war nur eine kleine Chaluppe, und dieser mußte sich der König anvertrauen. In der Nacht vom 20. Dec. 1715 schiffte sich der König bloß mit zehn Personen ein; das Eis im Hafen mußte durchbrochen werden, und so entkam er glücklich; in der See traff er ein schwedisches Schiff, welches ihn nach Schonen brachte. Tages darauf ergab sich Stralsund.

In dem am 3ten Juli 1720 zwischen Dännemark und Schweden geschlossenen Frieden kam Stralsund wieder an die Krone von Schweden.

Türkei.

(Nach dem Französischen.)

Der Pforte Volk ist nicht verloren,
Denn es erwacht zum Selbstgefühl!
Schon ist im kriegrischen Gewühl
Dem Feinde Rache zugeschworen,
Der unter häßlichem Verrath
Raubgierig die Türkei betrat.

Patriotismus füllt die Herzen
Der jochbedrohten Türken an,
Er wird für sie ein Talisman
Und ihren Feinden droht er Schmerzen!
Das Aufgeboth wird allgemein
Und Glück davon die Folge sein.

Dieß kaum entbrannte Feuer schüret
Staatsklugheit und Religon;
Der Mufti spricht zur Nation:
Auf, auf, zum Kampf, wie sichs gebühret!
Der ist kein ächter Muselmann
Der Feindeseinfall dulden kann.

Zieh, schluchzet hier ein Mädchen, ziehe
Geliebter in die Ehrenschlacht,
Sei eine Stütze unsrer Macht,
Daß jeder Feind vor ihr entfliehe!
Und ihr verspricht ein Druck der Hand
Den Heldenkampf fürs Vaterland!

Dort segnet zitternd und an Krücken
Ein Vater seinen edlen Sohn:
Der Sieg sei deines Muthes Lohn!
Sohn, kehre nie dem Feind den Rücken!
Und Abschied nehmend schwöret dies
Der Sohn gerührt beim Paradies!

Von Rostgrast, Burgas, Schumlay wachen
Die Ayans kampfbegierig auf,
Um kurz der Feinde Lebenslauf
Durch einen blutigen Sieg zu machen;
Das Vaterland ist in Gefahr,
Ruft auch Mustapha Bairaktar.

Der kühne Mann tritt an die Spitze
Von einer aufgerufnen Schaar,
Die noch in keinem Kampfe war,
Und warnt sie vor zu großer Hitze;
Denn groß ist ihre Thätigkeit
Und muthige Entschlossenheit.

Auch bessert man in Eil die Festen
Von Sistow und Niowa aus:
Die Rüstungen erregen Graus
Bei denen, welche sie erpreßten,
Und an der Donau weitem Strand
Ist schon der Türkenschaaren Stand.

Zu Rotschuck wird man sich versammeln,
Um dem ins Land gefallenen Feind —
Der diesen Ausgang nicht gemeint —
Den Paß nach vorwärts zu verrammeln,
Und aus dem Innern der Türkei
Ströhmt Volk in Menge noch herbei.

Die Zeit gieng stäts mit Schlachten schwanger,
Das Schicksal würfelt um den Sieg,
Und endlich stellet nach dem Krieg
Den die Geschichte an den Pranger,
Der nur Eroberer, Barbar
Und nicht zum Krieg gezwungen war.

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

11. Stück. Freitag, den 13ten März. 1807.

Der Heldentod.

Columnus starb als Held. Hört, was er überwand:
Durch Kaffee sein Gefühl, durch Bosheit den Verstand.

Auszüge aus dem Regirungsblatt.

Da die bereits im Jahre 1800 über das Glocken-Geläute erlassene Verordnung nicht hinlänglich bekannt gemacht wurde, auch durch neuere Polizei-Gesetze verschiedene Modifikationen erhalten hat, so ist unterm 14ten Februar d. J. beschlossen worden, sie auf folgende Art zu erneuern:

1. Zur Nachtszeit — das ist, zwischen dem Abend- und Morgen-Gruße — wird hiermit alles Glocken-Geläute ausdrücklich verbothen.

Von diesem Verbothe sind nur außerordentliche Nothfälle, z. B. Wasser- oder Feuergefahr ꝛc., ausgenommen.

2. Bei Tage ist an Werktagen zu dem Haupt-Gottesdienste das Geläute mit den kleinen Glocken 5 Minuten hindurch gestattet.

3. An Sonn- und gebothenen Feiertagen hat das bisher übliche Geläute ferner Statt, jedoch soll es nie über eine halbe Viertel-Stunde andauern.

4. Bei besonderen Veranlassungen, als:

a) bei öffentlichen Prozessionen, hat es bei dem bisherigen Gebrauche zu bewenden.

b) Bei Leichenbegängnissen soll in der Pfarrkirche nicht länger, als eine halbe Viertel-Stunde, in den übrigen Kirchen, auf Verlangen, nicht länger, als die Leiche sich in der Nähe derselben befindet, geläutet werden.

c) Die sogenannte Zügen-Glocke soll gar nicht mehr geläutet werden; die Sterbeglocke hingegen nur auf Begehren der Familie des Sterbenden, und niemahls länger, als drei Minuten.

Die Orts-Polizei kann das Geläute für Sterbende oder Verstorbene, — wenn sie es für schädlich hält, z. B. bei epidemischen Krankheiten, — auf unbestimmte Zeit ganz verbiethen.

d) Das Geläute des Morgens-, Mittags- und Abendgrußes bleibt unverändert.

e) Zu den Abend- und allen übrigen erlaubten Andachten soll nur ein einziges kurzes Zeichen, nicht über drei Minuten lang, gegeben werden.

f) Das Geläute bei Hochgewittern ist nach der neuesten Verordnung gänzlich verbothen.

Nachdem durch ämtliche Anzeigen in Erfahrung gebracht wurde, daß noch immer sowohl Elementar-Schulkinder, als sogar auch Studierende, welchen die wohlthätigen Schutzpocken bisher nicht eingeimpft worden sind, von den verheerenden natürlichen Blattern befallen werden, so wird die zu Folge eines allerhöchsten Rescripts (Regirungsblatt XIV. Stück, Seite 466) unterm 21. März 1805 für die Erziehungs-Institute und sogenannten Kindshäuser kund gemachte Verordnung hiermit auch auf alle öffentlichen Schulen ausgedehnt. Dahin darf also künftig kein Schulkind oder Studierender, welche nicht schon ehevor entweder die natürlichen Blattern überstanden, oder sich die Schutzpocken haben ein-

impfen lassen, mehr aufgenommen werden. Die dermahl bereits dahin aufgenommenen aber sind bei der allernächsten sichern Gelegenheit von dazu geeigneten] Aerzten mit den Schutzpocken zu impfen, wofür auch besonders sämmtliche Schulvorstände ihrer Seits pflichtschuldigst zu sorgen haben.

Beförderungen.

Seine königliche Majestät haben das durch den zwölften Artikel der organischen Gesetze über die Verwaltung des Stiftungs- und Kommunal-Vermögens untern unterm 29sten Dez. des verflossenen Jahres konstituirte geheime Zentral-Rechnungs-Kommissariat des Innern mit folgendem Personal bestellt: Chef, Ferdinand Freiherr von Hartmann; — erster Oberrechnungskommissär, Georg Mair, bisheriger Oberrechnungs-Kommissär bei dem geheimen Zentral-Rechnungskommissariate der Finanzen; zweiter Oberrechnungs-Kommissär, Michael Scheuerl, bisheriger Rentbeamter in Pfaffenberg. — Rechnungs-Kommissäre: Georg Lezl und Ignaz Westermair, bisherige Rechnungs-Kommissäre des Kirchen-Administrations-Rathes zu München.

Die Wahl eines dritten Rechnungs-Kommissärs bleibt der näher zu erhohlenden Kenntniß eines vollkommen entsprechenden Subjekts vorbehalten.

Tabellist: Gosuin Eckard, bisheriger Kanzellist des geheimen Zentral-Rechnungskommissariats der Finanzen. — Kalkulatoren: Sigmund Herrgoth, bisheriger Kalkulator bei dem geheimen Zentral-Rechnungskommissariate der Finanzen, und Joseph Salzberger, bisheriger Kalkulator bei dem Provinzial-Rechnungs-Kommissariate von Baiern. — Kanzellisten: Karl Gramiller, bisheriger Diurnist des geheimen Zentral-Rechnungs-Kommissariats der Finanzen, und Joseph Eckardt, bisheriger Diurnist bei dem General-Landes-Kommissariate von Baiern. — Büreaudiener: Andreas Obermair. Die Gehalte dieses Personal sind durch einen eigenen Spezial-Etat bestimmt worden.

In Beziehung auf den Rang, und die Uniform ist festgesetzt: daß die geheimen Zentralrechnungs-Kommissäre den geheimen Sekretären bei dem Ministerium des Innern, und die geheimen Tabellisten, Kalkulatoren und Kanzellisten den geheimen Kanzellisten bei dem Minsterium des Innern ganz gleich gestellt sein sollen.

Dem bei der Landesdirektion zu Müchen ernannten protestantischen Konsistorial-Referenten, Becker, wurde auch das Referat in protestanischen Ehesachen bei der obersten Justizstelle zu München provisorisch, und bis zur statusmäßigen Besetzung dieser protestantischen Rathsstelle allergnädigst übertragen; — der ehemahlide Regirungs-Assessor, Wendt, von Ansbach, aber zum königlichen Hofgerichtsrath, und provisorisch zum Referenten in protestantischen Ehesachen bei dem Hofgerichte München ernannt.

Vermög allerhöchsten Rescripts vom 15. Hornung laufenden Jahres ist das subalterne Personal bei dem königlichen obersten Berg-Amte, mit Ausnahme der Kanzellisten, deren Benennung demnächst erfolgen wird, bestimmt worden; a. zum Sekretär des obersten Berg-Amtes wurde ernannt: der bisherige Bergverweser zu Sonthofen, Uttinger; b. Zum Registrator der bisherige Registraturs-Assistent, Angerer; c. obgleich für das oberste Bergamt in der Regel nur ein etatsmäßiger Kalkulator besteht, so ist doch, um es bei der ersten Einrichtung dieser Stelle in keinem Punkte an dem nöthigen Personal fehlen zu lassen, vor der Hand nebst dem Amtsschreiber Maret zu Fichtelberg, auch der Rait-Offizier, Karl Winkler in Schwatz, der bei seiner itzigen Stelle ohnehin überflüßig ist, als Kalkulator bei dem königl. obersten Bergamte angestellt worden.

Der bei dem bürgerl. Schützenkorps dienende Hoftheater Schneidermeister, Michael Rößner, wurde in Rücksicht der Beweise von Biedersinn und Vaterlandsliebe, welche derselbe in den letzten Kriegszeiten wiederhohlt an den Tag zu legen beifert war, mit der sibernen Verdienst-Medaille belohnt.

Denkmahl dem Muster eines guten Geistlichen, Anton Obermayr, Seelsorger zu Mitterskirchen.

Er war als Schulmann und Priester
der schädlichste Feind — des falschen Glaubens;
der nützlichste Freund — der reinen Tugend.

Nachdem er hier in 7 Jahren die Werke von mehr als 70 Jahren gethan hatte, starb er im rastlosen Dienste seiner Pflicht, tief betrauert von allen Edeln, den 10ten Februar 1806, alt 30 Jahre und 30 Tage.

Mitterskirchen! Vergiß ihn nie! —

So las ich wiederhohlt zu Mitterskirchen *) auf jenem dem Staube unserer Geisteshülle geweihten Platze, wo dem rastlosen Menschenfreunde die kühle Erde endlich Ruhe gewähret — am rührenden Grabsteine meines nun modernden Freundes — las ichs — Stille Thränen benetzten allzeit mein Auge, so oft ichs las, und in der beklemmten Brust riefs wehemüthig: „Wie! — Du „Schaudervolle Stein! Nur den Wenigen hier sollst „du es verkündigen, was Kirche und Staat an die„sem Edeln verlohren? — Nein! Ich will dir ein Plätzchen suchen, wo alle Freunde der Guten dich laut vernehmen mögen" — Dieser stäts rufenden Stimme in mir huldigte ich endlich, und suche jetzt dieß Plätzchen bei dir — patriotisches Wochenblatt! — Du hast zwar schon manchen Taugenichts in der Kirche Gottes derbe gegeißelt, weil ers wohl verschuldete, gezüchtiget zu werden; aber nicht minder hast du ja auch schon manchen Weisen und Edeln uns als Muster gerühmt. Thu dieses auch da — nur in kurzen Zügen!

Anton Obermayr, der brave Sohn braver Aeltern von Altenötting, erregte in jedem, der ihn kannte, schon als studirender Jüngling in Burghausen 1789 bis 1794, und dann zu Salzburg, wo er 1796 ins Priesterhaus trat, die besten Hoffnungen zu den herrlichsten Früchten seines künftigen Berufes. Seine sittlich gute Aufführung; sein feines, gebildetes Betragen; sein etwas männlicher Ernst mit munterer Geselligkeit vereint, seine vorzüglichen Talente; sein unermüdeter Fleiß; seine rühmlichen Fortschritte in allen Fächern durch alle Klassen zeichneten ihn stäts aus, und erwarben ihm die volle Achtung seiner Lehrer und Mitschüler.

Wer von der Wahrheit dieser Aussage nicht selbst Augenzeuge war, der fordere nur die obrigkeitlichen Zeugniße, die jährlichen Fortgangs-Verzeichniße desselben, und frage alle seine ehemahligen noch lebenden Mitschüler. Man wird ihn vollkommen überzeugen. — Doch nicht der blüthenvolle — der wirklich schon früchtenreiche Baum soll es sein, auf den hier mein Blick geheftet — ach! schmerzend genug, daß dieser gute Baum so frühe schon fiel!

Ja gewiß! Diesem glich als Schulmann und Priester, Herr Anton Obermayr, das Muster eines guten Geistlichen. Mitterskirchen, wo er in der Eigenschaft eines Koadjutors, und eines Kooperators die Seelsorge antrat, eine weitschichtige Gemeinde von mehr dann 13 hundert Seelen, ohne Schulhaus, ohne Schullehrer, ohne Schule, könnte wohl nicht bloß einen trägen und unfähigen Geistlichen zu der Behauptung: Hier ist im Schulfache nichts zu machen, mit Grunde verleiten. Aber nur Anton Obermayrs Talente und Eifer wußten da Vieles zu machen. Nur sie wußten in einem elenden Winkel des Meßner-Hauses eine ordentliche Werk- und Feiertags Schule zu errichten; wußten dem Meßners-Sohne Bildung und die nöthigsten Kenntniße eines Mithelfers zu geben; wußten die Wildheit der Bauernkinder in Sanfmuth, ihre Rohheit in Wohlanständigkeit, die Armuth ihres Geistes in einen Reichthum heller, richtiger Begriffe, und nützlicher Kenntnisse umzuschaffen; die moralische Lehre ihres Herzens mit Liebe zur Tugend und Religion auszufüllen; und, weil Obermayr auch in der Musik kein Fremdling war, den deutschen Kirchengesang zu befördern.

*) Eine Expositurs-Gemeinde der Pfarrei Hirschhorn, königlichen Landgerichts Eggenfelden.

Wer hier ungläubig liest, der erkundige sich nur näher, in welchem Zustande das eben Erwähnte vor diesem geistlichen Schulmanne war, und in welchen es durch ihn gekommen ist. Er wird gläubig werden. Er wird es wahr finden, was einer der ersten Männer dieser Gemeinde öffentlich — und gewiß unpartheiisch — sagte: „Eine solche Mühe „hat sich mit unsern Kinder noch keiner gegeben; „da haben sie was lernen können; jezt ist es nicht „mehr wahr, daß unsere Kinder am wenigsten wis„sen. Schade! vorzüglich für die Kinder Schade, „daß wir diesen Herrn so bald verliehren muß„ten!"

Wer es weiß, was das ist, eine ordentliche Landschule errichten, ohne nur ein halb geräumiges, halb ordentliches Schulzimmer zu haben; von der Schule eine starke Viertelstunde entfernt wohnen; in dieser Lage ordentlich Schule halten; für die Hebung aller Schul-Hinderniße thätigst beeifert sein, zugleich die übrigen Seelsorgs-Geschäfte für eine so große Gemeinde allein zu verrichten haben, wer es weiß, sage ich, was das ist, dem braucht man nicht zu sagen, wie vielen Zeitaufwand, welch große Beschwerlichkeiten, welch saure Mühe, welch bittere Unannehmlichkeiten, und welch, in Rücksicht eines magern Kaplan-Gehalts, empfindliche Ausgaben aus eigener Börse dem Herrn Anton Obermayr der rastlose Schuleifer gekostet haben müße! Das war eine herkulesche Arbeit — was er da im Schulfache arbeitete — pflegt sich sein würdiger Herr Pfarrer treffend auszudrücken.

Der dem Schulwesen so holde Genius der baierischen Regirung konnte natürlich einen solchen Schulmann nicht unbemerkt lassen. Von jenen Lobessprüchen, mit denen er öfters von höhern Stellen beehret wurde, will ich nur den eben so schönen, als inhaltreichen Ausdruck, dessen sich die königliche Landes-Direktion von Baiern in einem gnädigsten Schreiben an seinen tief gedrückten Herrn Bruder, der in die Stelle des Verstorbenen trat, den 22sten September d. J. bediente, hier wörtlich anführen:

Dieselbe — königliche Landesdirektion von Baiern — ehret auch das Andenken seines würdigen Bruders, der zum Wohl der dortigen Schule standhaft mitwirkte, und leider! nur zu frühe dahin starb.

Es giebt gewisse Herren, die gar nicht begreifen können, — wollen will ich nicht sagen, um noch das Gelindeste zu sagen — wie denn die Schule zur Seelsorge gehöre. Daß hier gar keine Verbindung Statt habe, hat mir ein solcher — ein Gewisser Herr Stadtpfarrer — vor einem Jahre durch folgenden Vernunftschluß sehr ernsthaft bewiesen: Ego sum Ecclesiasticus; atqui Schola est extra Ecclesiam; ergo Schola ad me nihil attinet. Oder, damit ihn hier alle Leser verstehen, nach seiner eigenen Uebersetzung: **Ich bin ein Geistlicher; die Schule ist aber nichts Geistliches; also geht mich die Schule gar nichts an.**

Wenn dergleichen Herren etwa ein Skrupel käme, ob nicht Herr Anton Obermayr eigentlich nur ein Schullehrer anstatt ein Seelsorger war, und daher die eigentlichen Seelsorgsgeschäfte vernachläßigt wurden, so kann ich sie bei meiner Ehre heilig versichern, nicht nur allein das im Mindesten nicht; sondern er that bei seinen gehäuften Schulgeschäften auch in den übrigen Zweigen der Seelsorge in 7 Jahren mehr, als sie, denen die Schule das ganze Jahr hindurch kaum ein Ständchen nimmt, in 70 Jahren thun können. Natürlich — wenn sie es einsehen könnten — weil er auch ein guter Schulmann war, sie aber keine Schulmänner sind; weil er auch in seiner eigenen Geistesbildung ohne Stillstand fortarbeitete; in allen Fächern, die mittel- oder unmittelbar in die Seelsorge eingreifen, fortstudirte; kein Fremdling in den Wissenschaften blieb, und mit dem Zeitgeiste festen Schrittes fortrückte; sie aber, damit ich es nur kurz sage, bei ihren magern Schul-Kompendien schon lange ausstudirt zu haben glauben.

Was Herr Anton Obermayr der Jugend in der Schule war, das war er dem ganzen Volke als öffentlichen Religions- und Sittenlehrer auf der

Kanzel, am Altare, im Beichtstuhle, beim Krankenbette, und bei andern Gelegenheiten. Seine christlichen Reden waren immer selbst und gut ausgedacht; wohlgeordnet zu Papier gebracht; populär, praktisch und passend für seine Gemeinde angewandt; und mit einer zum Herzen gehenden Theilnahme, Sanftmuth, und Anstand vorgetragen. Er kannte den falschen Grundsatz der faulen Kommoditäts-Pfleger nicht: **Für das Landvolk ist leicht was gut.** Reiner, praktischer Katholizismus, reine Sittlichkeit leuchteten aus allen seinen Lehren bei jeder Gelegenheit hervor. Den bei seiner Gemeinde herrschenden Aberglauben, ihre schädlichen Vorurtheile, Irrthümer, Mißbräuche, und übrigen Unsittlichkeiten wußte er eben so einleuchtend als eingreifend vom Grunde aus zu packen. Bekanntlich sind manche Mißbräuche auch authorisirte Quellen der Einkünfte für den standesmäßigen Unterhalt vieler Priester. Aber auch solche Mißbräuche schonte er nicht, ohne einen Ersatz dafür zu wissen, ohne sich zu fragen: wovon soll ich dann leben? Er war ja in Wort und That gleich uneigennützig — der schädlichste Feind des falschen Glaubens, der nützlichste Freund der reinen Tugend.

So ein Lehrer muß nothwendig auch dem Staate nützen, und dieß that Obermayr vorzüglich durch seine edle Fürsten- und Vaterlandsliebe. So thätig er hierin lebte und schwebte, so eifrig suchte er auch seine Gemeinde damit zu beleben, nicht nur aus Gründen der Vernunft und Religion im Allgemeinen, sondern ganz eigens aus den einzelnen höchstlandesherrlichen Verordnungen selbst. Es konnte keine erscheinen, die nur im mindesten auf den Landmann einen Bezug hatte, welche er nicht sehr geschickt von der religiösen Seite darzustellen; ihre Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit einleuchtend; hieraus die Weisheit und den besten Willen des Fürsten anschaulich, und die hohe Tugend seiner segenvollen Regirung begreiflich zu machen wußte, woraus sich dann der pünktlichste Gehorsam für jeden Unterthan, der auf den Nahmen eines rechtschaffenen Menschen und guten Christen Anspruch machen will, als eine unmittelbare Folge von selbst ergab. Eingedrungen in den Geist der vaterländischen Gesetze brauchte er nicht für die Abstellung eines jeden Mißbrauches eine eigene Verordnung. Er sah schon in Einer dieser die Abstellung einer Menge jener; und so geschah auch in dieser Rücksicht durch ihn schon vieles, woran man in andern Orten nicht einmahl noch gedacht hat.

Ihm schwebte ja immer nur sein Beruf vor Augen, nur das, was den ihm anvertrauen Seelen Noth that, und nützlich war; nie aber das, wie er sich beim Volke pharisäisch einschmeicheln könnte. Ein Wohlthäter des Volkes wollte er sein, und kein tückischer Volksschmeichler. Fürs Letztere ist Kopf und Herz eines wahren Geistlichen ganz unbrauchbar. Nur Pfaffen können das, die mit der übel verstandenen Pastoral-Klugheits-Regel: **Man darf die Mißbräuche des Volks nicht zu rasch angreifen;** immer und ewig daher kommen, um nur nie Etwas angreifen zu dürfen. Aber der helldenkende Obermayr wußte mit einem muthvollen Eifer die wahre Klugheit wohl zu verbinden. Wirklich hat er es in der Volks-Aufklärung bei seiner Gemeinde schon so weit gebracht, daß man jetzt dort ohne Anstoß mit einer Freimüthigkeit sprechen darf, die der Schwachheit anderer noch ein unerträgliches Aergerniß sein würde. O wie leicht wäre doch das gutmüthige Völklein zu bekehren, wenn es überall nur Geistliche, und nirgends einen Pfaffen hätte!

Diese, den Pharisäern zu Christus Zeiten so ähnlich wie ein Ey dem andern, waren es, denen jener apostolische Mann ein unausstehlicher Dorn im Auge war; sie waren es, die nicht ruhten, wider ihn teuflische Ränke zu schmieden — so lange, bis es ihnen glückte, diesem Braven durch einige bösen Dümmlinge aus der guten Pfarrgemeinde, von ihnen gereizt und unterstützt, vier Jahre hindurch in einem schändlichen, zeitfressenden Verläumdungs-Prozeß verwickelt zu sehen. Doch weg mit dem Gedanke an solche Antichristen, um nicht das moralische Gefühl zu empören!

Man weiß, was auch die würdigsten Seelsorger, und gerade diese, weil sie sich genau an die höchst-landesherrlichen Verordnungen hielten, Anfangs von widersetzlichen Gemeinden ausstehen mußten. Es wird wohl jedem begreiflich sein, daß auch Herr Obermayr von seiner einen so aufgeklärten Lehrer ganz ungewohnten Gemeinde Manches zu erdulden hatte. Aber er ließ sich auf keiner Seite schwach finden; er überwand standhaft das erste Murren, die ersten Unzufriedenheiten derselben; und so gelang es ihm mit seinen übrigen guten Gaben und Eigenschaften selbe für die gute Sache zu beruhigen, zu besänftigen, und ihr zuletzt die Liebe und Achtung in einem desto höhern Grade abzugewinnen.

Dieß hat die Gemeinde Mitterskirchen deutlich genug ausgesprochen den 12ten Februar, am thränenvollen Tage seiner Beerdigung. Wie zahlreich sie da aus allen Ecken herbei eilten, zu bejammern den großen Verlust mit dem diese Leiche sie schlug! Wie sich da die guten Schäflein in großen Reihen trauernd bemühten, ihrem guten Hirten noch die letzte Ehre zu erweisen! Wie da die Kindheit ihren Vater, die Jugend ihren Lehrer, das Alter seinen Tröster beweinte! Wie da die Augen selbst wackerer Männer in Thränen schwammen! Und diese redlichen Thränen der Liebe waren noch nicht verflossen 61 Tage darnach, am 14ten April, an dem für den Beweinten der letzte Seelen-Gottesdienst gehalten wurde. — Wars nicht so, ihr Augenzeugen? Widerspreche, wer widersprechen kann!

Eine eben damahls noch herrschende und heftig um sich greifende Krankheit, die viele dahin raffte, machte den Mitterskirchnern ihren theuern Verlust erst recht fühlbar. Die Zahl der Kranken und Sterbenden war groß; die Gesunden rechneten schon in Furcht und Angst von Tage zu Tage auf gleiches Schicksal, und — der stärkende Tröster war weg — jener salbungsvolle Tröster, der nicht gewöhnt war, die heiligen Sakramente nur mechanisch auszuspenden, und die Kirchen-Zeremonien handwerksmäßig zu verrichten; der die so vielfältigen, weitschichtigen, beschwerlichen, gefährlichen Provisursgänge nach mit wiederhohlten Krankenbesuchen vermehrte, weil er wußte, daß man seiner wohl bedurfte; der selbst die Ansteckung nicht scheute, weil ihm sein Eifer keine Gelegenheit unbenützt vorbei ließ, wo ein Wort eben zur rechten Zeit gesprochen am fruchtbarsten ans Herz anschlägt. O edler Eifer, du hast meinem Freunde das Leben gekostet! Denn auch ihn tödtete die herrschende Krankheit. Wahrhaftig! Er starb im rastlosen Dienste seiner Pflicht. — Mögen diesen beweinenswürdigen Todfall jene verantworten, die ihn durch ungerechte Kränkungen eines so fein fühlenden Mannes beschleunigten!

Mitterskirchen wird diesen Seelen-Hirten auch darum im unvergeßlichen Andenken behalten, weil er ihm auch in vielen andern Stücken weiser Rathgeber, thätiger Helfer und Beiständer war. Wie glücklich — um nur ein Beispiel anzuführen — wußte er zum Besten der Gemeinde seine Kenntniß der französischen Sprache zu benützen! Wie oft wagte er sich in die Mitte wilder Krieger, die er mit seinem sanften, einnehmenden Wesen nicht selten wirklich zu bewegen; da eine Plünderung zu verhüten; dort den Tobenden zu besänftigen; hier den zu viel Fordernden zur Billigkeit herabzustimmen vermochte. Die dankbaren Mitterskirchner wissen ihm hierin viel Rühmliches nachzusagen.

Wer es nicht weiß, wie wirthschaftlich dieser eifrige Mann mit der Zeit umzugehen wußte, dem könnte es unbegreiflich scheinen, wie sie ihm ein so ausgebreitete Thätigkeit möglich machte. Aber dieß wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß es eine ausserordentliche Seltenheit war, ihn ausser seinem Seelsorgs-Distrikte irgend wo anzutreffen; daß er, wenn es ihm die äußern Berufs-Geschäfte gestatteten, immer nur zu Hause — in einer elenden, halbmorschen Hütte, mit der auch der letzte Tagwerker die Seinige schwerlich vertauschen möchte — bei seinen Büchern und Schriften zu finden war; daß er auch manche Stunde der Nacht zu Hülfe nahm; daß Rekreations-Stunden ihm Etwas ganz

Unbekanntes waren; und daß er jene Stunden des Tages, die andere verspielen, vertrinken, verschlafen; oder wie immer, unnütz vertändeln, für seinen Beruf weise zu benützen verstand — der wachsame Seelen-Hirt. (Der Beschluß folgt.)

Bemerkungen über die Verhältnisse der Stadt Augsburg.

a) Kunstfleiß.

Augsburg gehört unter die wichtigsten schwäbischen (jetzt baierischen) Fabrikstädte. 1798 zählte man 9 Kattun-Manufakturen, die zwischen 75,000 und 100,000 Stück Kattun lieferten, 7 Tabaks-, 1 Leder-, 1 Papier-Tappeten-, 1 Goldpapier-, 3 Gold- und Silbertressen-Fabriken, 2 Seidenzeug-Manufakturen, 1 Spiegel-, 1 Wachsleinewand-, 2 Fischbein-, 2 Geigen- und Lautensaiten-, 3 Seiden-Fabriken, 1 Potaschen-Siederei, 1 Siegellack-Fabrik, 6 Balsam- und Essenz-Brennereien, 11 Buchdruckereien, 2 Schriftgießereien, 1 Diamant-Schneidemühle, 1 Silberhammer, 3 Krätzmühlen, 4 Kupfer- und 4 Eisen-Hämmer, 9 Schleif- und Polir-Mühlen, 8 Tabak- und Gewürz-, und 4 Papier-Mühlen.

Die Augsburger Handwerks-Fabrikate sind geschätzt: besonders die Gold- und Silberarbeiten, die weit und breit verführt werden; selbst das russische Kron- und Gouvernements-Silber ließ Katharina II. in Augsburg verfertigen. Die Färbereien sind im besten Stande; man hat 3 Schwarz- und 1 Schönfärberei. Die Lodweberei gehört zu dem beträchtlichsten Gewerbe. Die Stadt hat viele geschickte Uhrmacher, Instrumentenmacher, Kupferstecher und bildende Künstler aller Art.

b) Handlung.

Der Handel der Stadt ist, wenn auch gegen die Vorzeit unendlich gefallen, doch immer noch lebhaft, und beschäftigt sich Theils mit den in der Stadt verfertigten Manufakturen und Fabrikaten, Theils mit Wechselgeschäften, Spedition und Transito. Der Wechselhandel geht nach Italien und Helvetien; es gibt hier 11 Geldwechsler. Der Speditions- und Transito-Handel hat Wein, Getreide, Reis und italiänische Waaren zum Gegenstande: die Augsburgischen Fabrikate finden Theils in Italien, Theils im benachbarten Schwaben und Baiern ihren Absatz. Nur die Gold- und Silber-Arbeiten gehen in entferntere Gegenden.

Im Jahre 1798 befanden sich hier 14 Banquiers, 17 Buchhandlungen, 7 Eisenhandlungen, 23 Galanterie- und Uhren-Handlungen, 38 Gold- und Silberborden- und Seidenhandlungen, 17 Kattun- und Wollen-Handlungen, 24 Kunst-, 3 Landkarten-, 3 Leder-, 4 Leinewand-, 3 Material-, 2 Musik-, 4 Nürnberger-Waaren-, 6 Papier-, 23 Spezerei-, 15 Tuch-, 1 Wachstuch- und 7 Wein-Handlungen.

c) Einkünfte.

350,000 Gulden.

Nur die Einkünfte des Stifts St. Afra stehen zu 40,000 Gulden in Anschlag.

d) Militär.

250 Mann,

als Stadtgarde. Die Bürgerschaft ist in 3 Kompagnien zu Fuß, 1 Scharfschützen-Korps zu Fuß, 2 Kompagnien zu Pferde- und 2 Kompagnien Artillerie eingetheilt.

Ueber Taubgebohrne und deren Heilung durch Galvanismus.

Der Herr Dr. Schubert hat sich mit der Anwendung des Galvanismus zur Heilung der Taubheit vorzüglich beschäftigt, und seine Resultate bekannt gemacht. Leipzig bei Weigel 1805. Wir heben aus selben folgende interessante Bemerkungen aus:

Die angebohrne Taubheit, sagt er, ist die Gesundheit dieser Personen, und solche Leute hören machen, heißt nichts anders, als eine krankhafte Stimmung in ihnen erregen. Solchen Personen mangelt es auch am innern Sinn der Töne und der

Harmonie, und daher fehlt ihnen auch der äussere Sinn. Manche sind in der Meinung, daß den Tauben mit dem verliehenen Gehör eine neue Zauberwelt aufgeschlossen werde.

Ich habe aber bei Gehörkranken, die ich heilte, nie bemerkt, daß sie auch das reinste Spiel der Töne, ja eine wahrhaft göttliche Synphonie sonderlich gerührt hat. Manche verriethen zwar einige Freude, als sie zum ersten Mahl ein Clavier oder ein anderes Instrument von geschickter Hand spielen hörten: allein weder die einzelnen Töne noch ihre Harmonie rührte sie; ihre Lust war einzig und allein, daß sie so zarte und feine schöne Töne schon in beträchtlicher Weite zu hören vermochten, und sie maßen mit großer Seelenruhe die Entfernung mit den Füßen ab, woraus sie den leisen Anklag vernahmen. Nur am Gehör, ob dessen Schärfe je mehr und mehr wuchs, nicht am Gehörten, hatten sie ihr Wohlgefallen. Mehrere hofften, es werde sich der Geheilten Empfänglichkeit für Ton und Melodie noch mehr schärfen; allein diese Annahme bestättigte sich nicht.

Auf gleiche Art ist auch die Hoffnung vereitelt, daß ein geheilter Tauber die menschliche Sprache desto leichter erlernen möge. Ein hergestellter Taubstummer bildet Töne und Worte, auch wenn er sie noch so bestimmt gehört hat, nimmermehr mit dem Munde nach, wenn er sie nicht zuvor durch Hülfe der Augen einem fremden Munde abgelernt hat. Nur was sein Auge auffaßt, ist ihm lebendig, und kann auch in andern Organen zeugen und schaffen. Wenn ein geheilter Taubstummer auch noch so wohl hört, so ist er nicht im Stande, höhere und tiefere Töne nach der Tonleiter nachzubilden. Er bleibt beständig in einem und demselben Ton, und bildet sich ein, die verschiedenartigen Töne würden durch lindern oder stärkern Hauch gebildet. Daher müssen auch geheilte Taustumme noch immer wie ungeheilte unterrichtet werden.

Doch behaupte ich die vollkommene Untauglichkeit geheilter Taubstummen zu geselligem Gespräch und zusammenhängender Rede. Sie scheinen im Reich der Töne so fremd und uneinheimisch, daß sie selten von selbst einen Ton vernehmen. Die Genesenen muß man stäts an das Aufmerken erinnern. Daher geschieht häufig, daß es, wenn man sie öfter und zwar nahe am Ohr beim Nahmen laut ruft, sie dennoch nichts hören, ein ander Mahl aber wider zeigen, daß auch das leiseste, einem Gesunden kaum bemerkbare Geräusch, ihnen keineswegs entgehe.

Im Ganzen aber bemerkt man immer, daß geheilte Taubgebohrne früher oder später wieder in die vollkommene Taubheit zurückfallen. Es kann auch nicht anders sein. Das Hören der Genesenen ist eine mehr oder minder andauernde Krankheit, welche die Heilkraft der Natur nach einigen Jahren gewißlich überwindet.

Die Bewohner von Wallis.

Wie lange sich bei manchen Nationen ein Nationalhaß erhält, beweist auch die Beschreibung von Süd-Wallis von Herrn Malkin, die 1804 unter dem Titel: The Scenery, antiquities, and biography of South Wales erschien.

Die Bewohner von Wallis haben ihre Sprache und ihre Sitten beibehalten, und noch heutiges Tags betrachten sie die Engländer als Ausländer und Eroberer, und geben ihnen den Nahmen Sachsen. Vor nicht langer Zeit ritt Lord Talbot in dieser Provinz herum, und kam ohne seinen Bedienten bei Hensol an einen Fluß. Er sah hier einen Bauern, und fragte diesen auf Englisch, ob er hier ohne Gefahr durchreiten könnte? Der Bauer gab ein bejahendes Zeichen. Diese Art zu antworten genügte dem Lord aber nicht, und er frug ihn von neuem auf wallisisch, ob er hier sicher durchreiten könnte? „Nein, um Gottes Willen nicht," rief jetzt der Bauer ganz lebhaft, „thun Sie's hier ja nicht. Hier ists am allergefährlichsten durchzukommen. Kommen Sie mit mir, ich will Ihnen die Furth zeigen. Ich bitte recht sehr um Vergebung, mein Herr —— aber wahrhaftig, ich habe geglaubt, Sie wären ein Sachse!"

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

12. Stück. Freitag, den 20sten März. 1807.

Der gegründete Haß.

Stax hasset die Vernunft; wie leicht ist es geschehen!
Wer liebt die Schöne wohl, die man noch nie gesehen?

Auszüge aus dem Regirungsblatt.

Se. königl. Majestät haben zu beschließen geruht, Allerhöchst-Dero geheimes Ministerial-Departement des Innern mit einer eigenen Uniforme zu versehen, und unter vorzüglicher Zugrundlegung der unterm 19ten April 1799 wegen Uniformirung des geheimen Ministerial-Departements in auswärtigen Angelegenheiten erlassenen Entschließung, folgende Bestimmungen zu treffen.

1. Der das Departement dirigirende Minister trägt als Staats-Kleidung an Gallatagen und sonstigen feierlichen Gelegenheiten ein Kleid von dunkelblauem Tuche mit dem Unterfutter, Kragen und Aufschlägen von gleicher Farbe. Das ganze Kleid ist reich mit Gold gestickt nach dem Stickerei-Muster der auswärtigen Ministerial-Uniforme. Das Kleid ist mit einer Reihe vergoldeter, mit dem gekrönten Löwen bezeichneter Knöpfe versehen. Die goldenen Epauletten mit Bouillon tragen Unsern Nahmenszug in Silber und blauer Seide gestickt. Die Weste und Beinkleider von weißem Tuche sind ohne Stickerei. Das goldene Degengehänge ist ebenfalls mit Chiffre versehen. Der weiße Federhut hat eine goldene Schlinge, Quasten von Bouillon, und die Kokarde nach der Vorschrift.

Kleine Uniforme. Ein Kleid von dunkelblauem Tuche mit gleichem Unterfutter, Kragen und Aufschlägen. Die Stickerei wie bei der Staatskleidung; aber nur auf Kragen, Aufschlägen und Taschenklappen. Die Knöpfe, Epauletten, Degengehänge, Weste und Beinkleider, dann der Federhut wie bei der Galla-Uniforme.

Frack. Ein Kleid von dunkelblauem Tuche, mit gleichem Unterfutter. Der Kragen hat dieselbe Stickerei wie die vorige Uniforme. Die Ermel-Aufschläge und die Taschen sind ohne Stickerei. Die Knöpfe bleiben dieselben; Epauletten werden zu dem Fracke nicht getragen, die Unterkleider nach Willkühr.

2. Die geheimen Referendäre des Departements tragen als Galla-Uniforme ein Kleid von dunkelblauem Tuche mit dem Unterfutter, Kragen und Aufschlägen von gleicher Farbe. Das ganze Kleid ist mit Gold gestickt, nach dem für die geheimen Referendäre des auswärtigen Ministerial-Departements bestimmten Stickerei-Muster. Das Kleid ist mit einer Reihe vergoldeter, mit dem gekrönten Löwen bezeichneter Knöpfe versehen. Die goldenen Epauletten mit Bouillon und dem Chiffre, und die übrigen Uniforms-Stücke wie oben, mit Ausnahme des weißen Federhuts.

Kleine Uniforme. Ein Kleid von dunkelblauem Tuche mit gleichem Unterfutter, Kragen und Aufschlägen; die Stickerei wie bei der Staatskleidung; aber nur auf Kragen, Aufschlägen und Taschen. Die übrigen Uniforms-Stücke wie bei der Galla.

Frack — von dunkelblauem Tuche mit gleichem Futter; der Kragen nach dem vorigen Muster gestickt. Die Aufschläge und Taschen ohne Stickerei. Keine Epauletten; die Unterkleider nach Willkühr.

3. Die geheimen Sekretäre und Registratoren des Departements tragen zur Uniforme ein Kleid von dunkelblauem Tuche mit gleichem Unterfutter, Kragen und Aufschlägen. Die Stickerei auf Kragen, Aufschlägen und Taschen. Die Epaulette und die Contre-Epaulette sind von Goldfaden ohne Bouillon, jedoch mit Unserm Nahmenszuge versehen. Das Degengehänge und die Hutquasten sind ohne Bouillon; die übrigen Uniformsstücke wie oben.

Der Frack von dunkelblauem Tuche hat die gleiche Stickerei, jedoch nur auf dem Kragen. Die Aufschläge und Taschen sind ohne Stickerei; die Unterkleider nach Willkühr, keine Epauletten.

4. Die geheimen Kanzellisten des Departements tragen als Uniforme ein Kleid von dunkelblauen Tuche, mit gleichem Unterfutter, Kragen nnd Aufschlägen, ohne Epauletten. Kragen, Aufschläge und Taschen-Klappen sind mit einer goldenen Lisiere, und einer Verzierung in den Ecken des Kragens. Die geprägten Knöpfe vom gelben Metalle und weiße Unterkleider sind wie bei den vorigen Graden; das Degengehänge und die Hutquasten ohne Bouillon.

Der Frack von dunkelblauem Tuche hat nur den Kragen auf vorige Weise gestickt.

Die auf solche Art vorgeschriebenen Bestimmungen sind durchgehends genau zu beobachten, und Unser das Departement des Innern dirigirender Minister wird darüber wachen, daß von keinem Individuum die vorgezeichnete Abstuffung überschritten, oder eine eigenmächtige Abänderung sich erlaubt werde.

Diesem Uniformirungs-Rescript wurde eine Abbildung beigelegt, welche die Breite der Stickereien nach 4 Graden bestimmt.

In Betreff des Biersatz-Regulativs in Ober- und Niederbaiern ist unterm 2ten Dezember v. J. eine allerhöchste Entschließung an die königl. Landesdirektion folgenden wesentlichen Inhalts erlassen worden.

Die von Sachverständigen schon vor geraumer Zeit hergestellten, und nun nach dem dermahligen Aufschlags-Betrage rektifizirten Tabellen, sollen künftig mit Zugrundlegung der Gersten- und Hopfenpreise die Norm des braunen Winter- und Sommer-Biersatzes ausmachen, und nach diesem Satze das Bier nach klarem Inhalte der Mandaten vom 3ten Mai 1759, und 12ten März 1760 von den Bräuern, den Wirthen oder andern, vom Ganter aus abgegeben werden.

Der bisherige Biersatz-Unterschied zwischen Ober- und Niederbaiern soll für die Zukunft ganz aufhören.

In Ansehung der Gerstenpreise sind die Schrannenplätze München, Erding, Ingolstadt, Aichach, Landsberg, Wasserburg, Traunstein, Landshut, Straubing, Deggendorf und Vilshofen, als die einzigen Plätze bestimmt, von welchen jeden Orts die Gerstenpreise von den sämmtlichen Schrannentagen, vom 1sten Oktober bis letzten November, und zwar, weil zum braunen Biere die beste Gerste verwendet werden soll, im Durchschnitte zwischen dem mittleren und höchsten Preise, als Normalpreis anzunehmen.

Wegen des Hopfens ist, da bekanntlich noch immer, wenigstens zum Theile böhmischer und anderer ausländischer Hopfen verwendet wird, von den nämlichen Orten, welche oben zum Gerstenpreise bezeichnet sind, der Durchschnittspreis des Hopfens, wie er vom Anfange der gewöhnlichen Verkaufszeit im Oktober bis zum letzten November im Orte bestehet, und zwar zu $\frac{1}{3}$ des böhmischen, und des mit diesem in Qualität und Preise gewöhnlich gleichkommenden Spalter-Hopfens, zu $\frac{1}{3}$ des baierischen Hopfens, und zu $\frac{1}{3}$ des oberpfälzischen, sulzbachischen und nürnbergischen Hopfens, zum Grunde zu nehmen.

Beförderungen.

Am 9ten Februar laufenden Jahres haben Se. königl. Majestät bei der für das Stiftungs- und Kommunal-Vermögen von Ober- und Niederbaiern konstituirten Etats-Kuratel den bisherigen Landesdirektions-Rath, Franz Xaver Ritter, zum Mitkurator, die bisherigen Mitglieder des Provinzial-Rechnungs-Büreau, Peter Klampfl, Max Joseph Ruhwandel, und Theodor Schuhmann als Rechnung-Kommissäre, und den bisherigen Rechnungs-Assistenten, Joh. Franz Paula Zootmayer, als Kalkulator allergnädigst zu ernennen geruhet.

Der bisher quieszirende Hofkamer-Rath und Bräuverwalter zu Wörth, Emanuel v. Passauer, wurde zum Rentbeamten zu Landau — der bisherige Kanzellist beim Armen-Institut zu München, Franz Paula Fleischmann, zum Buchhalter bei dem neu errichteten Salinen-Comtoir — der bisherige Aktuar zu Roggenburg, Max Schöberl, zum Landgerichts-Aktuar zu Dillingen, und der Rechts-Kandidat, Alois Pündtner von Heisheim, zum Landgerichts-Aktuar zu Kaufbeuern ernannt.

Die durch den Tod des Joseph Mayr erledigte Offizianten-Stelle bei der Provinzial-Hauptkasse zu München ist dem Diurnisten, Joseph Kögl, verliehen worden.

Ueber Mißbrauch des Sonntags.

Es ist noch an vielen Orten der Gebrauch, daß an Sonntagen allerlei, was nicht auf Belehrung und Erbauung abzweckt, vor den Kirchenthüren, nach dem Schluß des Gottesdienstes, öffentlich bekannt gemacht wird. Einforderung herrschaftlicher Gelder mit Executions-Bedrohung, Ankündigung von Forst- und Polizei-Rügen, Concurs-Sachen, Subhastationen ꝛc. sind die gewöhnlichen Gegenstände, welche von den untergerichtlichen Personen der Gemeine insgemein näher als die Predigt an's Herz gelegt werden. Nicht selten geben auch Gemeinde- oder Kirchspiels-Deputirte von dem Gang ihrer Prozesse, unangenehme Nachricht; zwischen den verschiedenen Gemeinden eines Kirchspiels kommen streitige Verhältnisse zur Sprache, und die Versammlung geht oft unter lauten Debatten mit Zank aus einander. Es bedarf wenig Nachdenkens, um sich zu überzeugen, wie widersprechend dieß der Sonntagsfeier und der öffentlichen Gottesverehrung sei. Ist nicht der Sonntag ein Tage der Ruhe, der Erhohlung? Ein Tag, woran der Mensch, so frei als möglich von irdischen Geschäften und Sorgen, für seine höhere Bestimmung leben und das Gemüth sich edlern Empfindungen öffnen soll. In welchem widrigen Contraste erscheinen aber oft damit die obigen Bekanntmachungen? Man denke sich einen verarmten Schuldner, der sechs Tage von ungestümen Gläubigern und sechs Nächte von nagenden Sorgen gequält wird, wie er am siebenten im geliehenen Rock zur Kirche geht, um einen tröstlichen, bessern Gedanken zu fassen, und nun beim Ausgang vom Gerichtsdiener den Tag bestimmen hört, an dem seine Hütte, oder seine einzige Kuh den Gläubigern preisgegeben werden soll.

Welcher gute Gedanke wird stark genug sein, der nicht hiervon verdunkelt würde? Und wenn er die Bekanntmachung vorher weiß, wird er nicht lieber zu Hause über seinem Kummer brüten, als in der Kirche getröstet, und vor der Kriche an den Pranger gestellt werden wollen? Dort vom Erlassen der 10000 Pfunde und hier vom Würgen um 100 Groschen hören wollen? Man denke sich eine Anzahl gutmüthiger Gläubiger, die hier ihren Verlust durch muthwilligen Brankerott erfahren, oder doch daran erinnert werden, und frage, ob sie wohl mit dem edeln Glauben an Menschen-Tugend und mit dem Vorsatz, zu helfen, zu leihen und zu geben, nach Hause gehen werden. Man nehme an, daß die geforderten herrschaftlichen Gelder zu denjenigen gehören, über die die Unterthanen (mit Recht oder Unrecht, ist hier gleich viel) als eine Vermehrung ihrer Lasten Beschwerde führen, und frage, ob die

Schlußworte des Predigers: „gehet hin in Frieden,“ in Erfüllung gehen werden. Man denke sich endlich den Prediger, der auf der Studierstube und auf der Kanzel alles gethan; und gute Empfindungen und Gedanken erweckt und genährt zu haben glaubt, wie er, so ganz in der Nähe, die Dornen erblickt, welche den guten Samen ersticken, daß er keine Frucht bringt; er kann nicht anders, als mit Unmuth wieder an seine Arbeit gehen.

Gewiß wirkt dieser Mißbrauch um so nachtheiliger, weil ihm der Schein obrigkeitlicher Autorisation geliehen ist, und es würde sich Auskunft genug finden, wo man ernstlich darauf dächte, ihn abzustellen.

Mit Vergnügen las man daher eine Verordnung des Großherzogs von Baden, die hierüber Folgendes enthält:

„Die Verkündigung der landesherrlichen oder obrigkeitlichen Verordnungen von den Kanzeln dulden wir nur in so weit in unsern Landen, als ihr Gegenstand unmittelbar Bezug auf Religion und Sitten hat. Selbst die Verkündigung derselben auf dem Kirchplatze nach Ausgang der Sonntagskirchen, die immer die Leute von ihren Betrachtungen zu schnell auf weltliche Gegenstände herüber lenkt, erlauben wir nur da, wo wegen zerstreuter Lage der Höfe und Zinken, die zusammen eine Gemeinde ausmachen, eine andere Versammlungsart schwierig und für die Unterthanen zeitverderblich sein würde.“

Denkmahl dem Muster eines guten Geistlichen, Anton Obermayr, Seelsorger zu Mitterskirchen.

(Beschluß.)

Und was war denn endlich der Lohn, den dieser brave Mann ärntete? — Das, was die Tugend von der Bosheit, die Weisheit von der Thorheit zu hoffen hat. — Weil er ein geschickter, eifriger Schulmann war, so wurde er als ein nachläßiger Seelsorger verschrieen; weil er ein reiner Religions- und Sittenlehrer war, so wurde er als ein ketzerischer Volksverführer verrufen; weil er als ein aufgeklärter Geistlicher, fern vom pharisäisch-betrügenden Pfaffen-Nimbus, einen geistlichen Wandel führte, so wurde er als ein eitler Weltling bekannt gemacht; weil er der wärmste, thätigste Patriot war, so wurde sein moralischer Charakter als höchst verdächtig geschildert, um dem Volke sagen zu können, daß nur nichtswürdige Menschen eifrige Freunde der Regirung sein können; und weil er — so gar die Natur schien mit diesem Komplote mit verschworen zu sein — weil er ein unermüdeter Tröster und Beiständer der Kranken und Sterbenden war, so war eine tödtliche Ansteckung sein Los. — Ach! nicht mehr wars ihm gegönnt, die Rettung seiner Ehre und Unschuld noch zu erleben — zu erleben den Triumph der Weisheit über die Bosheit; — nicht mehr wars ihm gegönnt, bei seinen Helden-Kämpfen noch zu erleben: daß Baierns gerechte Regirung ihre so treuen Anhänger keineswegs entehren, und der Rache ihrer Feinde Preis lasse.

Das Traurigste dieses Schicksales eines so würdigen Mannes war es, was mich so lange bedenklich machte, ob nicht die öffentliche Bekanntmachung desselben bei den Schwachen für den Eifer des Guten vielmehr zurückeschreckend, als aufmunternd sein könnte, da man sich wirklich schon so oft und laut zurief: Seht! Das gewann Obermayr mit seinem Eifer! — —

Doch der Gedanke, daß man gerade solche Geschichten eben den Schwachen von einer aufmunternden Seite darstellen sollte; indem man sich eben erst durch standhaftes Leiden und Kämpfen fürs Gute zur höchsten Menschen-Würde empor schwingen, und das Ehrgefühl des Trägen durch den reinen Eifer des Fleißigen erwecken müße; und dem Feigen nur den Muthvollen, dem Schwachen nur den Starken als Muster aufstellen könne. Dieser Gedanke gab meiner Bedenklichkeit endlich das Uebergewicht.

Wer diesem nach als Geistlicher aus dem Kreise der Alltags-Priester sich erheben will; wer wahrhaft im Dienste der Menschheit arbeiten will; wer in der Kirche Gottes ein wahrer Apostel sein will; wer ein Muster eines guten Geistlichen werden will, der lebe, wie Anton Obermayr, nur in und für seinem Berufe; — er scheue keine Mühe — keinen Feind — keine Leiden — keinen Tod — und rechne auf keinen Lohn! — Dann wird auch er des Anton Obermayrs großen Lohnes würdig, und mit selbem herrlich gekrönet werden. —

Wie widersprechend auf einmahl! höre ich mir einreden. Doch nein, nicht widersprechend; nur von einer andern Seite das Ganze betrachtend rede ich zur Ehre der Menschheit und zum Troste der Leidenden auch hier die Wahrheit. Denn das Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt zu haben; die Zuneigung der Kinder; die Liebe der Gemeinde; die Achtung aller Edeln; das höchste Wohlgefallen der Regirung begleiteten meinen Freund in die Ewigkeit. Ist das nicht Lohn — großer Lohn? — Ist dieser Lohn nicht alle Leiden werth? —

Obermayr gieng also wirklich nicht ohne große Belohnung aus dieser Welt. Und wer hat dort vom einzig gerechten Vergelter alles Guten jenen Lohn sicherer zu gewarten, den hier, nach dem Ausspruche des Apostels, kein Menschen-Verstand zu fassen vermag, wer? Wohl nur der, der mit Obermayrs Seelen-Größe das Gute nicht des Lohnes wegen, sondern nur aus reiner Liebe thut, und um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leidet. —

Noch einmahl! Herr Anton Obermayr hat als Schulmann und Priester viel gearbeitet — viel gewirket — viel gelitten; — hat rechtschaffen gelebt — ist schön gestorben — den Tod der Liebe für das Heil seiner Gemeinde. —

Nun denn, du nützliches Wochenblatt! nimm diese Trauerblumen, auf das Grab meines seligen Freundes gestreut, in eben dem guten Sinne auf, in dem sie dir übergeben werden. Sollten sie vielleicht bei manchem Eiteln Neid, und bei seinen Feinden Aerger erregen, so sollst nicht du, sondern nur ich allein die Schuld davon büßen. Aber die große Reihe wackerer Seelsorger in meinem Vaterlande wird mit mir zufrieden sein, und theilnehmend in meine Klage einstimmen: daß sie ein so würdiges Mitglied schon so bald verlieren mußte!

So schließe sich dieß Denkmahl der Freundschaft dem unvergeßlichen Freunde geweiht!

Die Staats-Uhr.

Die uralte Vergleichung eines Staates mit einer Uhr hat in neuern Zeiten eine Ausdehnung erhalten, die der Leser mit einigem Interesse überblicken mag. Hier folgt sie: „Die erste bewegende Kraft der Uhr liegt in der Feder, und beim Staate im Regenten. Die Energie von beiden erhält das Triebwerk ihrer Maschinen in einem mit der angewandten Kraft verhältnißmäßigem Gange. Die Stahlgüte des Geistes und die Elastität des Herzens mag aber bei einem Regenten auch noch so vortrefflich sein, so wird dessen Thatkraft durch selbstsüchtige Staatsdiener — die nur sich und ihre Familie bedenken — eben so gelähmt, wie sich eine Uhrfeder abspannt, die einen zu großen und weiten Trommelkasten hat. Um diesen letzten schlingt sich nun die Kette des Militärs. Je solider und zusammenhängender diese Kette in ihren Gliedern ist, desto ungestörter und sicherer wird auch der Gang einer Staats-Uhr sein. Taugt aber der Sahl der Ehre nichts, sind die Federbüsche größer als der Patriotismus, und die Anmaßungen weitgreifender als die Tapferkeit, dann zerreißt diese scheinbare Stahlkette, und der Staat kommt in Gefahr. Das obere und untere Blatt im Innern der Uhr, zwischen welchen die Triebfeder mit den übrigen Theilen liegt, ruht auf Säulen, wie der Staat auf Kanonen, die sich seit ihrem Dasein immer in der Nähe der Throne befinden, wo sie auswärtige Angelegenheiten entscheiden helfen, und den letzten Grund des Reiches angeben. — Die Unruh, welche unaufhörlich in Bewegung ist und sein muß, stellt den wichtigsten Theil der höchsten Gewalt, das Finanzwesen, dar. Die

verschiedenen Räder aller Stände tragen zu seiner Unterhaltung bei, unter welcher jedes einzelne Glied ein Stift oder Zahn ist.

Das innere Kabinet ist das Regulir=Blatt, durch welches jede zu große Kraft gemäßigt, die versteckte oder zu schwache aber hervorgebracht und belebt wird. — Eine den Diensten angemessene Besoldung, Rang und Titel, sind das Oehl, durch welches der leichtere Umlauf des ganzen Triebwerks erhalten wird. — Der äußere Glanz und Zustand eines Staats, der Ton des Hofes und seiner Umgebungen, können als das Zifferblatt mit Zahlen und Zeigern angesehen werden, und der Betrachtende kann darauf ziemlich genau entdecken, welche Stunde es jedesmahl in der Staats=Uhr ist. — Der Hofstaat umschließt den Regenten wie das Gebäude das Innere der Uhr.

Mit dem Uhr=Schlüssel der Gesetze und herkommlichen Gewohnheiten zieht man die Staats=Maschine auf. — Jedes Zeitalter bedarf eines neuen Schlüssels, denn oft wird er durch den zu häufigen Gebrauch abgenutzt und ausgeweitert. — Wenn die Feder einer Uhr gut ist, und es entsteht dennoch eine Stockung in letzterer, so liegt der Fehler unstreitig in den andern Uhrtheilen, etwa in der Trommel oder in der Kette, und dann müssen diese untauglichen Theile herausgenommen und bessere dafür eingesetzt werden, um den Hauptzweck der Verbindung — eine friedliche, glückliche Zeit — zu erreichen.

Der Vesuv.

Unter allen großen Begebenheiten der Natur ist der Ausbruch der Vulkane gewiß eine solche, die auf die Einbildungskraft den größten Eindruck macht, und in ihren Wirkungen am fürchterlichsten ist. Von allen Seiten wird unser Gefühl hier geängstigt, denn das Feuer, welches diese Berge belebt, zwingt alle Elemente, zur Verheerung ihres Umkreises mitzuwirken. Sie rühren so schnell als der Blitz, sie kündigen sich, wie er, durch ein furchtbares Getöse an, sie heben die Erde in die Höhe, wie der Orkan die Gewässer des Oceans, und während sie unsere Häuser durch feurige Ströhme verschlingen, eröffnen sie unter unsern Füßen Schlünde von brennendem Schwefel.

Von der andern Seite ist nichts so anmuthig und nichts so verführerisch als die Gegend um diese gefährliche Feuerschlünde; man möchte sagen, die Natur habe die Völkchen, welche von ihnen verschlungen werden können, durch alle ihr zu Gebothe stehende Reitze einzuladen gesucht, sich auf den Füßen dieser Berge anzusiedeln. Sie hat sich ein Vergnügen daraus gemacht, diese Berge in die glücklichsten Inseln zu versetzen, nach Peru, Sicilien und in die wollüstigen Gefilde von Neapel, so, daß man, ohne bildlich zu reden, sagen kann, der Tod sei hier immer unter Blumen versteckt. Blumen und Tod sind auch hier nothwendig bei einander, wie Ursache und Wirkung, denn wenn man diese furchtbaren Feuerheerde auslöscht, so verliert die von ihnen erwärmte Erde ihre Fruchtbarkeit und ihre lachende Gestalt, und der Bewohner derselben wird sich die Gefahren zurückwünschen; die ihm so viel Vergnügen brachten.

Der Vulkan, welcher am meisten beobachtet worden ist, ist der Versuv, und daher wissen wir von seiner Geschichte das meiste. Bis in das Jahr 70 nach Christi Geburt hatte der Vesuv nur Rauch von sich gegeben, und mehr die Neugierde beschäftigt als Furcht eingestößt. In diesem Jahre erzitterte er zum ersten Mahl und warf Steine und Asche aus, nicht bis nach Syrien und Aegypten, wie der übertreibende Dion erzählt, aber doch so weit, daß Rom erschrack, und in solcher Menge, daß zwei ganze Städte, Herkulanum und Pompeji, dadurch verschüttet wurden. Zu Anfang des dritten Säculums im Jahre 205, erschütterte der Vesuv wieder alles, was in seiner Nähe war. Im 5., 6ten, 7ten und 10ten Jahrhundert flößte er den nämlichen Schrecken ein. Bis hieher hatte er noch keine Lava, d. h. keine erdharzigten, mit verglasten Erden und geschmolzenen Metallenen vermischten Materien ausgeworfen, welche späterhin seine Entladungen charakterisirten. Es geschahe im Jahre 1049

zum ersten Mahl, daß ein solcher Strohm aus seiner Mündung herab ins Meer stoß. Das 12te, 14te und 15te Säculum erlebten in allem nur vier Ausbrüche, deren Wirkungen auch nicht sehr bemerkt wurden. Aber im 17ten Jahrhundert, am 16ten Dezember 1631, öffneten sich sieben Ströhme von Schwefel, Erdharz und Schlacken ein Beete, und zerstörten alles, wo sie hinkamen. In den Jahren 1660, 1682 und 1694 gab es ebenfalls Ausbrüche, und der letztere dauerte sogar mehrere Jahre fort. Im 18ten Jahrhundert bemerkte man in den Jahren 1701, 1704, 1712, 17, 30, 37, 51, 54, 60, 67, 79, 80 u. s. w. starke Ausbrüche. Der letzte war besonders furchtbarer als die andern. Der Berg, sagen die damahligen Zeitungen, warf ein Garbenfeuer von 3000 Toisen Höhe empor. Diese weit über den Vulkan in die Höhe wirbelnde Flamme beherschte in weitem Umkreis das Meer, die Gefilde, und eine prächtige Stadt, wirbelte in sich selbst mit einem von dem Echo vervielfältigten Getöse und wurde nach allen Richtungen durch Feuerpfeile und glühende Steine durchschnitten, die beim Durchkreutzen den Glanz vermehrten und den Schrecken vergrößerten.

Man hat schon viel über die Lava gesprochen, aber die Ursache dieser Erscheinung scheint noch immer nicht aufgeklärt. Daß von einem brennenden Herd Flammen aufsteigen, daß ein gährender Schlund die Erde, welche ihn umgibt und drückt, erschüttert, daß er in weite Entfernung Steine, Asche, und Wasser wirft, alles dieses können wir auch durch Kunst nachahmen. Das Feuer steigt seiner Natur nach in die Höhe, und Wasser, weiche, leichte Asche, Bimsstein, der bei großem Volumen äußerst leicht ist, müssen der Gewalt des Feuers weichen, und sich von ihm hinausjagen lassen. Das aber feste Materialien, die durch das Schmelzen ihre Schwere nicht verlohren haben, und mitten in einer zufälligen Flüßigkeit andere Eigenschaften dichter und fester Körper behalten, sich durch die bloße Kraft des Aufsuds bis zu 150 Toisen Höhe erheben, und wenn sie den Rand des großen Kessels erreicht haben, unter der Gestalt einer flüßigen aber doch greifbaren Flamme fortfließen, während der Kessel mehrere Tage lang diesen Feuerquell unterhält, so daß er im Innern des Bergs 900 Fuß in die Höhe sprudelt und aussen einen mehrere Meilen langen Fluß macht; dieses alles sind Erscheinungen, zu deren Erklärung die Phantasie selbst noch zu wenig Kräfte hinstellen kann. Daß das Aufwallen oder Aufkochen der Lava die Ursache ihres Ausflusses ist, sieht man daher, daß diese Materie sich zuweilen setzt, und dann nur den Boden des Kessels ausfüllt; erst wenn das Feuer heftiger wird, erhebt sie sich wieder und kommt in eine Bewegung. Wenn der Ausfluß der Lava durch die Vermehrung der innern Massen, z. B. durch das Hineinfallen eines Felses entstünde, so würde sie nicht so langsam ausfließen; sondern wie die Steine und das Wasser, die mitunter in den Schlund gelangen, in die Höhe geschleudert werden. So fließt sie aber ganz langsam. Der Pater Della-Torre fand ihre Geschwindigkeit am ersten Tage eine halbe Meile in der Stunde, am 2ten Tag 10 Palmen in der Minute, und am 7. Tag erstarrte sie schon, doch empfand man noch 8 Monathe später etwas Wärme, wenn man über sie gieng; früher konnte man sie nicht passiren.

Man kann also aus dem bisherigen ersehen, daß der Vesuv erst 1800 Jahre lang brennt, und daß er wie alle Vulkane einst auch verlöschen wird. Denn es scheint, daß die vulkanische Kraft gern wandert, und wenn sie irgendwo lange genug gearbeitet hat, ihres Sitzes müde sich wo anderswohin begibt; Beweise davon sind die vielen ausgegangenen Vulkane in allen Welttheilen. Dieses scheint auch beim Vesuv bald der Fall zu werden, denn die jetzigen Ausflüsse seiner Lava sind bei weitem nicht mehr so bedeutend, als die in den vorigen Jahrhunderten.

Beitrag zur Geschichte der Nachtwandler.

Die Gazette de Santé liefert uns folgenden merkwürdigen Beitrag zur Geschichte der Mondsüchtigen

oder Nachtwandler — Somnambuli, Lunatici, Noctambulones — d. i. solcher Menschen, die des Nachts im Schlafe herumgehen, und allerhand Verrichtungen vornehmen, deren sie sich hernach beim Erwachen nicht mehr erinnern. Obiges Blatt erwähnt von einer solcher Nachtwandlerinn, oder vielmehr mit Katalepsie behafteten Dame in Lyon, von der man die seltsamsten Wundergeschichten erzählt. Ich möchte mich gerne alles Urtheils hierüber enthalten; denn man bedenke auf einer Seite das Ansehen der Männer, die dabei, als Kunstverständige, Beobachter und Augenzeugen waren, wo sich wohl kein Betrug denken läßt; auf der andern den Widerspruch der ganzen Sache mit den Gesetzen der Natur, mit Vernunft und Erfahrung — ob wohl auch mit Erfahrung, mögen die Aerzte beurtheilen —; so wird man anstehen, in welche Wagschale man sein Urtheil legen sollte. Doch vergesse man auch nicht, daß es der Dinge unter der Sonne so viele geben wird, wovon sich der schwache Mensch nichts träumen läßt, daß besonders die Natur in ihren Wirkungen und Wegen dem unvollkommenen Erdengeschöpfe oft geheimnißvoll und unerklärbar scheinen mag, so wird man wenigst nicht zu flüchtig über die Sache aburtheilen, und selbe unbedingt in das Reich der Schimären verweisen. — Doch zur Sache. Hier folgt der Artikel wörtlich:

„Eine geraume Zeit hindurch beobachtete Hr. Petetain, Arzt in Lyon, die verschiedenen Symptome der Krankheit, von der diese Dame behaftet ist; gegenwärtig ordnet er seine Resultate, und vermuthlich wird er denselben eine gelehrte Abhandlung über die Katalepsie beifügen. Diese Arbeit erst wird uns in den Stand setzen, das interessante Detail hier beschriebener Phänomene gehörig zu würdigen. Da Hr. Petetain der einzige Mann ist, der hierüber pünktlich und planmäßig seine Beobachtungen verfolgte, so steht es auch nur ihm zu, das Nähere hierüber mitzutheilen. Hier wollen wir über diese Sache bloß einige Data ausheben, die wir einem Augenzeugen, Hrn. Ballanche, verdanken, dessen Nahme hier stehen mag, unserer Erzählung mehr Gewicht zu verschaffen."

„Lange schon ist diese kataleptische Dame das Gespräch des Tages in Lyon; auch hatte Hr. Petetain schon mehrere seltsame Erscheinungen darüber dem Publikum mitgetheilt, als Hrn. Ballanche die Neugierde reitzte, die wunderbaren Aeußerungen dieser Krankheit in eigener Person zu beobachten. Zur Zeit des Besuches wählte er einen Augenblick, wo bei der Kranken so eben die fatale Krisis eintrat. An der Thüre sagte man ihm, daß nicht jedermann nach Belieben sich ihrem Bette nähern dürfe, sondern nur jene, denen sie es ausdrücklich erlaube. Man fragt sie also, ob sie Hrn. Ballanche wolle vor sich kommen lassen; sie willigt ein. Hr. B. nähert sich dem Bette, und sieht eine Frau darinn liegen ohne aller Bewegung, mit allen Erscheinungen des tiefsten Schlafes. Nichts desto weniger lud man ihn ein, ihr Fragen zu stellen; doch ließ man ihm zuvor wissen, daß die Schlafende erst dann die Fragen vernehme, wenn die fragende Person ihre Hand auf das Epigastrium der Kranken (so heißt die oberste von den 3 Regionen des Bauches, regio epigastrica, oberer Schmerbauch, im Gegensatze der regio hypogastrica, unterer Schmerbauch) gelegt hätte. Hr. B. befolgt die Erinnerung, und beginnt seine Fragen. Hierauf antwortet die Kranke mit aller nur möglichen, denkbaren Richtigkeit; jedoch nur durch Zeichen, denn selten drückt sie sich anders aus."

„Herr B. staunt darüber nicht wenig; der Erfolg dieses ersten Versuches verdoppelt seine Neugierde. Er beginnt einen zweiten Versuch, den er seiner größten Aufmerksamkeit würdig achtet. Er hat mehrere Briefe von einem seiner Freunde bei sich; davon nimmt er einen, dessen Innhalt er vollkommen zu wissen glaubt, legt ihn ganz geschlossen auf das Epigastrium der Schlafenden, und fragt, ob sie in diesem Briefe lese. Ja, war ihre Antwort. Hr. B. setzt die Fragen fort: Wissen Sie auch dessen Innhalt? „Ja. „Jetzt glaubt sie Hr. B. zu verwirren, und ersucht sie ihm zu sagen, ob der Brief nicht dieses oder jenes Inhaltes sei. „Nein. „Hr. Ballanhe überzeugt, daß sie sich irre; sucht ihr die Antwort zu erleichtern, und dringt weiter mit Fragen in sie. Nein, nein, war fest ihre Antwort, und zu gleicher Zeit stieß sie die Hand des Herrn Ballanche sammt dem Briefe von sich." (Der Beschluß folgt.)

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

13. Stück. Freitag, den 27sten März. 1807.

Die Reise.

Der junge Herr verreist. — Ihr fragt, wohin es geht?
Von Leipzig nach Lion — von da? — ins Lazareth.

Napoleons höchstes Interesse.

Je rascher Napoleon auf seiner Sieges-Bahn fortschreitet, desto größer ist bei vielen die Furcht vor den Folgen seiner unwiderstehlichen Macht. Viele nähren noch den eiteln Wahn, daß er nichts Geringeres beziele, als alle Fürsten Europens zu seinen Vasallen herabzuwürdigen, alle Völker zu unterjochen und eine Universalmonarchie zu begründen.

Allein wie eitel ist diese Furcht, wie ungerecht sind solche Vorwürfe, und wie irrig und ungegründet diese Urtheile. Wie wenig erkennen diese Kurzsichtigen das hohe Ziel und das erhabene Interesse des großen Mannes.

Die Rolle eines großen Eroberers ist schon so oft in der Weltgeschichte wiederhohlt worden, daß man gar nicht vermuthen kann, Napoleon werde sie in einem Zeitalter spielen wollen, das mehr die Siege der Vernunft, als der Waffen zu schätzen weiß.

Wenn in der ersten Kindheit des Menschengeschlechtes ein Ninus oder Nabukadnezar durch solche Auftritte die Welt blendeten, oder in den Zeiten der Barbarei ein Attila und Dingiskan die Welt erschütterten: so verzeiht man es dem Genius der Zeit. Wenn aber im gebildeten Jahrhunderte ein Held nur durch Schlachten und durch Kriege seine Lebensgeschichte glänzend machen wollte, so würde er dem strengen Urtheile der Nachwelt nicht entgehen können. Es ist daher gar nicht zu gedenken, daß Napoleon auch auf die entscheidendsten Siege nur dadurch sein ruhmvolles Leben beschließen werde, daß er mehrere Völker besiegt habe. Nein, seine Absicht ist edler, sein Ziel höher, sein Interesse erhabener.

Napoleon kennt alle die großen Helden der Vorzeit (Plutarchs Biographien waren schon sein Jugendspiel). An Kriegsruhm hat er bereits die größten Feldherren der Vorwelt nicht nur erreicht; sondern weit übertroffen. Um also im Tempel der Helden zu glänzen, hat er nicht nöthig neue Schlachten zu liefern, neue Völker zu besiegen. Ein größerer Ruhm erwartet ihn.

Napoleon muß Europa einen auf die Selbstständigkeit der Völker gegründeten Frieden geben, dessen Dauer nicht mehr von der Laune ehrgeitziger Kabinette abhängt. Er muß Fürsten und Völkern die politische Freiheit garantiren und die Freiheit der Meere sichern. Er muß das alte verfallene System durch eine neue und freie Verfassung ersetzen. Er muß die verschiedenen Religionsverhältnisse durch ein allgemeines Band zu einer wohlthätigen Harmonie stimmen, und der durch eine zerstörende Revolution und einen langen Krieg zurückgescheuchten wissenschaftlichen Kultur neuen Schwung, neue Unterstützung geben. Das ist das höchste Interesse des Kaisers Napoleon!

Politische Reflexionen.

Wenn wir die Jahrbücher der Nationen, welche die politische Verkettung unserer Zeiten zusammenhalten, aufschlagen; so zeigt uns jede ihren Vorrath von großen Menschen, auf welche sie stolz ist. Jedes Jahrzehend der neuen Geschichte weiset uns seine Helden auf, die kolossalisch aus dem vergessenen Schwarm hervorragen. In jeder Gattung von Größe hat die neue Welt ihre Beispiele, die so vollkommen sind, als die Berühmtesten der alten; kein Tableau im Alterthum, das nicht sein würdiges Gegenstück unter den Neuen fände. Hingerissen von Bewunderung steht der Geschichtsforscher auf dem Punkt freudig zu bekennen, daß wir nicht immer zu erröthen haben vor unsern Vätern, wenn auch die Majorität des Erbärmlichen die Minorität des Edeln und Großen verdunkeln will; ein Etwas hält aber zu oft zurück, recht zu schauen; man zaudert, man wagt nicht, das Urtheil der völligen Gleichheit zu sprechen, weil — jeder Tag seine große Neuigkeit hat, die die gestrige zur — Kinderei macht. — Zwar waren die kleinen Leidenschaften, welche den Haufen der Menschen, die gesagte Majorität, regieren, den Alten nicht unbekannt; die menschliche Natur ist sich selbst ewig gleich, an ihren Gesetzen gehen Jahrtausende vorbei, ohne sie zu erschüttern, die Erfahrungen an Einzelnen, sie mögen uns den Menschen bewundernswerth oder lächerlich machen, konnten vor 3000 Jahren um kein Haar breit anders ausfallen, als heute: allein ein andrer Geist belebte das Ganze. — „Der Stoff von Staub war freilich nie der Stoff von Aether," und wenn man die Menschen alter und neuer Zeiten gegen einander hält, findet man hier Größe wie dort, dort Kleinheit wie hier.

Es ist also gewiß: der Unterschied unsrer Zeiten gegen die alten besteht nicht im Einzelnen; aber der allgemeine Geist von Größe, der Griechenland und Rom beseelte, hat nur ein schwaches Nachbild seines ehemahligen Daseins hinterlassen. Wir sehen große, edle Menschen unter uns noch aufstehen; aber ist Größe, ist Edelmuth Geist unsrer Nationen — oder — gibt es heute noch Nationen, die einen Geist haben? Ehemahls gab es ganze Staaten, wo gewisse große Handlungen den Charakter, das Gepräge ihrer Form ausmachten. Nicht immer ist der Mensch groß, der eine große Handlung thut; die wahre Schätzung der Größe hängt oft von der Vorstellung der Handlung in der Seele des Handelnden ab und die mehr oder weniger strebende Verhältnisse der Welt ausser ihm, müssen meistens ihren Werth bestimmen. Aber groß ist der Geist des Volkes, das in Treue zu seiner Verfassung (Patriotismus) keine andere Wahl kennt, als so zu sein, wie sie fest steht. Muth, Unerschrockenheit macht die Bürger nicht allein groß; sonst beschämte vielleicht der schlechteste der Barbaren einen tapfern Europäer. Zwar herzerhebend ist es, — Menschen zu sehen, die Muth genug haben, besser als ihre Zeiten zu sein, aber wahr bleibt es, daß die großen Männer des Alterthums bloß ihrer Zeiten würdig waren.

Der sicherste Beweis von der Kleinheit des modernen Geistes dürfte daher wohl der sein, weil der Mensch, der in unsern Zeiten groß handelt, ein großer Mensch sein muß. Bei großen Nationen passen außerordentliche Handlungen in dem gewöhnlichen Gang des Lebens, und die Menschen, welche sie thun, heißen deshalb nicht außerordentlich. Wenn Größe die Ausnahm ist, was wird die Regel sein? Größe und Kraft waren einst die Bestandtheile des Staates, Tugend war die Grundlage. Der Bürger ehrte sie, aber er fürchtete sie auch. — — Unsere heutige Welt erscheint dagegen als ein kleiner, eingeschrumpfter Körper. Tugend und Größe sind zwar realisirt worden; aber man zerstückelte sie zu sehr mit Untersuchungen, und so giengen sie gleich wieder in Individualitäten verloren. Die eisernen Pfosten der Convenienzen stehen überall im Wege. Umstände, Wohlstand, Schicklichkeit, Schlendrian, Regelmäßigkeit — welche Kraft gibt man diesen Wörtern, wenn man die

Sprache der Griechen und Römer reden will? — stehen manchem großen Manne entgegen und begießen ihn wie kaltes Wasser, und am Ende wird — ein großer Poet aus ihm! Desto größer werden freilich jetzt die (wenigen) Menschen, die sich über den allgemeinen Haufen erheben; aber ihre Seele bleibt ihr einziger Heerd. Und so geschiehts, daß wir nur auf Kosten des Zeitalters den Menschen noch achten können! — — —

Die Konversation.

Wenn ich so dann und wann aus einer großen, gemischten Gesellschaft mich wieder in meine Studier-Stube zurückziehe, so pflege ich immer nachzudenken, zu überlegen, was ich denn in dem großen Geräusche, — das man Konversation nennt — eigentlich gehört habe? Nach langer, reifer Ueberlegung finde ich denn, daß hier — Nichts zu überlegen ist.

Woher mag es wohl kommen, daß die gebildete, rationelle Konversation so sehr vernachläßiget wird? Trotz, daß sie mehr und allgemeiner geübt wird, steht sie in Hinsicht der Ausbildung weit unter dem schriftlichen Vortrage.

Wer schreiben will, bildet sich nicht ein, daß es genug sei, die Feder führen und das Alphabet einer Sprache malen zu können, um etwas Gescheutes zu schreiben. Er übt sich im Style, im Vortrage und dann und wann auch im — Denken. Aber mit dem Gespräche ist es ganz anders. Wer Organe hat, das heißt: wer nicht stumm ist — der spricht, wie er es von seiner Amme, von seinen Aeltern, oder höchstens — von seinem Schulmeister (nicht immer ein Cicero oder ein Demosthenes) gehört hat. Daß es unter tausend Menschen kaum Einen gibt, der es der Mühe werth hält, seine Muttersprache zu studieren, ist leider bekannt, und — was noch trauriger ist, wahr.

Die meisten großen Gesellschaften kommen mir, wie die Jahrmärkte vor, wo viele Verkäufer, aber nur wenig Käufer sich einfinden. Jeder bringt etwas zu Markte; Niemand will Etwas hohlen. Alles schreit, alles preiset seine (oft verlegene) Waare an; Niemand achtet darauf. Lauter Zungen, aber keine Ohren. Daher das allgemeine Geschwätz, das betäubende Getümmel, der babilonische Wirrwar.

Derjenige, der in solchen Zusammenkünften erscheinen will, irrt sich sehr, wenn er glaubt, durch ein vernüftiges, belehrendes oder witziges Gespräch seinen Zweck erreichen zu können. Aber er kann sich darauf verlassen, für einen sehr vernünftigen Mann, für einen lehrreichen, angenehmen Gesellschafter, zu gelten, und allgemein geachtet zu werden, wenn er Verstand genug hat, — die Klugheit und den Witz Anderer zu bewundern. — Sehr oft habe ich solche geschwätzige Egoisten — die nur immer nach dem Beifalle haschen den sie Andern schuldig sind, — mit der besten Meinung von meinem Verstande fortgeschickt, nicht, weil ich sie etwas Gedachtes habe hören lassen, sondern weil ich — nach ihrer Einbildung — etwas sehr Kluges und Witziges mir habe von ihnen sagen lassen. —

Ehrerbietig, wie man zu Plato's Zeiten sich den Gängen der Akademie näherte, nähere ich mich dem Hause des Grafen von. — Sein Haus ist der Sammelplatz des Witzes, des Geschmacks und der feinen Lebensart. Wer hier Zutritt hat, dessen Verstand, dessen gebildeter Geist und Sitten bedürfen keiner weiter Empfehlung.

Ich trete in das erste Zimmer, und finde einen Zirkel munterer Witzlinge, die ein konvulsivisches Lachen und Wesen treiben, über? — Brillant, den kleinen, niedlichen bologneser Hund der Gräfinn, dem ein muthwilliger Bube das linke Ohr — ganz glatt geschorren hat. Der possierliche Anblick ist nicht zu ertragen! — Ah, c'est dommage! quickt eine alte, dürre Dame, mit frischer blühender Wange. Mais c'est unique — sagt ein dicker, witziger Herr — O! c'est excellent! brüllt ein Dritter.

Ich nähere mich dem zweiten Zimmer, und hier finde ich eine Menge steifer Herren, mit höchst ernsthaften Gesichtern. Man sieht so bedächtlich aus, als wollte man einen der schwersten Sätze im Euklid auflösen. — Die Rede ist hier von dem jungen Herrn von —, der vor Kurzem erst angestellt wurde, und durch besondere Protektion nun schon zu einer bedeutenden Stelle vorgedrungen ist. „Wenn das so fortgeht" — sagt ein hagerer Wicht — „so erleben wir noch, daß der Herr von — nächstens unser Präsident wird." — „Wollen Sie ihm nicht auch den — Orden ertheilen?" fragt ein Ritter des nämlichen Ordens, im persiflirenden Tone. — „Der Grafenstand ist ihm gewiß," — seufzt ein Dritter. — „Und wenn gar die reiche Parthie mit der Gräfinn — ihre Richtigkeit haben sollte," — setzt ein bekannter Geitzhals hinzu, — „so wird er noch einer unserer reichsten Kavaliere, und wir sehen Sr. Exzellenz bald in der reichsten und brillantesten Equipage nach Hofe fahren." — Und so geben die Spekulationen über diesen Günstling des Glücks ins Unendliche fort. Aber der Neid zieht in diesem Zirkel solche tiefe, häßliche Falten, daß ich mich nicht länger darin verweilen kann. Ich suche Entschädigung in dem dritten Zimmer

Hier finde ich eine gemischte Gesellschaft. Die Fenster sind offen, und Alles drängt sich heran. Die Blicke sind so starr an den Himmel geheftet, als wenn man dem fleißigen Lalande eine Entdeckung abjagen wollte. Ich erkundige mich nach der Ursache dieser cölestischen Stellung, und erfahre, — daß die Gräfinn — morgen einer grossen Gesellschaft eine fête champêtre — geben will, und daß man — provisorisch — heute den Himmel sondirt, ob es morgen regnen, oder heiter sein wird.

Was war nun meine Rolle in diesen drei Zimmern? Ich mußte lachen — über den kleinen Hund — in dem ersten; ernsthaft scheinen, in dem zweiten, und den Himmel spähen, in dem dritten. — Ich sage: ich mußte; denn wehe meinem Verstande und meiner feinen Lebensart! wenn ich in dem einen von den glücklichen Fortschritten in der Philosophie, in dem andern von der Verächtlichkeit des Neides, und in dem letztern von einer würdigen, unglücklichen Familie hätte reden wollen, die in der nächsten Strasse in verborgener Armuth schmachtet.

Beitrag zur Geschichte der Nachtwandler.

(Beschluß.)

„Voll Verwunderung über diesen ungestümen Eigensinn verläßt er das Bett; öffnet den Brief, und sieht zu noch größerm Erstaunen, daß er nicht den nämlichen hatte, den er zu haben glaubte. Mit dem vorher gemeintem Briefe in der Hand nähert er sich von neuem dem Bette, und setzt der Kranken seine Fragen. Nun antwortet sie, und zwar mit einer Art von Vergnügen, das sie darüber empfand, weil man sie nun um Sachen frage, welche sie wirklich darin lese."

„Diese Probe hätte vermuthlich viele andere erspart; doch auch damit begnügte sich Hr. P. noch nicht. Oefters schon hatte er gehört, daß die kataleptische Dame auch durch die dichtesten und undurchsichtigsten Körper durchsehe, und vorzüglich, daß sie durch die Mauern hindurch lesen könne. Darüber fragte er die Kranke, und erhielt eine bejahende Antwort. Er nahm daher ein Buch, das ihm der nächste Zufall in die Hände spielte, und trat damit in das Nebenzimmer; hier hielt er mit einer Hand das Buch an die Mauer, mit der andern begann er eine Kette, die mehrere Personen bis an das Bett der Kranken fortsetzten, von denen aber die letzte die andere Hand wieder auf das Epigastrium legen mußte. Sogleich begann die Kranke verschiedene Blätter, die man öfter wechselte, vollkommen richtig zu durchlesen."

„So weit Hrn. Ballanches Versuche, dessen Wahrheit und Einfachheit ich auch in meine Erzählung überzutragen bemüht war."

„Diese Thatsachen mögen zu vielen gelehrten und ernsthaften Abhandlungen Stoff liefern. Ich werde schweigen, weil diese Krankheit für mich eine zu seltsame und wundervolle Erscheinung ist, ohne daß ich sie deßwegen in das Reich der Phantomen verweisen möchte; ferner weil sie mir mit andern heut zu Tage sehr bekannten Krankheiten, die man in ihrem Ursprunge für eben so sonderbar als unglaublich hält, Beziehungen zu haben scheint ꝛc.“

J. B. P. in S.

Klugheits-Maximen im gesellschaftlichen Umgange, vom Freiherrn Knigge.

Jeder Mensch gilt in dieser Welt nur soviel, als wozu er sich selbst macht. Das ist ein goldner Spruch, ein reiches Thema zu einem Folianten, über den esprit de conduite und über die Mittel; in der Welt seinen Zweck zu erlangen: ein Satz, dessen Wahrheit auf die Erfahrung aller Zeitalter gestützt ist.

Diese Erfahrung lehrt den Abenteurer und Großsprecher, sich bei dem Haufen für einen Mann von Wichtigkeit auszugeben, von seinen Verbindungen mit Fürsten und Staatsmännern, mit Männern, welche nicht einmahl von seiner Existenz etwas wissen, in einem Tone zu reden, der ihm, wo nichts mehr, doch wenigstens manche freie Mahlzeit und den Zutritt in den ersten Häusern erwirbt.

Diese Erfahrung macht den frechen Halbgelehrten so dreist, über Dinge zu entscheiden, wovon er nicht früher, wie eine Stunde vorher, das erste Wort gelesen oder gehört hat, aber so zu entscheiden, daß selbst der anwesende bescheidene Litterator es nicht wagt zu widersprechen, noch Fragen zu thun, die des Schwätzers Fahrzeug auf's Trockene werfen könnten.

Diese Erfahrung ist es, durch welche der empordringende Dummkopf sich zu den ersten Stellen im Staate hinaufarbeitet, die verdienstvollsten Männer zu Boden tritt, und niemand findet, der ihn in seine Schranken zurückwiese.

Sie ist es, durch welche sich die unbrachbarsten, schiefsten Genies, Menschen ohne Talent und Kenntniße, Plusmacher und Windbeutel, bei den Großen der Erde unentbehrlich zu machen verstehen.

Sie ist es, die größten Theils den Ruf von Gelehrten, Musikern und Malern bestimmt.

Auf diese Erfahrung gestützt, fordert der fremde Künstler hundert Louis'dor für eine Stück, das der einheimische, zehnfach besser gearbeitet um 50 Thaler verkaufen würde. Allein man reißt sich um des Ausländers Werke. Er kann nicht so viel fertig machen, wie von ihm gefordert wird, und am Ende läßt er bei dem Einheimischen arbeiten und verkauft das für ultramontanische Waare.

Auf diese Erfahrung gestützt, erschleicht sich der Schriftsteller eine vortheilhafte Recension, wenn er in der Vorrede zu dem zweiten Theile seines langweiligen Buchs mit der schamlosesten Frechheit von dem Beifalle redet, womit Kenner und Gelehrte, deren Freundschaft er sich rühmt, den ersten Theil beehrt haben.

Diese Erfahrung gibt dem vornehmen Bankerouttirer, der Geld borgen will und nie wieder bezahlen kann, den Muth, das Anlehn in solchen Ausdrücken zu fordern, daß der reiche Wuchrer es für Ehre hält, sich von ihm betrügen zu lassen.

Fast alle Arten von Bitten um Schutz und Beförderung, die in diesem Tone vorgetragen werden, finden Eingang und werden nicht abgeschlagen, dahingegen Verachtung, Zurücksetzung und nicht erfüllte billige Wünsche fast immer der Preis des bescheidnen, furchtsamen Clienten sind.

Diese Erfahrung lehrt dem Diener, sich bei seinem Herrn, und Den, welcher Wohlthaten empfangen, sich bei dem Wohlthäter so wichtig zu machen, daß Der, welcher die Verbindlichkeit auflegt, es für

ein großes Glück rechnet, einem solchen Manne anzugehören.

Kurz! der Satz: daß jedermann nicht mehr und nicht weniger gelte, als wozu er sich selbst macht, ist die große Panacée für Aventuriers, Prahler, Windbeutel und seichte Köpfe, um fortzukommen auf diesem Erdballe — ich gebe also keinen Kirschkern für dieses Universalmittel — Doch stille! sollte denn jeder Satz uns gar nichts werth sein? Ja meine Freunde! er kann uns lehren, nie ohne Noth und Beruf unsre ökonomischen, phisikalischen, moralischen und intellectuellen Schwächen aufzudecken. Ohne also sich zur Prahlerei und zu niederträchtigen Lügen herabzulassen, soll man doch nicht die Gelegenheit verabsäumen, sich von seinen vortheilhaften Seiten zu zeigen.

Dieß muß aber nicht auf eine grobe, gar zu merklich, eitle und auffallende Weise geschehen, denn sonst verlieren wir vielmehr dadurch; sondern man muß die Menschen nur muthmaßen, sie selbst darauf kommen lassen, daß doch wohl etwas mehr hinter uns stecke, wie bei dem ersten Anblicke hervorschimmert. Hängt man ein gar zu glänzendes Schild aus; so erweckt man dadurch die genauere Aufmerksamkeit; Andre spüren den kleinen Fehlern nach, von denen kein Erdensohn frei ist; und so ist es auf einmahl um unsern Glanz geschehen. Zeige Dich also mit einem gewissen bescheidnen Bewußtsein innerer Würde, und vor allen Dingen mit dem auf Deiner Stirne strahlenden Bewußtsein der Wahrheit und Redlichkeit! Zeige Vernunft und Kenntniße, wo Du Veranlassung dazu hast! Nicht so viel, um Neid zu erregen und Forderungen anzukündigen, nicht so wenig, um übersehen und überschrien zu werden! Mache Dich rar, ohne daß man Dich weder für einen Sonderling, noch für scheu, noch für hochmüthig halte!

Strebe nach Vollkommenheit, aber nicht nach dem Scheine der Vollkommenheit und Unfehlbarkeit! Die Menschen beurtheilen und richten Dich nach dem Maßstabe Deiner Prätensionen, und sie sind noch billig, wenn sie nur das thun, wenn sie Dir nicht Prätensionen aufbürden. Dann heißt es, wenn Du auch nur des kleinsten Fehlers Dich schuldig machst; „Einem solchen Manne ist das gar nicht zu verzeihen:" und da die Schwachen sich ohnehin ein Fest daraus machen, an einem Menschen, der sie verdunkelt, Mängel zu entdecken; so wird Dir ein einziger Fehltritt höher angerechnet, wie Andern ein ganzes Register von Bosheiten und Pinseleien.

Sei aber nicht gar zu sehr ein Sklave der Meinungen Anderer von Dir! Sei selbstständig! Was kümmert Dich am Ende das Urtheil der ganzen Welt, wenn Du thust, was Du sollst? Und was ist Deine ganze Garderobe von äussern Tugenden werth, wenn Du diesen Flitterputz nur über ein schwaches, niedriges Herz hängst, um in Gesellschaften Staat damit zu machen?

Vor allen Dingen wache über Dich, daß Du nie die innere Zuversicht zu Dir selber, das Vertrauen auf Gott, auf gute Menschen und auf das Schicksal verlierest! Sobald Dein Nebenmann auf Deiner Stirne Mißmuth und Verzweiflung liest — so ist alles aus. Sehr oft aber ist man im Unglücke ungerecht gegen die Menschen. Jede kleine böse Laune, jede kleine Miene von Kälte deutet man auf sich. Man meint, Jeder sehe es uns an, daß wir leiden, und weiche vor der Bitte zurück, die wir ihm thun könnten.

Schreibe aber auch nicht auf Deine Rechnung das, wovon Andern das Verdienst gebührt! Wenn man Dir, aus Achtung gegen einen edlen Mann, dem Du angehörst, Vorzug oder Höflichkeit beweißt; so brüste Dich damit nicht, sondern sei bescheiden genug, zu fühlen, daß dieß alles vielleicht wegfallen würde, wenn Du einzeln aufträtest! Suche aber selbst zu verdienen, daß man Dich um Deinetwillen ehre! Sei lieber das kleinste Lämpchen, das einen dunkeln Winkel mit eignem Lichte erleuch-

tet, wie ein großer Mond einer fremden Sonne, oder gar Trabant eines Planeten!

Fehlt Dir etwas; hast Du Kummer, Unglück, leidest Du Mangel; reichen Vernunft, Grundsätze und guter Wille nicht zu; so klage Dein Leid, Deine Schwäche niemand, wie Dem, der helfen kann, selbst Deinem treuen Weibe kaum! Wenige helfen tragen; fast Alle erschweren die Bürde; ja! sehr Viel treten einen Schritt zurück, sobald sie sehen, daß dich das Glück nicht anlächelt.

Rühme aber auch nicht zu laut Deine glückliche Lage! krame nicht zu glänzend Deine Pracht, Deinen Reichthum, Deine Talente aus! Die Menschen vertragen selten ein solches Uebergewicht, ohne Murren und Neid.

Enthülle nie auf unedle Art die Schwächen Deiner Nebenmenschen, um dich zu erheben! Ziehe nicht ihre Fehler und Verirrungen an das Tageslicht, um auf ihre Unkosten zu schimmern!

Suche weniger selbst zu glänzen, als Anderen Gelegenheit zu geben, sich von vortheilhaften Seiten zu zeigen! wenn Du gelobt werden und gefallen willst. Ich habe den Ruf eines vernünftigen und witzigen Mannes aus mancher Gesellschaft mitgenommen, in welcher wahrlich kein kluges Wort aus meinem Munde gegangen war, und in welcher ich nichts gethan hatte, als mit exemplarischer Geduld vornehmen und halb gelehrten Unsinn anzuhören, oder hier und da einen Mann auf ein Fach zu bringen, wovon er gern redete. Wie Mancher besuchte mich, mit der demüthigen Ankündigung: (wobei ich mich oft nicht des Lachens erwehren kann) er komme, um mir, als einem gewaltigen Gelehrten und Schriftsteller, seine Ehrerbiethung zu bezeugen! der Mann setzt sich dann hin und fängt an zu reden, läßt mich, den er bewundern will, gar nicht zu Worte kommen, und geht, entzückt über meine lehrreiche und angenehme Unterhaltung, zu welcher ich nicht zwanzig Worte geliefert habe, von mir, höchst vergnügt, daß ich Verstand genug gehabt habe — ihm zuzuhören.

Habe Geduld mit allen Schwächen dieser Art! Wenn daher auch jemand ein Geschichtchen oder sonst etwas vorbringt, das er gern erzählt, und Du hättest es auch schon mehr gehört, und es wäre vielleicht ein Mährchen, daß Du selbst ihm einst mitgetheilt hättest; so las es ihn doch nicht auf unangenehme Weise merken, daß die Sache Dir alt und langweilig ist, wenn die Person anders Schonung verdient! Was kann unschuldiger sein, als solche Ausleerungen zu befördern, wenn man dadurch Andern Erleichterung und sich einen guten Ruf verschafft? Und wenn die Leute unschuldige Liebhabereien haben, z. B. gern von Pferden reden, es gern sehen, daß man eine Pfeife Tabak mit ihnen rauche, ein Glas Wein mit ihnen trinke; so erzeige man ihnen diese kleine Gefälligkeit, wenn es ohne große Ungemächlichkeit und ohne Falschheit geschehen kann! Deßfalls habe ich nie die Gewohnheit der Hofleute von gemeinerm Schlage gut finden können, die jedermann nur mit halbem Ohre und zerstreuter Miene anhören, ja! gar mitten in einer Rede, die sie veranlaßt haben, einfallen, ohne das Ende abzuwarten.

Gegenwart des Geistes ist ein seltnes Geschenk des Himmels, und macht, daß wir im Umgange in sehr vortheilhaftem Lichte erscheinen. Dieser Vorzug nun läßt sich freilich nicht durch Kunst erlangen; allein man kann an sich arbeiten, daß, wenn er uns fehlet, wir wenigstens nicht durch Uebereilung uns und Andre in Verlegenheit setzen. Sehr lebhafte Temperamente haben hierauf vorzüglich zu achten. Ich rathe daher, wenn eine unerwartete Frage, ein ungewöhnlicher Gegenstand, oder irgend etwas anders uns überrascht, nur eine Minute still zu schweigen und der Ueberlegung Zeit zu lassen, uns zu der Partei vorzubereiten, die wir nehmen sollen. So wie ein einziges rasches, unvorsichtiges Wort, oder ein in der Verwirrung unternommener Schritt zu späte Reue und unglückliche Folgen wirken können; so kann ein schnell auf der Stelle gefaßter und ausgeführter rascher Ent-

schluß, in entscheidenden Augenblicken, in welchen man so leicht den Kopf verliert, Glück, Rettung, Trost bringen.

Wünschet Du zeitliche Vortheile, Unterstützung, Versorgung im bürgerlichem Leben; mögtest Du in einer Bedienung angestellt werden, in welcher Du Deinem Vaterlande nützlich sein könntest; so mußt Du darum bitten, ja! nicht selten betteln. Rechne nicht darauf, daß die Menschen, sie müßten denn Deiner ganz nothwendig bedürfen, Dir etwas anbiethen, oder sich ungebethen für Dich verwenden werden, wenn auch Deine Thaten noch so laut für Dich reden, und jedermann weiß, daß Du Unterstützung bedarfst, und verdienst! Jeder sorgt für sich und die Seinigen, ohne sich um den bescheidnen Mann zu bekümmern, der indeß nach Gemächlichkeit in seinem Winkelchen seine Talente vergraben, oder gar verhungern kann. Darum bleibt so mancher Verdienstvolle bis an seinen Tod unerkannt, außer Stand gesetzt, seinen Mitbürgern nützlich zu werden — weil er nicht betteln, nicht kriechen kann.

So wenig wie möglich lasset uns indessen von Andern Wohlthaten fordern und annehmen? Man trifft gar selten Leute an, die nicht früh oder spät für kleine Dienste große Rücksichten forderten, und das hebt dann das Gleichgewicht im Umgange auf, raubt Freiheit, hindert uneingeschränkte Wahl, und wenn auch unter zehnmahl nicht einmahl der Fall eintrete, daß dieß uns in Verlegenheit setzte, oder Verdruß zuzöge; so ist es doch weißlich gehandelt, dieß mögliche Einmahl zu vermeiden, und lieber immer zu geben, Jedem zu dienen, wie von Andern Dienste oder sonst etwas anzunehmen.

Wohlthaten annehmen macht abhängig; man weiß nicht, wie weit das führen kann. Man kömmt da oft in's Gedränge zwischen der Nothwendigkeit, schlechten Menschen zu viel nachzusehen, oder undankbar zu scheinen.

Um nun fremden Beistande entbehren zu können, dazu ist das beßte Mittel, wenig Bedürfnisse zu haben, mäßig zu sein, und bescheidne Wünsche zu nähren. Wer aber von unzähligen Leidenschaften im rastlosen Taumel umhergetrieben wird, bald Ehrenstellen, bald Wucher, bald Erwerb, bald wollüstigen Genuß verlangt; wer, von dem Luxus des Zeitalters angesteckt, alles begehrt, was seine Augen sehen; wen vorwitzige Neugier und ein unruhiger Geist treiben, sich in jeden unnützen Handel zu mischen; der wird freilich nie der Hülfe und Unterstützung fremder Leute, zur Befriedigung seiner zahllosen Wünsche, sich entäußern können.

Wenn ich aber gesagt habe, daß man lieber Allen geben, wie von irgend jemand empfangen sollte; so hebt doch das den Satz nicht auf, daß man nicht gar zu viel für Andere thun dürfe. Ueberhaupt sei dienstfertig, aber nicht zudringlich!

Sei nicht jedermanns Freund und Vertrauter! Vor allen Dingen bessere und bemoralsire die Menschen nicht, rathe ihnen nicht, ohne entschiednen Beruf dazu! Die Wenigsten wissen Dir Dank dafür, und selbst wenn sie uns um Rath fragen, sind sie gewöhnlich schon entschlossen zu thun, was ihnen gefällt.

Keine Regel ist so allgemein, keine so heilig zu halten, keine führt so sicher dahin, uns dauerhafte Achtung und Freundschaft zu erwerben, wie die: unverbrüchlich, auch in den geringsten Kleinigkeiten, Wort zu halten, seiner Zusage treu, und stäts wahrhaftig zu sein in seinen Reden. Nie kann man Recht und erlaubte Ursache haben, das Gegentheil von dem zu sagen, was man denkt, wenn man gleich Befugniß und Gründe haben kann, nicht alles zu offenbaren, was in uns vorgeht. Es gibt keine Nothlügen; noch nie ist eine Unwahrheit gesprochen worden, die nicht früh oder spät nachtheilige Folgen für jemand gehabt hätte; der Mann aber, der dafür bekannt ist, strenge Wort zu halten, und sich keine Unwahrheit zu gestatten, gewinnt gewiß Zutrauen, guten Ruf und Hochachtung.

(Der Beschluß folgt.)

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

14. Stück. Freitag, den 3ten April. 1807.

Moral.

Im Feinde Tugenden zu sehen
Sieht man sich oft vergebens um;
Doch seine Fehler auszuspähen,
Wird jedes Aug ein Mikroscopium.

Auszüge aus dem Regirungsblatt.

Königliche allerhöchste Verordnungen.

1) Durch eine allerhöchste Deklaration werden die staatsrechtlichen Verhältnisse der mediatisirten Gebiethe und ihrer Besitzer bestimmt, welche zu Folge des zu Paris am 12ten Juli 1806 geschlossenen rheinischen Bundes dem Königreich Baiern zugewiesen wurden.

Darunter gehören nebst der vormahligen Reichsstadt Nürnberg und ihren Gebiethen, und den Deutschordens-Kommenden Rohr und Waldstetten, die mit vollem Eigenthume und Souverainitäts-Rechten an Baiern fielen, die verschiedenen Fürstenthümer, Grafschaften und Herrschaften, nahmentlich:

a. In Franken. 1. Das Fürstenthum Schwarzenberg, 2. die Grafschaft Kastell, 3. die Herrschaft Limburg-Spekfeld, 4. die Herrschaft Wiesentheit, 5. jene Theile des Fürstenthums Hohenlohe, welche vom Ansbachischen und vom Gebiethe der ehemahligen Reichsstadt Rothenburg eingeschlossen sind, nahmentlich die Oberämter Schillingsfürst und Kirchberg.

b. In der oberen Pfalz. 6. Die gefürstete Grafschaft Sternstein.

c. In Schwaben. 7. Das Fürstenthum Oettingen, 8. die Besitzungen des Fürsten von Thurn und Taxis, welche gegen Norden des Fürstenthums Neuburg liegen, 9. die Grafschaft Edelstetten, 10. sämmtliche Besitzungen des Fürsten und der Grafen Fugger, 11. die Burggrafschaft Winterrieden, 12. die Herrschaft Buxheim, 13. die Herrschaft Thannhausen, endlich 14. der ganze Bezirk der Landstrasse von Memmingen nach Lidau.

Diese allerhöchste Erklärung bestimmt a) die allgemeinen persönlichen Vorzüge, Rechte und Verbindlichkeiten der mediatisirten Fürsten, Grafen, und Herren. b) Auswärtige Verhältnisse. c) Allgemeine Oberaufsicht und Gesetzgebung. d) Staats-Justiz-Gewalt. e) Staats-Polizei-Gewalt. f) Staats-Kirchen-Gewalt. g) Militär-Gewalt. h) Staats-Finanz-Gewalt, und Ausscheidung der an den Souverain übergehenden, oder den mediatisirten Herren verbleibenden Gefälle. i) Ausscheidung der Schulden. k) Ausscheidung der Diener. l) Künftige Anstellung der Diener, und ihr Verhältniß zu den Landesstellen des Souverains. m) Lehens-Verband.

2) Durch eine königl. Verordnung vom 11ten März wird die in Trient bestande Justizkommission mit Ende des künftigen Monaths Mai gänzlich aufgelöset.

Die bei der Auflösung dieser Kommission am Ende Mai noch nicht verhandelten, oder noch nicht

geschlossenen Appellations-Prozesse sind, gemäß der mit dem 1. Juni eintretenden Oestreichischen Prozeß-Ordnung, bei den einschlägigen ordentlichen Gerichten erster Instanz auszuhandeln, und dann unmittelbar an das Appellations-Gericht zu Innsbruck zur Aburtheilung zu befördern.

3) In Betreff der diesseitigen Deserteurs wurde nicht nur die Verordnung von 17ten Dezember v. J. erneuert; sondern es werden noch strengere Maßregeln verfügt.

Wer daher einen Deserteur aufbringt, und zum Gerichte, oder Militär überliefert, erhält eine Belohnung von 20 Gulden.

Eben so soll demjenigen, welcher zwar den Deserteur nicht unmittelbar aufbringt; aber ihn anzeigt, und die erste Veranlassung zu seiner Einziehung gibt, nach dem Verhältnisse der eingetretenen Bemühung, worüber die Kriegskommissionen erkennen, eine bestimmte Belohnung von 2 fl. 24 kr. bis 5 fl. bewilligt werden.

Auch den Polizei- und Gerichtsdienern, so wie der Kordonsmannschaft, und dem Militär soll für jeden von ihnen aufgebrachten und arretirten Deserteur, nach den obwaltenden Umständen der größeren oder geringeren Mühe und Gefahr, von den Kriegskommissionen eine Belohnung von 5 bis 10 fl. zuerkannt werden.

Die ausgesprochenen Belohnungen werden entweder aus dem Vermögen des Deserteurs, oder nach Bewandtniß der Sache von jenen Personen zum Aerar rückerhohlt, welche von der Desertion Wissenschaft hatten.

Diejenigen Unterhanen endlich, die sich der Verleitung der Soldaten zur Desertion, sei es durch Worte, oder durch Briefe, oder wie sonst, schuldig machen, sollen nach aller Strenge der bestehenden Gesetze unnachsichtlich bestraft werden.

4) In Betreff der falschen Werber des männlichen und weiblichen Geschlechtes wurde die Verordnung vom 28sten Juli 1788 erneuert.

Einige Gedanken über das Verhältniß der Aeltern zu ihren Hofmeistern und über den Antheil, welchen jene an dem Geschäfte der letztern zu nehmen haben.

Es ist eine alte, längst anerkannte Wahrheit, daß der Mensch, wenn er das werden soll, wozu er bestimmt, von andern erzogen, daß seine Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte, gut und vollkommen zu werden, von außen geweckt, entwickelt und gebildet werden müssen. Viel sind der Wege zur Erreichung dieses hohen Zwecks gegeben; aber auch viel und mannichfach sind die Verirrungen, in denen man in dieser Hinsicht sich schon herum getrieben hat und zum Theil noch herumtreibt. Man mag einen Blick auf den Zustand der öffentlichen Volkserziehung werfen, oder auf den der häuslichen Bildung, so wird man dieß leider nur zu oft noch hier und da bestättigt finden, ohne jedoch im mindesten das mannichfache Gute zu verkennen, wozu in den letzten Jahrzehnden unserer Zeit von so manchen wackern Männern der Samen ausgestreuet worden. Mit der häuslichen Erziehung, und besonders einem Punkte derselben haben wir es hier vornehmlich zu thun.

So wie es Aeltern gibt, besonders in den höhern Ständen, welche, weil sie die Erziehung ihrer Kinder nicht selbst besorgen, und sogenannten Hofmeistern dieß Geschäft übertragen, sich mehr, als ihnen vernünftiger Weise zukommt, dabei anmaßen, und in alles, selbst in die geringfügigsten Kleinigkeiten sich mischen: so fehlt es auch nicht an solchen, die, wenn sie einmahl sich der Erziehungsangelegenheit entledigt, und einen Mann ins Haus genommen haben, dem sie ihre Kinder übergeben, sich nun auch wenig oder gar nicht mehr um das Erziehungsgeschäft, welches doch eine ihrer wichtigsten, und heiligsten Herzensangelegenheiten sein sollte, bekümmern, und nur froh sind, daß sie sich diese Sorgen vom Halse geschafft haben.

Die Ursachen dieser für den Menschenfreund so traurigen Erscheinung sind von verschiedener Art. Bei manchen Aeltern rührt sie von allzugroßer Liebe zur Bequemlichkeit her. Sie finden es behaglich, die Erziehnng ihrer Kinder von andern besorgt zu wissen, um vielleicht andern Lieblingsneigungen nur desto ungestörter nachhängen zu können, und oft müssen dann in diesem Falle überhäufte Arbeiten den Entschuldigungsgrund hergeben. — Ich gestehe gern zu, daß manchem Geschäftsmanne nicht viel Zeit übrig bleibt, die er der Aufmerksamkeit auf die Erziehung seiner Kinder widmen kann; aber sollte sich im Laufe des Jahres nicht auch manches Stündchen finden, wo er seine Arbeitsfessel (wenn anders diese wirklich so schwer auf ihm liegen) auf einige Zeit abwerfen, wo er als **Vater** sich mit seinem Hofmeister über diesen oder jenen Gegenstand, sei es über den Unterricht oder die moralische Bildung der anvertrauten Zöglinge, freundschaftlich unterreden könnte? — Indeß dieß ist nicht eines jeden Sache. Man sucht lieber andere Erhohlung auf, geht lieber in leere Gesellschaften, als daß man seine Stunden der Muße auf die eben angedeutete Weise im Kreise der Seinigen würdiger zubrächte.

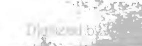
Eine andere Ursache von der Gleichgültigkeit mancher Aeltern gegen die häusliche Erziehung ihrer Kinder ist Mangel an theoretischen und praktischen pädagogischen Kenntnissen. Um daher nicht ihre Unwissenheit in dieser Hinsicht zu verrathen, um keine schiefe Urtheile in einem ihnen ziemlich fremden Fache zu fällen, verhalten sie sich lieber schweigend, wo sie oft reden sollten. Sie geben wohl, um den Hofmeister nicht ganz sicher zu stellen, von Zeit zu Zeit zu verstehen, daß sie sowohl das Ganze, als das Einzelne des Erziehungsgeschäftes im Stillen genau beobachteten; allein jeder, der damit vertraut ist, weiß aus Erfahrung, daß dieß unter solchen Umständen nicht leicht möglich sei, das noch etwas mehr, als Achtsamkeit von fern — daß häufiger Umgang mit dem Erzieher und den Zöglingen erfordert werde, um in das Innere des Verhältnisses, in den Geist der Methode und der Behandlung einzudringen, und nicht vom äußern trügerischen Scheine geblendet zu werden. — Bei andern Aeltern liegen jener Gleichgültigkeit gegen die Erziehung ihrer Kinder auch wohl noch andere und speciellere Ursachen zum Grunde. Indeß begnüge ich mich jetzt mit der obigen Angabe der allgemeinern, um solche Aeltern noch auf die Nachtheile aufmerksam zu machen, welche jene unälterliche Denkart bringt. — Nachtheilig wird dieselbe aus folgenden Gründen.

1) **Man findet nicht immer einen Mann, dem man in allen Stücken seine Kinder ganz und gar anvertrauen kann.** Unsere meisten Hofmeister sind junge Leute, die kaum die Universität verlassen haben, und nun in eine ihnen noch fremde Sphäre hineingeworfen werden; die auch bei dem besten Willen oft das nicht leisten, was sie selbst und andere von ihnen fordern, weil — es ihnen noch an Erfahrung fehlt. Selbst die unpartheiischesten und trefflichsten Universitäts-Zeugnisse gewähren nicht immer hinreichende Bürgschaft; denn sie beurtheilen den jungen Mann und können ihn nur beurtheilen als Student — können nur sagen, daß er als solcher fleißig gewesen, sich Kenntnisse erworben, und rechtlich und ordentlich sich betragen habe; keinesweg aber als Erzieher, weil er, in der Regel wenigstens, als solcher noch keine Proben auf der Akademie abgelegt hat; denn auch das bloße Stundengeben in Privathäusern, dem sich mancher Musensohn aus Dürftigkeit unterziehet, ist noch nicht Erziehung im vollen Sinne des Worts. Wie können daher Aeltern, besonders einem solchen angehenden Erzieher, mit gutem Gewissen ihre Kinder ganz und gar überlassen! Wie viel besser würden sie daran thun, wenn sie dem jungen Manne, der vielleicht mit allen Kräften darnach strebt, ihren Wünschen zu entsprechen, mit Rath und That, mit Freundschaft und Liebe an die Hand giengen, anstatt sorgloser Ruhe sich hinzugeben!

2) Gesetzt aber auch, daß man so glücklich war, wirklich einen Mann zu finden, auf den man in allen Stücken sich verlassen, von dem man mit

Gewißheit sich versprechen kann, er werde den gerechten Forderungen eines wackern Jugenderziehers Genüge leisten, — gesetzt man findet dieß späterhin durch Thatsachen bewährt: **so zeugt es doch wahrhlich von sehr wenig Aufmerksamkeit, von sehr geringer Schätzung seiner Verdienste**, wenn Aeltern, wenn besonders Väter sich aller Erziehungssorge entschlagen, wenn sie nicht nur nicht von Zeit zu Zeit Gelegenheit nehmen, mit ihrem Hofmeister über die Erziehung der Kinder zu sprechen, sondern ihn wohl gar als Miethling betrachten, ihn entweder von ihren traulichen Familien-Cirkeln, woran der gute Mensch sich so gern im Glauben an gute Menschen anschließt, entfernt halten, oder, wenn sie ihm ja Zutritt verstatten, es oft nur der kalten herzlosen Form wegen, und nicht selten mit empfindlicher Zurücksetzung thun. Solche Aeltern kennen die mühselige Seite der Erziehung gar nicht; sie wissen nicht, was es heißt; Kinder vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht um sich zu haben, — wie viel man, der glücklichen Freiheit gewohnt, entbehret, wenn man fast keine Stunde des Tages sein nennen kann, wenn man durch ewiges Fragen, durch beständiges Geräusch u. s. w. fast immer unterbrochen wird; sie denken sich das alles so leicht, so unbedeutend, daß sie oft kaum begreifen, wie einem so etwas zur Last fallen könne. Und doch sollten sie sich nur einmahl an die Stelle ihres Erziehers setzen. Gewiß, sie würden es nicht lange aushalten, und dann anders urtheilen; sie würden einsehen, wie schwer, wie sehr schwer das Erziehungsgeschäft ist; sie würden erkenntlich sein, und selbst durch äußere Thatsachen ihre Aufmerksamkeit und Dankbarkeit für so manche dargebrachte Aufopferung zu beweisen streben. Eine einzige trauliche Unterredung, wie erheitert sie nicht oft die getrübte Seele des Erziehers, wie ermuntert, wie stärkt sie von neuen zur Erfüllung seiner Pflichten, verdoppelt sie den Eifer, mit Erfolg in seinem Berufe zu wirken! — —

3) Kälte und Gleichgültigkeit der Aeltern in Sachen der Erziehung hat **auch auf die Kinder den nachtheiligsten Einfluß**. Wenn der Hofmeister sieht, daß sein redliches Bemühen um die Bildung und Vervollkommung derselben so wenig Aufmerksamkeit findet, daß es den Aeltern gleichviel zu sein scheint, ob jene Vor- oder Rückschritte in den Wissenschaften machen, oder stehen bleiben, ob sie an Moralität und Religiosität zunehmen, oder nicht; wenn er vielleicht noch außerdem verbannt und zurückgesetzt, wenn Fremde und Verdienstlose, wenn solche, die nicht mit Menschenbildung, — einer der höchsten Aufgaben in der sittlichen Welt — sich beschäftigen, ihm bei jeder Gelegenheit vorgezogen, wenn noch obendrein durch andere häusliche Verhältnisse ihm Unannehmlichkeiten bereitet, und so seine ohnehin mühevollen Tage noch mehr verkümmert, und verbittet werden: wird und muß dann nicht, vermöge der Einrichtung der menschlichen Natur, auch sein Eifer allmählig erkalten, wird und muß nicht am Ende Unmuth und Unzufriedenheit über seine drückende Lage ihn ergreifen? Und kann nun noch bei einer solchen Seelenstimmung die gute Sache der Erziehung gedeihen? — Den Kindern, die vielleicht schon früher bemerkten, wie wenig Achtung und Aufmerksamkeit man ihrem Lehrer und Erzieher schenkt, wie wenig man sich überhaupt von Seiten der Aeltern um sie, um ihre Arbeiten und Erhohlungen, um ihre Freuden und Leiden bekümmerte, — den Kindern entgeht es nicht, wie wenig ihr Hofmeister jetzt zum Unterricht, zur Unterhaltung mit ihnen aufgelegt ist, — wie oft er sich vergebens bemühet, innern Kummer zu verbergen und heiter zu scheinen, während dem seine Seele von Mißmuth erfüllt ist. Ihr Eifer, ihre Thätigkeit läßt gleichfalls nach; ihre Achtung gegen ihn ist schon durch vorherige Geringschätzung der Aeltern gemindert; sie erlauben sich jetzt manches, was sie vorher sich versagten, weil sie jetzt selbst weniger Rücksicht zu finden glauben, und so reift das schöne Werk der Erziehung, das auf sichere Grundlage gebaut schien und mit Lust und Liebe und Freude begonnen wurde, leider! nicht zur Vollendung. Und wodurch? — Wo-



durch anders, als durch die Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit der Aeltern gegen ihren Hofmeister und ihre Kinder! — —

4) Wenn endlich die von dem Hofmeister unter solchen Umständen sehnlich herbeigewünschte Stunde des Scheidens herannahet, und die Aeltern endecken, daß ihre Kinder nicht das geworden sind, was sie hätten werden können und wofür sie sie hielten, — welche Empfindungen müssen dann in ihrem Innern sich regen, wenn sie anders nicht ungerecht genug sind, die Schuld von sich auf ihren Hofmeister zu wälzen — ungerecht genug, es zu vergessen, daß sie es waren, die nicht thätig mitwirken mochten, die ihm nicht, wie ihre Pflicht doch unerläßlich forderte, bei der Sorge für das Heil ihrer Kinder freundschaftlich die Hand bothen! Muß nicht die bitterste Scham und Reue ihre Seele erfüllen, wenn nun die traurige Erfahrung sie zur Erkenntniß ihrer unverantwortlichen Nachlässigkeit bringt? Muß nicht bei jedem Fehltritt, den ihre Kinder jetzt und in Zukunft thun, — bei jeder Probe von Unwissenheit und Unrath, die sie blicken lassen, — muß da nicht der qualvolle Gedanke sich ihnen unabweislich aufdrängen: **Unsere Kinder würden auf einer höheren Stufe geistiger und sittlicher Bildung stehen, hätten w i r eifrigern Antheil an ihrer Erziehung genommen, hätten w i r ihren Lehrer und Erzieher kräftiger unterstützt, hätten w i r nicht durch Kälte und Gleichgültigkeit gegen seine Verdienste ihn mit Unmuth erfüllt, und so die Tage und Jahre, die er bei uns verlebte, ihm verbittert?** — —

Möchten das alle Aeltern beherzigen, die die häusliche Erziehung ihrer Kinder nicht selbst besorgen können! Möchten besonders Väter die angedeuteten Gedanken ihrer ernsten Aufmerksamkeit würdigen, und möchte dadurch die Lage manches jungen Mannes, der vielleicht mehr trübe, als frohe Stunden in seiner Erziehersphäre zählt, erheitert — möchte sein saures Geschäft ihm versüßt und erleichtert, möchten überhaupt diese Blätter mit Liebe aufgenommen werden, so wie sie mit Liebe gegeben sind! — Die Erfüllung dieser Wünsche wäre der schönste Lohn des Verfassers. D. R—z.

Klugheits-Maximen im gesellschaftlichen Umgange, vom Freiherrn Knigge.

Sei strenge, pünktlich, ordentlich, arbeitsam, fleißig in Deinem Berufe! Bewahre Deine Papiere, Deine Schlüssel und alles so, daß du jedes einzelne Stück auch im Dunkeln finden könnest! Verfahre noch ordentlicher mit fremden Sachen! Verleihe nie Bücher, oder andre Dinge, die Dir geliehen worden; hast Du von Andern dergleichen geborgt; so bringe oder schicke sie zu gehöriger Zeit wieder und erwarte nicht, daß sie, oder ihre Domestiken, noch Wege gehen, um diese Dinge abzuhohlen! — Jedermann geht gern mit einem Menschen um und treibt Geschäfte mit ihm, wenn man sich auf seine Pünktlichkeit in Wort und That verlassen kann. Finde Dich pünktlich, zur bestimmten und gehörigen Stunde, da ein, wo Du erscheinen willst; und wärst Du auch der Einzige, der diese Ordnung beobachtet; gute und böse Beispiele, von der Art reizen zur Nachfolge; und die Unrechtlichkeit anderer Menschen rechtfertigt nicht die unsrige.

Interessire Dich für Andre, wenn Du willst, daß Andere sich für Dich interessiren sollen! Wer untheilnehmend, ohne Sinn für Freundschaft, Wohlwollen und Liebe, nur sich selber lebt, der bleibt verlassen, wenn er sich nach fremdem Beistande sehnt.

Zwei Gründe hauptsächlich müssen uns bewegen, nicht nur gar zu offenherzig gegen die Menschen zu sein: zuerst die Furcht unsre Schwäche dadurch aufzudecken und mißbraucht zu werden, und dann die Ueberlegung, daß, wenn man die Leute einmahl daran gewöhnt hat, ihnen nichts zu verschweigen, sie zuletzt von jedem unsrer kleinsten Schritte Rechenschaft verlangen, alles wissen, um alles zu Rathe gezogen werden wollen. Allein eben so wenig soll man übertrieben verschlossen sein, sonst glauben sie, es stecke hinter allem, was wir thun, etwas Bedeutendes, oder gar Gefährliches,

und das kann uns in unangehme Verlegenheit verwickeln, und veranlassen, daß wir verkannt werden, besonders in fremden Ländern, auf Reisen, bei manchen andern Gelegenheiten; und kann uns überhaupt auch im gemeinen Leben, selbst im Umgang mit edlen Freunden, schaden.

Suche keinen Menschen, auch den Schwächsten nicht, in Gesellschaften lächerlich zu machen! Ist er dumm, so hast Du wenig Ehre von dem Witze, den Du an ihm verschwendest; ist er es weniger, wie Du glaubst; so kannst Du vielleicht der Gegenstand seines Spottes werden; ist er gutmüthig und gefühlvoll; so kränkst Du ihn, und ist er tückisch und rachsüchtig; so kann er Dir's vielleicht auf eine Rechnung setzen, die Du früh oder spät auf irgend eine Art bezahlen mußt. — Und wie oft kann man nicht, wenn das Publikum auf unsre Urtheile über Menschen achtet, einem guten Manne im bürgerlichen Leben wahrhaften Schaden zufügen, oder einen Schwachen so niederdrücken, daß aller Ehrgeitz in ihm erlöscht, und alle Keime zu bessern Anlagen erstickt werden, indem man ihn, durch Hervorziehen seiner uns lächerlich scheinenden Seiten, der Verachtung preis gibt.

Schrecke, zerre und necke auch niemand, selbst Deine Freunde nicht, mit falschen Nachrichten, mit Witzeleien, oder was sonst auf einen Augenblick benuruhigt, in Verlegenheit setzt! Es gibt der wahrhaftig mißvergnügten, unangenehmen, ängstlichen Augenblicke, so viele in der Welt, daß es wohl brüderliche Pflicht ist, alles hinwegzuräumen, was die Last der wirklichen und eingebildeten Plagen auch nur um ein Sandkorn erschweren kann. Für eben so unschicklich halte ich es, einem Freunde, aus Scherz, wie es die Gewohnheit macher Leute ist, mit selbst erfundenen erfreulichen Neuigkeiten ein kurzes Vergnügen zu machen, das nachher vereitelt wird. Das alles ist Neckerei, durch welche die Freuden des Umgangs nicht gewürzt, sondern versalzen werden. Auch soll man nicht die Neugier reizen, oder die Leute durch halb abgebrochne Worte ängstigen, sondern lieber gänzlich schweigen, wenn man nicht ausreden will.

Verflechte niemand in Deine Privat-Zwistigkeiten, und fordere nicht von Denen, mit welchen Du umgehst, daß sie Theil an den Uneinigkeiten nehmen sollen, die zwischen Dir und Andern herrschen!

Oft sind wir in dem Falle, daß uns durch Gespräche Langeweile gemacht wird. Vernunft, Vorsichtigkeit und Menschenliebe gebiethen uns dann, wenn nun einmahl nicht auszuweichen ist, Geduld zu fassen und nicht durch beleidigendes Betragen unsern Ueberdruß zu erkennen zu geben. Man kann ja, je seelenloser das Gespräch, und je geschwätziger der Mann ist, um desto freier nebenher an andere Dinge denken; und wäre auch das nicht — ei nun! es geht im menschlichen Leben so manche verträumte Stunde verloren! Ist man denn nicht einige Aufopferungen der Gesellschaft schuldig, mit welcher man umgeht? Und geschieht es nicht vielleicht zuweilen, daß auch wir dagegen, so groß auch die Meinung sein mag, die wir von der Wichtigkeit unsrer Gespräche haben, dennoch durch unsre Redseligkeit Andern Langeweile machen?

Eine gewisse Leichtigkeit im Umgange, die Gabe, sich gleich bei der ersten Bekanntschaft vortheilhaft darzustellen, mit Menschen aller Art zwanglos sich in Gespräche einzulassen und bald zu merken, wen man vor sich hat und was man mit Jedem reden könne und müsse; das sind Eigenschaften, die man zu erwerben und auszubauen trachten soll. Doch wünsche ich, daß dieß nie in jene, den Aventuriers so eigene Unverschämtheit und Zudringlichkeit ausarte, die oft, in weniger als einer Stunde Frist, einer ganz fremden Tischgesellschaft im Wirthshause ihre Lebensläufe abgefragt, und dagegen den ihrigen erzählt, Dienste und Freundschaft angebothen, und Dienste, Verwendung und Hülfe für sich erbethen haben. — Die Hauptsache kommt immer darauf an, leicht in den fremden Ton mit einzustimmen und nichts auskramen, nichts

geldend machen zu wollen, was da nicht verstanden oder nicht geschätzt wird.

Man vermeide also auch, in alle Cirkel große Forderungen mitzunehmen, allen Menschen Alles allein sein, mit aller Gewalt glänzen, hervorgezogen werden zu wollen; zu verlangen, daß aller Menschen Augen nur auf uns gerichtet, ihre Ohren nur für uns gespitzet sein; denn sonst werden wir freilich uns aller Orten zurückgesetzt glauben, eine traurige Rolle spielen, uns und Andern Langeweile machen, menschenscheu und bitter die Gesellschaft fliehen, und von ihr geflohen werden.

Mache einigen Unterschied in Deinem äußern Betragen gegen die Menschen mit denen Du umgehst, in den Zeichen von Achtung, die Du ihnen beweisest! Reiche nicht Jedem Deine rechte Hand dar! Umarme nicht Jeden! Drücke nicht Jeden an Dein Herz! Was bewahrst Du den Bessern und Geliebten auf, und wer wird Deinen Freundschafts-Bezeugungen trauen, ihnen Werth beilegen, wenn Du so verschwenderisch in Austheilung derselben bist?

Sei, was Du bist, immer ganz, und immer Derselbe! Nicht heute warm, morgen kalt; heute grob, morgen höflich, und zuckersüß; heute der lustigste Gesellschafter, morgen trocken und stumm, wie eine Bildsäule! Mit solchen Leuten ist übel umzugehen; Sie überhäufen uns, wenn sie grade in guter Laune sind, oder niemand um sich haben, der vornehmer wie wir, oder spaßhafter, oder ein größerer Schmeichler ist, mit allen Zeichen der herzlichsten, vertaulichsten Freundschaft. Wir bauen darauf, und wollen wenig Tage nachher den Mann wieder besuchen, der uns so gern bei sich sieht, der uns so freundlich eingeladen hat, recht oft zu kommen. Wir gehen hin, und werden nun so frostig und verdrießlich empfangen, oder man läßt uns ohne Unterhaltung in einer Ecke sitzen, antwortet uns nur mit gebrochenen Sylben, weil man gerade von Creaturen umgeben ist, die mehr Weihrauch spenden, wie wir. Von solchen Menschen muß man sich unmerklich zurückziehen, und wenn sie nachher, in einem Augenblicke von Langerweile, uns wieder aufsuchen, gleichfalls gegen sie den Spröden machen, und ihnen unter den Händen fortschlüpfen.

Vor allen Dingen aber vergesse man nie, daß die Leute unterhalten, amüsirt sein wollen; daß selbst der unterrichtendste Umgang ihnen in der Länge ermüdend vorkömmt, wenn er nicht zuweilen durch Witz und gute Laune gewürzt wird: daß ferner nichts in der Welt ihnen so witzreich, so weise und so ergötzend scheint, wie wenn man sie lobt, ihnen etwas Schmeichelhaftes sagt; daß es aber unter der Würde eines klugen Mannes ist, den Spaßmacher, und eines redlichen Mannes unwerth, den niedrigen Schmeichler zu machen. Allein es gibt einen gewissen Mittelweg; diesen rathe ich einzuschlagen, und da jeder Mensch doch wenigstens eine gute Seite hat, die man loben darf, und dieß Lob, wenn es nicht übertrieben wird, aus dem Munde eines verständigen Mannes, Sporn zu größerer Vervollkommnung werden kann; so ist das Wink genug für Den, der mich verstehen will.

Zeige, so viel du kannst, eine immer gleiche, heitre Stirne! Nichts ist reizender und liebenswürdiger, wie eine gewisse frohe, muntre Gemüthsart, die aus der Quelle eines schuldlosen, nicht von heftigen Leidenschaften in Tumult gesetzten Herzens hervorströhmt. Wer immer nach Witz hascht; wem man es ansieht, daß er darauf studirt hat, die Gesellschaften zu unterhalten; der gefällt nur auf kurze Zeit, und wird bei Wenigen Interesse erwecken; Er wird nicht aufgesucht werden von Denen, deren Herz sich nach besserm Umgange, und deren Kopf sich nach socratischer Unterhaltung sehnt.

Gehe von niemand und laß niemand von Dir, ohne ihm etwas Lehrreiches, oder etwas Verbindliches gesagt und mit auf den Weg gegeben zu haben; aber beides auf eine Art, die ihm wohl thue, seine Bescheidenheit nicht empöre und nicht studirt scheine, daß er die Stunde nicht verloren zu haben glaube, die er bei Dir zugebracht hat, und daß er fühle, du nehmest Interesse an seiner Per-

son, es gehe dir von Herzen, Du verkaufest nicht bloß deine Höflichkeits-Waare ohne Unterschied jedem Vorübergehenden! Man verstehe mich also recht! Ich möchte gern, wenn es möglich wäre, alles leere Geschwätz aus dem Umgange verbannt sehen; möchte, daß man, ohne Aengstlichkeit, auf sich Acht hätte, nie etwas zu sagen, wovon Der, welcher es anhören muß, weder Nutzen noch wahres Vergnügen haben, woran er, weder mit dem Kopfe, noch mit dem Herzen Antheil nehmen könnte. Weit entfernt bin ich also, das System solcher Leute empehlen zu wollen, die Jeden ohne Unterlaß mit leeren Complimenten, Schmeicheleien oder Lobsprüchen in die Verlegenheit setzen, ihnen auf tausend nicht eins antworten zu können. Uebrigens tadle ich auch nicht ein gut gemeintes Höflichkeits-Wort, ein verdientes, bescheidnes, zu fernerm Guten ermunterndes Lob.

Wem es daran zu thun ist, dauerhafteste Achtung sich zu erwerben; wem daran liegt, daß seine Unterhaltung niemand anstößig, Keinem zur Last werde; der würze nicht ohne Unterlaß seine Gespräche mit Lästerungen, Spott, Medisance, und gewöhne sich nicht an den auszischenden Ton und Persifflage! das kaum wohl einige Mahl und, bei einer gewissen Klasse von Menschen, auch öfter gefallen; aber man flieht und verachtet doch in der Folge den Mann, der immer auf andrer Leute Kosten oder auf Kosten der Wahrheit die Gesellschaft vergnügen will, und man hat Recht dazu; denn der gefühlvolle, verständige Mensch muß Nachsicht haben mit den Schwächen Andrer; Er weiß, welchen großen Schaden oft ein einziges, wenn gleich nicht böse gemeintes Wörtchen anrichten kann; auch sehnt er sich nach gründlicherer und nützlicherer Unterhaltung; ihn eckelt vor leerer Persifflage. Gar zu leicht aber gewöhnt man sich in der sogenannten großen Welt diesen elenden Ton an: Man kann nicht genug davor warnen.

Sei vorsichtig im Tadel und Widerspruche! Es gibt wenig Dinge in der Welt, die nicht zwei Seiten haben. Vorurtheile verdunkeln oft die Augen, selbst des klügern Mannes, und es ist sehr schwer, sich gänzlich an eines Andern Stelle zu denken. Urtheile besonders nicht so leicht über kluger Leute Handlung, oder deine Bescheidenheit müßte Dir sagen, daß du noch weiser wie sie seist! und da ist es denn eine mißliche Sache um diese Ueberzeugung. Ein kluger Mann ist mehren Theils lebhafter, wie ein Anderer, hat festigere Leidenschaften zu bekämpfen, bekümmert sich weniger um das Urtheil des großen Haufens, hält es weniger der Mühe werth, sein gutes Gewissen durch große Apologien zu rechtfertigen. Uebrigens soll man nur fragen: „Was thut der Mann Nützliches für Andere?“ und wenn er dergleichen thut, über dieß Gute die kleinen leidenschaftlichen Fehler, die nur ihm selber schaden, oder höchstens unwichtigen vorübergehenden Nachtheil wirken, vergessen.

Vor allen Dingen maße Dir nicht an, die Bewegungsgründe zu jeder guten Handlung abwägen zu wollen! Bei einer solchen Rechnung würden vielleicht manche Deiner eignen großen Thaten verzweifelt klein erscheinen. Jedes Gute muß nach seiner Wirkung für die Welt beurtheil werden.

Machtsprüche.

„Der Mann gefällt mir,“ oder: „der Mann gefällt mir nicht,“ — sind Synonime. Das eine und das andere entfällt dem Munde, ohne daß Redner oder Zuhörer sich etwas dabei denken. Sonderbar ist es, daß gewisse imponirende, betitelte Herren sich einbilden, ein Recht zu haben, durch solche Machtsprüche den Werth eines jeden Fremden, der die Gesellschaft zum ersten Mahl besucht, zu bestimmen. Die Frage: „ob die imponirenden Herren auch dem Fremden gefallen?“ — entsteht bei ihnen nie. Warum sollten sie aber auch ihm nicht gefallen? — Herr A. ist geheimer Rath. Herr B. ist auch geheimer Rath, und die Herren C. D. E. F. G. bis Z. inclusive — sind sammt und sonders geheime Räthe. Warum sollten sie denn nicht dem Fremden gefallen? der ein bloßer Gelehrter, vielleicht höchstens ein Doktor, nicht einmahl ein Rath, und folglich — gar nichts ist.

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

15. Stück. Freitag, den 10ten April. 1807.

Der Soldat an das Grab.

Grab! Du tiefgegrabnes! Ach!
Du mein letztes Schlafgemach!
O, wie sanft, wie sanft wird mir,
Einst der Schlummer sein in dir!

Keine Trommel wird mich stören,
Keine Bombe werd' ich hören,
O du Grab! Du tiefes! Ach!
Liebes, letztes Schlafgemach!

Auszüge aus dem Regirungsblatt.

Königliche allerhöchste Verordnungen.

1) Durch eine allerhöchste Deklaration vom 17. Februar wurde die Uniformirung des geheimen Ministerial-Finanz-Departements bestimmt, und durch beigelegte Abbildung der Stickerei-Muster erläutert.

2) Durch eine königl. Verfügung vom 13ten März wurde die zwischen den sämmtlichen Staaten des Königsreichs Baiern und dem Großherzogthume Würzburg eingeführte allgemeine Freizügigkeit bekannt gemacht.

Da aber die Freizügigkeit ihrer Natur nach einzig auf das Vermögen, nicht auf die Personen sich bezieht; so bleiben, dieser Uebereinkunft ungeachtet, die Gesetze in ihrer rechtlichen Kraft bestehen, welche jeden Unterthan bei Strafe der Vermögens-Konfiskation auffordern, vor der Ansäßigmachung in fremdem Lande die Auswanderungs-Bewilligung seines Souveräns nachzusuchen.

Als Folge dieses Grundsatzes wird festgesetzt, daß die, dermahl auf 185 fl. bestimmte Militärpflichtigkeits-Redimirungs-Summe in Fällen, wo einem Individuum die Auswanderungs-Bewilligung ertheilet wird, welches, seiner Person nach, der Militärpflichtigkeit unterliegt, und die Jahre derselben noch nicht zurückgelegt hat, der Freizügigkeit ungeachtet Statt finde, weil diese Gabe nicht in Beziehung auf das Vermögen geleistet wird.

3) In Betreff der Religionserziehung unehelicher Kinder von Aeltern vermischter Religion wurde durch eine allerhöchste Entschließung vom 13ten März d. J. festgesetzet: „daß den protestantischen „Müttern unehelicher Kinder ohne einige Beschränk„ung gestattet werden sollte, diese in ihrer Religion „taufen und erziehen zu lassen, in so lange nicht „eine wirkliche Ehelichung mit dem katholischen „Vater erfolget; in welchem Falle die Verordnung „vom 18. Mai 1803 eintritt.“

Hiernach sind sämmtliche Landgerichte angewiesen, und sollten einige Fälle von solchen erzwungenen Religions-Erziehungen unehelicher Kinder existiren, wo die Kinder das Diskretions-Jahr noch nicht erreicht haben, so soll mit Aufhebung des bisherigen Zwanges der Mutter frei gelassen werden, das Kind in ihrer Religion zu erziehen.

4) Durch eine königl. Verordnung vom 14ten März d. J. wurde der §. 5. Tit. X. der akademischen Gesetze für die Universität Landshut in Betreff der Duelle der Studierenden dahin erläutert:

„Daß die Duelle der Akademiker in der Regel „als bloße Disziplinar- und Polizei-Sachen der

„Untersuchung und Bestrafung nach den akademi„schen Gesetzen der akademischen Polizei=Behörde „zu überlassen, und nur dann als ein Gegenstand „peinlicher Untersuchung an das ordentliche Krimi„nal=Gericht zu verweisen sein, wenn das Duell „den Tod, eine lebensgefährliche Verwundung oder „Verstümmlung zur Folge gehabt hat.“

5) Da in den einzelnen Provinzen oder Gebieths=Theilen des Königreiches noch verschiedene Strafgesetzgebungen bestehen, so wurde zur Vermeidung der Rechts=Ungewißheit allergnädigst verordnet:

§. 1) Das gerichtliche Verfahren in Strafsachen ist lediglich nach derjenigen Prozeß= und Gerichtsordnung zu bestimmen, welche an dem Orte der Untersuchung des Angeschuldigten gültig ist.

§. 2) Was die eigentlichen Strafgesetze betrifft, so ist ein Baierischer Unterthan nach denjenigen Gesetzen zu bestrafen, welche gültig sind in dem Distrikte, in welchem er zur Zeit des begangenen Verbrechens seinen Wohnort (Domicilium) gehabt hat, wenn gleich an dem Orte der Untersuchung, oder auch der begangenen That eine andere Gesetzgebung gültig ist.

§. 3) Sollte ein Verbrecher zu gleicher Zeit in verschiedenen Distrikten domizilirt sein, oder seinen Wohnort verändert, und sowohl zur Zeit seines früheren, als späteren Wohnortes Verbrechen begangen haben, dann ist, wenn an diesen verschiedenen Orten verschiedene Strafgesetze gelten, von diesen das mildere in Anwendung zu bringen.

§. 4) Verbrecher, welche innerhalb des Baierischen Staats keinen bestimmten Wohnort haben, nämlich Vagabunden, und Ausländer sollen lediglich nach den Gesetzen des Orts der begangenen That bestraft werden.

§. 5) Wenn von den in §. 4. benannten Personen in verschiedenen Gebiethstheilen, deren jeder seine besonderen Strafgesetze hat, Verbrechen begangen worden sind, so hat in solchem Falle der Kollision zwischen verschiedenen Gesetzgebungen die mildere den Vorzug.

Beförderung.

Vermöge allerhöchster Entschließung vom 28. Febr. d. J. haben Se. königl. Majestät geruht, den bisherigen Konsisterialrath im Bamberg Fr. J. Niethamer zum Central=Schulrath der protestantischen Konfession bei dem Ministerium des Innern zu ernennen.

Ueber Tirol, und seine Bewohner.

Der Friede zu Presburg hat die Grafschaft Tirol mit dem Königreiche Baiern vereinigt, und der Szepter des Monarchen berührt bereits die wälsche Erde. Die Provinz ist neu organisirt, und in zwei und zwanzig Landgerichte abgetheilt. Das Land, und seine Bewohner unterscheiden sich durch das deutsche und italiänische Tirol, und Klima, Sprache, und Lebensweise bestimmen genau die Gränzen von beiden. Wenn im südlichen Theile fast immer milde Lüfte wehen, der Frühling früher seinen Einzug hält, und bald die Bäume in voller Blüthe stehen, die Wiesen grünen, und die edlen Reben weinen, wenn der Sommer fast alle reichere Bewohner nach hohen Gebirgen treibt, wo sie eine zweite niedliche Heimath haben, der Herbst sie freundlich zu der Heimkehr ladet, und jede Frucht in vollster Reife zum Imbis biethet, wenn endlich der strenge Winter selbst sich lange besinnt, bis er sich hierher wagt mit seinem Gefolge von Kälte, Eis und Schneegestöber, und bald sich weiter packt, weil man das Lustspiel wenig achtet: so hat der nördliche Theil doch auch sein Gutes, und meßt sich mit dem Andern in jedem Falle.

Die hohen Berge senden dort von ihren beschneiten Gipfeln gesunde, reine Luft, die scharf an Körper greift, und seine Muskeln stärket, indessen jenseits der laue Athem oft schlapp und ermattend macht. Der Frühling besucht die rauhe Gegend zwar später, weil er durch Felsenwände, und viele Thäler den geraden Weg ins Innere nicht so leicht finden kann, und hat man ihn dann lange schon und sehn=

suchtsvoll erwartet, so wird er auch mit mehrerer Herzenslust empfangen, als in Süden, wo er oft eher kömmt als man ihn will. Der Sommer folgt ihm schnell auf dem Fuße und beträgt sich lobenswerth: wenn dort alles vor ihn flieht, erhält er hier Besuche, und fröhlich wandelt sichs an seinen kühlen Abenden. Der Herbst bringt auch das Obst zur Reife auf nördlichem Boden, und da der Arme nicht das Bessere kennt, pflückt er freudevoll, und zufrieden, was ihm die Natur beschert, und wenn der Wein in vollen Tonnen auf dem andern Boden gekeltert wird, und alle Gläser von edlem Rebensafte überfließen, so bräuet man auf diesem das nährende Bier, das schäumend zum Trunke ladet; die fette Milch lacht aus hundert hölzernen Schüsseln, und die edle Butter blinkt weiß und gelb aus reiner Schale. Der Winter behauptet zwar im Norden von Tirol sein ewig altes Bürgerrecht; doch wie man sich an alles Alte gern gewöhnet, so kennt man auch seine eigenen Launen, die oft die beste Unterhaltung schaffen, denn kaum bedeckt er die Erde mit hohem Schnee und bläst ihn fast zu Eis, so gleiten über ihn die schnellen Schlitten; der Rollenklang ertönet weit umher, und nie schmiegt sich das eingehüllte Liebchen fester an ihren Buhlen, als in dieser willkommnen Katastrophe, die drüben nur äusserst selten eintrifft, und wie eine Faschings-Maskerade schnell verschwindet. Der Vogelfang schafft in die Küche leckere Bissen, und traulich sitzt man an dem warmen Ofen, indessen Alles im wälschen Tirole am Kamine friert.

Von Bergen strotzt das ganze Land; die meisten sind bis oben mit Wald und Matten ausgeziert, und Dörfer und Maierhöfe lehnen sich an ihnen friedlich an, oder ragen aus ihrer Mitte hervor neben einer nahen Schloß-Ruine, andere aber strecken himmelhoch die kahlen Schädel empor, und schroff und steil sind ihre Felsenwände, hinter denen sich ein blühendes schönes Thal oft verborgen hält; die nördlichen Gebirge glänzen lange vom aufgehäuften Schnee, und reinigen sich im späten Lenze von ihrer Last durch die schreckliche Lavine; die Ferner aber oder Gletscher starren immer in ewigem Eis, und biethen das herrlichste Schauspiel der Natur, wenn sich die Sonne tausendmahl in ihren Spiegeln wieder gibt.

An diesen Bergen hin ströhmen viele Flüße, die nach verschiedener Richtung das Land durchschneiden; der Inn, die Sill, die Trau im nördlichen, die Etsch, Eisak und die Talfer im südlichen Tirol: der Inn wird schiffbar unter Hall, und bequem trägt er den Reisenden nach der fernen Kaiserstadt; die Etsch erhält den Handel nach Italien; die Bäche aber, die klar und schnell die dunkeln Thäler durchschleichen, liefern im Ueberfluße die köstliche Forelle.

Auch an fischreichen Seen mangelt es nicht der Provinz, und dort wo sie sich ausbreiten, ist fruchtbar der Boden, und angenehm die weite Gegend: der lange Gard-See und der See an Kaltern sind berühmt des Weines wegen, der an ihren Ufern wächst, und die Städtchen, und die Flecken, die sich nach der Reihe hin verlieren durch der Reben Grün, machen den Aufenthalt zum irdischen Elisäum. Tirol erzeugt nicht hinlänglich Korn zur allgemeinen Verzehrung, und aus der Fremde und den nachbarlichen Staaten mußte es oft Zufuhr erhalten; nun ist es aber vereint und aufgenommen von einem guten Mutterlande Baiern, das vom Ueberfluße strotzt, die Speicher gefüllt hat mit Getreide, und bei kommender Aernte auf allen Feldern die vollen Aehren wiegen sieht. Erdäpfel und türkisch-Korn sind die gewöhnlichsten Nahrungsmittel des Volkes, und aus dem gelblichten Mehle des letztern wissen sie ein geschmackhaftes Gerichte in einer Pfanne zu bereiten, das sie Muß nennen, und eine Art von einem dünnen Koch ist, mit Milch und Butter gemischt; auch bauen sie vielfältig das Heiden-, oder nach der Landessprache Blenden-Mehl, und der daraus verfertigte Kuchen, oder Poleta ist ebenfalls eine sättigende, gute Speise. Im südlichen Tirole sind alle Hände beschäftiget die edle Rebe zu pflegen, die Obstbäume zu vermehren, und dem zarten Seiden-Wurme zu warten. Der

Wein weiß und roth, stark und mild gedeihet an der Etsch und am See Kaltern am vortrefflichsten, und auf der Art wird er nach dem nördlichen Tirole verführt, aber nicht weiter; denn nur den Seinen will er angehören, und hält im Auslande nicht die Probe. Das Obst wächst da in seiner Fülle, die Musquatelle mit hohem Wohlgeschmacke, die große Pfirsiche mit feinem Flaum, und rother Schminke, die dunkle Zwetschge, der gelbe Rosmarin-Apfel, und der lachende Maschanzger, das seltne Rozzaroläpfelchen mit der Purpurröthe, die saftige Melone, die edle Bergmattbirne, die süße Feige, die runden Pflaumen von mancher Farbe, das Nespel, die Kastanie, die Mandeln, und die Nüße, des Winters erste Bothen, sie alle wachsen in dieser Wonne-Gegend in vollster Vortrefflichkeit; das Frühgebrochene wird durch Tragmänner über die Gebirge nach dem kälteren Auslande gebracht, und ist ein kleiner Gewinn für das mühsame Tagwerk dieser fleißigen Menschen, die aus dem Vintschgau kamen, wo sie der Boden kümmerlich ernährt, und sie oft zwingt, an Karren sich selbst zu spannen.

Die Seide ist des Wälsch-Tirolers größter Erwerbungs-Zweig, und überall grünt dort der Maulbeerbaum; die schönen Filetorien beschäftigten sonst viele hundert Hände, die aber leider jetzt müssig liegen; denn alles hat, der Krieg und die daraus erfolgten Veränderungen, beigetragen, den Handel nach dem Auslande zu versperren.

Im nördlichen Tirol gilt die Viehzucht viel; die hohen Alpen biethen im Sommer fette Weide und das Vieh kehrt mit schönem Geläute und hohen Kränzen um St. Michaels Tage zu den heimathlichen Ställen wieder, den Sennermann zur Seite mit schwarzem Hemd und knallender Peitsche. Das Pusterthal liefert das beste Schlacht-Vieh. Die Erde aber wird überall, wo es nur möglich ist, benützet, und sollte oft auch nur karg die Aernte sein, die aus ihr kömmt.

Die Salinen bei Hall, die Bergwerke bei Schwaz und Achenrain, die Glas-Fabrik zu Brixlegg, und die Katton-Fabriken zu Imst sind ein zweiter Brod-Erwerb für den nördlichen Tiroler. Auch im Auslande wissen sich viele aus Ihnen schlau durchzubringen; ehedem machten sie die witzigen Schalksnarren an den Höfen der Fürsten, andere wandern mit allerlei heilendem Oel, und mit Teriak durch die halbe Welt, einige handeln mit Kanarien-Vögeln bis ins ferne Land der Muselmänner, und den Teppich-Krämer findet man fast überall unter jedem Himmelsstriche.

Die Jagd liebt der Tiroler, und durch sie wird er der sichere Schütze: im nördlichen Tirole da ist die Heimath der Gemsen; auf hohen Felsen-Spitzen sieht man sie schwindelnd stehen, und vorsichtig ihre Hochwachten ausstellen; der kühne Jäger scheut den Abgrund nicht, der unter ihm sich schrecklich öffnet, die Gerippe zerfallener Waghälse blinken schauerlich aus der Tiefe, er klammert sich an die schroffen Wände an, er sieht sein Thier, schießt und trifft, und mit noch größerer Gefahr hohlt er sich die Beute. Hochwildpret gibt es genug auf diesen kalten Höhen, die leckere Speise auf den Tafeln der Reichen; der große Joch-Geier erhebt sich wie ein Adler mit mächtigen Schwingen über alles dieses himmelan, und zweifelhaft sieht man ihn in weiten Kreisen schweben, bis er sich niederläßt auf die Unterwelt, den ausgespähten Raub mit seinen gewaltigen Fängen zu ergreifen. Im südlichen Tirol gibt es Hirsche, und viele Bären, die besonders in der Trauben-Reife großen Schaden verursachen; mit aufgesperrtem Rachen gehen sie oft durch die Weinbögen, und streifen die vollen Beeren ab, von denen aber der meiste Theil auf die Erde fällt; und so ein Durchzug zernichtet in einer Nacht des Winzers ganze Hoffnung; man pflegt deßwegen unter den Reben geladene Gewehre zu legen, und oft geschiehts, daß der Bär, wenn er mit schwerer Pfote auf das Schloß tritt, sich selbst erschießt, oder doch durch den Knall erschreckt, nicht so leicht eine zweite Visite wagt; es wird gutes Schußgeld bezahlt, wer einen solchen Räuber erlegt. Auch Wölfe lassen sich im Winter in dortiger Gegend zuweilen sehen.

Tirol hat einige herrliche Ansichten, schön und

lieblich manche, andere schauerlich und majestätisch; bald blickt man hin durch ein schönes Thal, vom blauen Strohm durchflossen, die Berge ringsumher verhältnißmäßig zurückgeschoben, und Flecken, Dörfer, und Maierhöfe zwischen Feld und Wiese hingesetzt, die graue Heerstrasse mitten durch, die immer belebt ist: bald sieht man einsam, in einem dunkeln Wald, am Hügel dort, die halb zerfallene Ritterburg, und weiter vorn eine Wallfahrts-Kapelle, neben der ein Bach in einen Abgrund rauschend stürzt; bald ist man von Felsenwänden fest umklammert, und blickt man durch die Spalten, so breitet sich weit unten die schönste Landschaft aus. Der Liebling der Natur, der auch zugleich ein Künstler ist, findet durch das ganze Land die schönsten Skizzen, zu vorzüglichen Landschafts-Gemählden.

Die Landstrassen, die durch die Provinz in verschiedener Richtung führen, sind durchaus gut, besonders sind sie über hohe Berge, über den Brenner, Schönberg, und Arlerberg meisterhaft angelegt; auch die Bergstrasse bei Reite ist vortrefflich aus den Felsen gesprengt.

Die Landestracht ändert sich fast in jedem Landgerichte des deutschen Tirols: der grüne Hut, mit grünen Bändern, der faltenreiche Weiberrock, die dicke aufgeworfene Haube ist nur um Innsbruck angenommen, und weiter von der Hauptstadt findet man den Anzug oft zierlicher, oft auch viel unpassender; in verborgnen Thälern lebt noch das Hirten-Volk der alten Zeit, der Mann mit der Halskrause, und dem Spitzbart, das Weib und das Mädchen mit einem kleinen Hut, und braunem weitem Ueberrock mit einer Schäferkehle, oder mit kurzen Korsetten, Ioppchen nach der Landessprache, wie Damen nach der neuesten Mode, den Rock fast bis unter die Arme an einem kurzen Mieder angenäht, in Zöpfen die schönen Haare geflochten, frei herunterhängend, und dazu die stattliche Gestalt, mit der sie die Natur zum schönsten Ebenmaß des Körpers ausgezieret, als ihre noch unverfälschte Kinder: es erinnert an Geßner, an die liebliche Idille, wenn unvermuthet diese kleine Hirten-Welt hinter einer Berg-Falte sich schön in reiner Unschuld zeiget.

(Der Beschluß folgt.)

Fortsetzung des Gespräches einiger Landleute über ökonomische Gegenstände.

Amtm. Es ist unglaublich, wie viel gute Erde aus den auf Anhöhen liegenden Aeckern das ganze Jahr hindurch weggeschwemmt werde. Ich vermuthe, daß unsere hochliegenden Felder seit der Zeit, da sie in Kultur sind, durchaus wenigstens um 6 Schuhe niedriger geworden sind. Die Raine, wodurch die Aecker der Nachbarn geschieden werden, waren in unserm Felde manchmahl um 6 und 7 Schuhe höher als die nebenliegenden Aecker, welche bloß durch das Wegschwemmen der Erde so niedrig geworden sind. Seitdem die Kultur empor stieg, sind diese sogenannten Hochraine, welche Schneedruck und allerlei Schaden verursachten, beinahe überall weggeschaffet worden. Allein alte Männer, welche ich darauf aufmerksam machte, erinnern sich derselben noch wohl. Ich habe noch andere Beweise von der ungeheuern Quantität der Erde, welche allmählich durch das Wasser aus hochliegenden Aeckern abgespühlet wird.

Ich ließ einst drei Teiche (Weiher) in der tiefesten Lage des Feldes, wo das Wasser aus der Nachbarschaft zusammenfließt, machen. Alle drei sind höchstens 1 ½ Morgen groß. Es war mir nicht um Fische, sondern um die gute Erde zu thun, welche weggeschwemmet wurde. Nach 22 Jahren legte ich den ersten Teich trocken, und erhielt über 2600 Schlitten voll der besten Erde, welche ich auf die Aecker fahren ließ. Ungeachtet in den zweiten und dritten Teich aus dem Felde wenig Wasser, sondern nur aus dem ersten dahin fällt, habe ich heuer doch aus dem dritten Teiche nach 22 Jahren 1000 Schlitten voll erhalten, woraus nothwendig folget, daß selbst das aus dem ersten und zweiten Teiche ab-

fließende Wasser noch viele gute Erde abgesetzet habe.

Pf. Unsere Felder werden also immer niedriger, wie die hohen Gebirge. Wahrlich, das sind wichtige, nicht bloß für den Oekonomen wichtige Bemerkungen.

Amtm. Da die Felder in Baiern meistentheils aus kleinen Anhöhen und Thälern bestehen, so sollte nach meiner Meinung in jedem Felde wenigstens ein oder zwei kleine Teiche sein.

Wirth. Allein das kostet Geld.

Amtm. Die Unkosten sind eben nicht gar groß. Man leget die Weiher in der Tiefe an, wo insgemein Mergel- oder Moor-Erde ist, wodurch die Felder, besonders wenn sie aus schwerem Boden bestehen, gar sehr verbessert werden. Schon dadurch werden die Unkosten reichlich ersetzet. Die Fische geben doch auch eine Einnahme: nur muß man die rechte Gattung wählen. Die Karpfen taugen nicht in den Moor-Grund und Kalkmergel, besonders wenn viele kalte Quellen einfließen.

Wirth. Bei jedem Teiche muß ein Damm gemacht, und dieser mit Holz (einem Beschlächt) versichert werden. Selbst an den Seiten sind solche Hölzer nothwendig, damit die Erde nicht immer abfalle. Der obere Theil solcher hölzernen Wände, welcher nicht im Wasser steht, pflegt insgemein bald zu verfaulen.

Amtm. Ich glaubte es Anfangs auch, und machte daher viele unnöthige Unkosten. Dieß gehöret zu den vielen anderen Thorheiten, welche ich bei meiner Oekonomie aus Unerfahrenheit und Uebereilung begangen habe. Hintennach habe ich die Sache besser überdacht, und ich brauche nun kein anderes Holz, als eine Thane oder Ferche zur Rinne, wodurch das Wasser wegläuft, wenn man den Teich trocken legen und die gesammelte Erde ausfahren will. Der Damm und die Seiten der Teiche werden schreg abgestochen, oder angelegt, damit die Erde nicht einsinke. Nur muß darum der Damm unten etwas breiter werden, und die Rinne länger sein.

Wirth. Allein das über den Damm laufende Wasser spühlt die Erde ab, wenn nicht alles wohl von Holz gemacht ist.

Amtm. Nach meiner Meinung soll das Wasser nicht über den Damm; sondern obenher an der Seite des Teiches aus- und in einer kleinen Vertiefung neben dem Damm vorbeilaufen. Das Wasser reißt nur in dem Fall den Damm weg, wenn es ein hohes Gefäll hat, und schnell läuft. In der kleinen Vertiefung, wo das Wasser seitwärts läuft, wächst gutes Gras, und der Grund versäuert nicht.

Wirth. Wenn der Teich Quellen hat, und folglich das Wasser immer abläuft, so muß dieser Grund versäuern, oder es kann da wenigstens kein gutes Gras wachsen. Indessen gestehe ich gern selbst, daß dieser Schade auf einem so kleinen Flecke unbedeutend sei.

Ammt. Das Wasser läuft bei mir nicht immer seitwärts; sondern nur in dem Fall, wenn ein starkes Regenwetter ist. Das gewöhnliche Wasser läuft durch den Teichzapfen (Topf, Stander) welcher stark ausgebohret und um einige Zolle niedriger ist, als das an der Seite des Teiches angebrachte Wasserbeet. Durch diesen Zapfen fällt das Wasser in die Teichrinne, welche unter dem Damm liegt, und von da in den tiefer liegenden andern Teich, oder in einen Graben. Damit das Zapfenloch durch Laub oder Holz nicht verstopfet werde, wird dasselbe mit starkem Eisendraht verwahret.

Wirth. Ich gieng oft bei diesen Teichen vorbei, ohne auf diese guten Anstalten zu merken.

Obm. Ich habe sie schon lang bemerket, und die Menge der guten Erde bewundert, welche der Amtmann auf seine Aecker fahren läßt. Wir Bauern machen freilich in der tiefesten Lage unserer

Aecker Gruben (Kothfänge) in welchen wir einige Erde auffangen: aber bei starkem Regen überlaufen sie, und die bessere Erde kömmt in die Teiche des Amtmanns; die wir ihm gern gönnen, weil sie sonst in die Isar fortgerissen würde.

Amtm. Es freuet mich, daß doch wenigstens einige Nachbarn kleine Teiche angelegt haben. Die Kothfänge sind sehr nützlich; aber man kann damit bei Weitem nicht alle gute Erde retten. Eben die Erde, welche das Wasser am Weitesten fortspühlet, ist die beste. Ich ward einst von einem außerordentlich starken Regen überfallen und rettete mich, so gut ich konnte, unter einem Baum. Ich sah, wie der noch entlegene Acker sich allmählich in Bewegung setzte, und schwankte. Das war ein schrecklicher Anblick. Die ganze Ackerkrumme, so tief sie unter dem Pflug gehalten wurde, erhob sich, und in einem Augenblicke war sie ganz weggerissen. Dadurch giengen wenigstens 500 Fuder Erde verloren, und der gebliebene schwere Thonboden war in vielen Orten einer geschlagenen Dresch-Tenne ähnlich.

Wäre in einiger Vertiefung ein Teich gewesen, so hätte sich daselbst wenigstens der größere Theil der Erde gesammelt. Das Unglück war hauptsächlich darum so groß, weil das von den höhern Aeckern abfließende Wasser durch Gräben nicht abgeleitet wurde; sondern in den befraglichen Acker fiel.

Ueberhaupt ist die Kultur auf Anhöhen und Tiefen weit beschwerlicher und gefährlicher, als auf ebenem Lande. Auf jener ist auch weit mehr Verstand, Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit erforderlich. Versieht man es in einem Punkte; so werden dadurch die übrigen guten Anstalten vergeblich.

Bauer. Wir Bauern sehen in unsrer Gegend wohl ein, daß bei jedem abhängigen Acker in der tiefesten Lage desselben eine Grube (Kothfang) nöthig sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Biographische Notizen.

Am 10ten d. M. ist der ehrwürdige Senior der hiesigen Universität der Geheimrath, Doktor und Professor der Theologie, F. A. Noeßelt, beinahe 73 Jahr alt, mit Tode abgegangen. Eine allmählige Entkräftung endigte sein thätiges Leben, das, wenige Monathe abgerechnet, ein halbes Jahrhundert dem Dienste der Akademie und der Bildung vieler tausend Studirenden gewidmet war. Es ist wohl nur eine Stimme über ihn, daß er zu den gelehrtesten, aufgeklärtesten und durch Lehre und Beispiel musterhaftesten Gottesgelehrten Deutschlands gehöre. Seine eigene humanistische Bildung bewahrte ihn vor aller Einseitigkeit, und er betrachtete und empfahl sie immer als Fundament zur theologischen Gelehrsamkeit. Ohne durch den Wechsel der Modesysteme bestimmt zu werden, schritt er beständig mit dem Zeitalter fort. Unerschütterlich, wo es Wahrheit und Gewissensfreiheit galt, wich er auch den Mächtigen nicht, wovon er besonders in der bald vorübergehenden Periode einer Glaubens-Commission in den Preußischen Staaten, wo so manche ihre Selbstständigkeit verlohren, unvergeßliche Beweise ablegte.

Bei dem seltenen Verein linguistischer, historischer, theologischer und literarischer Kenntnisse war er höchst anspruchlos, fern vor aller Eitelkeit und durchaus gerecht gegen fremdes Verdienst. Das harte Schicksal, welches der Krieg über die Akademie führte, empfand er tief. Aber unfähig zu irgend einen Schritt, der des freien Mannes und des Gelehrten unwürdig ist, ertrug er es standhaft und hoffte alles von einer bessern Zukunft. Er hat sie nicht erlebt! Wenn sie aber früher oder später kömmt, so wird es für alle, die ein so ächtes aber stilles Verdienst zu schätzen wissen, eine Verminderung der Freude sein, ihn unter sich zu entbehren.

Fragmente einer Reise nach Konstantinopel.

Je näher wir der Sonnenbahn kamen, desto wärmer quollen uns die Lichtströhme aus Abend entgegen. Der erste Punkt von Asien, den wir sahen, war der hohe Olympus, dann weiter vorwärts sahen wir die weißen Thürme von Silicori, das an dem Gestade des Meeres von Marmora liegt: hier setzten wir uns auf eine Mahone, die nur den Landwind abwartete, und während der Nacht gerade nach Stambul gieng. Am frühen Morgen hieng schon der ganze östliche Himmel voll Sonnen und Monden: es waren die goldenen Kugeln und Halbmonde auf den hohen Thürmen der Kaiserstadt, welche die wiederkehrende Sonne früher, als das noch im dünnen Nebel schwebende Gestade beleuchtete. Alles fieng an neu zu leben; in leichten Kähnen eilten die Küstenbewohner mit den rohen Gaben der Natur nach der Stadt, und die unverzagten Fischer zogen, von ihrem lüstigen Gerüste herab, das kühn mitten aus den Wellen emporsteigt, die in der Nacht ausgeworfenen Netze ein.

Allmählich fiengen die gegenseitigen Ufer der beiden Welttheile an, sich einander zu nähern, und von Dörfern und Gärten zu wimmeln: rechts an uns vorüber schwammen die Prinzen-Inseln Proti und Chalki, durch ihre leckern Austern berühmt, und Prinkipo und Antigoni, die elisäischen Felder der Perotten. Auf der einen Seite kamen uns von der Leuchtthurmsspitze Natoliens die Lusthäuser Solimans, auf der andern die berüchtigten Sieben-Thürme entgegen, wir lavirten beim sogenannten Leander-Thurm vorbei, und standen dann in der Mitte von drei Meilen breiten Wasserströhmen, deren Gestade sich allmählich in unübersehbarer Ferne erheben. Eine Anhöhe voll niedlicher Landhäuser, und Weinberge steigt hinter der andern hervor; ein Thal voll Lustwälder und Gärten prangt neben dem andern.

Rechts am asiatischen Ufer liegt Skutari mit seinen stundenlangen Kirchhöfen, gleich Cypressen-Wäldern. Es ist an sich groß und prächtig; aber hier der Kaiserstadt gegenüber, erscheint es nur wie eine Vorstadt. Links auf sieben Hügeln, einer höher als der andere, und eine Strasse über der anderen, damit jede an der prachtvollen Aussicht Theil nehmen könne, liegt das ungeheuere Stambul.

Aus dem Gewühle von hunderttausend bunt bemahlten Häusern, Gärten und Terrassen heraus drängen sich tausend kupferbedeckte Dome und Minares, die gleich hohen Lanzen zwischen Grashalmen da stehen; wie von Feen-Händen erbaut, erhebt sich auf den Trümmern der Aeropolis, auf beiden Seiten vom Meere bespühlt, das gigantische Serail, hinter dessen doppelten Ringmauern in bezaubernder Unordnung die schimmernden Marmor-Paläste, und zwischen ewig grünenden, majestätischen Cypressen-Hainen die vergoldeten Weiber-Käfige hervorragen. Und gerade gegenüber, im halbrunden Amphitheater, der erste Hafen der Welt: ein Wald von Masten, mit den wehenden Flaggen aller Nationen, die hier im bunten Gedränge und mit lärmender Geschäftigkeit die Reichthümer von vier Welttheilen aus- und einladen, und ein Heer von Gondeln und Schaluppen, welche die grüne Wasserwiese in allen Richtungen, als rüsteten sie sich zu einer nahen Seeschlacht, durchkreutzen.

Ein anderes Schauspiel sieht man zuweilen auf der großen Wiese von Bajakdure, einem kleinen Dorfe an dem Kanale, und nicht weit von der Mündung des schwarzen Meeres, wo in der schöneren Jahreszeit die Gesandten der christlichen Höfe und viele fränkische Kaufleute wohnen: so mit einem Mahle aus dem kahl und einförmig zugeschnittenen Europa hierher versetzt werden, würde man ohne weiters glauben, den Heerszug Artaxerxes, oder eine Prozession von Tausend und Einer Nacht zu erblicken.

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

16. Stück. Freitag, den 17ten April. 1807.

Das Privilegium.

Ihr Brüder, zankt nicht mit den Thoren!
Sie haben einen Bund geschworen,
Den halten sie, und bleiben dumm.
Sie werden euern Spott ermüden;
Die Herren sind mit sich zufrieden;
Das ist ihr Privilegium.

Vergebens bleicht man einen Mohren;
Vergebens straft man einen Thoren;
Der Mohr bleibt schwarz, der Thor bleibt dumm.
Das Bessern ist nicht meine Sache;
Ich laß die Thoren sein und lache;
Das ist mein Privilegium.

Ueber den Luxus unserer Zeiten in Hinsicht der Lektüre.

Es ist über das Bücherschreiben und Bücherlesen in unsern Tagen, schon so viel gesagt und geschrieben worden, daß es überflüßig wäre, hier alles zu wiederholen, was zum Lobe oder zum Tadel desselben gesagt worden ist, besonders da man schon ziemlich darüber einig geworden zu sein scheint, daß beides, nicht bloß des Bücherschreibens, sondern auch selbst des Bücherlesens, zu viel geworden sei. Indessen läßt sich doch die Sache noch von einer Seite betrachten, von der sie, meinem Bedünken nach, weniger betrachtet worden ist, nämlich in so fern zugleich ein Artikel des Luxus daraus geworden ist. Und diese Seite ist nicht unwichtig; denn, wenn die verschiednen Artikel des Luxus nach dem Verhältniß ihrer Allgemeinheit, und ihres Einflußes auf das Ganze, geordnet werden sollten: so würde das Bücherlesen unstreitig nicht in die letzte Klasse kommen, sondern eine der obersten Stellen erhalten. Es möchte also der Mühe wohl nicht unwerth sein, diesen Gegenstand in eine nähere Untersuchung zu ziehen, und zu bestimmen, was er mit andern Artikel des Luxus gemein hat, was für Gewinn und Verlust für die öffentliche und häusliche Wohlfahrt daraus entsteht, und wie jener zu erweitern, dieser aber zu vermindern sei.

Zuerst fragt sichs: **In wie fern gehört das Bücherlesen zum Luxus unsrer Zeiten?** Dieß ergiebt sich schon aus dem Begriffe von Luxus überhaupt. Wenn der Luxus diejenigen Gegenstände in sich begreift, die ausser dem Gebiethe der nothwendigen und natürlichen Bedürfnisse des Menschen liegen, und die bloß durch erhöhete Sinnlichkeit, verfeinerte Empfindung, veredelte oder auch verzärtelte Gefühle zur Wirklichkeit gekommen, und zum Bedürfniß geworden sind: so gehört das Bücherlesen unsrer Zeitgenossen großen- wo nicht größten Theils mit zum Luxus. Ich sage **größten Theils**, denn ich nehme hier denjenigen Theil der Lesewelt aus, der das Lesen als Mittel gebraucht, seine Kenntnisse zu vermehren, seine Geisteskräfte zu veredeln, und die eingesammleten Kenntnisse zum Besten der Menschheit wieder zu verarbeiten — dem also das Lesen zugleich Beruf und Arbeit ist, der nicht bloß Bücher liest, sondern Bücher studirt.

Diesen kleinen Theil abgerechnet, betreibt der größere Theil der Lesewelt das Geschäft des Lesens entweder bloß als Vergnügen und Zeitvertreib, oder als eine Mode, die zur Eleganz, zum guten Ton und zur feinen Lebensart gehört. Mit eben der

Gefälligkeit, mit welcher sich unsre eleganten Herren und Damen bequemt haben, dem Genius unsrer Zeit nachzugeben, und ein Buch in die Hand zu nehmen, mit eben der Geschmeidigkeit würden sie auch das Joujou de Normandie beibehalten haben, wenn es dieser edlen Beschäftigung der Finger gelungen wäre, den Rang unter den zeittödtenden Mitteln zu behaupten, den es sich einige Wochen oder Monathe hindurch angemaßt hatte. Daß ihm das nicht gelungen ist, gereicht allerdings unserm Zeitalter zum Ruhme, und ist ein Beweis, daß unsre Zeitgenossen, und die sogenannte feine Welt, welche den Ton angiebt, doch noch nicht so schwach am Geiste geworden sei, daß ihr eine solche Fingerbeschäftigung eben so werth wäre, als ein Zeitvertreib, bei dem auch der Verstand etwas zu thun hat.

Zwar ist die Beschäftigung des Verstandes bei dem gewöhnlichen Lesen so gar beträchtlich auch nicht, indem man das, wobei viel zu denken ist, weislich liegen läßt, und sich an dem sättiget, was ohne Anstrengung gelesen werden kann, und wo man, wie der Schmetterling, von Blume zu Blume hüpft, oder, wie in einer redseligen Gesellschaft, von einer Neuigkeit zur andern übergeht, um eine mit der andern wieder zu vergessen. Aber man ist doch wenigstens nicht ganz ohne Gedanken, man richtet doch wenigstens halbe Aufmerksamkeit auf das Gelesene, besonders wenn es etwas Anziehendes ist, und in so fern ist es dem menschenfreundlichen Weltbürger doch immer lieber, wenn er seine Zeitgenossen mit einem Buche in der Hand aufstehen und zu Bette gehen, als wenn er Männer und Weiber, Knaben und Mädchen, im Joujou wetteifern sieht. Aber eben darum, weil man doch das Lesen bloß als Mittel sich zu vergnügen und zu zerstreuen braucht, und sich neue Bücher aus eben den Gründen anschafft, aus denen man sich neue Meubles, Kleider, Wagen, Etuis rc. anschafft, und weil man bei jenen sich eben so nach der Mode richtet, wie bei diesen, und daher jetzt Sagen der Vorzeit, Rittergeschichten und Scenen aus der alten Welt, wo Menschenblut wie Wasser fließt; zur andern Zeit empfindsame Romane, wo das Tödten einer Fliege Alterationen erregt; sodann wieder Hexen- und Zaubergeschichten, Feenmährchen, Reisebeschreibungen, Briefe über Länder und Sitten liest, je nachdem es die Mode mit sich bringt; — gerade so, wie man Vasen, Urnen, Meubles, Putz und andre Verzierungen, bald à l'Antique, bald à l'Angloise, oder á la Figaro, Montgolfier etc. verfertigen läßt, — eben darum kann das Bücherlesen gar wohl mit in das Gebiethe des Luxus gezogen werden.

Einen Platz darinen verdient es auch, wenn wir den Aufwand in Anschlag bringen, den es verursacht. Dieser Aufwand muß auf doppelte Art berechnet werden, nicht bloß in Rücksicht der Ausgaben an Gelde, die dazu gehören, sondern auch mit Rücksicht auf den Zeitaufwand, der damit verbunden ist. Schon in Ansehung der Geldausgaben ist das Bücherlesen, das um des Vergnügens und der Mode willen geschieht, ein theures Vergnügen: denn ein geübter Bücherleser kann in einem Jahre eine Menge Bücher weglesen, die er nicht im Stande sein würde, mit seiner jährlichen Einnahme zu bezahlen, wenn er sich alle selbst anschaffen sollte. Nun kann er sich zwar hierinen mit Leihbibliotheken und Lesezirkeln helfen und eine Erleichterung verschaffen; aber oft reizt doch die Neugierde und Leselust zum eignen Ankauf, wenn der Beutel es nur einigermaßen vermag, besonders wenn man es zuweilen auch für eine Ehre hält, ein Buch vor andern gelesen zu haben, so wie man in andern Moden etwas Vorzügliches darinen sucht, sie zuerst mit zu haben. Und gerade die Modeschriften pflegen am theuersten zu sein, sowohl wegen des Splendiden, das man ihnen durch Papier, Druck und Band zu geben sucht, als wenn es Schriften für Jahrhunderte wären, als auch wegen der Liebhaberei, der mit den Kupfern getrieben wird, die oft zum Wesentlichen des Buchs und zur Vollkommenheit des Ganzen gar nicht gehören, sondern nur als Verzierung da stehen, um das Auge zu reitzen.

Noch theurer aber und kostbaren wird das Vergnügen des Bücherlesens, durch den Zeitaufwand, den es erfordert. Berechnet man, was leselustige Leute, die ihre bestimmten Berufsarbeiten haben, über dem Lesen versäumen, und was sie während der Zeit hätten verdienen können: so macht beides, das lucrum cessans und das damnum emergens, das Lesen immer zu einem sehr beträchtlichen Artikel des Luxus.

Die Bedürfnisse des Luxus haben ferner auch das Eigene, daß sie für die verfeinerte oder verwöhnte Sinnlichkeit einen großen Reitz haben, und dem, der sich einmahl an sie gewöhnt hat, unentbehrlich werden. Der Luxus hat etwas Anlockendes und Anziehendes, wodurch er die Gemüther fesselt, und es ihnen schwer macht, den Genuß eines einmahl gewohnten Gegenstandes wieder aufzuopfern. Im Luxus pflegt man immer lieber vorwärts, als rückwärts, zu gehen, und wer erst einen gewissen Grad von Aufwand, Bequemlichkeet oder Verfeinerung in Kleidung, Ameublement, Mahlzeiten und Ergötzungen gewöhnt ist, dem fällt es schwer, sich davon wieder loszumachen und einzuschränken.

Und nicht anders ist es mit dem, der einmahl das Vergnügen des Lesens gekostet und sich an diese Art von Zerstreuung und Zeitvertreib gewöhnt hat. Daher sieht man Bücherleser und Leserinnen, die mit dem Buche in Hand aufstehen und zu Bette gehen, sich damit zu Tische setzen, es neben der Arbeit liegen haben, auf Spaziergängen sich damit tragen, und sich von der einmahl angefangenen Lektüre nicht wieder trennen können, bis sie vollendet haben. Aber kaum ist die letzte Seite eines Buches verschlungen, so sehen sie sich schon wieder gierig um, wo sie ein anderes herbekommen wollen; und wo sie nur irgend etwas auf einer Toilette, auf einem Pulte, oder sonst wo, erblicken, das in ihr Fach gehört, oder für sie lesbar scheinet, da nehmen sie es mit, und verschlingen es mit einer Art von Heißhunger. Kein Tabaksbruder, keine Kaffeeschwester, kein Weintrinker, kein Spielgeist kann so an seine Pfeife, Bouteille, an den Spiel- oder Kaffeetisch, attachirt sein, als manche Lesehungrige an ihre Lesereien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Tirol, und seine Bewohner.

(Beschluß.)

Im italiänischen Tirol bleibt sich die Tracht mehr gleich, und nähert sich den Nachbarn von gleicher Sprache und Sitte. Es ist nur vom Landmann die Rede; der Bürger trägt sich allenthalben gleich, die neueste oder die älteste Mode zeigt sich an seinem Kleiderschnitt, und der Adel bleibt von der Wiege bis zum Grabe ihr getreuer Anbether, ißt lieber Kartoffel um Pariser Frake, als Fleisch und Suppe um schlichten Alltagsrock. Eine Hauptzierde des Tirolers an seinem Anzuge ist die schöne und starke Leinewand, auf diese wird viel verwendet: der Flachs geräth in den meisten Theilen des Landes gut, und die fleißige Hausfrau weiß im Winter alle weiblichen Hände zu beschäftigen, daß die Spinnräder schnurren, und im Sommer das Feingesponnene und Gewebte auf die Bleiche kömmt. Für den Ausländer bereitet man die schönen Manns- und Frauen-Handschuhe, besonders in dem kleinen Städtchen Innichen, wo in dieser Art vortreffliche Arbeit geliefert wird, die auswärts sehr stark gesucht ist.

Tirol hat viele fähige, talentvolle Männer hervorgebracht, die sich Künsten und Wissenschaften widmeten, oft sah es selbst einige seiner rohesten Söhne Wunderdinge des Genies mit leichter Mühe vollbringen. Annich, ein Bauer im Oberlande, beobachtete richtig den Lauf der Gestirne; er verfertigte zwei stäts merkwürdige Globi, und die so berühmte große Karte der Provinz. In der Abtei Fiecht sieht man vortreffliche Schnitzarbeit auf dem dortigen Chore, die Leidensgeschichte Christi, von einem einfältigen armen Manne aus dieser Gegend verfertigt. Die Serviten-Mönche zu Insbruck hatten vor 20 Jahren einen Küchenknecht, der stumm,

und beinahe lahm war, in seiner Ruhezeit sammelte er bei den Schneidern und in Häusern Abschnitze von Seidenfleckchen jeder Farbe, aus diesen wußte er die niedlichsten Blumen jeder Art sehr klein und natürlich, durch Hülfe einer einzige kleinen Scherre, zu verfertigen, und sie in die zierlichsten Bouquets, Kränzchen und Sträuße für Medaillons und Tabatiere zusammen zu setzen, selbst für den Hof nach Wien hatte er Bestellungen.

In der Stadt Hall verfertigt noch wirklich ein gemeiner Salzarbeiter aus Erde mit freier Hand Figuren aller Art und Größe; er kopirt Statuen getreu und genau, und weiß seinen eigenen Erfindungen oft die interessantesten und natürlichsten Stellungen zu geben, ohne je etwas darüber gelesen zu haben: denn er schreibt und liest nicht. Ist die Figur von ihm ausgearbeitet, dann wird sie in dem Ofen gebrannt, und leider dann meistens von einem unerfahrnen Dorfmahler mit Farben überschmiert.

In Schwaz gab es Einen, der aus alten Lumpen die schönsten Berggegenden im Kleinen vorstellte; er thürmte die Felsen, er bog die Hügel um, er zog die Straffen und Bergwege, er setzte Häuser, Kirchen und Dörfer hin, er vergaß Bäche, Steine, Wald und Wiese nicht, und alles dieses mit dem täuschendsten Farbengemische zusammengesetzt, meistens verwendete er das Vollendete zu heiligen Gegenständen aus dem Evangelium. Würde dieser Mensch unter einer erfahrnen Leitung im Auslande nicht der geschickteste Verfertiger der Ponorama unserer Tage geworden sein?

In Braunecken mahlt ein Mann auf Spinnengewebe; er besitzt die Weise, das Gewebe sehr fest zu machen, und erhält in seinem Garten eigene Waldspinnen, die diese luftige Fabrik unterhalten; die größten Blätter sind wie ein Quartblatt. — Steiner, ein Bauer aus dem Dorfe Arams, verfertigte die vortrefflichen, so sehr gesuchten Violinen. An allen diesen Menschen that die Erziehung beinahe nichts, und alles vollbrachte nur das eigene Genie.

Brachte es der gemeine Mann in seiner Berghütte oft zu solcher Vollkommenheit; so sah man aus dem Adel und Bürgerstande noch vortrefflichere, geschicktere Menschen hervortreten. Sperges und Martini, jene Staatsmänner wird Oestreich nie vergessen; Weinhardt und Zallinger bleiben der gelehrten Welt unvergeßlich; Knoller, Unterberger, Schöpf, Altmutter und Zoller der Aeltere, sie werden ewig in ihren Gemählden leben. In Landschaftszeichnungen und sonstigen Kenntnissen darf sich Tirol noch eines Zollers und der drei Pfaundler rühmen, die die Natur fein belauschen, und das Erspähte so trefflich im Kleinen darzustellen wissen. Wien besitzt gegenwärtig aus diesem Lande drei vorzügliche Männer, Hormaier, Eiberg und Roschmann. Viele leuchten noch im Verborgenen, und andere keimen erst auf fürs Vaterland.

Zur Musik hat Tirol sehr viele Talente gezeuget: schon der muntere Alpenhirte weiß angenehme Töne aus seinem Horn zu bringen, und auf leichter Schalmei wird der lustige Ländler unter dem Kämerfenster der flinken Dirne heruntergewirbelt; auf verschiedenen Instrumenten brachten es Manche zur Vollkommenheit. Die meiste Neigung herrscht im Lande zum Gesang; in Kirchenmusiken hört man nicht selten die reinste Stimme eines Mädchens oder Knabens, und den hohen, starken Baß eines Mannes, die in einer Oper vielleicht Bewunderung erregen würden: dazu trugen viel die einst erlaubten Volksspiele bei, zu denen unglaubliche Kosten verwendet wurden.

Diese Spiele, das Schiessen nach der Scheibe, und die Kegelbahn sind des Landvolks liebste Unterhaltungen. Der deutsche Tiroler ist sonst meistens ernst, doch bieder und offen in seinem Betragen; mit Kraft hat ihn die Natur in ihrer Felsenwiege aufgesäugt, und von früher Kindheit schon an alles Rauhe seines Bodens gewöhnt, wird aus ihm der starke Ringer (Robler nach der Landessprache) und der kühne Gemsenschütze: hier meßt er seine Kräfte mit einem gleichen Gegner; der Lohn des Ueberwinders ist eine Hahnenfeder, die er sich auf den Hut

stecken darf: dort setzt er die verwegnen Schritte über schrofe Felsenspitze dem aufgescheuchten Wilde nach. Jagd und Ringen sind das A B C des Krieges, und kriegerisch ist der Tiroler gesinnt; doch mit Unterschied: aller Zwang ist ihm verhaßt, und der Soldat in der Montur mit der Musquete ein empörender Anblick; aber frei, mit eigenem Gewehre, das er so genau kennt, zur Vertheidigung des Vaterlandes verläßt er so gern seine Hütte, und gibt sein Leben willig hin.

Der Bauer ist nach den Prälaten und Herren der dritte Stad des Landes; seine von verschiedenen Fürsten ihm geschenkten Privilegien sind ihm das Theuerste: die alten Zeiten, die Zeiten von Treue und Ehrlichkeit, die werden nebst dem ersteren den Kindern und Enkeln von Vater und Großvater tief eingeprägt, und daher kommt bei ihnen der Abscheu gegen jedes Neue, wenn es auch den besten Nutzen in sich hält.

Die Landleute erreichen hier oft ein hohes Alter; die Kraft ringt beinahe noch im letzten Augenblicke mit dem Tode: das gesunde Wasser und die reine Luft sind die sichern Aerzte für jeden Bergbewohner. Der wälsche Tiroler ist ganz Italiäner, und nur die Feder der Politik vereinigte einst jene Gegenden und ihre Bewohner mit der Grafschaft Tirol. Die Sprache setzt den Völkern ihre Gränzen. v. R.

Fortsetzung des Gespräches einiger Landleute über ökonomische Gegenstände.

Bauer. Es ist eine schöne Sache, wenn wir im Sommer oder Herbst die gute abgespühlte Erde mit unsern Schnellkarren bergan fahren. Da aber die Kothfänge allein nicht hinlänglich, und in vielen Orten keine Teiche vorhanden sind, so werden aus schönen weitschichtigen Feldern jährlich viele tausend Fuder Erde in die Flüße gerissen. Die Armuth ist Ursache, daß viele nützliche Vorkehrungen unterbleiben. Die Unkosten, welche auf das Graben der Teiche erforderlich sind, werden durch den, nach einigen Jahren erfolgenden Gewinn, reichlich ersetzet; allein es gehöret doch immer ein kleines Kapital dazu, besonders da man zu dieser Arbeit auch mit guten, wohl genährten Pferden, und mit mehr Dienstbothen versehen sein soll. Der arme Bauer kann im Winter keinen Haber füttern, was zum Erde-Fahren nothwendig ist; sondern muß froh sein, wenn seine müßig stehende Pferde das Leben erhalten, und hat kaum soviel Dienstbothen, daß er das, was höchst nothwendig ist, verrichten könne.

Pf. Glücklicher Weise gibt es nicht viele so arme Bauern, und ich hoffe, daß es derer mit der Zeit immer weniger geben werde. Der Arme muß im Kleinen anfangen, und die Vollendung des Unternehmens manchmahl seinem Nachfolger überlassen.

Wirth. Es gibt ja Verbesserungen, welche nur eine geringe Mühe, und keine Unkosten erfordern. So ist es zum Beispiel ungeschickt, mühsam und schädlich, wenn man auf den Anhöhen nicht quer, sondern bergauf und bergab pflüget, oder wenn die quer gezogenen Pifange in gerader Linie und durchaus in gleicher Höhe stehen, folglich das Wasser entweder zu schnell, oder gar nicht abläuft. Hierüber hat uns der Herr Amtmann durch Beispiele den besten Unterricht gegeben, und gezeiget, wie man das Wasser ohne Schaden aus den Aeckern leiten soll.

Amtm. Es ist für Menschen und Pferde weit beschwerlicher, wenn man bergauf und bergab pflüget. Es wird auch, besonders wenn der Acker lang ist, auf solche Art viel gute Erde abgespühlet. Wird sie auch nicht ganz aus dem Acker forgerissen, so bildet sie auf dem untern Theil desselben eine kleine Anhöhe; und da das Wasser solchen Falls nicht ablaufen kann, so wird dadurch das Getreid ausgesäuert. Auf schmalen Aeckern kann man freilich nicht quer pflügen; aber man kann manchmahl mit Nachbarn Aecker tauschen und dadurch aus den schmalen Aeckern sogenannte Breiten machen. In Orten, wo die Obrigkeiten diesen Tausch begünsti-

gen, sind schon die Menge solche Tausche zum größten Nutzen des Staats und der Unterthanen geschehen.

Wenn das nicht möglich ist, und folglich bergauf und bergab gepflüget werden muß; soll man doch wenigstens auf einer Seite des Ackers in der Hälfte des Rains, welche ohnehin zum Acker gehöret, einen kleinen Graben machen, und in denselben das Wasser durch schreg laufende Wasserfurchen leiten. Wäre der Rain zu schmal, so sollte man lieber die Hälfte des äußersten Pifangs zu einem solchen Wasserfall aufopfern. Durch diesen geringen und unbedeutenden Verlust wird ein großen Schaden, den das im Acker fortlaufende Wasser verursachen würde, verhütet. Am Ende dieses Grabens ist eine Grube nöthig, in welcher sich die abgespühlte Erde sammelt. Wenn der untere Theil des Ackers durch die abgerisse Erde schon zu hoch geworden ist, so versteht es sich von selbst, daß dieselbe mit Schnellkarren bergan gefahren werden müsse, damit das Wasser nirgend stehen bleibe. Jeder Landwirth soll nach starken Regen sein Ackerfeld besichtigen; und er wird leicht die Plätze bemerken, wo dem stehenden Wasser Abfluß verschaffet, und künftig vorgebeuget werden muß.

Auf Anhöhen ist es immer am Besten quer zu pflügen. Die Arbeit ist nicht so mühsam, und es kann bei einem mäßigen Regen keine Erde abgerissen werden. Ist aber der Regen sehr stark, und das Wasser kann sich in den Furchen nicht mehr halten, so bricht es quer über die Pifange, und der Schaden ist manchmahl größer, als wann bergauf und bergab gepflüget wird.

Das Wasser spühlet nicht nur die Erde ab, sondern reißt manchmahl auch tiefe Löcher im Acker aus. Wenn man tief ackert und folglich auch tiefe Furchen machet, so geschieht dieses Unglück, der vielen Furchen halber, in schmalen Beeten sehr selten. Indessen bringt schon das einen Schaden, daß solchen Falls ein großer Theil des Ackers lange Zeit unter dem Wasser stehe, oder naß bleibe.

Obm. Das habe ich zu meinem großen Schaden erfahren. Da ich es aber seit einiger Zeit so, wie der Herr Amtmann, mache, so sind meine Aecker geborgen.

Wirth. Wenn das Wasser von einem höher liegenden Acker in den untern fällt, so ist es nicht zu vermeiden, daß es in diesem, bei einem starken Regen nicht überfalle und die Pifange durchbreche. Darum muß man zwischen den beiden Aeckern einen Graben ziehen, und das Wasser an die Seiten, und ganz ableiten.

Obm. Dieser Graben ist nützlich und nothwendig, und ein fleißiger Landwirth wird denselben zu machen nicht unterlassen. Desungeachtet weiß man aus Erfahrung, daß das Wasser, wenn auch keines vom obern Acker kömmt, die Pifange bei einem sehr starken Regen durchbreche.

Pf. Wie machen Sie es Herr Amtmann, um diesen Schaden zu verhüten?

Amtm. Ich pflüge quer, aber nicht in gleicher Linie oder Höhe. In der Mitte des Ackers sind die Pifange erhoben, und an beiden Seiten etwas abhängig. Das Wasser bleibt auf solche Art nie in den Pifangen stehen. Da der Abhang der Furchen von der Mitte des Ackers bis zu den beiden Enden gering ist, so lauft es langsam, und ohne die Erde wegzuspühlen, in die an beiden Seiten angebrachten Wasserfälle, und kann der schmalen Beete und vielen Furchen halber, keinen Schaden verursachen.

Diese Wasserfälle müssen etwas tiefer als der Acker liegen, und aus Rasen oder Grasnarbe bestehen, damit sie das ablaufende Wasser nicht ausspühlen kann.

Wenn sie Anfangs nicht die gehörige Tiefe haben, um das aus dem Acker abfließende Wasser aufnehmen zu können; so müssen sie ausgegraben werden. Sie werden sich alsdann, wenn der Abfall nicht zu gäh ist, bald mit einer Grasnarbe bedecken. Wäre er aber gäh, und zu befürchten, daß das Wasser Löcher ausreiße; so muß man den Wasserfall mit abgestochenen, fest aneinander liegenden Rasen belegen. Dieß darf nicht in der Brache ge-

schehen, weil solchen Falls das Vieh die Rasen vertreten oder verwüsten würde. Wenn der Abfall gar zu gäh ist, so hebt, wie ich selbst erfahren habe, das schnell laufende Wasser die eingelegten Rasen weg.

Um das zu verhüten, müssen die Rasen zum Theil von den oberhalb liegenden bedecket werden, beiläufig so, wie die Platten oder Taschen auf den Ziegeldächern liegen. Auf diese Art kann sich das Wasser nicht zwischen den Rasen stemmen, sondern läuft ohne Schaden ab. In den Wäldern und Försten giebt es öde, grasige Plätze, wo der Holzsame nicht mehr keimen kann, und es bringt Nutzen, wenn daselbst der Rasen abgestochen wird.

Nach vielen Jahren kann der Wasserfall durch die sitzenbleibende Erde die gehörige Tiefe verlieren, und muß also neuerdings ausgestochen werden. Wenn das zur Zeit geschieht, da das Getreid schon eine Spanne hoch gewachsen ist, folglich kein oder sehr wenig Wasser in den Furchen läuft, so bedecket sich der ausgegrabene Wasserfall bis zur Aernte mit einer neuen Grasnarbe, und brauchet nicht wieder mit Rasen ausgeleget zu werden.

Manchmahl hat ein Acker in der Mitte oder sonst wo eine Tiefe, aus welcher das Wasser nicht an die Seiten abgeleiten werden kann. Solchen Falls müssen die quer und abhängig gezogenen Pifange da, wo die Tiefe ist, am Meisten erhoben sein, oder höher stehen, damit das Wasser auslaufe. Noch besser ist es, daß man diese Tiefe mit neuer Erde ausfülle. Ist aber die Vertiefung zu groß, und die Ausfüllung zu kostbar, so soll man, bei dieser Tiefe anfangen, einen Graben oder Wasserfall quer durch die Pifange bis zum untersten Theil des Ackers machen, und denselben so, wie ich oben bemerkte, mit Rasen belegen. Werden von beiden Seiten die Pifange etwas abhängig in diesen neuen Wasserfall gezogen, so läuft das Wasser aus diesen sowohl, als aus der bemelden Tiefe ab.

Im Pflügen ist dieser neue Wasserfall nicht hinderlich. Man hebt da den Pflug aus, damit die Grasnarbe nicht untergepflüget werde, und ackert jenseits des Wasserfalles wieder weiter. Es muß aber die Erde, welche bei dem Pflügen im Wasserfalle liegen bleibt, fleißig in den Acker geworfen werden, damit dem Wasserfalle seine gehörige Tiefe bleibe.

Der kleine Strich Erde, welcher zu den Wasserfällen nöthig ist, darf den Landwirth, ihres großen Nutzens wegen, nicht gereuen, besonders da in denselben sehr gutes Gras zu wachsen pflegt. Es ist schwer auf Höheländern oder bergigten Feldern, welche durch vorgängiges schlechtes Pflügen und andere Vernachläßigungen zu Grund gerichtet worden sind, wieder gute Ordnung und Kultur herzustellen. Wenn aber das nicht geschieht, so werden die Tiefen in den Aeckern, und die Beschädigungen immer größer. Gienge die übrige Wirthschaft auch noch so gut, so müßte man zuletzt doch zu Grund gehen, wenn die gute Erde immer vom Wasser abgerissen wird.

Wenn der Acker nicht breit ist, so ist es eben nicht nothwendig, an beiden Seiten Wasserfälle zu haben. Solchen Falls mögen die Pifange an einer Seite am Höchsten stehen, und an der andern etwas abhängig sein, und nur einen Wasserfall haben.

Pf. Ich habe viele ökonomische Schriften gelesen; aber das was ich heut hörte, ist mir ganz neu und wichtig. Viele Schriftsteller empfehlen, daß man nicht bloß nach der Länge, sondern abwechselnd auch quer pflügen soll, um die Erde lockerer zu machen. Dieß wird auf unserm bergigten Boden vermuthlich auch nicht rathsam sein.

Amtm. Keineswegs, die gute Erde würde dadurch zu sehr abgerissen werden. Auch wäre das Ackern auf solche Art gar zu beschwerlich, wenn wir unsere schmalen Pifange beibehalten wollten.

Auf ebenem Lande wäre das kreutzweise Pflügen leichter einzuführen: da aber daselbst meisten Theils moriger oder sandiger Boden ist, welcher ohnehin Lockerheit genug hat, so halte ich diese Veränderung nicht für nützlich, besonders wenn man darum auch die schmalen Beete aufgeben wollte, wodurch das Unkraut mehr vertilget, und der

größern Oberfläche halber, auch die Fruchtbarkeit befördert wird.

Pf. Was halten Sie von unsern Pflügen? Ist diese Gattung der Pflüge die beste?

Amtm. Hier führen sie mich auf einen Gegenstand, wobei ich es für Pflicht halte, meine Unwissenheit zu gestehen. Es wäre lächerlich, und thöricht, wenn wir unsere Pflüge ohne die andern Gattungen gesehen zu haben, für die besten erklärten. In andern Ländern gibt man sich viele Mühe, und verwendet große Unkosten, um neue Ackergeräthe zu erfinden, oder die Englischen einzuführen. Vernünftiger Weise muß man vermuthen, daß sich darunter einige sehr Nützliche befinden. Es gibt nur in Baiern gewiß 20 Gattungen der Pflüge, und sie sind selbst alsdann verschieden, wenn der Boden, die Lage und das Klima gleich sind. Dieß ist ein offenbarer Beweis, daß der gewöhnliche Pflug nicht überall der beste sei. Um über neue Ackergeräthe urtheilen zu können, muß man damit Versuche machen, und wenn wir dieselben aus Mangel der Uebung nicht wohl zu gebrauchen wissen, so folget daraus noch nicht, daß sie nicht taugen.

Neue Unterrichts-Anstalt in England.

Es ist aus öffentlichen Blättern bekannt, daß Lancaster, ein wohlwollender Quäcker, einen Unterrichtsplan entworfen, und zur Ausführung gebracht hat, mittelst dessen arme Kinder für einen unglaublich wohlfeilen Preis im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet werden, und dazu doch nicht mehr als Ein Jahr brauchen. Ein Knabe unterrichtet immer fünf andere, und auf diese Art reicht Ein Lehrer für fünfhundert Knaben hin. Die Kinder mahlen anfänglich mit den Fingern alle Buchstaben, und Zahlen auf Bretter, die mit Sand überstreut sind; und anstatt der Fibeln bedient man sich angenagelter Blätter, worauf Bustaben, Wörter und Zahlen gedruckt sind. Hierdurch wird alles Geld erspart, was in andern Schulen für Papiere, Federn, Dinte und Bücher ausgegeben werden muß. Durch die Eintheilung der Aufsicht werden auch die Ordnung und Aufmersamkeit sehr befördert.

Die Vortheile dieser Methode sind so einleichtend, daß schon vor anderthalb Jahren der König und die ganze königl. Familie nebst vielen Großen ansehnliche Summen zur Unterhaltung der Lancasterischen Anstalt subscribirten; und obschon eine Mistreß Trimmer, aus übelverstandenem Eifer für die herrschende Kirche, den armen Quäcker in den Verdacht brachte, daß er alle Zöglinge zu Quäckern machte, so breitete sich sein System dennoch aus, und man ließ ihn nach verschiedenen Theilen von England und Irland einladen, wo er Schulen angelegt hat. Doch hat ihm nichts so sehr geholfen, als die ehrenvolle Erwähnung seiner Schule im Parlemente.

Herr Whitbread sprach nämlich vor Kurzem von der bessern Einrichtung des Armenwesens in England, und that dar, daß die Beiträge zu den Armenkassen jährlich höher steigen würden, wenn man nicht darauf dächte, die Sitten des Volkes zu verbessern. Er rieth daher, mehr Sorgfalt auf die Erziehung zu verwenden, und führte die gute Erziehung in Schottland zum Belege an. Dort sind Hinrichtungen äußerst selten, da sie hingegen in England äußerst häufig sind. Hier nahm er nun Gelegenheit, von Lancasters vortrefflicher, wohlfeiler, und deßhalb allgemein ausführbarer Unterrichtsmethode zu sprechen; allerdings hatte dieß um so mehr Eingang, da er die königliche Unterstützung als Beweis anführen konnte, daß die Sache gut sei. Von Stunde an wurde es Mode Lancasters Schule (in einer Vorstadt von London) zu besuchen. Sehr glücklich trifft es sich auch, daß der berühmte Schriftsteller Colquhoun in einer Schrift über die englischen Armengesetze Lancasters Plan empfohlen und bewiesen hat, daß man für das ungeheure Geld, welches itzt die Freischulen in England kosten, drei- oder vier Mahle so viel Kinder unterrichten, kleiden und beköstigen könnte. Kurz es steht der Volkserziehung in England eine wichtige Aenderung bevor; und da die itzigen Minister den Anschein anzunehmen suchen, als sein sie mehr als ihre Vorgänger liberal, und für die Wohlfahrt des Volkes eingenommen, so hofft man die glücklichsten Folgen.

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

17. Stück. Freitag, den 24sten April. 1807.

Auf einen Feldbrunnen.

Immer rinnet diese Quelle;
Niemahls plaudert ihre Welle.
Komm, Wanderer, hier zu ruhn!
Komm, lern' an dieser Quelle
Stillschweigend Gutes thun.

Auszüge aus dem Regirungsblatt.

Königliche allerhöchste Verordnungen.

1) Für die Landrichter und Rentbeamte wurde eine ihrer Würde angemessene Amtstracht mit einem blauem Kleide und einer genau beschriebenen Stickerei auf dem stehenden Kragen und Aermelaufschlage bestimmt.

2) Eine ähnliche Vorschrift gilt mit einigen Abänderungen für die Stadtgerichte und bürgerliche Verwaltungsräthe der königlichen baierischen Hauptstädte.

3) Die unmittelbare Aufsicht auf die Zuchthäuser wird überall ausschließlich der administrativen Landesstelle übertragen.

4) In Folge der Auflösung der ehmahligen deutschen Reichs-Konstitution hören die Würden der Kaiserlichen Notarien und Pfalz-Grafen auf. Alle Urkunden und Instrumente, die künftig von ihnen ausgefertiget werden, so wie alle Concessionen die sie nach ihrer ehmahligen Kaiserlichen Vollmacht ertheilen, sind als nichtig anzusehen. Alle Privilegien, welche in unserm Königreiche eine gültige Wirkung haben sollen, müssen künftig einzig bei Se. königl. Majestät durch die einschlägigen Behörden nachgesucht werden.

5) Unterm 31sten März werden sämmtliche königl. Landgerichte und Ortsobrigkeiten angewiesen, die Verordnungen wegen des verbothenen Auswandern und Uebertreten in fremde Kriegsdienste wiederhohlt öffentlich bekannt zu machen.

6) Unterm 4. April erfolgte eine allhöchste Entschließung, daß keinem der königl. Unterhanen ohne königl. Bewilligung in ein ausländisches Kloster zu treten erlaubt sein soll. Vor dem 25. Jahre kann diese Bewilligung gar nicht nachgesucht werden, weswegen dem Gesuch eine legalisirte Abschrift des Taufscheins beiliegen muß. Dem in ein solches Kloster Eingetretenen soll nie mehr als die Zinsen seiner Aussteuer, die in keinem Fall 2000 fl. übersteigen darf, ausgefolgt werden. Das Kapital selbst darf nicht in das Ausland verabfolgt werden, und ist, so lange das Ordens-Individuum lebt, unter gesetzliche Kuratel zu nehmen. Nach seinem Tode geht es an die Intestat-Erben über. Keiner kann jene Erlaubniß erhalten, so lange er noch den Gesetzen der Militärpflichtigkeit unterliegt.

7) Vermöge allhöchster Entschließung vom 4ten April sollen die im Königreich residirenden abgetretenen geistlichen Regenten in ihren künftigen Verhältnissen zu den verschiedenen Zweigen der Staatsgewalt, vorzüglich der Justiz, den mediatisirten

Fürsten; nach der Deklaration vom 19ten März 1807, so weit sie auf sie anwendbar ist, gleich geachtet werden.

8) Unterm 5ten April wird bestimmt: die bei den neuen Organisationen der Städte definitiv ernannten Mitglieder der Stadtgerichte und Verwaltungs = Räthe in den ehemahligen Reichsstädten, und ihre Witwen und Kinder, in so weit jene mit eigentlichen Staasdienern in gleicher Kategorie stehen, sind nach der Dienst = Pragmatik so zu behandeln, daß die hiernach treffenden Pensionen aus den Stadtkammern bezahlt werden. Ueber diejenigen Bediensteten in den ehemahligen Reichsstädten aber, die bei der neuen Organisation nicht wieder definitiv angestellt, sondern in die Quieszenz oder Pensionirung versetzt worden, sollen in jedem Falle einzelne Berichte mit Darstellung der ehemahligen Pensions = Normen und Beifügung eines speziellen Gutachtens zu allerhöchster Entschließung erstattet werden.

Ueber den Luxus unserer Zeiten in Hinsicht der Lektüre.

(Fortsetzung.)

Wenn sich endlich der Luxus hauptsächlich dadurch karakterisirt, daß die meisten Artikel desselben ursprünglich entbehrlich waren, und nur nach und nach zum Bedürfnis geworden sind: so möchten wohl die meisten Artikel der Modelektüre unter gleiche Rubrik gebracht werden können; denn die meisten haben ihr Dasein blos dem herrschenden Geschmacke der Zeit zu verdanken, und sind Ephemeriden, deren Untergang im Reiche der Wissenschaften und der wirklichen Gelehrsamkeit weiter keine Lücke macht.

Es geschieht also wohl dem Bücherlesen, wie es von einem großen Theile der Lesewelt getrieben wird, weiter kein Unrecht, wenn wir es unter die jetzt gangbaren Artikel des Luxus mit rechnen. Damit, daß wir ihm diesen Nahmen beilegen, soll ihm jedoch noch nicht gerade zu ein Verdammungsurtheil gesprochen werden; denn auch der Luxus, besonders ein gewisser Grad desselben, in so fern er eine Folge des vermehrten Wohlstandes ist, ist ja nicht geradezu zu verdammen, sondern wirkt, besonders wenn er mit dem öffentlichen Wohlstande nicht in zu großes Mißverhältniß kömmt, mancherlei Gutes, um deßwillen er gar wohl zu dulden ist, und nicht, ohne das Uebel ärger zu machen, aus der Welt verbannt werden könnte. Und so können wir auch dem leselustigen Genius unsers Zeitalters manches Gute nachrühmen, das ohne ihm nicht da sein würde. Da aber auch manches an ihm zu tadeln ist, so fragt sichs: **Wird jenes von diesem überwogen, oder läßt sich das letzte nicht verbessern und wegschaffen, ohne das Gute mit aufzuheben?**

Unter den verschiedenen Mitteln, die Zeit hinzubringen, sich zu zerstreuen, oder zu unterhalten, ist immer das Bücherlesen edler und der Würde des Menschen angemeßner, als viele andre sogenannte zeitvertreibende oder zeittödtende Beschäftigungen; denn man mache sichs auch so bequem dabei, als man wolle, und denke so wenig, als möglich ist, so muß man doch **Etwas** denken, und so werden also doch die edlern Kräfte des Menschen, die Geisteskräfte, beschäftiget und geübt, und der Einfluß, den diese Uebung auf die Entwickelung und Ausbildung jener Kräfte hat, sei so klein als er wolle, so bleibt er doch nicht ganz ohne Wirkung, sollte es auch blos in dem Maße sein, in welchem man vom Wassertropfen sagt: Gutta cauat lapidem, non vi, sed saepe cadendo — ist gleich ein starker Bücherleser nicht immer auch ein belesener Mann, der von dem, was er gelesen hat, Rede und Antwort geben und Gebrauch davon machen kann, und ist ein großer Bücherleser darum noch vielweniger sein großer Denker: so ist doch immer eher etwas mit ihm anzufangen, als mit dem, der ceteris Paribus nichts liest, und sich um die Geistesprodukte seiner Zeitgenossen so wenig, als um die der Vorzeit bekümmert. Der Lesende hat doch immer einen größern Ideenvorrath, eine verhältnismäßig größere

Fertigkeit, Ideen zu fassen, und man kann sich mit ihm leichter verständigen, als mit dem, der in der litterarischen Welt und unter dem Lesenden Publikum ein völliger Fremdling ist.

Daraus entsteht denn ein zweiter Gewinn, der nicht minder beträchtlich ist, nämlich daß das Gebieth der Wahrheit dadurch erweitert, und manche nützliche und wohlthätige Idee schneller in Umlauf gebracht wird. Sei der Spreu und Spelzen, die der Lesewelt vorgelegt werden, auch noch so viel, so ist doch mit unter auch ein Waizenkörnlein darinnen, das hie und da aufgefaßt wird, und Frucht bringt. Glückt es aber sogar einer guten an nützlichen Ideen reichhaltigen Schrift, in der Lesewelt Aufsehen zu machen, und eine herrschende Lektüre zu werden, so ist es immer ein großer Vortheil, ein leselustiges Publikum schon vorzufinden, als wenn man es erst leselustig machen sollte. Wer einmahl liest, liest denn doch auch ein solches Buch mit, das er vielleicht nicht würde gelesen haben, wenn ihn blos seine Neigung und sein Geschmack hätte bestimmen sollen, und die gewaltige Göttin Mode in der Lesewelt nicht eben so gut wirkte, wie in der galanten Welt.

Zu der Zeit, z. B. da Sophiens Reise nach Sachsen aus einer Hand in die andere gieng, würde dieß Buch wahrscheinlich manchem eine zu langweilige Lektüre gewesen sein, wegen des langsamen Gangs der Geschichte, und der zu vielen, mit unter gedehnten Episoden und Raisonnements; aber da dieß Buch einmahl in der feinen Welt sein Glück gemacht hatte: so las es mancher Ehrenhalber mit, der es sonst vielleicht lieber mit einer lustigen, raschern u. weniger moralisirenden Geschichte vertauscht hätte. Und so würde vielleicht auch jetzt manches gute und nützliche Buch, das einen treflichen Vorrath von Lebensweisheit und fruchtbaren Ideen enthält, und jenem noch vorzuziehen ist, weit weniger gelesen worden sein, wenn unser Publikum nicht so leselustig wäre, und auch der Leser ohne, oder von verdorbenem Geschmack, sich nicht genöthigt sähe, in den einmahl angegebenen Ton mit einzustimmen, und auch zu lesen, was alle Welt jetzt liest, und für lesenswert erklärt. So wird mancher Leser selbst zu unsern großen Schriftstellern, deren Nahmen einmahl in der litterarischen, zum Theil auch in der politischen Welt glänzen, hingezogen, die sonst ungelesen bleiben würden; sicher würde von den Geisteswerken solcher großen Männer durch das Tiefgedachte und Vielumfassende, das darinnen liegt, mancher Leser sich abschrecken lassen; wenn er nicht von Leselust gedrungen und von der Stimme des Publikums aufgerufen, es doch wagte, seine Geisteskräfte einmahl mehr als gewöhnlich anzustrengen, um sich mit ihnen bekannt zu machen, und doch auch sagen zu können: Ich habe sie gelesen. Freilich kann man sich wohl vorstellen, daß man viele fragen könnte, wie dort Philippus der Apostel den reisenden Kämmerer fragte: Verstehest du auch, was du liesest? Aber wenn sie auch nicht alles verstehen, so verstehen sie doch manches, oder werden durch manchen großen auffallenden Gedanken gereitzt, ihn weiter zu verfolgen, sich von andern näher belehren zu lassen, und so sich nach und nach auf eine höhere Stufe von Geisteskultur zu erheben.

Am meisten kömmt uns die Leselust unsrer Zeitgenossen zu statten, wenn wir ihnen Ideen und Wahrheiten mitzutheilen haben, die einer schnellen Verbreitung bedürfen. Da stehen sogleich eine Menge Journale, fliegende Blätter, Volksschriften, selbst Romane und andere Kinder des Leseluxus in Bereitschaft, um sie in diesem und jenem Gewande umherzutragen, öffentlich beschauen, untersuchen, und wenn sie bewährt erfunden worden, nationalisiren zu lassen — welches alles weit langsamer gehen würde, wenn man weniger läse. Auf diese Art sind viele Grundsätze, Facta, Erfindungen, Vorschläge und Wünsche zur Beförderung der Aufklärung, Toleranz, Industrie, zur Vermehrung der Nahrungsquellen, der Künste und Wissenschaften schnell verbreitet worden.

Außerdem hat das Bücherlesen, als Vergnügens- und Zerstreuungsmittel betrachtet, auch das Gute

an sich, daß man, um es zu genießen, nicht außer seinem Hause zu sein braucht, sondern vielmehr zu Hause gehalten wird. Die meisten Ergötzungen und Zerstreuungen sucht der Mensch außer seinem Hause, und der Gelegenheiten und Reitzungen, außer seinem Hause zu sein, sind bei dem jetzigen Hange nach Vergnügen und Zerstreuung so viele, daß es wirklich einen nachtheiligen Einfluß auf häußlichen Wohlstand und häusliche Glückseligkeit hat. So wenig man auch verlangen kann, daß der Mensch sich in seinen vier Mauern verschließe, und in seinem Hause wie in einem Kloster lebe, ohne an dem, was außer demselben vorgeht, Antheil zu nehmen: so sehr ist doch unsern Mitbürgern und Mitbürgerinnen ein wenig mehr Häusliches zu wünschen, und wenn gleich die blos persönliche oder körperliche Gegenwart nicht hinlänglich ist, sondern auch Anwesenheit des Geistes erfordert wird: so thut sie doch etwas, so hört und sieht man doch manches, was man außer dem Hause nicht sehen und hören würde, und schon die Möglichkeit des Sehens und Hörens giebt den Hausgenossen doch nicht ganz freies Spiel, und erhält sie in einiger Furcht. Ein Vergnügen, daß der Mensch, der einmahl in häuslicher Verbindung lebt, in seinem Hause genießen kann, ist also doch immer unschädlicher, als so manche andere Lustbarthien, die der Luxus und die Zerstreuungssucht unsers Zeitalters hervorgebracht hat, und dadurch das außerhäusliche Leben befördert.

Sehen wir endlich auf den merkantilischen Nutzen, den das Lesen erzeugt, so hat es auch in dieser Rücksicht auf Industrie und Kunstfleiß einen beträchtlichen Einfluß. Wollen wir auch das Büchermachen abrechnen, und die Kräfte nicht in Anschlag bringen, die dadurch bei den Schriftstellern in Bewegung gesetzt und in Uebung erhalten werden: so beschäftigt doch schon der Bücherdruck, der Buchhandel, das Buchbinden, die Verfertigung der Kupfer, nebst dem Schriftgießen und Papiermachen, eine Menge Köpfe und Hände, so, daß der Staat einen wichtigen Zweig der Industrie verlieren würde, wenn das Bücherlesen auf einmahl aufhörte. Man hat deswegen die neuen Edikte in den preußischen Landen, durch welche der Verlag, Verkauf und Gebrauch vieler Schriften eingeschränkt wurde, auch als nachtheilig für die merkantilischen Verhältniße des Staats vorgestellt, und dem Lande einen ansehnlichen Verlust angekündigt, der aus der Verminderung des Buchhandels und des Bücherdrucks entstehen würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bücher-Autodafe in Tirol, aus einem Schreiben aus Innsbruck zu Ende des Jahres 1806:

„Vor einigen Wochen ward hier, zum letzenmahle ein Auto da fe einer merkwürdigen Art vollzogen. Noch bestand eine Censur-Commission, die, der Wiener untergeordnet, in demselben Geiste und nach denselben Vorschriften verfuhr. Ihre Gewalt erstreckte sich nicht nur auf Verhinderung der Einfuhr der in dem sehr ansehnlichen Verzeichnisse enthaltenen verbothenen Bücher, sondern sie war auch bevollmächtigt, jene überall und auf alle Art zu vertilgen, wo sie ihrer habhaft werden konnte. Seit der Regirungsveränderung hatte die Kommission eine weise Zurückgezogenheit beobachtet, und war dadurch der Aufmerksamkeit entgangen. Ein Todesfall both die verführerische Gelegenheit zur Ausübung der alten Gewalt dar, der die Kommission nicht widerstehen konnte. Es fanden sich die Oeuvres de Montesquieu unter der Verlassenschaft, man bemächtigte sich ihrer, und sämmtliche Oeuvres de Montesquieu wurden nach alter Sitte verbrannt. Der Sachwalter der Erbschafts-Masse brachte die Sache zur öffentlichen Sprache. Die baierische Regirung nahm mit eben so viel Unwillen als Erstaunen den Greuel wahr, den man unter dem Schutze ihrer humanen Gesetze auszuüben gewagt hatte. Die Censur-Commission ward völlig aufgelöset, und nunmehr hat das lieberale baierische Censur-Edikt auch für Tirol gesetzliche Kraft erhalten.“

Authentischer Bericht über die neuen Sektirer im Kanton Bern.

Nicht ohne anscheinenden Grund hat man in und ausser dem Kanton über das Stillschweigen, welches wir in Ansehung des eben so traurigen als schaudervollen Auftritts zu Rapperswyl, Amts Arberg, beobachtet haben, Verwunderung bezeugt; allein die Schilderungen desselben sind in fremden Blättern zum Theil so unvollständig geschehen, und sie mußten bis nach Vollendung der dießörtigen Prozedur also ausfallen, daß wir uns nicht den nämlichen Fehlern aussetzen, sondern von höherer Behörde bestimmte Data erwarten wollten, um eine richtige Ansicht der Sache zu liefern. So viel zu unserer Entschuldigung.

Bereits seit mehreren Jahren war die Kirchgemeinde Rapperswyl und die umliegende Gegend verschiedenartigen schädlichen Sekten Preis gegeben, und die Regierung mehrere Mahle im Fall, Maßregeln dagegen zu ergreiffen. Unter die jüngsten sind diejenigen des sogenannten Barts, eines Liechti von Biglen, und des vergeldstageten Ulrich Körpers von Niederbipp zu zählen. Dieser letztere stiftete ganz besonders viel Untheil durch seine schwärmerische fanatische Religions-Begriffe, und seine ausgelassene Sitten. Er schlug im Jahr 1806 sein Quartier in des sogenannten Sami Hans Marti Haus in Rapperswyl auf, brachte seine Grundsätze den Hausgenossen und andern Gemeinds-Angehörigen, vorzüglich aber des Martis Weib, bei, und trieb sein Wesen damahls so arg, daß er fort und in seine Heimath gewiesen werden mußte, um allda eingegränzt zu werden. Doch konnte er die Verbreitung seiner einzig auf die heilige Schrift sich gründen sollenden Lehre, welche sich aber zu einer eigentlichen Irrlehre qualifizirt, nicht lassen, sondern er ließ sie noch in mehreren Gegenden des Ober-Amts Fraubrunnen hören, bis daß eine ausgestandene körperliche Züchtigung ihn zum Gehorsam in Ansehung des Gemeinds-Arrestes, doch aber nicht dahin vermochte, seinem Lehramt zu entsagen, indem er fortdaurend seinen mit Geschenken zu ihm wallfahrenden Gläubigen, meistens weiblichen Geschlechts, seine Grundsätze beibrachte. So kam er auch im verflossenen Jahr als ein Pilger zu dem Alt-Chorrichter Oeschi zu Mattstetten, einem sonst braven und vernünftigen Mann, blieb einige Zeit auf Besuch bei ihm, und fand Mittel aus demselben einen eifrigen, vielen Anhang habenden, Schüler zu bilden.

Gleich wie Körper, wurde dieser von dem angeblichen Geiste durchdrungen, erzählte viel von unmittelbaren Offenbarungen, die ihm Gott gethan habe, machte auf die Gottlosigkeit in der Welt aufmerksam, und wollte sowohl deshalb, als aus der heiligen Schrift, Matth. am 24sten, und aus Jungs Schriften, auf das baldige Ende der Welt schliessen. Mit solchen, auf das neue Testament sich gründen wollenden Lehrsätzen, trat er Sonntags den 22. Hornung 1807 in des vorbemeldten Sami Hans Marti Haus als Lehrer auf; der Zusammenlauf war groß, und so wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, wurden die Lehren des Oeschi zum Theil misverstanden, und zum Theil mit Hinzuthun wieder erzählt. So läßt es sich erklären, daß in den folgenden Tagen in Abwesenheit des Oeschi, durch das eifrige Mitwirken des schwärmerischen Weibes Marti, die Sage verbreitet wurde: „Es sei die höchste Zeit um sich zu bekehren, und ein neuer Mensch „zu werden, denn es werde ein Wunder und einen Knall aus Italien geben u. d. gl.“ Solche Reden bewogen dann den Gerichtsäß Baumgartner und seine Frau zu Bittwyl, so wie am Freitag den 27. Hornung und folgende Tage, dessen 5 Mädchen, in die Versammlungen von Rapperswyl zu gehen. Bei ihrer Ankunft mußten sie auf Geheiß des Weibes Marti einen Spruch aus der heiligen Schrift thun, und sogleich wurde vorgeblich ihr von einem schlechten Lebwesen betrübtes Herz um vieles erleichtert, sie beweinten ihre Sünden, und wollten, nach ihrer Sprache den alten Menschen ablegen. Von diesem Tag an hatten gleichsam ununterbrochene Versammlungen Statt, und sie wurden durch An-

hänger sowohl als durch Neugierige bis am Mondtag den 2ten März ungemein zahlreich, indem die an diesem Tag ausgesendeten Bothen zur Hochzeit des himmlischen Bräutigams einluden, und sich sogar als Abgesandte Gottes ausgaben; diesen schwachen fanatisierten Leuten hatte nämlich das Weib Marti glaubwürdig gemacht, daß das Geschrei der Elisabeth Baumgartner und ein ähnliches der Elisabeth Baumgartner gebohrne Gigi, vor dem Haus, die Stimme Gottes sei, und daß demnach das Ende der Welt herannahe; ja sie giengen so weit, zu bestimmen: daß am folgenden Tag die Sonne zum letzten Mahle scheinen werde u. dgl.

Indessen wurde die Aufmerksamkeit der Orts-Pfarrer und Vorgesetzten rege, und sie verfügten sich am Mondtag Abends in des Sami Hans Marti Haus, um die Versammlung aufzuheben; sie fanden keinen Widerstand, wohl aber eine große Verwirrung und religiöse Exaltation; besonders schienen ihnen die Mädchen Baumgartner angegriffen, so daß der Entschluß gefaßt wurde, dieselben ihrem ganz nahe wohnenden Großvater, dem alt Statthalter Marti zur Verwahrung zu übergeben. — Gegen 11 Uhr Nachts gieng alles auseinander, und man glaubte die Ruhe wieder hergestellt; allein die Anna Baumgartner faßte den unglücklichen Gedanken, einige Nachbarn in ihres Großvaters Haus zu rufen; sie kamen und setzten alle auf ihr Geheiß an denselben, um ihn zu dem vorgeblich einzig wahren Glauben zu bringen, und demselben dadurch noch mehr Kredit zu verschaffen; dem ehrwürdigen Greis aber gefiel die Lehre gar nicht, besonders nicht die Unterlassung des Gebets, Kirchen-Gehens und der Feier des Abendmahls, welche diese Sektierer ganz besonders auszeichnet; er wollte lieber dem Glauben seiner Väter getreu bleiben, und beweinte die Abweichungen von denselben, deren sich sein eigener Sohn, und sein Tochtermann sammt seiner Familie schuldig machten. — Indessen drangen sie so sehr in ihn, daß er wahrscheinlich, um ihrer los zu werden, zuletzt nachzugeben schien, und der ihm gethanen Zumuthung gemäß ja sagte, und den Spruch that: „Gott allein die Ehre.“ Daran wollten sich aber die Anwesenden nicht begnügen; denn es schien ihnen, daß des Marti Zusage ihm nicht von Herzen gehe; es zog sich hierauf sein Kinds — Kind Anna Baumgartner bei vorgeblichen Gefühl eines innern Triebs, ganz nackt aus, sie forderte die Anwesenden auf, ihr vor das Haus zu folgen; es geschahe aus dem Grunde, daß man ein Wunder erwartete, und der Stimme der Anna, gleich als wäre sie Gottes-Stimme, unbedingte Folge leistete. — Wenige Schritte vor dem Hause auf einer Wiese, faßte sie ihren Großvater um den Hals, zog ihn vermuthlich zu Boden, sagte zu ihm, er solle die Sterne sehen, er komme zu seiner (längst verstorbenen) Frau, antwortete demselben auf seine dringende Bitte: „daß man ihm wenigstens ein warmes Leiblein (Weste) anziehen lassen sollte;“ — „der Teufel gebe ihm dies ein,“ brachte ihm mit den Nägeln der Finger mehrere blutende Haut-Verletzungen im Gesichte bei, und befahl, ihren unglücklichen Großvater bei den Haaren fassend, allen Umstehenden, ihn fest zu halten. — Dieser Befehl wurde von des Marti Sohn, Tochtermann und Kinds-Kindern Baumgartner und andern mehr, blindlings befolget; alle hielten ihn und saßen auf ihm, bis sein Tod durch einen wahrscheinlich eingetretenen Steckfluß nach einer Mißhandlung von etwa einer halben Stunde erfolgte. Diese abscheuliche Scene endete sich durch das Bespeien des Leichnams des Umgebrachten, und durch einen Freuden-Gesang der im Kreis um denselben versammelten Verwandten und Nachbaren. — Die eigentliche Ursache dieses Auftritts ist nicht sowohl dem Wahnsinne, als dem Fanatismus und der schwärmerischen Ueberzeugung der Thäter, daß ohne ihrem Glauben ergeben zu sein, keine Seligkeit möglich sei, beizumessen. Wenigstens scheint prozedürlich weder Interesse noch Rache im Spiel zu sein, auch nicht starke Getränke die Verwirrung der Familie Baumgartner, welche durch verschiedene Umstände besonders nach begangener That zugenommen, bald aber aufgehört hat, veranlasset zu haben. —

Die von daher in Bern vollführte, jeden denkenden Menschen höchst betrübende Criminal-Prozedur wird nächstens beurtheilt werden, und Anlaß geben, dem Volke, welches sich so leicht durch Wunder erzählende, meistens intereßirte und wollüstige Irrlehrer, und falsche Propheten einführen läßt, eine kräftige auf diese Thatsache sich gründende Warnung beizubringen. —

Bern, den 9ten April 1807.

Ueber die physiologisch-anatomisch-keraplastischen (in Wachs en bas-relief gearbeiteten) Abbildungen des menschlichen Körpers rc. rc. Tübingen bei Wilh. Fr. Haselmeier.

Diese mit einem ungewöhnlichen Fleiße und mit einer seltenen Beharrlichkeit ausgeführten Kunstarbeiten, über die das Ausland schon bei verschiedenen Gelegenheiten ein sehr günstiges Urtheil fällte, und von denen auch, vor nicht gar langer Zeit, eine sehr vortheilhafte Beurtheilung von einem Arzte und Kenner im Reichs-Anzeiger (Nro. 194. Jul. 1806) erschien, verdienen ihres nützlichen Zweckes wegen auch in unsern Gegenden zu einer allgemeinen Kenntniß gebracht zu werden, und daher aus diesem eben angeführten Aufsatze, im Wesentlichen, folgenden Auszug.

„Durch eine schon frühere, sehr scharfsinnig beurtheilende, Anzeige dieser Kunstarbeiten (heißt es hier) im Freimüthigen Nro. 11. Jan. 1806. aufmerksam gemacht, und begierig, eine so schwierige Aufgabe — Abbildungen der Art mit der nothwendig erforderlichen Präzision im Kleinen ausgeführt zu sehen, die ich in Italien, in Florenz, Pavia und Bologna, und auch in Wien, in Lebensgröße und kolorirt, gesehen hatte, ließ ich mir bei meiner Durch-Reise in Tübingen von Haselmaier ein vollständiges Exempar aller 28 Tafeln vorzeigen, und freute mich, daß ein deutscher Mann, (und so viel ich weiß, bis jetzt der einzige) es unternommen hatte, eine so nützliche und zweckmäßige Erfindung durch Abbildungen im Kleinen, und zu beträchtlich wohlfeileren Preisen — auch in seinem Vaterlande allgemeiner zu machen. rc.“

„Zuerst muß ich bemerken, daß der Anblick dieser Kunstarbeiten denjenigen, der noch nichts Aehnliches sah, und selbst den Kenner, durch die Wahrheit, Schönheit und Präzision, womit alles, selbst bis in die kleinsten Theile, gearbeitet ist, ausserordentlich überrasche. Jede Tafel biethet Stellen dar, die nicht schwieriger auszuführen hätten sein können; und wenn man diese ganze Gallerie zugleich beisammen sieht, so erblickt man mit Bewunderung, was deutscher Kunstfleiß, deutsche Ausdauer und Beharrlichkeit zu leisten vermögen. Jeder wird sich davon leicht selbst überzeugen können, der Lust haben sollte, sich auch nur eine einzige Tafel zu verschreiben.“

„Ich übergehe die vielseitigen Zwecke dieser Kunstarbeiten. Ausserdem, daß sie eine angenehme Stelle in einer Kunst und Naturalien Sammlung manches Fürsten oder eines reichen Privatmannes ausfüllen würden (denn warum sollte man nicht mit eben dem Interesse, als man z. B. die verschiedenartigsten Mineralien, rc. sammelt, um die manchfaltigen Producte der Natur kennen zu lernen, sich von dem wundervollen Baue des menschlichen Körpers zu unterrichten suchen?) ausserdem, setzt der warme Beurtheiler hinzu, scheint es mir, daß es von großer Wichtigkeit und den segensreichsten Folgen sein würde, wenn es möglich wäre, selbst in Mittel- und Bürgerschulen die gebildete Jugend nach solchen Abbildungen in physiologischer und anatomischer Hinsicht einigermassen zu unterrichten. Wer weiß es nicht, wie vortheilhaft dergleichen Abbildungen, verbunden mit einem zweckmäßigen Unterichte, auf das jugendliche Herz wirken müßten, wenn der oft auf Lebenszeit haftende Eindruck von dem schönen erhabenen Baue des menschlichen Körpers, und der über alles wunderbaren Struktur dieser Maschine, Jünglinge einst eher von Ausschweifungen zurückhält, und ihnen die Sorge für den höchsten Schatz des Menschen, für ihre Gesundheit, zur wichtigsten Angelegenheit macht! rc.“

„Nun folgt die nähere Beurtheilung einer jeden Tafel mit den beigefügten Preisen. Sie wurden nach Albinn, Scarpa, Hunter, Authenrith, Sömmering, Loder, Walther u. a. berühmten Anatomen und Physiologen vollendet. Die erste Abtheilung enthält: die Muskeln des menschlichen Körpers. Die zweite Abtheilung die Sinneswerkzeuge. Die dritte Abtheilung das Gehirn, die Pulsadern des Gesichts und die Blutgefässe des Arms. Die vierte Abtheilung enthält die Anatomie des weiblichen Körpers. Den Beschluß machen 2 Tafeln von den Eingeweiden in ihrer natürlichen Lage und Verbindung."

Statistische Uebersicht

der Staaten des Rheinischen Bundes, im März 1807.

	Flächeninhalt in Quadrat-Meilen.	Volksmenge.	Kriegsmacht. (Nach dem wirklichen Stande.)	Einkünfte in Rheinischen Gulden.
Königreich Baiern	1760	3,250,000	50,000	21,000,000
— — Würtemberg	357	1,155,000	20,000	8,000,000
— — Sachsen	710	2,105,000	30,000	15,000,000
Großherzogthum Baden	268	806,500	10,000	6,000,000
— — — Berg	190	620,000	6,000	4,000,000
— — — Hessen	196	486,000	10,000	3,000,000
Fürst Primas	47	174,000	1,000	1,200,000
Herzogthum Nassau	100	270,000	2,000	2,000,000
— — Ahremberg	38½	45,000	400	300,000
Fürstenthum Salm	20	30,000	324	200,000
— — Isenburg	15	35,000	300	150,000
— — Hohenzollern	22	44,000	300	250,000
— — Lichtenstein	3	4,000	40	45,000
— — Leyen	2½	5,000	29	50,000
Großherzogthum Würzburg	100	250,000	3,000	2,200,000
Herzogthum Sachsen-Weimar	37	109,000	1,000	1,000,000
— — Sachsen-Gotha	54	180,000	1,200	1,300,000
— — Sachsen-Meinungen	14	34,000	300	300,000
— — Sachsen-Hildburghausen	11	33,000	200	150,000
— — Sachsen-Koburg	19	59,000	500	300,000
Gesammtsumme aller Rheinischen Bundesstaaten:	3964	9,694,500	136,593	66,445,000

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

19. Stück. Freitag, den 8ten Mai. 1807.

Die meisten Sterblichen, vom Jüngling bis zum Alten,
Erlernen Weisheit spät in Schulen eigner Qual. Uz.

Auszüge aus dem Regirungsblatt.

Königliche allerhöchste Verordnungen.

1) Für das gesammte Postpersonale wurde eine eigene Uniform bestimmt. Diese besteht in einem hellblauen Rocke, Kragen und Aufschlägen von schwarzen Samt, und silberner Stickerei nach den verschiedenen Graden des Personals.

2) Bei dem Pfarrbesetzungs-Konkurse sollen die einschlägigen Schulkommissärs beigezogen werden; Theils um die künftigen Pfarrer als Volkslehrer und Schulvorstände dadurch näher kennen zu lernen; Theils um die pädagogischen Kenntnisse und Verdienste derselben bei dieser Gelegenheit besonders und mit Rücksicht auf ihre Beförderung würdigen zu können.

3) Die Erbsmasse des verstorbenen Pfarrers genießt noch ein volles Monath von 30 Tagen nach seinem Tode die Pfarrfrüchte. Vom Verlauf des Sterbemonathes bis zur Fertigung des Präsentations-Instrumentes fallen die Interkalar-Früchte der Pfarrkirche zu.

Provinzial-Verordnungen.

1) In Tirol wird zur Beförderung der Schutz-Pocken-Impfung verordnet, daß sich nur die zu diesem Geschäfte von den Kreisphysikern besonders geprüften und bestätigten Aerzte, Wundärzte und Priester mit der Prüfung befassen dürfen. Kinder unter einem Alter von vier Monathen sollen nicht geimpft werden. Vorzüglich soll auf die Aechtheit des Impfstoffes gesehen, und alle 6 Monathe eine Tabelle über die Geimpften an das einschlägige Landgericht eingeschickt werden.

2) In der Provinz Bamberg wurde die zur Behandlung der Konsistorial-Rechtssachen angeordnete Kommission aufgelöset. Die eigentlichen Ehesachen gehen an das bischöfliche Vikariat, die damit verbundenen Rechtssachen aber an die betreffende Civil-Behörde über.

3) Für die Provinz Baiern werden sowohl für die mittleren als kleineren Städte und Märkte zur Beischaffung der Feuerlösch-Requisiten bestimmte Vorschriften ertheilt.

Bitte an Menschlichkeit und Vernunft für Unglückliche inner dem Gebirge.

Ἐσώπησα, μὴ καὶ ἀεὶ σιωπήσομαι καὶ ἀνέξομαι; ὡς ἡ τίκτουσα ἐκαρτέρησα.

Wenn ich, wie jüngst ein Pastor in der Nähe von Berlin, für eine arme Wöchnerinn eine Bitte um Geld vorzubringen hätte; so bin ich meiner Sache gewiß: ich würde so gut, wie der Pastor, unterstützt werden. Ob ich aber mit meiner gegenwärtigen Bitte eben so glücklich sein werde, wird sich bald zeigen.

Es ist eine aus dem Judenthume *) sich herschreibende Sitte, daß die Wöchnerinnen nach ihrer

*) Levitic. cap. 12.

Niederkunft, wie man in der Kirchensprache zu reden pflegt, hervorgesegnet werden. Die Kindsmutter stellt sich nämlich mit ihrem Säugling in 14 Tagen an der Kirchthüre ein. Der Seelsorger, oder sein Gehülfe empfängt sie dort, und spricht in lateinischer Sprache den 23sten Psalm: Domini est terra etc. Hierauf führt er sie zu einem Seitenaltare, sagt dort wieder eine lateinische Formel über sie, und entläßt sie.

Diese Anstalt hat gewiß ihre gute Seite. Fürs erste wagt es keine Wöchnerinn, an ihre oft schweren Haus- und Feldarbeiten zu gehen, ehe sie hervorgesegnet ist. Daß sie aber ohne diese Hervorsegnung, zum Schaden ihrer und des Kindes Gesundheit, oft viel zu frühe sich wieder der schwersten Arbeit widmen würden, kann man daraus sehen, weil die Armen und Arbeitsamsten vielfältig vor der gewöhnlichen Zeit hervorgesegnet zu werden verlangen; welches ihnen aber ein kluger Seelsorger so leicht nicht zu gestatten pflegt.

Fürs zweite ist es kein Zweifel, daß die Wöchnerinn, die nun endlich nach mehreren Wochen wieder das erste Mahl in das Haus Gottes kömmt, mit der besten Empfänglichkeit für religiöse Gesinnungen erscheine. Sie hat vielleicht eine schwere Krankheit, sie hat unsägliche Leiden ausgestanden; sie ist wunderbar gerettet worden. Oder sie hat eine ungewöhnlich leichte Geburt gehabt; sie ist das erste Mahl entbunden worden; sie hat zu ihrer und des Mannes größten Freude einen Sohn zur Welt gebracht. Tausend Ursachen, welche in diesen Umständen ihr ohnehin weiches Herz zur Andacht stimmen. Aber von Seite des Seelsorgers ist sie in dieser so günstigen, so ganz seinem Zuspruche offenen Situation ganz sich selbst überlassen. Er spricht kein deutsches Wort mit ihr: er empfängt und entläßt sie in einer ihr ganz unverständlichen Sprache. Ist es nicht Schade, daß eine so schöne Gelegenheit ganz unbenützt vorbei gelassen wird? Daß etwas, und im Grunde doch wieder nichts gethan wird? Natio gratis anhelans!

Unmaßgeblich könnte die Handlung für Mutter und Kind und das Volk beiläufig so nützlicher werden:

Die Wöchnerinn wartet an der Kirchthüre. Der Seelsorger erscheint, und sagt in deutscher Sprache: „Unsere Hülfe ist der Herr, der Himmel und Erde erschaffen hat." **Hierauf reicht er ihr die Stole hin, und spricht:** „Geh ein in den Tempel des Herrn, und danke dem Allmächtigen, der dich mit Fruchtbarkeit gesegnet hat." **Sie steht auf, und folgt ihm.**

Der Priester führt sie zum Altare, und spricht im Gehen mit lauter Stimme den 12ten Psalm.

„Selig sind diejenigen, die den Herrn fürchten,
„Und auf seinen Wegen wandeln. —

„Ernähre dich mit deiner Arbeit!
„Du wirst dich wohl dabei befinden. —

„Dein Weib gleich einem traubenreichen Weinstock,
„Der an der Seite deines Hauses steht. —

„Deine Kinder sind wie frische Oehlbaums-Zweige,
„Sie breiten sich um deinen Tisch. —

„Seht! So wird der Mann gesegnet,
„Der den Ewigen verehret. —

„Der Herr segne dich von Zion herab,
„Daß du Jerusalem glücklich sehest
„Dein ganzes Leben lang;
„Daß du sehest die Kinder deiner Kinder,
„Heil über Israel."

An den Stufen des Altars kniet die Wöchnerinn nieder. Der Priester steigt über dieselben herab, und wendet sich zu ihr:

„Andächtige, christliche Mutter!"

„Gott hat dich mit einem Kinde gesegnet, auf „daß du dasselbe zu seiner Ehre, und zu deinem „und seinem Seelenheil christlich erziehen sollest. „Schwer sind die Pflichten einer Mutter, groß ist „die Verantwortung derselben; aber setze dein Vertrauen auf den Herrn, der Himmel und Erde erschaffen hat. Sei also diesem Kinde eine gute,

„sorgfältige Mutter: der Herr hat dir es anver„traut; der Herr wird einst dafür Rechenschaft von „dir verlangen.“

Hierauf wendet sich der Priester mit seinen Blicken und mit seiner Stimme an das Volk:

„Andächtige, ist Christo dem Herrn!“

„Da dieses Kind, mit welchem diese gegenwär„tige Mutter gesegnet worden ist, unser Bruder „(oder unsere Schwester) in Christo Jesu ist, wo„durch unsere Gesellschaft hier auf Erden, und „einst, wie wir hoffen, unsere Anzahl im Himmel „vermehret wird; so lasset uns Gott, den Allmäch„tigen bitten, daß er es mit der Fülle seiner Gna„den überströhme, daß er es groß werden, und „zunehmen lasse an Alter und Weisheit vor Gott „und den Menschen. Der Herr stärke also diese „Mutter, daß sie bei Tag und Nacht alle Be„schwerlichkeiten für dasselbe mit christlicher Ge„duld, und mit zärtlicher Liebe übertrage, einge„denk, daß auch sie einst, als ein Säugling, diese „Wohlthaten genossen hat. Der Herr mäßige aber „auch ihre mütterlichen Triebe, daß sie einst nicht „blind oder gar zu nachsichtig bei den Fehltritten „dieses Kindes werde; sondern daß sie, als eine „wahre, christliche Mutter, der Seele und dem „Leibe nach, für das Wohl desselben wache; daß „sie demselben auf dem Wege zum ewigen Leben „mit allen Tugenden vorleuchte, und daß sie klug „und sinnreich sei, dasselbige vor dem Verderben „zu bewahren.“ *)

Hierauf wendet sich der Priester zum Altare, knieet nieder, und spricht mit lauter Stimme:

„Allmächtiger, ewiger Gott! der du durch die „Geburt unsers Herrn und Heilandes, Jesus, die „Schmerzen der Gebährenden in Freude verwandelt „hast, sieh gnädig herab auf diese deine Dienerinn, „die sich heute fröhlich und danksagend zu deinem „Altare begeben hat. Erhöre ihre und unsere Bit„ten, daß sie würdig werde, nach den Gefahren „dieses Lebens zu den Freuden der ewigen Glückse„ligkeit mit diesem ihrem Kinde zu gelangen. „Amen!“

Der Priester steht auf, segnet sie, und entfernet sich schweigend.

(Der Beschluß folgt.)

*) Es versteht sich von selbst, daß, wenn das Kind gestorben ist, eine andere Formel substituirt werden muß.

Ueber den Luxus unserer Zeiten in Hinsicht der Lektüre.

(Fortsetzung.)

Man erinnere sich hier an die bisher gleichsam auf den Dächern gepredigten und auf Gassen und Strassen ausgerufenen Wahrheiten von Religion, Gottesverehrung, Freiheit, Gleichheit, Menschenrechten, die so manchen Kopf erhitzt, und so manchen Verstand geblendet haben. Lag nicht bei den meisten Raisonnements hierüber Wahrheit zum Grunde, und war nicht manches sogar gut, deutlich und richtig gesagt: und doch wurden so viele Mißdeutungen, Inkonsequenzen und Deraisonnements dadurch erzeugt; indem die meisten Köpfe der Lesenden und Hörenden zu wenig Denker waren, als daß sie sich jeden Begriff mit den dazu gehörigen Bestimmungen, und jeden Gegenstand mit allen seinen Seiten hätten denken können. Gerade dieß, und dieß ohnstreitig am meisten, hat der wahren Aufklärung so viele Gegner zugezogen, und sie in den Verdacht gebracht, als ob sie es wäre, die die Köpfe und Herzen der Menschen schwindelnd machte, und zu Ausgelassenheiten verleitete, und der herrschende Unglaube sowohl, als der Freiheitstaumel unsrer Zeiten bloß daher sein Dasein erhalten hätte.

Freilich, wer das Aufklärung nennen wollte, wenn der Mensch eine oder etliche Wahrheiten aufgehascht hat, ohne ihre Verbindung mit andern Wahrheiten, und die daraus entstehenden nähern

Bestimmungen und Einschränkungen zu kennen, ohne die Vorder- und Folgesätze übersehen zu kennen, so verdiente die Aufklärung die Vorwürfe mit Recht, die man ihr gemacht hat, und die Maßregeln, die man zu ihrer Unterdrückung nimmt, wären wohlthätig und weise. Aber kann das wohl Aufklärung heißen, wenn z. B. jemand die Wahrheit erblickt hat: Es ist keine Religion ohne Aberglauben, und nicht versteht, daß dieß etwas ganz anders heiße, als der Satz: Alle Religion ist Aberglaube. Oder wenn jemand liest, das Dasein Gottes lasse sich nicht mathematisch beweisen, und dies für eben so viel hält, als ließe sich das Dasein Gottes gar nicht überzeugend beweisen; oder wenn jemand hört: Von Natur sind alle Menschen frei und gleich, und daraus schließt: Also ist alle Einschränkung, Subordination und Ungleichheit des Standes und der Güter, eine Verletzung der ursprünglichen Menschenrechte, und eine Versündigung an der Würde der Menschennatur. Ist das wohl Aufklärung? Wahrheit liegt freilich in jenen Sätzen, aber Eine Wahrheit klärt den Menschen nicht auf, so wenig, als Ein Sonnenstrahl Tag macht, oder ein Lichtstrahl ein ganzes Zimmer erleuchtet. Wirkliche Aufklärung ist nur da, wo man die Wahrheit nicht isolirt, sondern im Zusammenhange mit andern Wahrheiten, nicht einseitig, sondern von allen Seiten, nicht im Chaos, sondern gehörig entwickelt und geordnet sieht; sie nicht bloß wie das Leuchten des Blitzes sieht, welcher das Auge mehr blendet, als erleuchtet, sondern sie scharf ins Auge fassen, dabei verweilen, Vergleichungen anstellen, richtige Folgerungen daraus ziehen, und sie bis auf einen gewissen Punkt verfolgen kann.

Wer solche Aufklärung hat, der wird nie weder ein Gotteslaugner, noch ein Verächter aller Religion, noch ein Subordinationsfeind, noch ein Revolutionsprediger sein, noch sonst etwas bis zur Schwärmerei und Ausgelassenheit treiben, weil er das pro so gut kennt, als das contra, weil er nicht einen Zweck wollen wird, der mit den Mitteln in keinem Verhältniß steht, und nie lauter Vollkommenheiten erwartet, wo Unvollkommenheiten unvermeidlich sind. Um deßwillen wäre es zu wünschen, daß unsre Zeitgenossen aufgeklärter sein möchten, als sie wirklich sind, damit sie Wahrheit und Schein besser unterscheiden, und isolirte Wahrheiten in richtige Verbindung mit andern setzen könnten; so würden sie weit weniger irre zu führen sein, und das: duo cum faciunt idem, non est idem, auch auf die Revolution anzuwenden wissen, die in Frankreich als Desperationskur gelten konnte, aber auch wirklich nur im Desperationsfalle, wo der Patient ohne Hoffnung verloren ist, zu versuchen ist, ob man gleich noch immer, auch im glücklichsten Falle, Gefahr läuft, mehr zu verlieren, als zu gewinnen, und das Sprichwort zu bestätigen: Incidit in scyllam, qui vult vitare charybdim.

Aber eben darum, weil unsere Zeitgenossen diese Aufklärung nicht haben, sondern bloß hier und da einzelne Wahrheiten aufgegriffen haben: die sie, weil es etwas Neues für sie war, so roh und unzubereitet verschlangen, so konnten sie dieselben nicht verdauen, und litten hernach Indigestionen, aus denen die fieberhaften Zufälle entstanden, an welchen unser Zeitalter noch laborirt. Und gerade diese Wahrheiten, die den Schwachen zu starke Speise waren, wurden am meisten durch die Leselust unserer Zeitgenossen so oft an den unrechten Mann gebracht, und waren am meisten in den Produkten enthalten, die am häufigsten gelesen werden, in fliegenden Blättern, Journalen, und dergleichen Brochüren.

Wenn nun schon Wahrheiten, zur unrechten Zeit, am unrechten Orte, von und dem unrechten Manne gesagt, dergleichen Inkonvenienzien erzeugen, was werden denn Sätze und Behauptungen wirken, die nur halb wahr, oder ganz falsch, oder schief gestellt, unreif und ungeläutert sind. Und wie viel wird nicht dergleichen in die Welt hineingeschrieben. Wie viel unreife und schiefe Urtheile über religiöse und politische Gegenstände, kirchliche und bürgerliche Gesetzgebung, über Regenten, Richter, Staats-

und Justizverwaltung kann man in tausend und aber tausend Schriften lesen. Und gerade diese Schriften lieset der leselustige Laie am meisten, weil sie ihm etwas Neues sind, seiner Eitelkeit, seiner Einbildung, auch wohl seinem Interesse schmeicheln, und ihm das Ansehen des Vielwissens geben. Der Denker und Aufgeklärte wirft dergleichen unzeitige Geburten mit Mitleid oder Verachtung hinweg, aber der Neugierige und Müßige greift begierig darnach, und freut sich etwas zu finden, was ihn frappirt.

Auf diese Art sind selbst unter den gemeinen Mann und in die Hand des Landmanns Schriften gekommen, die für ihn das waren, was ein scharfes Messer in der Hand des Kindes ist, als die Fragmente aus der Wolfenbüttelischen Bibliothek, die Briefe über die Bibel im Volkston, der Straßburger Weltbothe, von welchem letztern z. B. man weiß, daß er von Bauern, deren Prediger ihn sorgfältig verbargen, dennoch gelesen wurde, da sie sich ihn auf einem andern Wege zu verschaffen gewußt hatten. Der wegwerfende Ton, mit welchem in Schriften dieser Art von Regenten und den höhern Ständen gesprochen wird, ist eine Schmeichelei für die niedern Stände, die in eben dem Maße sich erhoben fühlen, in welchem die höhern zu ihnen herunter gezogen werden, wodurch zugleich der Gedanke erzeugt wird, daß jeder auch mit Recht erworbene und zu gemeinnützigen Zwecken gewissen Personen zugestandene Vorzug eine Usurpation sei, die man nicht zu dulden brauche.

Vergleichen wir nun die Nachtheile mit den Vortheilen, die der Leseluxus schafft, so möchte die Beschäftigung, die er dem Geiste mehr als andre Zeitvertreibe gewährt, die schnellere Verbreitung nützlicher Ideen, die Verminderung des außerhäuslichen Lebens, und die vermehrten Zweige der Nahrung und Industrie, doch wohl noch keine hinlängliche Entschädigung sein, für den auf der andern Seite daraus entstehenden Zeitverderb, für die Unthätigkeit, Geisteserschlaffung oder Geistesüberspannung, für die verwöhnte Sinnlichkeit, Empfindelei und Vielwisserei, so wie für die unreifen, unverdaulichen oder unverdauten und ungeprüften Ideen, die in den Köpfen unsrer Zeitgenossen rumoren, — und das Geld für geliehene oder gekaufte Bücher, das jetzt einen wichtigen Artikel in den Ausgaben macht, wäre sonach nicht immer wohl angewendet.

Da jedoch das Bücherlesen eine Sache ist, die nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden kann und darf, denn das hieße ja das Unkraut mit dem Waizen ausraufen, und das Kind mit dem Bade ausschütten: so fragt sichs, ob nicht mit Beibehaltung des Guten, das durch das Lesen gewirkt wird, doch die Nachtheile desselben vermindert werden könnten, so, daß von der ökonomischen sowohl als moralischen Seite mehr gewonnen, als verloren würde.

Was die ökonomischen Nachtheile betrifft, so hat man dieselben bald genug gefühlt, und ist darum schon seit geraumer Zeit darauf bedacht gewesen, der Lesewelt Befriedigung zu verschaffen, ohne ihren Beutel zu sehr in Kontribution zu setzen. Man hat also Leihbibliotheken und Lesegesellschaften errichtet, die wirklich für den Leselustigen eine große Erleichterung sind, und sein Bedürfniß mit weit geringern Kosten befriedigen. Aber da durch die leichtere Befriedigung, auch das Bedürfniß selbst sich vergrößert und die Lesesucht sich in eben dem Maße vermehrt hat, in welcher man ihrer Befriedigung Vorschub gethan hat: so bleibt der Bücheraufwand im Ganzen noch immer beträchtlich, besonders wenn man das mit in Anschlag bringt, was die Liebhaberei noch sonst für Luxus treibt, mit den mancherlei Verzierungen, der splendiden Gestalt, die man oft ohne Rücksicht auf den innern Werth des Buchs, ihm durch schönes Papier, splendide Lettern, Kupfer und Band zu geben sucht — und die moralischen Nachtheile sind nicht allein noch immer die nämlichen, sondern haben sich in eben dem Verhältniß vermehrt, in welcher die Lesewuth vermittelst der leichtern Befriedigung ihres Bedürfnisses sich vermehrt hat.

Es bleibt also für die Freunde und Vormünder der Menschheit, die mit ihrer Autorität und mit ihren Kenntnissen an der Spitze stehen, und auf den Genius der Zeit Einfluß haben, immer ein Gegenstand des Nachdenkens, wie diesen Uebeln, an welchen unser Zeitalter krank liegt, abgeholfen werden könne, ohne dadurch zu andern, vielleicht noch größern, den Grund zu legen.

Daß landesherrliche Machtsprüche, Strafbefehle, Censuredikte, Bücherverbothe und ähnliche Vorkehrungen, die das Bücherlesen als Kontrebandshandel betrachten, oder es zum Monopol bloß für gewisse Stände in der bürglichen Gesellschaft machen wollen, wohl hier keine schickliche und zweckmäßige Mittel sind, das braucht vor einer so erleuchteten Versammlung gar nicht erinnert zu werden. Eine solche Strenge thut nicht allein der Denk- und Geistesfreiheit, die jedem Regenten heilig sein muß, zu großen Eintrag, sondern verdrängt auch oft die besten Geisteswerke der Nation, und des Zeitalters eben so gut, wie die schaalen und unreifen Produkte. Beweise hiervon liefern die Verzeichnisse verbothener Bücher, von mehrern Städten und Provinzen älterer und neuerer Zeiten. Zwar läßt sich diese Strenge für jezt durch die Zeitumstände einigermaßen entschuldigen, da es jezt eine Menge Brochüren giebt, die nicht durch Freimüthigkeit, sondern Frechheit, und ganz unüberlegte, höchst unkluge und gefährliche Raisonnements, sich auszeichnen, und von Frankreich aus ein Ton angegeben worden, den auch der **gelindeste Regent nicht herrschend werden lassen darf.**

Aber Maßregeln, die für den gegenwärtigen Zeitpunkt gelten können, und als temporelle oder lokale Anordnungen ihren Grund haben mögen, können doch nicht als allgemeine Grundsätze aufgestellt werden; sondern im Ganzen müssen Bücherverbothe und Censurinquisitionen eben so seltene Erscheinungen sein, als die Kometen am Himmel und die Vulkane auf Erden. Regenten und Minister müssen zwar als Volkserzieher auch auf die Geistesnahrung und Bildung des Volks ihr Augenmerk richten, und die Lektüre mit in ihren Plan ziehen: aber sie müssen sich darinen auch nicht die alte Schuldisciplin zum Muster nehmen, sonst treiben die Censoren und Bücherrichter mit dem Publikum eben den Unfug, den ehemahls Schulmonarchen und Schulpedanten mit der lieben Jugend trieben, deren Geist oft mehr gelähmt und verkrüppelt, als entwickelt und ausgebildet, und wo jeder Ausbruch der jugendlichen Lebhaftigkeit und Thätigkeit, jede Aeußerung des eignen Nachdenkens, jede freimüthige Frage oder Antwort, als muthwilliger Frevel mit dem Stocke, oder mit Cariren, oder Einstecken bestraft wurde.

Dergleichen unsers Zeitalters unwürdige und Menschenrechte beleidigende Proceduren, müssen also bei der Behandlung unsrer Lesewelt wegfallen, sondern wenn etwas geschehen soll, um den Luxus, der mit dem Lesen getrieben wird, unschädlicher zu machen, so muß es auf folgende zwei Grundsätze sich reduciren:

1) Man muß die Lesesucht unsrer Zeitgenossen in etwas vermindern.

2) Man muß sie von der unfruchtbaren Zeit- und Geistverderbenden Lektüre ab- und auf nützliche, gesunde und stärkende Geistesnahrung zu lenken suchen.

Was den ersten Grundsatz betrifft, so läßt sich freilich bei einmahl verwöhnten Subjekten, denen das Lesen zur Leidenschaft worden ist, und die einmahl eine große Süßigkeit darinen gefunden haben, sich so mit Bequemlichkeit auf dem Lehnstuhle amüsiren zu lassen, an diesen wird sich wenig bessern lassen. Indessen ist es schon genug, wenn das Uebel nicht weiter um sich greift; und dies wird schon geschehen, wenn man ihnen keinen Vorschub thut. Man müßte zu dem Ende das Bücherlesen nicht mehr so allgemein und uneingeschränkt, wie es bisher oft geschehen ist, jedem zur Ehre anrechnen und zum Verdienste machen. Verleitet durch den menschenfreundlichen Wunsch, daß die Menschen immer klüger werden möchten, und in der Voraussetzung, daß das Bücherlesen hierzu das

wirksamste Mittel sei, wie es denn allerdings auch mit dazu gehört, hat man die Leute zum Lesen ermuntert, hat dem Bürger, dem Bauer, dem Handwerker und Taglöhner wegen seines fleißigen Lesens Lobsprüche ertheilt, und ihn als eine Zierde seines Standes betrachtet, wenn es von ihm hieß: Der Mann liest viel, ohne Rücksicht zu nehmen, wie und was er liest. Gleiche Ehre hat man dem schönen Geschlechte erwiesen; daher manches Mädchen und manche Dame die Ehre der Häuslichkeit der Ehre des Lesens aufgeopfert hat. Dies zu verhindern, müßte das Lesen nicht unbedingt jedem zum Verdienst angerechnet werden; ich sage, nicht unbedingt, denn meine Meinung ist nicht, daß der Bürger, der Bauer, und das weibliche Geschlecht gar nicht lesen sollte, sondern sie sollen nur weniger lesen, und dieß wenige mit mehr Zweckmäßigkeit. Non multum sed multa. Wer also bisher nur um der Ehre willen gelesen hat, der wird schon weniger Drang dazu haben, wenn er hört und sieht, daß man es nicht so allgemein lobpreißt.

Das weniger Lesen wird aber auch dadurch befördert werden, wenn man den Leselustigen gesündere und kräftigere Lektüre in die Hände zu bringen sucht. Da diese sich nicht so verschlingen läßt, wie die wäßrichten und faden Romane, Rittergeschichten, und Kannegießereien, sondern es mehr dabei zu denken giebt, so wird die Begierde dadurch schon von selbst gemäßigt, und der Leser kann sich weit leichter losreissen, als von der andern Lektüre, die des Anziehenden und Verführerischen so viel hatte.

Aber wie soll man nun dem Publikum die schlechten Lesereien aus den Händen winden, und dafür etwas besseres unterschieben? Durch Befehle: das sollt ihr lesen, und jenes sollt ihr nicht lesen; oder durch einen Machtspruch über den Werth und Unwerth eines Buchs, läßt sich das, wie schon gesagt, nicht thun; sondern das muß auf eine Art geschehen, die der Natur der Sache gemäß ist, und wobei die Leute unvermerkt zu dem Ziele geführt werden, ohne selbst zu wissen, daß man sich dieses Ziel vorgesetzt habe. Durch unbekannte Obern und zu geheimen Zwecken zu wirken, ist freilich eine Sache, die in unsern Tagen zu sehr und mit Recht gemißbilligt worden ist, als daß ich so etwas geradezu empfehlen könnte. Aber hier ist nicht der Fall, wo von blindem Gehorsam, und geheimen Verbindungen zum Nutzen einer geheimen oder geschloßenen Gesellschaft die Rede sein könnte, sondern es kömmt nur auf eine freiwillige Mitwirkung derer an, die hier etwas wirken können, zu einem Zwecke, der den Vortheil des Ganzen zur Absicht hat, ohne irgend einzelne Individuen zum Centro zu machen. Die Lesewelt erkennt weder bekannte noch unbekannte Obern; sie kennt keinen andern Zweck, als sich selbst, und die Befriedigung ihrer individuellen Bedürfnisse. Aber sie hat darum doch ihre Obern, durch die sie indirekte geleitet und gegängelt wird, ohne sich durch irgend etwas dazu verpflichtet zu haben. Ein Buch kömmt selten unmittelbar aus der Presse oder dem Meßkatalog zur Kenntniß des ungelehrten und des gemeinen Mannes, wenn er nicht durch die Gelehrten und durch die öffentlichen Nachrichten von dem Dasein desselben unterrichtet wird. Man dürfte also nur dergleichen Schriften, die zur Lektüre des großen Publikums nicht taugen, ignoriren, weder in gelehrten Zeitungen, noch in gemischten Gesellschaften groß Aufhebens davon machen, so würde von hundert Leselustigen kaum Einer wissen, daß es da sei, und dieser Eine würde es vielleicht auch übersehen, und keinen Drang es zu lesen fühlen, wenn er nicht durch die öffentliche Sensation darauf aufmerksam gemacht wird. Auf diese Art würde man zur Verwahrung des Publikums gegen schädliche, anstößige, unmoralische oder unpolitische Schriften weit sicherer wirken, und weit mehr ausrichten können, als durch alle Cataloges librorum prohibitorum, Confiskationen und öffentliche Verdammungen. Verachtung würde mehr wirken, als

Verdammung. Die Gelehrten, die Recensenten, und Redakteurs gelehrter Nachrichten müssen sichs also nur zum Grundsatze machen, schlechte Produkte zu ignoriren, so werden sie ungelesen bleiben, und so wird in der Folge auch manches ungeschrieben bleiben, indem die schlechten Schriftsteller nur so lange ihr Handwerk treiben können, als sie Abgang finden und gelesen werden.

Zu gleicher Absicht können denn auch die bisher so häufig gewordnen Lesegesellschaften und Leihbibliotheken mitwirken. So wie durch sie der Leseluxus ist begünstiget und verbreitet worden, so kann er auch durch sie wieder vermindert und unschädlich gemacht werden. Zur Verminderung des Aufwands und zur Ersparung mancher Ausgabe haben sie das Ihrige schon dadurch gewirkt, daß die Mitglieder derselben ihr Lesebedürfniß um einen geringen Preiß befriedigen können; es käme also nur darauf an, daß sie zur Mäßigung der Leselust und des daraus entstehenden Zeitverderbs sowohl, als auch zur Beförderung einer nützlichen Lektüre das Ihrige beitrügen. Beides können sie, wenn sie nach gewissen Grundsätzen eingerichtet und unterhalten werden.

(Der Beschluß folgt.)

Nekrolog.

Am 21sten März 1807 starb in Paris Christian Friderich Pfeffel, vormahls Pfalzzweibrückischer geheimer Staatsrath, und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München.

Er war gebohren zu Kolmar, in Elsaß, am 3ten Oktober 1726; Sohn des Johann Konrad Pfeffel, für welchen im Jahre 1716 die Würde eines Staatskonsulenten von Frankreich (Jurisconsulte du Roi) neu geschaffen wurde.

Der Sohn hatte die Anwartschaft auf seines Vaters Stelle. Da aber dieser starb, als der junge Pfeffel erst 10 Jahre alt war, blieb dieselbe damahls ohne Erfolg.

Nach einer seltenen wissenschaftlichen Ausbildung, die er zu Straßburg unter der Anleitung, und in dem Hause des berühmten Schöpflin erhielt, welchem er auch bei der Herausgabe der alsatia illustrata Beihilfe leistete, begann er frühzeitig, im Jahre 1749, als Legations-Sekretär bei der königlich-Pohlnischen Gesandtschaft am Versailler-hofe seine öffentliche Laufbahn.

Der siebenjährige Krieg veränderte seine Dienstverhältnisse: er erhielt im Jahre 1758 den Titel seines Vaters, und wurde bald darauf als Legationsrath nach Regensburg gesandt.

Im Jahr 1761 wurde er vom Herzoge Christian IV. von Pfalzzweibrücken zum Residenten in München ernannt, welchen Posten er bis zum Jahre 1767 bekleidete, und wo ihm zugleich von dem ihm vorzüglich gewogenen Kurfürsten Maximilian Joseph III. die Stelle eines beständigen Sekretärs der historischen Klasse der baierischen Akademie der Wissenschaften übertragen wurde, bei welcher er sehr wesentliche Dienste leistete.

Im Jahre 1767 wurde er als wirklicher Staatskonsulent in das Französische Ministerium berufen, und nach dessen Auflösung, im Jahre 1791, von dem Herzoge Karl in die Pfalzzweibrückische Dienste als geheimer Staatsrath zurückgebracht.

Durch den Revolutionskrieg neuerdings außer Thätigkeit gesetzt, erwartete er zu Nürnberg in stiller Zurückgezogenheit die Rückkehr besserer Tage. — Mit dem ersten Anbruche derselben begab er sich nach Paris zurück, und empfieng als ältester des Departements der auswärtigen Angelegenheiten aus den Händen des Kaisers die Dekoration des Ordens der Ehrenlegion bei seiner Errichtung.

Bekannt unter den Staatsmännern durch seine diplomatischen Arbeiten, und unter den Gelehrten durch seine historischen Schriften, wovon er in dieser, wie in jener Hinsicht einen großen Theil mit besonderer Anhänglichkeit dem als zweites Vaterland von ihm geliebten Baiern widmete, hat er sich selbst das bleibendste Denkmahl gestiftet.

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

20. Stück. Freitag, den 15ten Mai. 1807.

Die Brille.

Ein Greis trug eine grüne Brille,
Die seine Nase nie verließ;
Sein Nachbar, den man Doktor hieß,
Belachte diese dumme Grille,
Und rieth ihm, das verwünschte Glas,
Das stäts ihn täuschte, wegzulegen.
Der Alte sagte dieß und das,
Bald seiner blöden Augen wegen,
Bald bloß aus Eigensinn dagegen.

Doch jener hatte keine Ruh,
Und brach ihm einst die Brill in Stücken.
Was that der Greis? Statt aufzublicken,
Schloß er nun gar die Augen zu.
So gehts, wenn man die Vorurtheile
Mit stolzer Wuth bekriegt, noch heut;
Die Wahrheit siegt nicht in der Eile,
Nicht mit Gewalt, nur mit der Zeit.

Pfeffel.

Auszüge aus dem Regirungsblatt.

Königliche allerhöchste Verordnungen.

1) Die Uniform des Wechselgerichtes erster Instanz besteht in einem dunkelblauen Rocke, stehendem Kragen und Ermel-Aufschlägen von schwarzen Samt, und silberner Stickerei nach dem Muster für den Wechselrichter gleich dem Stadtoberrichter, für die Wechselgerichts-Assessoren gleich den Stadtgerichts-Räthen, und für die Sekretärs gleich den Hofgerichts-Sekretären.

2) Die Administratoren und Kuratoren des Stiftungs- und Kommunal-Vermögens erhalten den Auftrag, bei Selbsthaftung kein Aktiv- und Passiv-Anleihen zu ratifiziren, sondern die allerhöchste Genehmigung einzuhohlen, und alle Monathe über die vorkommenden Anleihen an das Ministerium des Innern Bericht zu erstatten.

3) In Betreff der einjährigen Gelübde der Nonnen wurde bestimmt, daß diese immer Eigenthums- und Erbfähig bleiben, und nur durch eine leztwillige Disposition, aber niemahls mehr, als die pragmatische Summe von 2000 fl., in ihr Kloster vermachen können. Stirbt eine ohne Disposition, so tritt die Intestat-Erbfolge ein. Tritt eine freiwillig aus, so kann das Kloster keine Entschädigung fordern; das Kloster aber kann selbe ohne erhebliche Ursache, und ohne höhere Erlaubniß nicht entlassen.

Provinzial-Verordnungen.

1) In der Provinz Bamberg wurde verordnet, daß keine Gemeinde einen Rechtsstreit anfangen könne, ohne zuvor bei dem einschlägigen Land- oder Patrimonial-Gericht sich gemeldet, und durch Berichte derselben die Erlaubniß der Landes-Direktion (oder wenn die Klage gegen den Fiskus ist, der Stiftungs- und Kommunen-Kuratel) erhalten zu haben.

2) In der Provinz Schwaben wird eine Todtenbeschau anbefohlen, um die Begrabung der Schein-

todten zu verhindern, heimlichen, gewaltsamen Todesarten auf die Spur zu kommen, und die weitere Verbreitung ansteckender Krankheiten zu verhindern. Die Polizeibehörden nehmen nach dem Gutachten der Landphysiker die Todtenbeschauer auf; ohne Zeugnisse der Letztern dürfen die Pfarrer keine Leiche begraben.

Ueber den Luxus unserer Zeiten in Hinsicht der Lektüre.

(Beschluß.)

Die Lesegesellschaften sind von zweierlei Gattungen:

1) Solche, wo die Bücher aus einer Hand in die andere cirkuliren, und an den Redakteur zurückkommen;

2) Solche, wo die Mitglieder zu bestimmten Zeiten und Stunden an einem bestimmten Orte zusammenkommen, und sich mit Lesen unterhalten.

Was die erste Gattung betrifft, so hängt gemeiniglich die Wahl der Schriften von dem Redakteur ab; und da dieser doch in den meisten Fällen nicht ohne Kenntnisse ist, so läßt sich von ihm erwarten, wie auch die Erfahrung lehrt, daß durch ihn doch keine ganz schlechte, saft- und kraftlose, sittenverderbende und ruhestörende Schriften werden in Umlauf gebracht werden. Bleibt nun derselbe diesem Grundsatze getreu, so wird auch der Leser veranlaßt werden, mit mehr Nachdenken zu lesen, weil sich gute Schriften nicht so verschlingen lassen, wie die schlechten, oder diejenigen, deren Absicht nur ist, zu amüsiren, und die Begierde des Lesers zu reitzen; und eo ipso wird der Leselustige gehindert werden, Tagelang bei seinem Buche zu sitzen, weil er nicht allein das Nachdenken nicht so lange aushalten kann, sondern auch dieses überhaupt keinen so verführerischen Reitz hat, wie die bloß amüsirende Lektüre. Kömmt nun hierzu auch noch, daß die Circulation der Bücher nicht so schnell auf einander folgt, so wird er sich nach und nach gewöhnen, weniger zu lesen, und mehr Zeit für seine übrigen Geschäfte und Pflichten gewinnen. Wären nun auch nicht alle Lesegesellschaften von der Art, daß sie als Heilmittel gegen die Lesesucht, und als Verwahrungsmittel gegen ungesunde Lektüre betrachtet werden könnten, so sind sie doch leichter dazu zu machen, weil es leichter ist, auf die einzelne Person des Redakteurs zu wirken, und ihm mit Rathschlägen und Grundsätzen an die Hand zu gehen, als eine vielköpfige Gesellschaft zu bekehren.

Man hat jetzt hie und da die Lesegesellschaften von Obrigkeits wegen aufgehoben und bei Strafe verbothen. Man hätte aber seinen Zweck leichter erreichen können, wenn man Redakteurs zu gewinnen gesucht, allenfalls auch dafür verantwortlich gemacht hätte, wenn sie gefährliche und verderbliche Schriften in Umlauf brächten. Dieß würde wenigstens nicht so große Sensation gemacht, die Leute nicht an das Nitimur in vetitum erinnert, und nicht den Verdacht erregt haben, als traue man der Gerechtigkeit seiner Sache nicht. Denn dergleichen Verbothe zeigen immer eine gewisse Aengstlichkeit an, die man sonst nicht zu zeigen pflegt, wenn man sich seiner guten Sache bewußt ist, und das Licht nicht scheuen darf.

Von gleicher und zum Theil, wenigstens in Absicht der Zeitersparung, noch größerer Nutzbarkeit scheinen mir auch diejenigen Lesegesellschaften zu sein, die an einem bestimmten Orte zusammenkommen, und ihre bestimmten Zeiten und Stunden haben. Es bleibt freilich den Gliedern derselben unverwehrt, auch zu Hause zu lesen, so viel sie wollen, aber da doch jeder eine bestimmte Zeit weiß, wo er seine Leselust befriedigen kann, so wird er seine Begierde leichter bis dahin vertrösten können, als wenn er diese Aussicht nicht vor sich hätte, und genöthigt wäre, selbst für sein Bedürfniß zu sorgen. Der Geschäftsmann wird den frühern Theil

des Tages seine Geschäfte desto williger besorgen, wenn er späterhin eine bestimmte Zerstreuung und Unterhaltung vor sich sieht, anstatt daß er sonst vielleicht schon eher zum Lesen gegriffen, und einen Theil seiner Geschäfte bis zur andern Zeit verschoben hätte; und der Geschäftlose wird sich vielleicht ein Geschäft bis zu jener Zeit zu machen suchen, anstatt daß er sonst wohl den ganzen Tag mit Lesen hingebracht hätte.

Ist nun gleich bei dergleichen Lesegesellschaften die amüsirende Lektüre nicht ausgeschlossen, so ist deren doch zu wenig, um ganze Tage damit zu vertreiben, und man stößt doch auch auf manches Ernsthafte, so, daß die Leselust doch nicht so sehr genährt wird, daß sie zur **Lesesucht** oder **Lesewuth** werden könnte. In dieser Rücksicht wären also dergleichen Lesegesellschaften mehr zu empfehlen, als zu verbiethen, und wenn sie gehörig organisirt und administrirt werden, so kann, außer dem angeführten Zwecke, noch manches andre Gute zur Beförderung des öffentlichen Wohls und zur Verbesserung der Menschen dadurch gewirkt werden. Solche öffentliche Lesegesellschaften sind nicht allein dem Staate nicht gefährlich, weil die obrigkeitlichen Personen selbst Antheil daran nehmen, und das ne respublica detrimentum capiat, besorgen könnten, sondern es können auch andere Männer von Einsicht, Patriotismus und Gemeingeist, durch ihre Theilnehmung und Mitwirkung dem Ganzen unvermerkt eine solche Richtung geben, daß wahre Aufklärung, guter Geschmack, Sittlichkeit, und Geisteskultur immer mehr befördert, und derjenige Ton angegeben werde, der den Bedürfnissen der Zeit am gemäßesten ist, und von den gebildeten Ständen auf das Volk übergehen soll.

An dergleichen Anstalten pflegen jedoch nicht alle Klassen der bürgerlichen Gesellschaft Antheil zu nehmen, wenn sie auch die Erlaubniß dazu hätten; auch ist das weibliche Geschlecht, das doch in der Lesewelt jetzt keine unbedeutende Rolle spielt, davon ausgeschlossen, oder schließt sich selbst davon aus, daher suchen eine Menge Leser und Leserinnen ihre Bedürfnisse auf einem andern Wege zu befriedigen, und der am meisten betretene ist hier der Weg zur **Leihbibliothek**. Ohne sie könnte der große Haufe seine Leselust nicht befriedigen, aber ohne sie kann auch der luxuriösen Befriedigung nicht entgegengearbeitet werden. Wir mögen gegen das viele Lesen, so wie gegen das Lesen schlechter, unreifer oder verführerischer Bücher eifern, so viel wir wollen, wie auch wirklich hie und da schon genug geeifert worden ist, so wird dieß doch wenig fruchten, so lange der Lesesüchtige für seinen Groschen ein dickleibiges Buch erhalten kann, daß ihm desto willkommner zu sein pflegt, je leichter er es bei seinem geringen innern Gehalte verschlingen kann, und je mehr es durch Sinnlichkeit und die Einbildungskraft beschäftigende Scenen seine Begierde reitzt, und seine Aufmerksamkeit fesselt.

Wie soll nun diesem Uebel gesteuert werden? Soll man die Leihbibliotheken aufheben? oder soll man sie einer strengen Censur unterwerfen? Das erste hieß, das Kind mit dem Bade ausschütten, und das andre würde eben die Nachtheile haben, die in andern Fällen mit dergleichen strengen Maßregeln, die den Geist des Menschen betreffen, verbunden sind. Man muß dem Geiste der Menschen der Fesseln so wenige anlegen, als möglich ist, damit er es nicht zu sehr fühle, daß er nicht ganz frei ist, und damit er die **unvermeidlichen Fesseln, die er bei jeder Verfassung tragen muß, desto williger trage.** Doch möchte ich auch nicht, daß der Staat hier ganz zurücktrete, und seine Bürger ganz ihrer Willkühr überlasse, sondern ich wünschte, daß er, außer der Sorgfalt, die er schon auf die Geistesnahrung und Geisteskultur seiner Kinder, vermittelst der mancherlei Lehr- und Erziehungsanstalten, verwendet, auch noch die Lektüre des großen Haufens aus allen Ständen zu einem Gegenstande seiner Aufmerksamkeit und

seiner Fürsorge machte. So wie er Aufsicht darüber hält, daß keine verdorbenen und ungesunden Lebensmittel, keine verfälschten Weine verkauft, die Arzeneien in den Apotheken ordentlich bereitet, Quacksalbereien der Marktschreier und Afterärzte verhindert werden, damit die Leute nicht um die Gesundheit ihres Leibes gebracht werden; so wäre es ihm auch nicht zu verdenken, wenn er dafür sorgte, daß dem Wißbegierigen oder Neugierigen, dem nach Weisheit dürstenden oder Unterhaltung suchenden Publikum keine Zeitverderbende und Geisttödtende Nahrung gereicht würde. Die Richtigkeit dieses Grundsatzes hat man wohl gefühlt, und ist daher auch bei Bücherverbothen und andern strengen Maßregeln gegen schädliche Lektüre von denselben ausgegangen; nur glaube ich, daß das nicht die rechte Mittel gewesen sind, den an sich guten Zweck so zu erreichen, daß nicht neue Uebel daraus entstehen.

Man müßte, dünkt mich, mehr indirekte, als direkte zu Werke gehen, ohne sich eine sonderliche Besorgniß merken zu lassen, und ohne den Verdacht zu erregen, als wolle man die Freiheit der Leser einschränken, und ihnen gerade die Lektüre entziehen, die sie vielleicht am liebsten haben. Man müßte also der Sache mehr eine solche Wendung geben, daß das Publikum auch nach seinen Vorstellungen mehr zu gewinnen, als zu verlieren, und man die Unterhaltung und Bequemlichkeit desselben mehr zu befördern, als zu vermindern schiene. Man müßte nämlich den Grundsatz aufstellen und davon ausgehen: „daß das **Bücherlesen eins der gewöhnlichsten und zugleich unschädlichsten Unterhaltungs- und Zerstreuungsmittel des Publikums** sei; so wie man nun bei andern zum Vergnügen und zur Unterhaltung des Publikums abzweckenden Anstalten die Bequemlichkeit und gute Bedienung desselben möglich zu befördern gesucht, und dafür gesorgt habe, daß jeder für Geld hinlängliche Befriedigung erhalte, und nicht betrogen werde: so könne das Publikum eine gleiche Sorgfalt auch bei der Unterhaltung verlangen, die es sich durch Bücherlesen zu verschaffen sucht. Man bediene sich zu dieser Absicht gemeiniglich der Leihbibliotheken, und diese wären allerdings für das leselustige Publikum eine große Erleichterung. Aber man könne da gar leicht getäuscht werden, wenn die **Bücherverleiher nicht zugleich auch Bücherkenner** wären, oder nur nach dem Wohlfeilsten, oder durch besondere Titel sich auszeichnenden Büchern kauften, ohne Rücksicht zu nehmen, ob sie auch des Lesens werth wären, und den Leser für sein Geld entschädigen. Man werde oft durch die Titel der Bücher getäuscht, und finde darinnen etwas ganz anders, als man gesucht habe; man bekomme oft das langweiligste, wässerichste oder trockenste Geschwätz zu lesen, anstatt daß man einen angenehmen und nützlichsten Zeitvertreib sich habe verschaffen wollen. Um dieses zu verhindern, glaube man dem Publikum so viel Attention schuldig zu sein, daß nicht jedermann, ohne Unterschied, die Anlegung einer Leihbibliothek gestattet werde, sondern daß der Unternehmer derselben sich entweder als ein Bücherkenner legitimiren, oder wenigstens an einen bedeutenden Gelehrten sich addressiren müsse, der sich anheischig mache, ihm mit seinem Rathe und Vorschlägen an die Hand zu gehen, und ihn auf diejenigen Schriften aufmerksam zu machen, die dem Publikum eine angenehme und nützliche Lektüre gewähren können, so wie ihm im Gegentheil diejenigen Produkte zu bezeichnen, die des Geldes nicht werth sind, und dem Publikum als lose Speise mehr Eckel und Langeweile, als Vergnügen und Zeitvertreib verschaffen, oder auch für die Jugend anstößig und verführerisch würden. Auf diese Art würde es keinem verwehrt, sich mit einer solchen Unternehmung abzugeben, aber auch das Publikum gesichert, daß es eine vernünftige Unterhaltung bekomme, und nicht mit so viel elenden Skarteken und verlegenen Waaren heimgesucht werde."

Würde die Sache von dieser Seite vorgestellt, so könnte sich niemand über Einschränkung

seiner Freiheit, oder über Bücherzwang beschweren, und der Staat bekäme, vermittelst des den Bücherverleihern an die Seite gestellten Aufsehers, einen Einfluß auf diesen wichtigen Zweig der öffentlichen Unterhaltung. Es bliebe freilich dabei noch immer jedem Individuo erlaubt, sich selbst Bücher anzuschaffen, welche er wollte; aber diese würden doch so leicht nicht in die Hände des großen Haufens kommen, wo sie gemeiniglich am wenigsten hingehören.

Sollte dieser Vorschlag unzulänglich, oder zu umständlich scheinen; so giebt es auch noch ein kürzeres und wirksameres Mittel, nämlich die **Anlegung einer öffentlichen Leihbibliothek von der Obrigkeit selbst.** Kann der Staat für seine Rechnung ein Leihhaus anlegen, um dem geldbedürftigen Bürger damit auszuhelfen, so kann er auch leicht eine Leihbibliothek aufstellen, um den Geistesbedürfnissen dessen abzuhelfen, dem es an Büchern mangelt; da dabei so wenig zu riskiren ist, als bei einer andern Leihanstalt. Und da man hierbei gleich einen stärkern Fond anlegen kann: so wird man nicht nöthig haben, wie die Privatunternehmer, nach den wohlfeilsten, Schriften zu kaufen, sondern man wird immer die besten **Werke** wählen können, wodurch nicht allein das Publikum gewinnt, sondern auch die unbedeutende Privatinstitute leicht in Vergessenheit kommen können. Auf diese Art werden nützliche und der allgemeinen Lektüre würdige Schriften im Publikum leichter verbreitet, und unwürdige Produkte nach und nach verdrängt werden können.

Und jemehr das Publikum gesunde und kräftige Geistesnahrung bekömmt, die nicht so wie die Lektüre des großen Haufens verschlungen werden kann, desto leichter kann es von der Lesesucht geheilt, und zu einer vernünftigen, wohlgeordneten und gemäßigtern Lektüre zurückgebracht werden.

Bitte an Menschlichkeit und Vernunft für Unglückliche inner dem Gebirge.

(Beschluß.)

Ich bin weit von der Meinung entfernt, daß dieser Versuch alle Wünsche befriedigen werde; aber besser, als der bisherige Galimathias, wäre er ganz gewiß, und meine Absicht ist vollkommen erreicht, wenn er etwas dazu beiträgt, daß uns bald anstatt dieser ganz zwecklosen eine kraft- und salbungsvolle Hervorsegnung der Wöchnerinnen gegeben werde. Die Rede ist ja nur von einem brauchbaren Gebethformular. Wenn uns also dieses von der geistlichen Behörde nicht wird, so sehe ich nicht ein, warum es nicht von der politischen geschehen soll. Hat uns die Regirung für den König und das königliche Haus ein neues Gebethformular mittheilen können, so wird sie uns doch wohl auch für die Wöchnerinnen jenes mittheilen können. Hat sich das Volk bereits an eines gewöhnt; so wird sich dasselbige auch an dieses gewöhnen. Wenn uns auf diese Weise an die Hand gegangen würde, so könnte allmählig das ganze elende Ritualbuch abgewürdiget, und nach und nach so eine ganz verjüngte, und den anerkannten Bedürfnissen angemessene Volkslithurgie substituirt werden. Es ist wahrhaftig nicht mehr zu frühe: etwas muß erfolgen; denn von einer neuen Auflage unsers Ritualbuches hört man, Gott Lob, nirgends etwas reden, und das einzige davon noch vorräthige Exemplar ist in vielen Sakristeien so voll fliegender Lappen und Fragmente, wie der Schlafrock des Pastors Buchmann. Nun zur

Hauptsache.

Es ereignet sich nur zu oft der Fall, daß auch ledige Personen Wöchnerinnen werden. Und wie wird denn mit diesen bei der Hervorsegnung verfahren? — Sehr verschieden. An einigen Orten werden sie, ohne Unterschied, wie die verehelichten Mütter hervorgesegnet. An andern werden sie von

dem Priester allzeit bei einer anderen Thüre, als die gesetzmäßigen Wöchnerinnen, eingelassen. Wieder anderswo gibt man ihnen anstatt des sonst gewöhnlichen weißen Wachsstockes eine große gelbe Wachskerze in die Hand; der Priester läßt sie, gegen alle Gewohnheit, nur damit sie von Niemanden übersehen werden, bei der mittleren Hauptthüre ein; er führt sie dann langsam mitten durch die Reihen des beiderseits getheilten Volkes, und spricht ihnen laut die offene Schuld: ich arme Sünderinn rc. vor, die sie ihm von Wort zu Wort nachbethen müssen. So schleppt er sie endlich bis zum Hochaltare hin, wo sie mit ihrer gelben Kerze niederknieen, und das Misereatur tui omnipotens Deus etc. über sich ergehen lassen müssen. Dabei sind sie noch nicht sicher, ob sie nicht sogleich hinten bei der Kirchthüre, oder vorne bei dem Hochaltare hart angefahren, und auf die unsanfteste Weise von dem Seelsorger öffentlich ausgescholten werden. Heut zu Tage pflegt zwar dieses selten mehr zu geschehen; aber es hängt doch nur von der Willkür und dem Verstande des Seelsorgers ab, der manchmahl nicht sehr groß ist. Wie schon gesagt: sicher sind sie nie.

Ich war einmahl Augenzeuge, als eine solche Unglückliche hervorgesegnet wurde. Ein aufblühendes Mädchen lag hinter der Kirchthüre auf den Knieen, und schauerte über und über. Ein junger Geistlicher erscheint. Als der Unglücklichen von dem Meßner der Holzprügel, woran ein Stumpe von einer gelben Wachskerze stack, dargereicht wurde, und sie dem Priester, den Säugling auf dem Arm, mit dem lauten Bekenntnisse: „ich arme Sünderinn widersage dem bösen Feind rc." durch die Reihen des Volkes folgen sollte; schien sich ihr ganzes Wesen in Thränen aufzulösen; sie schluchzte laut auf; sie vermochte nicht aufzustehen. Der junge Mann wurde von diesem herzerschütternden Auftritte so sehr angegriffen, daß er ganz aus der Fassung gerieth: er wußte sich weder zu rathen, noch zu helfen. — Was sind das für Gräuelszenen in dem Hause des Herrn! Jünger Jesu! ist das der Geist, mit welchem er *) diese Unglücklichen behandelt hat?

Daß die Hervorsegnung einer Gefallenen, die gerade zur Zeit des ordentlichen Gottesdienstes vorgenommen wird, wenn sie auch sonst von keiner andern Unbescheidenheit begleitet wird, eine große öffentliche Schande, und in den Umständen einer kaum genesenen Wöchnerinn eine sehr empfindliche Kränkung, die wir uns kaum vorstellen können, sei, ist keines Beweises bedürftig: aber ob man zu einer solchen Mißhandlung in der Kirche berechtiget sei, ist eine andere Frage.

Gerechtfertiget kann der Fehltritt dieser Unglücklichen niemahls, wohl aber vielfältig entschuldiget werden. Man beherzige nur den einzigen Umstand, daß bei uns alle Jahre viele Mädchen, und gerade die gesundesten und muntersten, zur Pflege des Viehes auf die Alpen geschickt werden, von dieser Sendung Sendinnen genannt. Da sind sie nun vom Frühjahre bis zum Herbste, ohne alle Aufsicht, ganz sich selbst überlassen, bringen den ganzen Sommer allein, oder in Gesellschaft eines Kühbuben, in einer weit entlegenen Alphütte zu, und kommen diese ganze lange Zeit über, wenn sie nicht abgewechselt werden, nicht einmahl zur Kirche herab. Schleichhändler, Betteleute, Wildschützen, Jägerbursche, Metzgerjungen, Viehhändler, Neugierige ziehen von Zeit zu Zeit über das Gebirg, und werden, da nach Müllers Bemerkung **) je wilder das Gebirg, desto gastlicher der Hirt ist, von diesen Sendinnen leutseligst empfangen. Oft wird ein Wanderer, zufällig oder vorsätzlich, von der Nacht, oder schlimmen Witterung überfallen. Er bittet um Unterstand und Herberge. Man gewährt ihm das unbefangen, und nur zu oft muß

*) Joh. 8, 2 — 12.

**) Irgendwo in seinen Geschichten der schweizerischen Eidgenossenschaft. Weil ihnen der oft lange entbehrte Anblick und der Umgang mit Menschen so wohl thut.

die Betrogene diese Gefälligkeit mit dem Verluste ihrer Ehre und ihrer Tugend büssen.

Eine andere, nicht minder gefährliche Gelegenheit sind die sogenannten Branntweintänze. Zu einem solchen Rendez-vous wird von Hütte zu Hütte angesagt, und Melker und Sendinnen kommen in einer schönen Sommernacht, viele Stunden weit her, auf einem freien Platze zusammen. Was ist in diesem Alter, und in diesem Einsiedlerleben natürlicher, als daß man sich, nichts Arges besorgend, nach einer solchen Lustbarkeit sehnt. Man tanzt, man erhitzt, man betrinkt sich, man begleitet einander auf den einsamsten Wegen nach Hause.

Noch eine andere lokale Gelegenheit sind die vielen Jumähder. Der Bauer muß nämlich oft wochenlang seine Leute zum Heumachen in die Bergmähder verschicken. Da die Entfernung zum täglichen Heimgehen zu weit ist; so müssen beide Geschlechter viele Nächte nebeneinander auf dem Heu zubringen.

Ich will nicht weitläufiger sein. Aber ich frage: wenn unter so manchfaltigen Gefahren endlich ein schwaches Geschöpf erliegt, wo ist denn da eine Bosheit ersichtlich? — Und wenn auch; ist wohl die Kirche der schickliche Ort, der Seelsorger die geeignete Person, das Herz der Unglücklichen mit solchen Leiden zu zerreissen? — Wenn die Geschwächte verdient, öffentlich in dem Bethhause auf den Pranger gestellt zu werden; was hat denn hernach der Verführer verdient? Er, der oft hundert Versuche gewagt, der oft List und Gewalt verbunden hat, um seine verderbliche Absicht zu erreichen? Haben sie es denn nicht miteinander gethan? Ist es also nicht ungerecht, daß nur der eine, der schwächere, der ohnehin mehr geschlagene, der minder schuldige Theil *) ganz allein mit dieser öffentlichen Kirchenschande gestraft wird? Gibt es denn keine Diebe, keine Raufer, keine Vollsäufer, keine Geizhälse, keine Unfriedenstifter und Stifterinnen? Gibt es keine Verbrecher von erwiesener Bosheit? Warum wird denn nicht auch mit diesen, warum denn einzig nur mit einem Fehltritt in der Kirche so verfahren? — Man sagt von einer solchen Person nicht umsonst: sie ist unglücklich geworden. Fürs erste ist mit ihrem guten Gewissen auch ihre Seelenruhe vielleicht für immer verschwunden. **Zweitens** muß sie sich, ehe ihre Schuld sichtbar wird, bei ihrem Seelsorger stellen, und dort oft lange auf den Knieen herum kriechen, bis ihr eine Beleidigung verziehen wird, die sie ihm nicht angethan hat. **Drittens** muß sie sich endlich die Schande der Bekanntwerdung gefallen lassen. **Viertens** wenn sie eine Dienstmagd ist, so muß sie zur Unzeit aus dem Dienste stehen, nun sich selbst verpflegen, und da ihr ganzer Jahrlohn gewöhnlich kaum zehen bare Gulden beträgt, oft erbärmlich Hunger und Noth leiden. **Fünftens** muß sie die Wehen der Geburt, oft unter den Händen einer unerfahrnen Hebamme, und Todesgefahr ausstehen. **Sechstens** muß für ein solches Kind dem Priester und Meßner die doppelte Gebühr erlegt werden. *) **Siebentens** ist

*) Eine dieses Verhältniß treffend bezeichnende Stelle findet sich in den Werken des in dieser Hinsicht sehr humanen heiligen Augustin, die ich nicht umhin kann, hierher zu setzen: „Cum enim vir a virtute nomen accipit, et mulier a mollitie, id est, fragilitate; quare contra crudelissimam libidinis bestiam vult unusquisque uxorem suam esse victricem, cum ipse ad primum libidinis ictum victus cadat?" — Augustin wußte das wohl.

*) Ich sagte einst zu einem Seelsorger, daß mirs eine harte Einrichtung scheine, daß gerade von diesen gewöhnlich mittellosen Leuten (denn sonst würden sie heurathen) eine doppelte Stolgebühr geheischt werde. Er gab mir aber zur Antwort: Haben sie Geld gehabt zum Huren; so haben sie auch Geld zum Zahlen. — Aber haben sie denn zu ihrem Fehltritte Geld nöthig gehabt? O ihr Herren, ihr Herren! mit eurer metallenen Logik! Groß ist die Diana von Ephesus. — Dagegen gibt es sehr viele Geistliche, die sich schämen, von dieser Befugniß Gebrauch zu machen.

ihre gute Gestalt oft für immer, und ihre feste Gesundheit oft auf lange dahin. **Achtens** muß sie sich der Schande der öffentlichen Hervorsegnung unterwerfen. **Neuntens** kann sie wegen dem Kinde so bald nicht wieder in einen Dienst einstehen. **Zehntens** ist insgemein auch alle Hoffnung einer guten Versorgung verloren. **Eilftens** hat sie von nun an Tag und Nacht die Plagen und Sorgen und Kosten des Kindes, u. s. w.

Wie? Ist ein so vielfaches Mißgeschick nicht Unglück genug? Muß auch der Lehrer der Lehre Jesu noch beitragen, um ein so schwer leidendes Geschöpf mit neuen Schrecken zu erschüttern? Und was erzielt man denn endlich durch diese Grausamkeit? Die Unglückliche muß natürlich, so oft sie schwanger, in ihrer damahls so regsamen Einbildungskraft, an diese Hervorsegnung denkt, mit Furcht und Schauder erfüllt werden. Mit welcher Zentnerlast, mit welcher unaussprechlichen Pein muß sie nicht endlich, wie zur Richtstätte, diesen harten Gang zur Kirche machen! — Ob aber solche Erinnerungen nicht schon in der Schwangerschaft, und noch mehr in dem Wochenbette, in dieser Entkräftung, in dieser Weichheit, in dieser Nervenschwachheit auf ihre und des Säuglings Gesundheit einen nachtheiligen Einfluß haben können? — Ich überlasse das Aerzten zu entscheiden. *)

Und was gewinnt denn wohl die Religion dabey? — So viel ist gewiß, daß durch eine jede solche Hervorsegnung die ganze Gemeinde in ihrer Andacht gestört wird; daß die Gaffer die ganze darauf folgende Messe hindurch nur auf die Geschändete hinblicken, und durch die Verbindung der Ideen auf den Gegenstand ihrer Bekanntschaft rc., so wie vielleicht der Priester selbst, ausschweifen. Auch sie, der man das Bethhaus zur Folterkamer gemacht hat, wird in dieser Zerquetschung nicht bethen können, und darum hat sie wohl doch nur zur Kirche kommen sollen.

Aber vielleicht soll diese Prostitution für sie und für andere ein wirksames Schreckmittel sein? —

Weiß man es denn nicht, daß sie sich in den Augenblicken der größten Gefahr nur gar zu oft nicht gegenwärtig sind? — Im Taumel der Wohllust denken sie an keine Hervorsegnung, und nachher ist die Reue zu spät. Ja wenn sich nach dem Fehltritte die Furcht der öffentlichen Hervorsegnung der weiblichen Phantasie zu sehr bemächtigt; so kann sie wohl gar zu verzweifelten Entschlüssen, und zu wahren Verbrechen verleiten. Ist hingegen diese kirchliche Infamie einmahl überstanden; dann ist oft auch der letzte Rest von Schamhaftigkeit, und mit dieser auch die beßte Schutzwehre der weiblichen Schwachheit dahin.

Endlich ist es doch hart, und verdient doch wohl auch berücksichtiget zu werden, daß es humane Geistliche unendlich viel koste, wenn sie sich zu einer solchen Barbarei mißbrauchen lassen müssen. Was sie dabei leiden, wissen nur sie selbst.

Das Resultat von dem Allen ist, daß jede Hervorsegnung solcher Personen zur Ehre der Religion und der Menschheit in unsern Zeiten je eher je lieber ganz abgeschafft, und nur dafür gesorgt werde, daß sie nicht zu frühe, und ohne Erlaubniß einer geprüften Amme, oder des Chirurgus hervorzugehen wagen. Die Benedictio mulieris post partum ist nur eine Disziplinarsache, eine zufällige Zerimonie, und nicht erst heute, schon vor fast tausend Jahren hat man es eingesehen *), daß sie gänzlich unterbleiben könne. Pr.

*) Nach dem Zeugniß des Erasmus von Rotterdam Colloq. Puerpera wurde, und wird vielleicht noch in den Niederlanden sogar der Klopfer an den Hausthüren, wo sich eine Gebährende befand, mit Leinwand eingewickelt. So gewissenhaft, und mit einer so heiligen Schonung glaubte man Alles, was sie beunruhigen könnte, entfernen zu müssen.

*) Mulier enixa, si statim intret ecclesiam, non peccat. Concil. German. de anno 847 can. 21.

Königlich=Baierisches
Wochenblatt von München.

21. Stück. Freitag, den 22sten Mai. 1807.

Der größte Verlust.

Dorten an der Felsenwand
Ringt ein Greis die welke Hand
Auf dem nahen Grabe;
Röchelnd seufzt er auf: Ich habe,
Chronos! deinen Werth verkannt,
Und der goldnen Stunden Gabe
Ach! entsetzlich angewandt.
Der Weise, der in stiller Nacht
Vom Mond bescheint, nachdenkend wacht,
Hört, Chronos! deinen Wagen rollen:
Dann zählt er jegliche Minute,
Und übt die Tugend und das Gute,
Mit neuem Eifer, neuem Muthe,
Und du, du lispelst ihm den himmelvollen,
Den großen Trost ins Ohr:
„Heil dem, der keinen Tag verlor!"

Auszüge aus dem Regirungsblatt.

Allgemeine Verordnung.

In Betreff der fremden Scheidemünzen erhielten sämmtliche Staatskassen den höchsten Auftrag, die auswärtigen Sechskreuzerstücke nur zu fünf Kreuzer, die Dreikreuzerstücke nur zu zwei Kreuzer, und die Einkreuzerstücke, von Kupfer oder Silber, nur zu zwei Pfenninge anzunehmen, und diese Verfügung soll, ohne einige Ausnahme, auch bei den Bambergischen, Ansbachischen, und Nürnbergischen Scheidemünzen, vom 1. Juli dieses Jahres an, ihre volle Anwendung finden.

Die alten auswärtigen Fünfzehner und Siebenzehner bleiben auch ferner noch auf den devalvirten Werth von achtzehen Kreutzern herabgesetzt.

Vorstehende Devalvation soll sich nicht bloß auf die bei sämmtlichen Staats=Kassen einkommenden, sondern auch auf die im gemeinen Handelsverkehre kursirenden auswärtigen Scheidemünzen dergestalt erstrecken, daß Niemand gehalten ist, dieselben in einem höheren, als dem hieroben bestimmten Werthe anzunehmen.

Provinzial=Verordnung.

In Rücksicht der Fronleichnams=Prozession in der Provinz Baiern wurde neuerdings verordnet:

1. Die Fronleichnams=Prozession wird in Städten und Märkten sowohl, als auf dem Lande, nur am Feste allein gehalten, und weder am Sonntage, der in die Oktave fällt, noch am Schlußtage der Oktave selbst, wiederhohlt.

2. In Städten, wo mehrere Pfarreien sind, wechseln die Pfarrer alle Jahre mit der Prozession.

3. Der Pfarrer auf dem Lande, der ohne Hilfspriester ist, hält am Fronleichnamstage die Prozession, so wie den Gottesdienst, in der Pfarrkirche.

4. So auch derjenige, welcher Hilfspriester hat; jeder der Hilfspriester aber hält den Gottesdienst und die Prozession in der Filialkirche, die er gewöhnlich excurrendo versieht, und hätte er deren zwei oder mehrere, so müßte er mit Haltung des Gottesdienstes und der Prozession in selber jährlich abwechseln.

5. Die Hilfspriester, die man perpetuo expositos nennt, thun das gleiche bei der Hauptkirche ihrer Expositur.

Wäre bei der Expositur eine Filial, so ist dort keine weitere Prozession abzuhalten.

Das Normal-Institut zu Zürich.

Zu den neuern Merkwürdigkeiten der Schweiz gehört gewiß dies wichtige Institut, welches auf Kosten der Regirung von Zürich unternommen, von unabsehbaren, wohlthätigen Folgen für das Land ist. Reisende, Staatsmänner oder Pädagogen, werden, wenn sie Yverdün und Pestalozzi sahn, noch mit Nutzen diese interessante Anstalt besuchen, welche in Rücksicht dessen, was sie leistet, in so kurzer Zeit, mit einem so mäßigen Kostenaufwand leistet, für die Schweiz und den größten Theil Deutschlands einzig in ihrer Art genannt zu werden verdient.

Hier ists, wo das, selbst in den wohlorganisirtesten Staaten schwierige Problem mit dem heitersten Erfolg gelöst worden ist und immer gelöst werden wird: „wie die gegenwärtige Generation der Landschullehrer, Leute, meistens unwissend, vorurtheilsvoll und der Höhe ihrer Pflichten durchaus nicht gewachsen, Leute, meistens schon von vorgerücktem Alter, wo der Geist nicht gern mehr sich in das Neue fügt, sondern das Bequemliche, Gewohnte ehrt — wie Leute dieser Art, in einem Zeitraum weniger Wochen, in den unentbehrlichsten Schulkenntnissen und in der einfachsten Methode, sie Kindern wieder beizubringen, nicht nur unterrichtet, sondern sogar dafür enthusiasmirt werden können?"

Was fruchtet doch alles Schön- und Großthun mit Phrasen über Besserung und Veredelung des gemeinen Mannes, über Volksbildung, über den Werth Pestalozzischer und Olivierscher Methoden, — was doch alles Untersuchen, Referiren und Proklamiren der Oberschulkollegien, Erziehungsräthe, rc. so lange nicht dem herrschenden Uebel die Art an die Wurzel gesetzt wird?

Der Unterricht in dem Schullehrerseminarium von Zürich soll sich, wie der dortige Erziehungsrath erklärte: „aufs Lesen, Schreiben, Orthographie, Rechnen und Gesang beschränken, verbunden mit einer ganz anschaulichen, praktischen Darstellung einer Lehrmethode, vermittelst deren es möglich wird, zwei, auch drei Klassen in einer Schule und zu gleicher Zeit durch einen einzigen Lehrer zu beschäftigen. Das ist durchaus alles, was, in unsrer Lage, zu einem wackern Landschulmeister erfordert wird. Mehr, wäre zuviel, und würde zur Halbwisserei und zum Eigendünkel führen. Weniger, wäre zu wenig. — Die Zeit des Unterrichtes (für einen zu instruirenden Landschullehrer) ist auf einen Monath bestimmt."

Das Institut hatte nun, seit seiner Stiftung im vorigen Jahre, den glücklichsten, den segenreichsten Fortgang, der selbst in Rücksicht dessen, was geleistet ward, die ungläubigste Thomas-Seele in Verwunderung setzte. Der Enthusiasmus, welcher die Schullehrer ergriff, da sie die Wirksamkeit der einfachen, natürlichen Lehrweise auf sich, auf die Jugend wahrnahmen, war, wie eine Schweizerzeitung vorigen Jahrs erzählte, so auffallend, daß der gemeine Mann im Kanton Zürich, um sich dies seltsame Phänomen zu erklären, glaubte, man habe den Schulmeistern Zettel zu verschlingen gegeben, davon sie bezaubert worden wären, daß sie nichts anders mehr thun und denken könnten, als die neue Methode.

Seit Rusterholzens Tode, den man immer als den ersten Urheber dieses Institutes schätzen wird, hat der fürstl. Lippe-Detmoldsche Erziehungsrath, Herr Karl August Zeller (Verfasser des Heinrich von Karlsberg, oder Briefe über die Waisenhäuser rc.) die Direktion der Anstalt erhalten. Er ist eigentlich aus Würtemberg, ein junger, thätiger, kenntnißvoller Mann, der mit ganzer Seele diesem Fache gehört und ihm vollkommen gewachsen ist, wie selten einer.

Wir wollen hier nicht, (denn es liegt außer dem Plan dieser Blätter) die beim Zürcher Normalinstitute eingeführte Lehrart umständlich auseinandersetzen. Sie ist im Ganzen keine andre, als die

Pestalozzische, nur nach dem verschiednen Bedürfniß glücklich modifizirt.

Ausführlicher, sowohl über die Beschaffenheit, als die Methode dieses Instituts, findet man in der so eben (bei Steiner in Winterthur) erschienenen Schrift: Historischer und kritischer Bericht über das Normal-Institut für die Landschullehrer des Kantons Zürich, und über die darin angewandten Lehrarten und Lehrmittel (80 Seiten in 8.) das Wissenswerthe gemeldet.

Selbst Vater Pestalozzi, der sonst so schwer zu Befriedigende, sah das Aufblühn dieser trefflichen Anstalt bei einem Besuche in seiner Vaterstadt, und gab ihr den unbedingtesten Beifall. Die Anekdote von seinem Besuch, wie sie in jenem Bericht erzählt wird, ist rührend, und wir setzen sie mit den eigenen Worten desselben her:

Eines Tages tritt ein Mann ins Zimmer, ernsten, sonderbaren Ansehens. Der Mann, sein Benehmen, seine Miene setzt die Schullehrer in Verwunderung. Sie legen ihre Griffel nieder, und staunen den Fremden an, der das Ganze ins Auge fassend mit schnellen, weiten Schritten an ihnen auf und nieder geht. — „Freunde, es ist Pestalozzi" — ruft endlich der Lehrer, der seine Gefühle verstand und theilte.

Da wollen die Schulmeister auf von ihren Sitzen, und dem gelehrten Manne, wie sie ihn sonst nannten, ihre Ehrfurcht bezeugen. Nur die Begierde, ihn anzuhören, hält sie fest. „Der heutige Tag," hob er an, „ist der heiligste Tag meines Lebens. Ich genieße einen Anblick, der mich für alles, was ich je fürs Volk gedacht, gethan und gelitten, reichlich belohnt — Wer ist der Aelteste unter Euch?" — Hier, erwiederte der wackere Heß von Wald; und Pestalozzi — fällt ihm, tief gerührt, um den Hals. Einige Schulmeister weinen laut. Der demüthige Alte wagt es kaum, seine Umarmung zu erwiedern. Endlich öffnet Pestalozzi wieder den Mund, und redet starke Worte vom Jämmerlichen des Schulmeisterstolzes, von der Hülflosigkeit der armen Kleinen, die den gemeinen Schulmeistern Preis gegeben wären, von der überhand nehmenden Armuth bei stockendem Handel und Gewerbe, von dem Reichthum, den Gott in die Seele des gemeinsten Bauerkindes gelegt hat, und den sie, die Schulmeister, zu Tage fördern sollten. — —

Mit gespannter Aufmerksamkeit hörten die Schulmeister zu; einige, die die Kernsprache des Mannes nicht faßten, mit andächtig gefalteten Händen. Jetzt wollte Hr. Zeller das Alphabet der Zahlenverhältnisse vornehmen, um dem seltenen Gaste eine Freude zu machen. Allein dieser wollte das durchaus nicht zugeben, und verlangte die Sprachübungen zu sehen, die ihm noch unbekannt waren. Es wurde ihm also willfahrt; und er hörte ernstlich prüfend und nachdenkend zu. „Es ist einfach" — sagte er am Schlusse derselben, und schüttelte dem Lehrer die Hand. Es sollte einfach sein," erwiederte dieser „und wohlfeil, damit auch die Aermsten im Volke etwas lernten" — und Pestalozzi drückte ihn dankend an seine Brust. —

Zum ersten Mahl in seinem Leben schien mancher Schulmeister zu fühlen, was sein Beruf werth sei, und sie empfanden etwas, dem Bedürfniß Aehnliches, ihrer Berufstreue und Geschicklichkeit wegen von einem solchen Manne geachtet zu werdene Abends, wie die Schüler beim gereichten Glase Wein von der Tagesarbeit ruhen, kam er noch einmahl, und freute sich herzlich der muntern Gesellschaft. Herr Zeller sieht ihn in die Tasche greifen und einige Thaler hervorhohlen. Er versteht den freudigen Geber, wie ihn Gott lieb hat, und bittet um — die den Schulmeistern unentbehrlichen Elementarbücher. Pestalozzi steckt seine Thaler wieder ein, nickt ein freundliches Ja, und schickt wenige Wochen nachher 80 Exemplare, jedes 5 Bände stark, auf den halben Preis herabgesetzt. — Mit dem Glase in der Hand, und anklingend mit dem Aeltesten neben ihm, war nun Pe-

stalozzi kein Gegenstand scheuer Ehrfurcht mehr, und alle waren fröhlich mit dem Fröhlichen. Er trank auf das Wohl der hohen Regirung, auf das Wohl der Beförderer dieser Anstalt, auf das Wohl aller wackern, treuen Lehrer, und schied, von den Segenswünschen aller seiner Landsleute im Institute begleitet, und mit den kräftigsten Versicherungen seiner Zufriedenheit über dasselbe von dannen."

Alexander der Erste.

Ueber die tägliche Lebensweise des russischen Kaisers, Alexander I. liest man in einer geschätzten Zeitschrift folgendes: „Ein mächtiger Regent, der wie ein Privatmann lebt, aber wie ein Fürst handelt, ist ein Schauspiel, an welchem Götter und Menschen Wohlgefallen haben. Der jetzige Beherrscher des weiten russischen Reichs steht jeden Tag frühzeitig auf. Die ersten Augenblicke des Tages sind der Andacht gewidmet. Seine Zimmer sind mit den Büsten der edlen Männer angefüllt, welche, durch die Wohlthaten, die sie dem menschlichen Geschlechte erwiesen haben, indem sie dasselbe aufklärten und seinen Zustand verbesserten, die Ehrfurcht der dankbaren Nachwelt verdienen. Und da er die Dienste, welche man der Menschheit leistet, für diejenige Gottesverehrung ansieht, welche dem Schöpfer der Welten am angenehmsten ist, so widmet er den größten Theil seiner Frühstunden den Geschäften, wo er mit einer Geduld und Einsicht, welche die größte Bewunderung erregen, die Angelegenheit des Reichs untersucht, und die vielen Bittschriften, die an ihn eingelaufen sind, beantwortet. Die Trockenheit der Geschäfte erheitert er durch die Reize der Litteratur, und er behält einen Theil seiner Zeit seinen Lieblingswissenschaften, der Poesie, Geschichte, und Philosophie vor. Die Werke der Griechen und Römer bildeten seinen Geschmack, erweiterten seine Einsichten, flößten ihm die größte Hochachtung gegen die Menschheit ein, und gaben ihm die erhabensten Begriffe von der Regirung des Staates. Leibesübungen folgen dann auf die Beschäftigungen des Geistes, und Alexander, der immer thätig ist, ist in gymnastischen Uebungen sehr geschickt. Durch eine leichte Mahlzeit erquickt, nimmt er mit erneuerten Kräften die Geschäfte des Tages wieder vor, und ist bis auf die Zeit der Abendtafel in der Gesellschaft eines Ministers oder der Staatssekretärs beschäftigt, mit denen er eine Menge von Bittschriften und Memorialen liest und beantwortet, welche alle Tage an ihn, als den Beherrscher eines so ungeheuren Reiches, einlaufen.

Seine Tafel ist sehr einfach und frugal, und so oft er die Freiheit hat, seiner eigenen Neigung zu folgen, besteht seine Tischgesellschaft bloß aus seiner liebenswürdigen Gemahlinn, aus einigen ausgesuchten Freunden, aus Männern von Kenntnissen, Geschmack und Rechtschaffenheit. Ihre Unterredungen sind vertraulich, und werden durch Herzlichkeit und Offenheit gewürzt.

Alexanders Kleidung ist ungekünstelt und bescheiden, sie ist die einfache Uniform seiner Armee; sein Betragen ist höflich und gefällig; sein Pallast steht fast zu jeder Stunde allen seinen Unterthanen offen. Er achtet nichts höher als die Gerechtigkeit, und die Menschheit hat an ihm einen ihrer größten Verehrer. „Höher zu sein als das Gesetz," schrieb er einst an die Gräfinn G., die als Grund ihrer gesetzwidrigen Bitte angeführt hatte, daß der Kaiser ja über das Gesetz erhaben sei, „wenn ich das könnte, so würde ich es doch nicht wollen; denn ich erkenne auf der ganzen Welt keine Gewalt für rechtmäßig, die nicht aus dem Gesetze herfließt." Wie wurde Alexander I. der vortreffliche Monarch, den jetzt ganz Europa bewundert? Durch die vortreffliche Bildung, welche ihm die große Katharina geben ließ, durch das Studium der Wissenschaften, und durch den Umgang mit gebildeten, rechtschaffenen Männern."

Zustand der Weltgeistlichkeit in Neubaiern.

Ein Gespräch zwischen einem alten und einem jungen Landgeistlichen inner dem Gebirge. *)

Seelsorger, Gehilfe.

Gehilfe. Ich schätze mich sehr glücklich, ehrwürdiger Freund! daß mich das Schicksal zu Ihrem Gehilfen in der Seelsorge bestimmt hat; denn ich finde zwischen hier und dem Orte, wo ich vorher als Gehilfpriester stand, einen sehr großen Unterschied; einen Unterschied, der mir natürlich sehr angenehm ist.

Seelsorger. Was denn für einen?

G. Der Seelsorger, dem ich vorher zum Gehilfen gegeben war, lebte mit mir auf einem ganz andern Fuße. Er sah es nicht gerne, wenn ich neue Schriften studirte; weil er selbst keine besaß. Sie hingegen muntern mich bei jeder Gelegenheit dazu auf. Sie theilen mir selbst die besten neuesten Zeitschriften wohlwollend mit; Sie lassen Sich gerne in litterarische Diskurse mit mir ein; sagen mir überall Ihre Meinung; geben mir überall Winke und Rathschlüsse, und leiten überall meine Unerfahrenheit. So verkürzen Sie mir den sonst so langweiligen Winter, und würzen den brüderlichen Tisch. Er machte auch darin einen feindseligen, unbrüderlichen Unterschied. Wir speiseten zwar an einem Tische, der aber mehr, als frugal, war; weil er täglich das Wirthshaus besuchte, und dort schmaußte. Er trank guten alten Tischwein; der meinige war entweder trübe, oder abgestanden, oder so durchwässert, daß er mehr einem geweinten Wasser, als einem gewässerten Weine glich. Wenn wir speiseten, so hörte man nur das Scharren der Löffel: wir sprachen oft keine sechs Worte über Tisch; denn er las nicht einmahl eine Zeitung, und in den Wissenschaften war er gänzlich Idiot.

*) Man muß es den guten Leuten im Gebirge nur nicht gleich übel nehmen, wenn ihre Sprache ein wenig warm und mächtig ist: es ist die Stimme der Rufenden inner dem Gebirge.

S. Lieber, junger Freund! ich höre es nicht ungerne, wenn Sie mit meinem Tische zufrieden sind. Ich bin ein müder, abgelebter Greis, den die Last der Jahre und der Arbeit beugt. Ich bin nicht mehr im Stande, den Weinberg, den mir der Herr anvertrauet hat, allein zu bebauen. Sie sind die Stütze meines Alters; Sie tragen mit meinen Schwachheiten Geduld; Sie überheben mich überall brüderlich. Müßte ich mich also nicht vor mir selbst schämen, wenn ich niederträchtig genug wäre, meinen Tisch mit meinem Bruder nicht brüderlich zu theilen? Die Früchte unserer Arbeit sind ein Gemeingut, das uns beiden gemeinschaftlich gehört. Ich darf Sie davon nicht ausschließen, wiewohl ich das von obenherab ohne Furcht thun könnte. Was unsere litterarische Conversation betrifft, bin ich der Meinung, daß wir beide dabei gewinnen. Sehen Sie, wir leben hier in einem Thale, wo drei Vierteljahre Winter, und ein Vierteljahr kalt ist. Von dem Umgange mit gebildeten Menschen sind wir ganz abgeschnitten: die Freuden der Musik, der Schaubühne, der öffentlichen Büchersähle müssen wir lebenslänglich entbehren. Sind wir nicht Thoren, wenn wir uns für so viele Entbehrungen nicht auf eine erlaubte Weise schadlos halten? Sind wir nicht auszulachen, sind wir nicht, Einer mit dem Andern geschlagen, wenn wir uns sogar jene Quellen des Vergnügens, die wir uns selbst öffnen können, selbst verstopfen? Die Staatszeitung ist in meinen Augen gleichsam ein Briefwechsel mit der ganzen Welt, der mich wenig Postgeld, und noch weniger Mühe kostet. Ich werde da wöchentlich berichtet, was in London und in Paris, in Wien und in Konstantinopel passirt. Die vielen Schriften, die heut zu Tage über Philosophie und Religion erscheinen, und deren Nahme Legion ist, sind so gehaltreich und höchst wichtig, daß oft eine Bogenschrift, ein: „Wie kann dem katholischen Schwaben" einen vor 50 Jahren geschriebenen Folianten weit aufwägt. Was sind wir denn für Religionslehrer? Wir sind ja nur Stümper und Pfuscher

in unserm Fache, wenn wir uns nicht bestreben, uns die edle Ausbeute, die von so vielen aufgeklärten Männern zu Tage gefördert wird, immerfort eigen machen? Auch ich hatte vor Ihnen einen Helfspriester, der ein Feind vom Lesen und studiren war. Dagegen wußte er alle Dorfklatschereien, lief von einem Haus in das andere, mischte sich in alle Händel, und verstand trotz einem Bettelmönche, die Kunst, die Leute hübsch hinter einander zu bringen. Wie froh bin ich nicht, daß ich dieses Schleichers los geworden bin, und daß ich dafür einen Mann gewonnen habe, mit dem ich auch ein vernünftiges Wort reden, und meine Lektüre umtauschen kann.

G. Von dem Seelsorger, dessen Helfer ich vorher war, wurde ich schon gleich bei meiner Ankunft mit einer vorsätzlichen Grobheit empfangen. Er stand eben am Fenster, und sah herunter, als ich abstieg. Niemand gieng mir entgegen; Niemand grüßte mich; Niemand half dem Kutscher meine Meubeln abpacken. Wenn bei dem ungeschliffensten Bauer ein neuer Knecht, eine neue Viehdirn einsteht, so werden sie freundlich empfangen: der Hausvater und die Hausmutter kommen ihnen entgegen, und bewillkommen sie bei ihrem Eintritt: im ganzen Hause regt sich eine Fröhlichkeit, daß ein neues Mitglied der Familie eingetreten ist. Bei meiner Ankunft rührte sich keine Maus. Eine bedenkliche Stille, als wenn sich ein Spion, ein gefährlicher Mensch, ein verdächtiger Fremdling, auf den man Sorge hätte, eingeschlichen hätte, herrschte im ganzen Hause. Die Köchinn, um bei ihrem Herrn nicht einzubüßen, lief mir sichtbar aus dem Wege, und nur die Dirn wies mir endlich mein Zimmer an.

Ehrwürdiger Freund! wie ganz anders wurde ich nicht bei Ihnen empfangen! Sie waren der erste, der mir selbst entgegen kam, und Ihrem holden Betragen folgten auch alle Ihre Hausleute nach. Es war einer der schönsten Tage meines Lebens, den ich nie vergessen werde. Mit feierlichem Ernste stellten Sie mich Ihren Dienstbothen vor, und trugen ihnen auf, mich als Ihren Gehilfen und Mitarbeiter in der Seelsorge zu ehren, und mich, wenn ich etwas nöthig hätte, eben so artig und willig, wie Sie selbst, zu bedienen.

Der Seelsorger, bei dem ich vorher war, hatte das seinen Leuten, die es mir in der Folge selbst gestanden, ausdrücklich verbothen. „Der Gesellherr hat euch nichts zu schaffen; ich gebe euch „Kost und Lohn; mir müßt ihr folgen." Daher ihre Aengstlichkeit, wenn ich mich in seiner Gegenwart in ein Gespräch mit ihnen einlassen wollte; daher ihre sichtbare Verlegenheit, wenn ich ausser dem Schuhputzen und Bettmachen noch einen Dienst nöthig hatte; weil sie einer Seits die Rohheit des Hausvaters fürchten mußten, und anderer Seits doch selbst die Unanständigkeit einsahen, mir nach seinem unleutseligen Auftrage zu begegnen.

Meine Bedienung im Hause hieng also einzig von dem Willen und Belieben der Nebenmagd ab, die von Zeit zu Zeit gewechselt wurde. War sie großmüthig genug, um wegen meiner von ihm und der Köchinn Verfolgung zu leiden; so wurde mein Zimmer, meine Kleidung, meine Wäsche reinlich gehalten: schlug sie sich hingegen auf die Seite der Köchinn, wollte sie Ehre einlegen, dem alten Herrn eine heimliche Freude machen; so wurde ich überall absichtlich vernachläßiget, und, wenn ich etwas sagte, von allen, ohne Ausnahme, mit abschnalzenden Worten abgespeiset.

Der Helfpriester war die hilfloseste Person im ganzen Hause. Sie wissen, daß es bei uns im Gebirge oft mitten im Sommer einen Schnee wirft, und so kalt wird, daß auch der ärmste Kleinhäusler seine Stube heitzte. Mir durfte nach Georgi und vor Martini nicht eingefeuert werden; die Witterung mochte übrigens beschaffen sein, wie sie wollte. Schande, aber doch Wahrheit ist es, daß ich oft sogar den Nachttopf selbst austragen mußte.

S. Freund! über solche Bosheiten werden Sie Sich in meinem Hause hoffentlich niemals zu beklagen haben. Meine Dienstbothen werden in allen billigen Fällen allzeit auch die Ihrigen sein. Was

nicht sein kann, und nicht sein soll, werden Sie so bescheiden sein, nicht zu verlangen. Wenn ein Geistlicher in einem geistlichen Hause nicht nur von seinem Mitbruder, sondern, um bei diesem sich einzuschleichen, sogar von dessen Gesinde mißhandelt und gehudelt wird; so sind das in meinen Augen die gräulichsten Abscheulichkeiten, Verbrechen, die das garstigste Herz verrathen.

Der Helfpriester ist in unsern Gegenden fast überall die einzige Stütze des Seelsorgers; er ist das Fac totum der Seelsorge; er ist, wo der Seelsorger alt, oder jung und faul ist, der Nährvater des ganzen Hauses: unzählige Mahle könnte sich der Seelsorger nicht einmahl mehr bei seiner Pfründe behaupten; er müßte sie aufgeben, wenn ihn nicht die Wohlthätigkeit eines Helfpriesters dabei erhielte. Wenn nun ein solcher niederträchtiger Priester seinen größten Wohlthäter, anstatt des Dankes, noch verfolgt; wenn er in seinem eigenen Hause einen höllischen Bund gegen ihn stiftet und leitet; wer zählt die Laster alle, die sich ganz seiner schwarzen Seele bemächtiget haben müssen!

Es ist wahr, Kost und Lohn gibt zunächst nur der Seelsorger den Dienstbothen; daß er sie aber kösten und löhnen könne, dazu trägt auch der Helfpriester durch seine Verrichtungen das Seinige, und nur gar zu oft das Meiste bei. Was ich also von den gemeinschäftlichen Früchten ihrer gemeinschäftlichen Arbeit halte, das gilt auch von den Dienstbothen: sie sind mit gehöriger Beschränkung für beide da.

G. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß die Helfpriester bei uns in vielen Hinsichten, weit schlechter, als Dienstbothen behandelt werden. Bei dem Manne, der ganz das Gegenstück von Ihnen war, hatten die Dienstbothen, wie überall täglich ihr Frühestück; sie mochten im Hause oder im Garten, eine harte oder eine leichte Arbeit haben, mir wurde, wenn ich auch Stundenweit einen Speisgang oder Krankenbesuch hatte, nicht einmahl ein Löfel voll Suppe angetragen. Der Mensch ist schon so: er schätzt es überall für eine große Erleichterung, er trägt die schwersten Bürden lieber, wenn er eine Erkenntlichkeit sieht. Dienstbothen können fast allgemein darauf rechnen.

Nur selten ist ein Hausvater, oder eine Hausmutter so blind, daß sie nicht einsehen sollten, wer gut und wer schlecht, wer mehr, und wer weniger für sie arbeite: nur selten sind sie so unklug und zu ihrem eigenen Schaden so dumm, daß sie den guten, den fleißigen Arbeiter nicht vor dem schlechten begünstigen sollten. Bei uns Helfpriestern ist gemeiniglich der entgegengesetzte Fall. Je mehr sie arbeiten, je beliebter ihre Predigten sind, je öfter sie von den Kranken verlangt werden, je zahlreicher die Leute bei ihrem Beichtstuhle anstehen; desto eifersüchtiger und milzsüchtiger wird nur gar zu oft dadurch der Seelsorger, der nur dadurch erleichtert wird. Eben das, was bei Andern ein Verdienst ist, das wird uns heimlich zum Verbrechen angerechnet, und bei nächster Gelegenheit, die sich täglich finden muß, reichlich vergolten.

Ein guter Dienstboth wird von seinem Hausvater nicht nur innerlich geschätzt; man läßt ihm auch äusserlich Gerechtigkeit widerfahren: er wird öffentlich gerühmt. Ein guter Helfpriester hingegen wird nicht nur heimlich von einem solchem Seelsorger gehaßt, und verfolgt; man läßt ihm diese Stimmung auch äusserlich widerfahren; er wird bei jeder Gelegenheit prostituirt, und vor den Augen des Volkes verdunkelt. Tausend Ränke werden geschmiedet, schändliche Triebfedern in Bewegung gesetzt, um ihn, wenn man ihm sonst nicht wohl beikommen kann, etwa wegen seinen Büchern, oder seiner Kleidung, oder seiner hellern Denkungsart bei dem Volke verdächtig zu machen.

Oft muß er den Verdruß erleben, daß es gerade der Seelsorger selbst ist, der ihm in der Schule und auf der Kanzel am hitzigsten entgegen arbeitet. Dieser reißt eben so geschäftig wieder ein, was er mit vieler Mühe aufgebauet hat. Macht er hin und wieder den Schullehrer mit einer bessern Methode, die Kinder zu unterrichten bekannt; so

bedient sich oft der Seelsorger seiner ganzen Grobheit, um den alten Schlendrian aufrecht zu erhalten. Prediget etwa der Gehilfe, daß man Gott im Geiste und in der Wahrheit anbethen müsse, daß man Gott nicht, wie einen unbesonnenen Schwächling, lediglich durch Bitten hin und her lenken könne, daß in Gottes Augen, und nach Gottes Zurechnung Einer für den Andern wie nichts Böses, so nichts Gutes thun könne, daß unter allen Völkern der Tugendhafte Gott gefällig sei, daß Gott ein heiliges, leidenschaftloses Wesen sei, u. s. w. so wird gleich wieder am nächsten Sonntage dem Pöbel weiß gemacht, daß man, wenn man nur nicht nachgebe, Gott durch die Ungestümmigkeit endlich unfehlbar besiege, oder es wird eine eigene Prozession von lauter Kindern angeordnet, und diese ausdrücklich aufgefordert, brav laut auszugeben, um Gott ein gutes Wetter abzufoppen; oder es wird aus den heiligen Schriften der Juden bewiesen, daß Gott die Vatersünden bis in die vierte Generation an den unschuldigen Kindern strafe; es werden Texte auf Texte gehäuft, daß wer dem bloßen Glauben nach kein Katholik sei, immer und ewig verdammt sei, daß Gott ein hitziger, eifersüchtiger, rachgieriger, mit einem Worte: ein abscheulicher Gott sei. —

Ein Dienstboth kann zur rechten Zeit gehen, und sich selbst nach eigner Kenntniß seiner Tauglichkeit und Kräfte um ein Dienstort umsehen: ein allzeit unmündiger Helfprister, gleich wie er sich nie eine Station nach eigner Neigung suchen kann, so muß er auch dort, wo ihm Alles zuwider ist, haften, so lange es oft der Arglist gewisser Menschen beliebt. Es ist nichts seltenes, daß weibliche Dienstbothen von ihren geistlichen Herren mit einem mehr, oder minder beträchtlichen Vermächtnisse bedacht werden, und ich kenne solche Jungfern, die von ihrem Herrn mit einem Heurathsgut ausgestattet worden sind. Wo hat man aber je gehört, daß ein sterbender Seelsorger seinem Gehilfen ein nahmhaftes Legat hinterlassen habe? Dienstbothen haben ihre ausgetheilten Verrichtungen: die Viehmagd hat nichts mit der Zubereitung der Speisen, die Köchinn nichts im Stalle zu thun. Die Verrichtungen des Helfpriesters und die Früchte seiner Arbeit sind bei uns einzig der Willkür des Seelsorgers überlassen.

Ehrwürdiger Freund, blicken wir ringsum uns her, und wir werden in diesem Stücke gemeiniglich finden, daß nichts als Ungerechtigkeit und Umkehrung der Ordnung sei. Fast überall werden wir finden, daß der Helfpriester der eigentliche Seelsorger, der Seelsorger hingegen nur ein vorgestellter Seelsorger, nur dem Nahmen nach Seelsorger sei, gleich wie man etwa hin und wieder eine allgemeine bekannte Hure noch Jungfrau titulirt.

S. Leider! ist es unläugbar, daß nur gar zu viele sogenannte Seelsorger keine Seelsorger, ja kaum Helfer ihrer Helfpriester sind. Der Mensch, sagt die heilige Schrift, ist nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen; aber von diesen Seelenhirten kann man wahrhaftig nur sehr uneigentlich sagen, daß sie nach Gottes Ebenbilde gemodelt sind. Denn Gott hat, nach Aussage der Bibel, 6 Tage lang die Welt erschaffen, und am siebenten hat er ausgeruhet. Diese Seelsorger hingegen ruhen 6 Tage lang aus, und am siebenten arbeiten sie endlich mit ihrem Helfpriester ein wenig mit. Ich will mich deutlicher erklären.

Die ganze Woche, bis auf den Sonntag, überlassen diese Seelenhirten ihre Heerde einem andern. Denn unter der Woche haben sie gar kein bestimmtes Geschäfft. Sie lesen nur täglich eine stille Messe: die übrigen Verrichtungen der eigentlichen Seelsorge, in der Kirche und ausser der Kirche, bei Tage und Nacht, muß ohne Ausnahme alle der Helfpriester machen. Der Helfpriester ist also der eigentliche Hirt, weil er allein die ganze Last der Arbeit trägt; er allein bei Tag und Nacht gegenwärtig ist; er allein unaufhörlich für die Bedürfnisse der Heerde wacht. Der vorgestellte Seelsorger ist nur ein schlechter Zuhelfer. Denn selbst am siebenten Tage, am Sonntage, arbeitet er nur den halben Tag mit. Er hält vielleicht eine Predigt? Der Helfpriester hält sie am nächsten Sonn- oder Festtage auch. Er hört Beichten? Der Helfpriester auch. Er singt ein Amt? Der Helfpriester auch. Was hingegen die nachmittägigen Verrichtungen, die Feiertagschule, die Vesper, den Rosenkranz, die Lytaneien, die Speisgänge betrifft, die werden schon wieder alle einzig dem Helfpriester überbürdet. (Die Fortsetzung folgt.)

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

22. Stück. Freitag, den 29sten Mai. 1807.

Aus der Tugend fließt der wahre Friede;
Wollust ekelt, Reichthum macht uns müde;
Kronen drücken; Ehre blendt nicht immer.
Tugend fehlt nimmer.

Haller.

Auszüge aus dem Regirungsblatt.

Allgemeine Verordnung.

1) Den mediatisirten Fürsten, Grafen, und Herren wird erlaubt, ihren Beamten, ohne Unterschied der Dienstes-Kathegorie, die Heiraths-Bewilligung zu ertheilen; doch müssen sie für die hinterlassenen Witwen und Waisen sorgen, und hierüber der vorgesetzten Landesstelle die Anzeige machen.

2) Die Land- und Patrimonial-Gerichte erhalten den wiederhohlten Auftrag, bei Selbsthaftung keinem Landkapitulanten vor erwirkter Entlassung die Heirathserlaubniß zu geben.

Bekanntmachungen.

1) Die Polizei-Behörden in Schwaben dürfen ohne Genehmigung der Landesdirektion keine auf das öffentliche Gesundheitswohl sich beziehende Verfügung mehr treffen.

2) In der obern Pfalz werden die Zustellgelder der Kanzleibothen abgeschafft.

3) An der königl. Universität zu Landshut wurden vom Nov. 1805 bis Nov. 1806 für die verschiedenen Sektionen inscribirt im 1sten Semester 427, und im 2ten 432 Studirende, worunter 35 bis 38 Ausländer waren. Vom gefreiten oder siegelmäßigen Stande widmeten sich in beiden Semestern 4 den theologischen, und 1 den medizinischen Wissenschaften: 23 erhielten die akademischen Grade, und 75 die Absolutorien.

4) Im Jahre 1806 wurden in dem ganzen Königreiche Verbrecher abgeurtheilt: im Bezirke des Apellationsgerichtes zu Insbruck 202, worunter 148 Diebe und Räuber, dann 6 Todtschläger ꝛc. — Im Bezirke von Memmingen 345, worunter 185 Diebe ꝛc. und 7 Todtschläger. — Im Bezirke Vorarlberg, und den vormahls östreichischen Gebiethstheilen Schwabens 31, worunter 21 Diebe ꝛc. und 4 Todtschläger. — Im Bezirke München 348, worunter 216 Diebe ꝛc. und 4 Todtschlägen ꝛc. — Im Bezirke Straubing 288, worunter 185 Diebe ꝛc. und 14 Todtschläger. ꝛc. — Im Bezirke Ansbach 223, worunter 129 Diebe ꝛc. und 4 Todtschläger. — Im Bezirke Amberg 237, worunter 100 Diebe ꝛc. und 5 Todtschläger. — Im Bezirke Bamberg 91, worunter 42 Diebe ꝛc. und 5 Todtschläger — und im Bezirke Neuburg 46, worunter 29 Diebe ꝛc. und 18 Todtschläger ꝛc.

Das königliche Pestalozzische Institut zu Madrid.

Während in Deutschland von Messe zu Messe noch immer Schriften für und wider die Unterrichtsmethode des edeln Schweizers erscheinen, breitet

sich dieselbe, zum Besten des Volks, in den verschiedensten Gegenden Europens mit Glück aus. Thatsachen entscheiden in solcher Angelegenheit mehr, als gelehrte Spekulationen.

Unwissenheit in der Verbreitung eines natürlichern Jugendunterrichts ist nicht halb so schädlich, als jene pedantische Altklugheit vieler Pädagogen, welche Jahr aus, Jahr ein, im Schulfach schrieben, lehrten und dirigirten, und es ihrer Ehre gar nicht angemessen finden, nun einen Meister anzuerkennen, der die Sache vielleicht besser erwog, als sie.

Wir wissen, daß, wäre Rußland's Alexander nicht in den verderblichen Krieg verwickelt worden, die Pestalozzische Lehrart schon in seinen Staaten allgemein gemacht wäre.

In Spanien sind dazu schon bedeutende Schritte gemacht worden. Die schönste aller Revolutionen, die moralische, beginnt dort der Friedensfürst. Die Regeneration eines großen Volks muß aus den Volksschulen hervorgehn.

Franz Voitel von Solothurn, Hauptmann des Schweizzerregiments von Wimpfen in Spanien, ein Mann von hellem Geist und gefühlvollem Herzen, bekannt mit der Unterrichtsmethode seines philosophischen Landmanns, wandte dieselbe zum Besten der sonst sehr verwahrloseten Soldatenkinder an. Die Fortschritte der Kinder im Lesen, Schreiben, Rechnen, in den Sprachen, im Zeichnen, in andern Anfangsgründen der Wissenschaften, war zu Tarragona, wo das Regiment lag, so auffallend, so alles Gewöhnliche weit hinter sich lassend, daß die Sage davon selbst nach Madrid kam. Don Manuel de Godoi, Herzog von Alcudia und Friedensfürst, vernahm es. Er, mit dem tiefen Gefühl des Einen, was den Spaniern Noth ist, um früher oder später wieder den Rang unter den ersten Nationen der Welt einzunehmen, wandte seine Aufmerksamkeit sogleich dahin. Er ließ die Lehrart Pestalozzi's und ihre Wirkungen in der Voitel'schen Anstalt genauer untersuchen, und noch gegen Ende des vorigen Jahrs berief der König von Spanien den Schweizerhauptmann nach Madrid, um dort eine größere Anstalt zu gründen, womit ein Schullehrerseminarium für Spanien verknüpft werden sollte.

Herr Voitel verließ Tarragona im Oktober. Gleich den Tag nach seiner Ankunft in Madrid wurde er dem Friedensfürsten vorgestellt, welche ihn mit der ausgezeichnetsten Achtung und Güte empfieng. Nach einigen Tagen verlangte er einen seiner Zöglinge zu hören. Herr Voitel hatte den Sohn eines Hauptmanns von seinem Regimente, einen hoffnungsvollen Knaben von neun Jahren, mit sich nach Madrid genommen, den er nach Pestalozzi's Methode gebildet hatte.

Der Pallast war mit Höflingen angefüllt. Der Knabe beantwortete alle ihre an ihn gerichtete Fragen vortrefflich und mit vieler Naivetät. Der Fürst und folglich der Hof waren sehr zufrieden, und jener gab ihm seine Zufriedenheit in den edelsten Ausdrücken zu erkennen.

In wenigen Tagen waren Schüler gesammelt. Am Nahmensfeste des Königs wurde, auf Befehl des Fürsten, die Eröffnung der Probeschule, unter dem Vorsitz eines königlichen Staatsraths und einer aus sechs Mitgliedern bestehenden Kommission, im Hauptsahle des Madrider Stadthauses gehalten. Alle öffentliche Behörden, nebst einer unbeschreiblichen Menge der ersten Personen, waren zugegen. Der Präsident eröffnete die Feierlichkeit mit einer schönen Anrede, welche Hr. Voitel mit einer andern Rede erwiederte, die den tiefsten Eindruck machte. Manche zarte Mutterthräne floß; manches biedre Vaterherz pochte dankbar dem bewegten Redner entgegen. Der große, hochgewölbte Sahl wiederhallte vom Händeklatschen und fröhlichen Zurufen. Jeder drängte sich zu dem Redner, der hier in diesem Augenblicke so manche, noch selten in solchem Kreise laut ausgesprochene Wahrheit mit Nachdruck und Wärme vorgetragen hatte.

Nach diesem überstand der neunjährige Zögling eine stundenlange Prüfung in spanischer, deutscher,

französischer und englischer Sprache (das Englische hatte Hr. Voitel selbst erst nach seiner Abreise aus der Schweiz erlernt). Der Enthusiasmus der Spanier stieg nun aufs höchste. Der Knabe, wie ein Wunderkind, mußte auf einen Tisch gestellt werden, damit ihn jedermann sehen konnte. Einer der besten Dichter der Nation las zum Beschluß eine Ode, welche er zum verdienten Lobe des menschenfreundlichen Fürsten auf diesen Tag verfertiget hatte. Am Abend gab der Staatssekretär des Fürsten einen brillanten Ball, welchem die schönsten Madriderinnen beiwohnten.

Am folgenden Tag erhielt Hr. Voitel ein Schreiben vom Friedensfürsten, welches so ehrenvoll für ihn, als für die humane Denkart des edeln Fürsten ist. Wir theilen es in der Uebersetzung mit; es lautet also:

„Mit vielem Vergnügen habe ich die Rede ge„lesen, welche Sie am Sankt-Karlstage, bei „Gelegenheit der Eröffnung des Pestalozzischen Lehr„kurses gehalten haben. Sie ist mir Bürge zwei„er Eigenschaften, die Sie besitzen, und die un„umgänglich nothwendig sind, die Jugend wohl zu „unterrichten. In der That, ohne einen hellen „Kopf und ein empfindsames Herz kann man zu „keinem großen Zwecke gelangen; und sowohl dieser, „als andrer Proben wegen, die ich von Ihrer Taug„lichkeit und Ihren Kenntnissen besitze, dürfen Sie „meiner Zuneigung und der Unterstützung versichert „sein, die ich Ihnen in allen Ihren guten Ideen „leisten werde. — Leben Sie wohl."

Madrid, 8. November 1806.

Der Friedensfürst.

Es blieb nicht bloß bei den hoffnungsreichen Zusicherungen.

Einige Tage nachher wurde Hrn. Voitels Gehalt um 1000 Liv. vermehrt. Er erhielt eine prächtige Wohnung. Die Probeschule empfieng den Titel eines königlichen Instituts, das unter dem unmittelbaren Schutz des Friedensfürsten steht. Hr. Voitel ist Direktor desselben.

Am Ende des Jahres bestand das Institut aus 100 Zöglingen, 4 Lehrern u. s. w. Die am St. Karlstage von Hrn. Voitel gehaltene Rede ward auf Befehl des Friedensfürsten dem Druck übergeben, und erschien in der königlichen Buchdruckerei.

Die königliche cantabrische Gesellschaft der Vaterlandsfreunde, unter dem Vorsitze des Herzogs von Frias, erwählte bald nachher den Hrn. Voitel zu ihrem Ehrenmitgliede, und sandte zu gleicher Zeit das Diplom, als Aufnahme zum Ehrenmitgliede, dem verdienstvollen Pestalozzi in der Schweiz zu.

Zustand der Weltgeistlichkeit in Neubaiern.

(Fortsetzung.)

Seelsorger, Gehilfe.

S. Freilich, wenn das Wetter angenehm, der Weg gut, und nicht zu weit, und der Kranke Habens ist; so wird anstatt eines Spazierrittes wohl auch hin und wieder ein Speisgang gemacht, ut aliquid fecisse videamur.

So geht es das ganze Jahr fort. Der Gehilfe wird immer verwechselt; die Heerde mag weiden, wer will. Ich kenne Seelsorger, die noch bei guten Kräften, bei guter Gesundheit sind, und dieses für eine Herabwürdigung ihres Standes, für eine Beleidigung ansehen, wenn man ihnen zumuthet, daß sie die Bürde der Seelsorge mit ihrem Gehilfen nur zur Hälfte theilen, und wochenweise abwechseln sollten. Daß sie nach dem Ausspruche der Kanonen und der Vernunft das Meiste, und nicht das Wenigste, das Beschwerlichste und nicht das Leichteste selbst arbeiten; daß sie in der Seelsorge, was sie selbst thun können, auch selbst thun, und nur, was sie selbst nicht verrichten können, ihren Gehilfen überlassen sollen; daran ist schon längstens gar kein Gedanke mehr. Sie schämen sich, ihre Jahrtäge, Rosenkränze, Aemter und Stiftungen selbst zu halten; aber die Gefälle davon einzuziehen, schämen sie sich nicht.

* 2

So weit ist es gekommen! So tief hat das Unrecht eingewurzelt! Daß einzelne Individuen ihre Pflichten vergessen, ist in allen Ständen gewöhnlich. Wenn man aber seine Standespflichten gänzlich abläugnet, wenn man die Erwähnung derselben sogar für eine Beleidigung ansieht; dann hat das Verderben unfehlbar die höchste Stufe erreicht. Wenn nun das Jahr 52 Sonntäge und 14 größere Nebenfeste hat; so ergiebt sich, daß diese Seelsorger vom ganzem Jahre nur 66 Täge lang Seelsorger, und auch da wieder nur Vormittags Mithelfer, also auch in diesen 66 Tägen nur halbe Seelsorger sind. Der Helfpriester ist also jährlich 300 Tage Alleinseelsorger, und in den übrigen Tagen hat er an seinem sogenannten Seelsorger nur Vormittags einen Gehilfen. Machen wir die vorgenannten 66 halben zu 33 ganzen Tagen; so resultirt, daß ein solcher Seelsorger kaum ein Monath, folglich kaum ein Zwölftheil des Jahres Seelsorger ist: er, der eigentlich das ganze Jahr Seelsorger sein sollte, gleichwie er auch das ganze Jahr die Einkünfte des Seelsorgers bezieht.

Es giebt wohl Ehrenmänner, die eingedenk, daß ihr jüngerer Bruder wegen ihrem höhern Alter die Speisgänge und die Krankenbesuche fast allein macht, desto mehr in der Kirche verrichten, und zur Erwiederung die Predigten, Aemter, Jahrtäge, Rosenkränze, Vespern u. s. w. größten Theils allein halten; aber auch bei diesen werden sie noch Spuren von der Meinung finden, daß dergleichen nur ein opus supererogatorium sei, und daß sie folglich nur aus Gutmüthigkeit, wie sie wähnen, den Helfpriester seiner Schuldigkeit überheben.

G. Sagen Sie mir Ehrwürdiger Freund! steht es überall so schlecht? Sieht es hierinn überall so mißlich, wie bei uns aus?

S. Ich kann und muß Ihnen zu unserm Troste sagen, Freund! daß diese Ungerechtigkeit, Gott Lob, nicht überall herrschend geworden sei. Lesen Sie z. B. nur in dem Archiv für Kirchen und Schulwesen von Hrn. Andres erst. Bande S. 191 die Abhandlung: „Zustand der jüngern Geistlichkeit in der Würzburgischen Diözese", so werden Sie zu Ihrem größten Vergnügen finden, daß es dort (Gott sei unendlicher Dank gesagt) ganz anders aussehe. Sie müssen mir aber vorher erlauben, daß ich Ihnen die Sache ein wenig deducire.

G. Sehr gerne.

S. Sie wissen, daß bei uns eine jede eigentliche Pfarrkirche mehrere, von der Pfarrkirche entfernte, Zukirchen hat. Diese Filialkirchen heissen heut zu Tage bei uns Vikariatskirchen; ursprünglich aber hießen sie Kapellen, wie man noch in alten Urkunden, und in den Pfarrverleihungsbriefen findet. Weil nun vor Zeiten der Pfarrer zugleich in der Pfarrkirche, und zugleich in diesen oft weit, und in verschiedenen Richtungen von der Hauptkirche entfernten Zukirchen die Seelsorge und den Gottesdienst in eigner Person allein nicht versehen konnte; so wurden ihm Helfpriester beigesellet, die ursprünglich Capellani, Kapläne hießen, weil sie diese Filialkirchen, oder Kapellen, von dem Pfarrhofe aus, wo sie wohnten, excurrendo versehen mußten.

Gerecht und billig war es, daß der Pfarrherr nicht nur von der einzigen Gemeinde der Pfarrkirche, sondern auch von den Gemeinden aller seiner Filialkirchen, oder Kapellen, den Zehend bezog, weil er auch dafür und hingegen in seinem ganzen Pfarrsprengel die Seelsorge und den Gottesdienst besorgen, weil er die Kapläne aller dieser Kapellen davon besolden, und im Pfarrhofe gänzlich verpflegen mußte. Da nun die Gemeinden dieser Zukirchen nach und nach immer zahlreicher und ungestümmer wurden; so setzten sie es mit der Zeit endlich durch, daß die Kapläne nicht mehr vom Pfarrhofe aus exkuriren mußten, sondern zur großen beiderseitigen Erleichterung der Gemeinden und der Kapläne, bei den Kapellen selbst ansässig wurden. Nach dieser Translokation hieß man die solcher Gestalt exponirten Helfpriester nicht mehr Kapläne, sondern zum Unterschiede anderer Kap-

läne, die noch nicht selbstständig waren, nannte man sie Vikäre, Stellvertretter des Pfarrers. Der Herr Pfarrer wurde zwar auf diese Weise der Bürde der Besoldung und Verpflegung der Kapläne los; aber die Zehenden vom ganzen Pfarrsprengel behielt er auch, wie vor, bei. — Damit nun diese aus den Pfarrhöfen an die Kapellen übersetzten Kapläne, oder neugetauften Vikäre leben konnten, wurde von den betreffenden Gemeinden dieser Zukirchen durch eigene Verträge auf die verschiedenste Weise, bald besser, bald schlechter, gesorgt. Weil aber der Herr Pfarrer durch diese Aussetzungen zugleich auch seine Helfpriester verlohren hatte; so hielt er, um im Pfarrorte nicht selbst arbeiten zu müssen, oder, weil er auch wirklich oft, Alters halber, nicht mehr konnte, im Pfarrhofe doch noch einen Helfpriester, der bei uns itzt Cooperator heißt, und in den jüngsten Zeiten noch ein Ens superfluum, das bei uns Coadjutor benamset wird. Die ausgesetzten Helfpriester, oder neugetauften Vikariusse sahen fleißig auf solche Vorbilder hin, und damit auch sie der Arbeit los wurden, oder weil sie derselben im Greisenalter wirklich nicht mehr verstehen konnten; so sahen auch sie sich nach und nach um einen, dann um zwei, endlich um drei solcher Gehilfen, oder Helfershelfer um. Damit es aber am Unterhalte, an Meßstipendien, an Sporteln und Stolgebühren für so viele neue Helfer und Helfershelfer nicht fehlte, so wurden, und werden ohne Aufhören Jahrtäge und Rosenkränze, Brüderschaften und Bittgänge, Opfer und Sammlungen eingeschwätzt, und eingeführt, und alle diese jährlich noch wachsenden Stiftungen, Andachten, und Andächteleien muß der Herr Helfpriester halten. So lange also dieses Miethlings-System gestattet wird, darf der Staat gar nicht daran denken, weise Reformen mit Erfolg und mit Dauer einzuführen. Denn der Seelsorger wird im Durchschnitte wenigst heimlich allzeit dawider sein; weil diese geistlichen Kunstgriffe immer einige Emolumente abwerfen, und die Last der Verrichtungen doch nur dem Helfpriester heimfällt. O mein lieber Freund! wie weit steht diese unsere Verfassung, oder wie ich sagen soll, hinter der musterhaften Verfassung Würzburgs zurücke! In Würzburg haben die Herren Pfärrer auch Gehilfen, die noch Kapläne heissen, aber ihre Verrichtungen sind wunderschön getheilt. Dort ist es dem Seelsorger keineswegs frei gestellt, ob er seine Schuldigkeit thun, oder nicht thun wolle; sondern der Pfarrer muß in der Pfarrkirche, und der Kaplan in der Zukirche Seelsorge und Gottesdienst allein versehen. Will der Pfarrer auch im Pfarrorte hin und wieder von seinem Helfpriester eine Aushilfe; so muß er ihn darum höflich ersuchen; er darf ihm das nicht gebiethen, nicht aufdringen, wie bei uns. Und nun will ich Ihnen aus dem Archive des Herrn Andres nur eine einzige Stelle vorlesen:

„Der Kaplan ist eben so, wie der Pfarrer von „der geistlichen Regirung gesetzt. Es ist Theils „durch die Vorschriften derselben, Theils durch das „Kaplaneierrichtungs-Instrument ausgemacht, „was der Kaplan zu thun, und der Pfarrer „ihm zu geben hat. Der Pfarrer ist auf den „Filialen, wie im Pfarrorte Pfarrer, und hat „über den Kaplan die Aufsicht, daß von diesem „geschehe, wozu er durch seine Instruktion an„gewiesen ist. Selbst wenn Kapläne, wie in Städ„ten, mit den Pfärrern in einem Orte arbeiten: „so ist es bestimmt, was und wie viel ein Kap„lan thun müsse. Hat der Kaplan nach der Wei„sung der Regirung gehandelt, so kann der „Pfarrer weiter nichts mehr von ihm for„dern: fehlt aber der Kaplan gegen seine Wei„sung; so ist des Pfarrers Schuldigkeit, daß er „ihn brüderlich zurechtweise. Hilft die Zusprache „nichts; so muß sich der Pfarrer an die Regirung „wenden, und das weitere von dort erwarten." Erst. Bd. S. 199.

G. Allmächtiger Gott! itzt fallen wie Schuppen von meinen Augen. Dort eine so väterliche Wachsamkeit und Sorgfalt, um zwischen den Arbeitern sonst unvermeidlichen Zwistigkeiten vorzubeu-

gen! Dort alles so ausgemacht durch Instrumente bestimmt, und ausgeschieden, was der Seelsorger, und was der Helfer zu leisten, und was jener diesem dafür zu reichen habe! Bei uns gar nichts ausgeschieden, nichts bestimmt, nichts angewiesen, Alles der Willkühr überlassen! Also nichts als Willkühr, nichts als Unterdrückung, nichts als Uneinigkeit! Aber sagen Sie mir, wenn in Würzburgs grosser Diözesse die Amtsverrichtungen so schön, und so brüderlich getheilt sind, daß dadurch sonst nothwendige und unzählige Zänkereien unter den Brüdern verhütet werden: werden wohl auch dort die Gehilfen von den Seelsorgern und ihrem Gesinde so verächtlich, und ich sollte fast sagen, so kindisch, wie oft bei uns, behandelt?

S. Hören Sie, was ich Ihnen eben wieder aus dem Archive S. 197 vorlesen will.

„Das Vorurtheil, daß die Kapläne Knechte „der Pfärrer seien, war nie recht bei uns zu Hause, „und unser weiseste Fürst=Bischof (damahls gab „es noch Reichsfürsten, und die Rede ist vom un„vergeßlichen Franz Ludwig) hat vollends aus„gethan, um es zu zernichten. Schon sehr oft „besuchte er das geistliche Seminar, als die Pflanz„schule seiner Gehilfen im Hirtenamte. Das ehe„mahlige Kollegium der Jesuiten richtete er zu ei„nem für mehrere Alumnen geräumigen Seminar „ein. Beim Einzuge der Alumnen in ihr neues „Seminar speiste er mit ihnen als erster Seelen„hirt mit den Zöglingen des Hirtenamtes. Die „neu aufgenommenen Alumnen läßt er allzeit zu „sich kommen; lernt sie einzeln kennen, da er sie „von ihren Professoren von der ersten Schule „an nach ihren Kenntnissen und Fähigkeiten, ihrem „Fleisse und Betragen charachterisirt in Händen hat; „er legt ihnen die Wichtigkeit des seelsorgerlichen „Berufes ans Herz, zeigt ihnen, was er von ih„nen als seinen Gehilfen erwarte, und ermahnt „sie zur Tugend und zum Fleiße im Studiren. „So läßt er auch jährlich einmahl alle Alumnen „zu sich kommen, und spricht mit jedem besonders „in seinem Kabinete. Wird ein Alumnus Prie„ster, so läßt er ihn wieder zu sich kommen; er „spricht dann wie ein Vater mit ihm, und sagt „ihm, daß er ihn aussende, seine Stelle zu vertre„ten. Der große Mann, mit den schwersten Ge„schäften überladen, kennet alle Kapläne so gut, „als die Pfärrer, erkundiget sich nach jenen so „gut, wie nach diesen. Mithin sind bei uns die „Kapläne als Stellvertreter des Bischofs, und „nicht als Knechte der Pfärrer zu betrachten; kurz: „**wenn der Bischof den Kaplänen so viel Ach„tung erweiset**, wer will sie ihnen sonst noch ver„sagen? — — Der Kaplan kann ohne Achtung „nicht bestehen. Die Amtsverrichtungen des Kap„lans sind Handlungen des Geistes, welche das „Gepräge des Verstandes und Herzens tragen „sollen."

„Ein von Verachtung und Druck gebeugter Geist „ist todt. Vom Geiste des Kaplans soll Leben und „Kraft in die Gemeinde übergehen. Ein zerdruckter „Geist ist ohne Schwung und Kraft. Oeffentliche „Achtung erhebt den Geist: **beim Kaplane würde „sie verlohren sein, wenn ihn der Pfarrer „nach Willkühr behandeln könnte.**" — —

G. Heil Dir, verklärter Schatten Franz Ludwigs! Wo der Bischof so denkt, seine Hirtenpflichten so kennt, und so ausübt, dort ist es eine Freude, Seelsorger zu sein. Der Würdige wird von dem Unwürdigen unterschieden, und es ist keinem Kain gestattet, einen Abel zu ermorden.

S. Wissen Sie, was mir von den vielen Hirtentugenden Franz Ludwigs für eine am besten gefällt?

G. Was für eine?

S. Die wahrhaft bischöfliche Wachsamkeit und Klugheit, mit welcher er bei der Aufnahme neuer Seelenhirten zu Werke gieng. Ein Bischof kann seiner Heerde keine tiefern Wunden schlagen; er kann sich gegen den Staat selbst nicht verantwortlicher machen, als wenn er Taugenichts ausweiht, die schon vorher als Landstreicher bekannt sind. Darauf kann sich der Bischof verlassen, daß, wo er solche Stellvertreter hinschickt, die Sitten der Gläubiger vom Grunde aus verdorben werden.

Der ganze Klerus wird prostituirt, betrübt, und schwer beleidigt, wenn der Bischof in seine Mitte solche Tartüffe einschiebt. Franz Ludwig wußte das nicht nur: er beherzigte es auch. Ihm war es keineswegs genug, nur die Figur der Kandidaten der Seelsorge zu betrachten, und ihr letztes Attestatum zu lesen: er mußte seine Leute schon von der ersten Schule aus kennen; er mußte von allen ihren Lehrern auf und auf eine genaue Charakteristik derselben in Händen haben, nach ihren Kenntnissen und Fähigkeiten, nach ihrem Fleiße und Betragen; dann erst glaubte der gewissenhafte Mann, sie aufnehmen, und ihnen das allerwichtigste Amt eines Seelsorgers, das Amt eines Lehrers des Volkes und Erziehers der Nation anvertrauen zu dürfen. Nur durch diese, zwar mühsame, aber einem Bischofe nothwendige Behutsamkeit, gewann die Würzburger Diözese nach und nach eine Menge der würdigsten Seelsorger: Männer, die sich durch ihren Wandel und ihre Gelehrsamkeit überall Achtung verschaffen; Männer, die nicht kriechen gelernt haben, und die sich nicht von Miethlingen als Knechte mißbrauchen lassen.

G. Schade! wenn solche Männer dort auch so lange, wie bei uns, Helfpriester sein, und warten müssen, bis sie endlich eine kummervolle Pfründe erleben.

S. Glauben Sie nicht, daß überall unsere Versorgungs-Anstalten sind. In der Würzburger Diözese gibt es 406 Weltpriester Pfarren und Benefizien, und dagegen nur 180 Kaplaneien, oder Helfpriesterstellen. Die Zahl der Präbendirten übertrifft also jene der noch nicht präbendirten Weltpriester um 226, sage: zwei hundert und sechs und zwanzig. Es verhält sich also dort die Zahl der Pfarrer und Benefiziaten zu der Zahl der Helfpriester fast wie 3 zu 1. — Bei uns hingegen treffen Sie wenigsten eben so viele Helfpriester, als Pfarrer, Vikare und Benefiziaten an. Wenn auch bei uns mancher Vikar keinen Gehilfen hat; so haben andere dafür wieder 2 und 3. Bei einer solchen Uebermenge von Helfern und Helfershelfern in den Pfarrhöfen und auf den Vikariaten kann es also nicht anders sein, als daß sie im Durchschnitte gerechnet, nur ganz außerordentlich spät und langsam, kaum vor dem fünfzigsten Jahre ihres Alters (wenn Gott so lange das Leben fristet) mit einer Pfründe versehen werden können. Glückskinder machen keine Regel. So lange also dieser Ueberfluß von Helfpriestern nicht aufhört; so lange kann auch bei uns keine frühere Versorgung Statt finden.

G. Ist denn dieses verderbliche Helfershelfer-System bei uns nicht von jeher gewesen.

S. Keineswegs. Die meisten der ursprünglich aus den Pfarrhöfen an die heutigen Vikariatskirchen exponirten Pfarrhelfer blieben Jahrhunderte lang allein. Die Gemeinden waren vollkommen zufrieden, und überfroh, daß sie nur einmahl Einen eigenen Ortsseelsorger erhalten hatten, und die damahligen Bischöfe dachten gar nicht daran, dem Helfer sogleich wieder einen Unterhelfer zu geben. Erkundigen Sie Sich nur, und forschen Sie hübsch in Urkunden nach, so werden Sie finden, daß das gegenwärtige Miethlings-System kaum hundert Jahre alt sei. Ich sage: kaum 100 Jahre; denn vor 100 Jahren versahen noch fast alle Vikare die Seelsorge und den Gottesdienst, den sie jetzt durch Helfpriester versehen lassen, in ihren Vikariatsbezirken allein, und die wenigen, die urkundlich damahls schon einen Gehilfen hatten, haben itzt wenigsten zwei. Denn die Bruderschaften, und mit diesen die vielen für die Moralität erwiesener Maßen nachtheiligen Konkurs und Ablaß-Täge rissen bei uns erst vor beiläufig 100 Jahren ein. Hauptsächlich diese vielen Beichttäge machten, und machen in dieser Hinsicht noch heut zu Tage diesen Schwarm von Helfershelfern nothwendig. Glauben Sie mir es, Freund! viele Helfpriester, und viele Afterandachten, dergleichen die Konkurs-Täge wegen ihrer moralischen Schädlichkeit unläugbar sind, stehen allzeit mit einander in Verbindung und in Wechselwirkung. Denn wo der Seelsorger allein ist, und allein arbeiten muß, dort hat er we-

der Muße noch Lust, viele Andächteleien einzuschwätzen, weil ihm schon die eigentliche Bedürfnisse der Seelsorge mehr als genug Beschäftigung geben.

G. So wohl! So müssen wir also nicht nur für Andere von der Seelsorge tragen, was sie uns nur immer aufzuladen belieben, sondern, was das Traurigste ist, wir müssen uns auch zur Beförderung aller Afterandachten mißbbrauchen lassen, weil diese ohne uns nicht mehr fortgepflanzt werden könnten. Wenn man also Mißbräuche, Andächteleien einführen wollte; so erbatt man sich einen Gehilfen, der sie halten mußte: und wenn man einen Gehilfen hatte, so erdachte man immer mehrerer solcher Alfanzereien um ihn desto leichter halten zu können. — Sagen Sie mir noch, was haben denn in Würzburg die Kapläne für einen Gehalt?

S. In Würzburg sind zwar die Helfpriester so gesetzmäßig, wie die Pfärrer gestiftet; aber ihr fixirter Gehalt ist sehr gering: er beträgt gemeiniglich nicht mehr, als jährlich 50fl. Dabei haben sie zwar die Meßstipendien frei; müssen sich aber davon in einigen Orten so gar das Licht nnd das Holz anschaffen. Bei dem Pfarrer haben sie nur Kost, und Trunk, und Wohnung frei. Accidenzien haben sie keine; denn diese gehören ganz dem Pfarrer. Weil aber die Meßstipendien, worauf die dortigen Helfpriester, als einen Besoldungs-Theil angewiesen sind, heut zu Tage dort immer seltner werden, so läßt sich von einer so weisen Regirung mit allem Grunde hoffen, daß sie auf einer andern Seite ergiebig und ungesäumt Vorsehung thun werde.

G. Bei uns ist, die Kooperatoren ausgenommen, gar kein Helfpriester gestiftet, welches wieder ein Beweis ist, daß sie ganz kein gesetzmäßiges Dasein haben. Bei uns hat zwar an manchen Orten ein Helfpriester wochentlich 2 fl. Gehalt; aber fixirt ist nichts, platterdings gar nichts, sondern, wie alles Uebrige, so ist auch dieses lediglich wieder der Willkür überlassen. Daher rührt es, daß bei uns mancher Seelsorger seinem Gehilfen 1 fl. 30 kr. ein anderer 1 fl. 42 kr. ein dritter 1 fl. 45 kr. und ein vierter endlich gar 2 fl. Wochengehalt gibt; kurz: es thut jeder, was ihm beliebt; weil er schon weiß, daß auf eine solche Winzigkeit, wie der Gehalt eines Helfpriesters ist, Niemand Acht giebt, und daß sich dieser Alles gefallen lassen muß. Die Kapläne in Würzburg haben freilich einen sehr schlechten Gehalt: wenn sie aber auch nur die halben Stipendien noch haben; so haben sie doch noch einen bessern Gehalt, als wir gegenwärtig haben.

Bei ihnen ist doch Etwas, bei uns gar nichts durch die Gesetze bestimmt. Daher kommt es, daß mancher Seelsorger bei uns fast verlangt, der Koadjutor soll ihm die Hände küssen, weil er ihm etwa wöchentlich um einen Groschen mehr, als ein anderer gibt.

G. Es ist freilich das auch wahr, daß mancher Seelsorger selbst so kleine Einkünfte hat, daß er seinem Gehilfen nebst Kost und Trunk und Holz und Licht wöchentlich kaum 1 fl. 30 kr. reichen kann.

G. Das weiß ich; aber eben dieses ist mir ein neuer Beweis, wie höchst nothwendig bei uns Reformen sind. Es ist eine zwar undankbare, und gefährliche, aber eine große, eine hundert Tausenden erwiesene Wohlthat, wenn man gewisse absichtlich dunkle Gassen beleuchtet. — Um wieder auf unsern Gegenstand einzulenken, denke ich so: entweder hat ein solcher Seelsorger wegen Weite seines Bezirkes und Menge seiner Geschäften wirklich einen Zuhelfer nothwendig, oder nicht nothwendig. Hat er wirklich einen nothwendig; so braucht es ja nicht mehr, als daß man einer solchen Gemeinde so lange weder Seelsorger, noch Gehilfen gebe, bis für Beide ein anständiger Unterhalt ausgezeigt ist: hat er aber keinen nöthig; dann soll man ihm auch keinen geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

23. Stück. Freitag, den 5ten Juni. 1807.

Auch der Weise wählt nicht sein Geschicke;
Doch er wendet Elend selbst zum Glücke.
Fällt der Himmel; er kann Weise decken;
Aber nicht schrecken. Haller.

Auszüge aus dem Regirungsblatt.

Allgemeine Verordnung.

Ueber die Organisation des Bürger-Militärs wurden mehrere allerhöchste Bestimmungen erlassen, welche a) das Musterungs-Geschäft; b) die Bezeichnung des Vorraths der bürgerlichen Zeughäuser, und die Veräusserung des Unbrauchbaren; c) die Offiziers-Wahlen; d) die Gleichförmigkeit der Montirung, Armatur und Fahnen betreffen.

Provinzial-Verordnung.

Die Zinsen aller neuen Hipothek-Kapitalien aus dem Stiftungs- und Komunal-Vermögen sollen auf fünf vom Hundert festgesetzt, und die Aufkündzeit in Schuldbriefen auf ein Vierteljahr wechselseitig bedungen werden.

Zustand der Weltgeistlichkeit in Neubaiern.

(Beschluß.)

S. Aber wie, wenn der Seelsorger arm ist, und nur Alters halber einen Gehilfen nöthig hat?

G. Härter mag dann freilich wohl zu helfen sein. In solchen Fällen, glaube ich, könnte man dem Gehilfen einsweilen etwa aus den Einkünften und Opferstöcken der Kirche einen verhältnißmäßigen Gehalt mit dem verläßlichen Versprechen reichen, daß er unfehlbar in diese, oder auch in eine andere vielleicht noch früher zu erledigende Pfründe einrücken würde. Bis dahin müßte er nun freilich wohl in Ansehung der sichern Hoffnung Geduld tragen. Was die vorerwähnten Accidentien betrifft, scheint es, daß unsere Helfpriester (die hingegen keine Meßstipendien frei haben) besser, als die Würzburgischen bedacht sind. Allein Sie wissen ja, daß auch hier wieder überall alles anders, nirgends bei uns eine fest gesetzte Norm ist. Gewöhnlich gönnt man ihnen zwar die sogenannten Provisionsgebühren, die in einigen Gemeinden für den Speisgang 18, in andern 12, auch nur 6 Kreuzer betragen. Aber was ist das für ein Emolument? Der Gehilfe muß dafür den Kranken nicht nur das erste Mahl versehen, sondern auch hernach, so lange die Krankheit dauert, allzeit unentgeltlich heimsuchen, und wenn, wie sehr oft der Fall ist, der Kranke ein Taglöhner, ein Dienstboth, ein Ziehkind, ein Miethmann, oder sonst ein Hausarmer ist; so kann er auch für den Speisgang nichts annehmen. Büßt nun der Helfpriester in unsern Gebirgen, durch Möser und Wälder, und auf harten Kieselwegen nicht weit mehr in der Kleidung ein, als ihm diese unsichere Gebühren abwerfen? Einigen Seelsorgern gestattet die Gemeinde eigens deswegen eine Habersammlung und eine Roßweide, damit sie mittels eines Pferdes diese oft so weiten Krankenbesuche desto leichter machen können. Sie

halten sich auch dieses Pferd; aber nur zu ihrer eigenen Ergözlichkeit: der Helfpriester, der, im Durchschnitte gerechnet, wenigstens ⅔ dieser Gänge machen muß, genießt diese Wohlthat nicht; weil sich Niemand um ihn bekümmert. Wenn man nur wollte; es wäre gar nicht schwer, in Hinsicht der Stolgebühren überhaupt zwischen Seelsorgern und Gehilfen einen gerechten Ausspruch zu thun. Daß der Seelsorger, als Seelsorger, seine Kranken selbst providiren, und öfter, als seine Helfer besuchen soll, liegt in der Natur seines Amtes; und was die übrigen Gebühren betrifft, so genieße sie allzeit nur derjenige, der die Verrichtung derselben macht. So soll von Rechtswegen gesprochen werden. Will der Seelsorger selbst taufen, selbst kopuliren, selbst die Leichen einsegnen, selbst die gestifteten Rosenkränze halten; so hat der Kaplan nicht den mindesten Anspruch auf die Gefälle derselben: will er aber nur seine Pflichten abstreifen, nur den Zuschauer machen, und doch die Früchte fremder Arbeit geniessen; dann soll ihm das nicht nur nicht gestattet, sondern auch ernstlichst verwiesen werden. Wäre nur einmahl eine solche Gerechtigkeit ausgesprochen, was gilt's, so mancher Seelsorger würde dann die Arbeit redlich mit seinen Bruder theilen.

S. Freund! wenn ich Bischof wäre; so dürfte mir in meiner ganzen Diözese keine Predigt, keine Kinderlehre, kein Kreuzgang, kein Speisgang gehalten werden, wovon ich den Verrichter nicht wüßte. Von einer jeden Kirche meines Bistumes müßten mir jährlich nebst den Schultabellen die allergenauesten Verrichtungstabellen meiner Geistlichkeit eingereicht werden. In diesen müßte z. B. Folgendes bemerkt sein.

A.

Predigttag, Prediger, Predigtstof.

B.

Speisgang, Tag, Weite, Verrichter.

C.

Ehenanzahl. — Davon traute der Seelsorger — Der Gehilfe.

D.

Taufenanzahl. — verrichtet von dem Seelsorger — von dem Gehilfe.

E.

Leichenanzahl — eingesegnet von dem Seelsorger — von dem Gehilfe.

F.

Jahrtägeanzahl — gehalten von dem Seelsorger — von dem Gehilfe.

G.

Rosenkränzezahl 150. Gehalten vom Seelsorger 5, vom Gehilfe 145.

H.

Aemterzahl — gehalten vom Seelsorger — vom Gehilfe. —

I.

Bittgangtag nach — Entfernung von der Kirche. Verrichter.

K.

Kinderlehren in der Kirche — gehalten vom Seelsorger — vom Gehilfe. —

L.

Feiertagsschulen gehalten vom Seels. — vom Gehilf. —

Wo der Seelsorger nur allein ist, dort müßte der Oberhirt diese Verzeichniße freilich nur auf Treu und Glauben annehmen; genug, daß er allein der Verrichter aller Vorfälle ist; wo hingegen mehrere Geistliche angestellt sind, da müßten mir diese Tabellen von allen zugleich kontrasignirt werden. O wie leicht könnte jeder Bischof in seinem Sprengel solche Tabellen einführen! Wie würden die Amtsbrüder nicht eilen, einander an Berufsthätigkeit zu übertreffen! Wie würden sich diese Leute nicht schämen, in puris naturalibus zu erscheinen! Zwar bei machem Ordinariate muß jährlich jeder Geistliche in einer Tabelle angeben, wie er heisse, wo er gebohren und wie alt er sei, wo und was er studirt habe, wie lange er Priester, und wie viele Jahre er schon kurat sei. Das muß er also alle Jahre bis auf die Zahlen die sich doch wohl von selbst verstehen, gleichlautend eingeben. Aber

ich weiß wahrhaftig nicht, ob man das, was man ja längst schon weiß, und doch wieder alle Jahre neuerdings zu wissen begehrt, von der Geistlichkeit nur aus Scherz, und weil es halt immer so der Brauch war, oder wohl im Ernste zu wissen verlange.*)

Freilich aus dem blossen Zahlenverzeichnisse der gemachten Verrichtungen kann der Oberhirt nur erst wissen, wer wenig, und wer viel, aber noch keineswegs, wer nützlich, und wer schädlich, wer gut, und wer schlecht gearbeitet habe. Allein um das Letztere in Erfahrung zu bringen, um den würdigen Mann, den wahren Seelsorger, den helldenkenden Volkslehrer von dem Jongleur zu unterscheiden, dazu hat man Hilfsmittel genug, wenn man sich ihrer nur bedienen will. Es reden die Zeugnisse vollbrachter Studien; man kann das Urtheil sachverständiger Männer einvernehmen; man kann Umlaufsstoffe zur Bearbeitung aufgeben, u. s. w.

G. Ehrwürdiger Freund! was mag doch wohl die Ursache sein, daß es leider! bei uns, wenn auch die Verwerflichkeit einer Anstalt längst schon und gleichsam allgemein anerkannt ist, gleichwohl noch immer beim Alten bleibt? So ist es bereits eine ausgemachte Sache, daß das Breviergeboth nichts tauge, und den Hierarchen kann es unmöglich ganz allein unbekannt sein, daß dasselbe nun kaum von dem fünften Theile der Geistlichkeit mehr beobachtet werde. Demungeachtet rührt man sich nicht. Anstatt dieses Geboth ganz abzuschaffen, oder wenigst das Gesetz zu modifiziren, und den Umständen anzupassen, sieht man ganz gleichgiltig zu, und läßt das Ding gehen, wie es gehen will. Daß mancher rechtschaffene Mann wegen dieser Unterlassung, wegen dieser nothwendigen Selbsthilfe von Frömmlern um seine Ehre und sein Vertrauen gebracht werde, ist nur eine Kleinigkeit, die gar nichts zu bedeuten hat. Ja wenn man nur die Einmischung gewisser Behörden nicht ein wenig scheuen müßte, man wäre hin und wieder noch gar nicht abgeneigt, dergleichen Leute, die ihr pensum diurnum nicht mehr recht auffagen wollen, auch sonst noch zu strafen. Und wie mit dem Breviergeboth, so bleibt es auch immer bei unserm alten Ritualgeboth stehen.

Die bürgerlichen Verfügungen und Gesetze nehmen unaufhörlich Rücksicht auf das Zeitbedürfniß; sie sind gewöhnlich in einer edeln Biedersprache abgefaßt, und athmen je mehr und mehr den Geist der Humanität. Man muß es eingestehen, daß die weltlichen Behörden überhaupt hierin mit Riesenschritten vorwärts eilen: nur die Geistlichen, sie, die Lehrer des Volkes, die Erzieher der Nation, bleiben immer bei dem Alten stehen.

S. Erinnern Sie sich, Freund! daß diese Gravamina, die bereits im Jahre 1784 zu Frankfurt und Leipzig erschienen sind, vermuthlich itzt schon nicht mehr alle in Altbaiern existiren, und gedulden Sie sich nur noch eine kurze Zeit; dann werden wir entweder andere Verfügungen, oder andere Hierarchen haben. P.

*) Ein Spötter, dem es gar zu widerlich war, alle Jahre diese allzeit gleiche Selbstcharakteristik zu verfassen, schrieb daher einst bloß zu seinem Nahmen: omnia ut ante annum, ubique annum addendo.

Kaiserkrönung in Rom, am 12. April 1807.

(Aus einem Briefe aus Rom.)

Auch Rom hat in seinen Mauern seinen Kaiser, wie auch eine jährliche Kaiserkrönung; und dieser Kaiser von Rom spielt, so klein er übrigens auch sein mag, keine kleine Rolle. Er gibt Kardinälen, und selbst dem Papst, Visiten. Niemand ist übrigens mehr von der Kaiserwürde überzeugt, als er selbst. Sehen Sie ihn nur in der Mitte einer Prozession, oder im Staatswagen, den ihm der General-Vikar jeden Sonntag, so oft er ihn verlangt, zu schicken verbunden ist! — Aber es gehört auch etwas dazu, um Kaiser zu werden — Glück, Verstand, und besonders gutes Gedächtniß.

Nun hören Sie, wie die Sache zugeht, da ich selber Augenzeuge einer solchen Creation war. Nahe beim Ghetto, oder dem Judenquartier, ist eine Kirche, della Pianta genannt. In dieser versammeln sich, am zweiten Sonntage nach Ostern, Kardinäle, Prälaten — kurz, eine unzählige Menge von Zuschauern. Die Sache betrifft ein wetteiferndes Examen in der Doctrina, oder in dem für die Jugend bestimmten Religions- oder vielmehr Glaubensunterricht. Aus allen Pfarrkirchen Roms werden dazu die fähigsten Knaben ausgewählt, und ungeachtet von jeder nur ein Par genommen werden, so kommen doch zwei- oder gar dreihundert zusammen. Für diese sind in der Mitte der Kirche, in einander gegenüber stehender Reihe, Bänke errichtet, die stufenweise emporsteigen, um die Menge zu fassen. Unter diesen wird nun ein Frage- und Wettstreit gehalten, ohne daß einer der Dozenten sich einmischt, als etwa um ein E detto (ist schon da gewesen) zu sagen. Der letzte auf dem Kampfplatz wird zum Kaiser in der Doctrina ernannt. Kein Wunder, wenn er sich in dem Jahre seiner Würde etwas darauf zu gut thut, das große Loos gewonnen zu haben.

Denken Sie sich die interessante Szene; denn hier erscheint vielfach verknüpftes Interesse. Wie viel klopfende Herzen! Wie viel stille Gebethe und fromme Wünsche der zärtlichen Mutter und Verwandten! Wie viel Neugierde bei denen, die auf den Kaiserschmaus gern einen Anspruch hätten! Und endlich bei den Alten die Erinnerung an ihre Jugendjahre, und bei den Dienern der Kirche die Freude über die Wichtigkeit, Herrlichkeit und den Wachsthum der Doctrina!

Zu oberst der langen Reihe sitzt der alte Kaiser in blauseidenem Mantel, mit zierlich geschnürten Sandalen und einer Lorberkrone auf dem Haupte.

Seine übrige weiße Kleidung ist ganz von Seide, und auf der Brust glänzt ein weißer Stern. Ihm zur Seite sitzt — denn mit dem bloßen Kaisertitel ist es nicht gethan — sein Hofstaat, bestehend in vier Prinzen, einem Hauptmann und einem Fahnenjunker. Die Prinzen, die auch einen Stern tragen, sind schwarz und blau gekleidet, und der Hauptmann hat einen gewaltigen Soldatenhut, den er quer über dem Kopf trägt.

Jetzt tritt ein junger, noch studirender Geistlicher auf, der noch nie öffentlich perorirte, und hält eine Rede, in der er sich an den alten Kaiser wendet, seine Verdienste um die Doktrin erhebt, und ihn allen Anwesenden als nachzuahmendes Beispiel aufstellt. Dem diesmahligen Redner sah und hörte man es an, daß er mit beklemmten Herzen sprach.

Sobald der Redner abgetreten ist, wird das Signal gegeben, und das große Treffen beginnt. Fragen und Antworten, natürlich wie sie im Buche stehen, fliegen wie Haubitzen hinüber und herüber, und Todte fallen auf allen Seiten: denn wie einer die Antwort nicht weiß, oder eine Frage nicht richtig vorbringt, so muß er von der Bank herunter, und dann heißt es: E morto! Betrifft der Fall einen Freund oder guten Bekannten des alten Kaisers, so findet bisweilen, doch nur ein Par Mahl, eine Ausnahme Statt. Durch ein Begnadigungswort seiner Majestät wird er wieder ins Leben gerufen, und darf noch ein Mahl auf die Bank.

Nach einer halben oder ganzen Stunde war das Feld so sehr geräumt, daß noch sieben und dreißig sich auf dem Schlachtfelde befanden. Jetzt beginnt der eigentliche Heldenkampf, die Wurfpfeile werden weggeworfen, und man rückt sich mit aller angestrengten Kraft zu Leibe. Der Wettstreit wird in der That schwieriger: denn nun wird, außer der Folgeordnung der Materien, kreuz und quer durch einander gefragt. Wer nun eine Frage vorbringt, die schon da war, bei dem heißt es: E detto! und er muß sterben. Derselbe Fall findet Statt, wenn er nicht gleich die Antwort weiß. Der Anblick der Leidenschaft bei diesem letzten Auftritte ist wirklich anziehend. Gespannte Blicke auf allen Seiten, krampfhafte Bewegungen und Fußstampfen, wenn z. B. ein Anderer eine Frage vorbringt, die sein Nachbar eben in Bereitschaft hatte. Einer der

Knaben, dem dieß begegnete, als die Zahl der sieben und dreißig schon sehr eingeschmolzen war, wurde leichenblaß, und fiel wirklich in Ohnmacht, so, daß die Geistlichen mit Wasser und Spiritus herbeieilen mußten.

Nun ist der schwerste Todeskampf da — ein wahres Gegenstück zum Kampf der Horazier und Kuriazier — denn es sind noch sieben übrig. Welcher wird Kaiser? Diese Frage macht alle Herzen stärker klopfen, und fesselt aller Augen an den Kampfplatz; diese Frage beschäftigt so sehr die Gemüther, daß man darüber beinahe vergißt, daß von diesen sieben doch jeder eine Ehrenstelle erhält. Ehrenvoll begann dieser letzte Akt; aber das verwünschte E detto! warf gleich den ersten als Fahnenjunker herunter, dann den Hauptmann, dann drei Prinzen. Zwei Brüder blieben übrig — ein wirklich seltener Fall, der für den Ausgang noch mehr interessirte. Die Theilnahme der Menge war sichtbar und außerordentlich; selbst die Todten richteten wieder die Köpfe empor. Die Parteien, die Hoffnungen theilten sich. Mit zusammengezogenen Händen, wie beim Morra-Spiel *), standen die Prätendenten da, bis endlich der jüngste — mit einem unbeschreiblichen Ton, wie wenn ein Halbtodter wieder Luft und Sprache bekommt — mit einem E detto! das Bruderherz durchstach. Verzweiflungs- und Freudenthränen rannen; Segenswünsche flogen. Glückliche Mutter, die du diesen gebohren hast! Und o des Gefühls, Kaiser geworden zu sein, und ausgezeichnet, wie der vergoldete Knopf eines Thurms da zu stehen. — Hier mußte mir der auf die ehrgeizigen alten Römer gedichtete Horazische Vers einfallen: Dulce est digito monstrare et dicere hic est. — Er paßt wohl noch auf die heutigen Römer, aber freilich nur im Kleinen.

Mit dem alten Kaiser ist es nun vorbei. Er gibt seine Krone, sein Ehrengewand und seinen Stern an den Nachfolger ab, und dasselbe thun die übrigen.

*) Morra heißt ein unter den Italiänern gewöhnliches Wettspiel, wobei Zahlen ausgesprochen, und die Finger ausgestreckt oder eingezogen werden.

Unglaublich ist's, wie schnell sich der neue Kaiser in das fürstliche Gewand wirft. Er ist nicht mehr derselbe; die Welt liegt unter seinen Füßen tiefer, als vorher. Sein Dasein ist ein seliger Rausch; denn alles drückt, herzt und lobpreiset den Glücklichen, und Bekannte und Nichtbekannte ströhmen zu ihm, und ihm nach, ins Haus der Aeltern; und das dauert so viele Tage fort. In diesen Tagen muß es in dem Hause der Aeltern hoch hergehen. Sind sie vermögend, so thun sie es aus freien Stücken und eigenen Mitteln; sind sie arm, so unterstützen Papst und Kardinäle die Familie. Am Morgen nach der Krönung des Kaisers der Doktrin erscheint der Wagen des General-Vikarius. Der Sieger fährt nach Monte Cavallo und macht dem Papst Visite, und das, wie ich schon bemerkte, durchs ganze Jahr fort. Jeden Sonntag hat der Kaiser das Recht, zu sagen: „Ich will ausfahren; schickt mir den Wagen."

Es scheint zum System der Kirche zu gehören, und ist auf den Geist des Volkes sehr berechnet, daß man unter den Tausenden von Knaben, die in die Doktrin gehen, Einen so auszeichnet, und man erweiset ihm, als wenn es befohlen wäre, überall ausgezeichnete Aufmerksamkeit. Das Wichtigste für ihn ist indessen dieses, daß er auf eine Anstellung in spätern Jahren sicher zu rechnen hat.

Ich möchte fast wetten, daß Sie von diesem Feste noch nirgends etwas gelesen haben, und doch sah ich keines, daß dem Beobachter interessanter wäre, als dieses. — Als Kaiser Joseph II. sich in Rom befand, war der damahlige Imperadore della dottrina so kühn, ihm die Visite zu machen. Joseph empfieng ihn mit Freundlichkeit, und fragte: Wer er denn wäre? Die Antwort war: Anch' io sono Imperadore. „Das nimmt mich Wunder," erwiederte der Monarch scherzend: „bisher glaubte ich allein römischer Kaiser zu sein." Der Knabe erklärte ihm nun die Sache, und wie er nur Kaiser in der Dotrin sei. Das ließ sich Joseph gefallen, und verehrte ihm hundert Zechinen.

Englands Censur und Schulen.

In England gibt es keine Censur, sondern eine unbedingte Freiheit der Presse, und die Gefahren, welche man anderswo aus dieser Freiheit fürchtet, sind in Goßbritannien nicht erfolgt. Keine Nation ist z. B. so kirchlich gesinnt, als die Britten, und doch ist die Lehre der Kirche nie feindlicher als bei ihnen angegriffen worden. Und im Staate hat noch keine Schrift Aufruhr angefacht, so laut ihn auch manche predigte. Verleumdung der Staatsbeamten ist eine abgestumpfte Waffe; Niemand achtet ihrer. Privatbeleidigungen durch Schriften werden durch eine Klage des Beleidigten geahndet, oder scheint eine Schrift Strafe von Staats wegen zu verdienen, so wird der Schriftsteller, und ist er unbekannt, der Drucker vom öffentlichen Ankläger vorgefordert.

So wie hier die Freiheit, welche im Staate herrscht, einen jeden nach Gutdünken schalten läßt, so läßt sie auch jedem Vater frei, sein Kind nach seiner Weise zu erziehen, und daher sind die Schulen Großbritanniens keine Sache des Staats. Daher steht denn die Erziehung des gemeinen Volks weit unter der unserigen. Die einzelnen Pfarren und Gemeinden haben nicht, wie bei uns, ihre Schulen und Schullehrer, um die Kinder der Armen in der Religion und im Lesen und Schreiben zu unterrichten. Wollte auch der Staat solche Schulen anlegen, und die Aeltern nöthigen, ihre Kinder dahin zu schicken, so würde das Volk diesen Zwang als tyrannisch, als eingreifend in das väterliche Recht ansehen, ob es gleich den Zwang der Armensteuer trägt, wo willkührliche Taxen sein Wohlthun bestimmen. Daher ersetzt die Thätigkeit Einzelner das, was den öffentlichen Anstalten abgeht. In den einzelnen Orten setzen sich einzelne Lehrer und Lehrerinnen an, und Aeltern, die nicht mit Nahrungssorgen kämpfen, senden ihre Kinder freiwillig in die Schulen. Dann zahlen benachbarte Reiche die Kosten des Unterrichts für die Armern, und bewegen sie durch kleine Wohlthaten ihre Kinder zum Unterrichte anzuhalten. Vor allen sind die Sonntagsschulen durch die Thätigkeit edler Frauen wohlthätig geworden.

Auch in den Städten und für die mittlern und höhern Stände sind gestiftete Schulen seltener als solche, die ein Privatmann mit seinen Gehülfen unternimmt, und es wird nichts als Lateinisch, Griechisch und etwa Französisch daselbst gelehrt. Der Unterricht steht also auch hier gegen Deutschland zurück. Auf den Universitäten selbst machen Literatur und alte Sprachen die Hauptsache aus.

Man sieht daraus, wie allenthalben neben gepriesenen Vorzügen auch große Mängel vorhanden sind, und daß, wenn wir Deutsche in Ansehung der Preßfreiheit den Engländer nicht ganz gleich kommen, uns doch in wissenschaftlichen Debatten alle Freiheit gegönnt ist, so wie unsere Schulen und Universitäten tausendmahl besser sind als die englischen.

Die Katholiken in Irland.

Ein genaues Verhältniß der Katholiken zu den Protestanten in Irland, in Hinsicht der Zahl, ist nicht genau angegeben, und schwer zu erhalten. Die Schriftsteller, von denen man annehmen kann, daß sie gut unterrichtet waren, ein Hume, ein Kütter, weichen von einander ab. Hume nahm sechsmahl so viel Katholiken an, als Protestanten. Kütter meinte, nach einer 1776 gemachten Berechnung, es wären 6 bis 700,000 Protestanten gegen 1 Million 6 bis 700,000 Katholiken. Zugleich erkläre er aber diese Angabe für sehr unzuverlässig, und das Verhältniß in den verschiedenen Grafschaften für sehr ungleich. In dem südlichen Theile rechne man 10 Katholiken gegen 1 Protestanten; im Norden sei es anders; dort haben die Protestanten ihren Hauptsitz. Burke nimmt 2 Millionen Katholiken gegen 6 bis 700,000 Protestanten an. Eine neue Angabe berechnet die gesammte Bevölkerung Irlands zu 4,500,000 Seelen, und

die Katholiken darunter zu 3,550,000. Durch den Parlamentsschluß von 1793 wurden die Katholiken in Irland zum Theile emanzipirt, das h. den Protestanten in Ansehung einiger aktiven Bürgerrechte gleich gesetzt; aber ungefähr dreißig wichtige Staatsämter und die Parlamentsstellen blieben ausgenommen, indem es den Katholiken moralisch unmöglich ist, den Testeid zu schwören, welchen die brittische Verfassung von denen fordert, welche diese Aemter verwalten sollen. (Der Testeid ist eigentlich ein Probiereid; denn Test ist die Probe, die man mit Gold oder Silber über ihre Aechtheit oder den Grad ihrer Feinheit angestellt.) In diesem Testeide, mit welchem noch der schon von Heinrich VIII. eingeführte Supremats-Eid, oder die Anerkennung des Königs als geistlichen und weltlichen Oberhaupts verknüpft ist, betheuert der Schwörende, daß er die Lehre von der Anbethung der geweihten Hostie, von der Verehrung der Jungfrau Marie und der Heiligen für gotteslästerliche Lehre halte. Der Testeid wurde (1673) unter König Karl II. eingeführt, als die bekannte Denkungsart seines Bruders, des Herzog von York, nachmahligen Königs Jakobs II., die Besorgniß erregte, er würde einst die katholische Kirche auf den Ruinen der protestantischen erheben, und sie zur herrschenden machen. Seit dem wird dieser Eid in den geringen Stellen auf der Flotte, in der Armee, dem Wesen nach, beibehalten, nicht aber abgefordert, um so viele katholische See- und Landsoldaten nicht entbehren zu dürfen. Nur bei vornehmern, wichtigern Stellen wird er noch immer abgelegt. Daher der neuliche Vorschlag im Parlament, die Katholiken zu den höchsten militärischen Stellen auf der Flotte und in der Armee zuzulassen, ohne ihnen diesen Eid anders als stillschweigend (wie den übrigen) abzufordern. Dieses wollte der König nicht zugeben.

Das franz. Amtsblatt hat eine sehr ausführliche Auseinandersetzung dieser Angelegenheit geliefert und es schildert darin zuletzt besonders die höchst ärmlichen Verhältnisse, unter denen jene so große irländische Volksmasse ihre Tage verlebt. Drei Millionen Menschen (so sagt diese Schilderung im Wesentlichen), der politischen Rechte beraubt, in ihren bürgerlichen Rechten durch das Dasein einer barbarischen Gesetzgebung bedroht, eingeschlossen zwischen den Gebirgen, Seen und Halden eines sehr beschränkten Bodens, Bewohner elendiger Hütten, umgeben von halbnackten Kindern, haben in ihrem Unglück keinen andern Trost, als die frommen Ermahnungen und das Gebeth ihrer Priester, die ihre Dürftigkeit theilen, und sich nur der äussersten Armuth zu weihen scheinen, wenn sie sich dem erhabensten und müheseligsten aller Aemter widmen. Das peinliche Gesetzbuch Irlands schwebt, wie das Schwerdt des Damokles, über dem Haupt der Katholiken, in einem Lande, wo Gewohnheit und Verwaltung über die Gesetze nichts vermögen, und wo die Vollziehung jedes Gesetzes, das nicht förmlich aufgehoben ist, durchaus nicht verweigert werden kann, sobald ein Bürger sie fordert. Die Katholiken Irlands verdanken mithin den Schatten von Freiheit, den sie genießen, und der ihnen zu jeder Stunde entschlüpfen kann, nur der willkührlichen und veränderlichen Gesinnung des Fürsten und der Obrigkeiten.

Neben der Sklaverei und Armuth, worin die Geistlichkeit eines Kultus lebt, zu dem sich die große Mehrheit der Irländer bekennt, genießen die anglikanischen Bischöfe, die in Irland überdies weit zahlreicher als in dem achtmahl volkreichern England sind, ungeheure Einkünfte. Der Erzbischof Primas von Irland hat 360,000 Franks Einkünfte, und der Bischof von Kildare 62,400 Fr., während die katholischen Bischöfe zum Bettelstab genöthigt sind. Kaum zählt man in Städten, die ganz mit Katholiken angefüllt sind, einige Kapellchen, die diesen gehören, während große Tempel in zahlreicher Menge für einen Kultus vorhanden sind, der nur eine kleine Zahl von Anhängern dort hat. Man hat sich beschwert, daß unter diesen Umständen aufrührerische Bewegungen sich zeigten; man both sogleich die grausamsten Maßregeln, die schrecklichsten Ma-

tern, Brand, Mord und Plünderung dagegen auf. Aber mit Unrecht beschuldigte man die Katholiken, die Stifter des Uebels zu sein. Die Katholiken haben sich gerechtfertigt; sie haben ihre Lehre aufgelegt, und bewiesen, daß sie von den ältesten Zeiten her die zweideutigen Eingebungen des Nuntius Rinucci verworfen haben, der ihre Treue gegen den König zu erschüttern versuchte. Herr Addington, Kanzler der Schatzkammer zur Zeit der letzten Unruhen in Irland, glaubte, daß man durch Thatsachen die Rechtfertigung der Katholiken widerlegen könnte. Er beauftragte Hrn. Plowden in den Archiven von Dublin die nöthigen Nachforschungen zu machen. Dieser muthige Schriftsteller, von Wahrheits-Liebe geleitet, hat das Resultat seiner Nachforschungen bekannt gemacht. Sie haben die Standhaftigkeit der Katholiken in ihrer Treue gegen den Fürsten, was immer sein Glaube sein möchte, dargethan. Hr. Addington empfieng den Verfasser und sein Werk sehr übel, und Hr. Plowden erwiederte auf die Vorwürfe desselben: „Verlangten Sie, daß ich meine Feder entehren und einen Verrath an der Wahrheit begehen sollte?“

„Was England an aufgeklärten und muthigen Männern unter seinem jetzigen König gezählt hat, Fox, Grey (jetzt Lord Howick) Sheridan, Burke, Pitt, Carisford, Grenville ꝛc, sie alle haben aus ihren Kräften die Emanzipation der katholischen Irländer nachgesucht; aber der König beharrte unbeweglich auf seinem System von Intoleranz; und von Denjenigen, welchen er sein Vertrauen schenkt, läßt er sich den unbegreiflichen Eid schwören, daß sie niemahls seine Religion über das, was er den unglücklichen Katholiken Irlands schuldig ist, aufklären wollen.“

„So fährt die englische Regirung im neunzehnten Jahrhundert noch fort, der Welt das gehäßige Beispiel von Bedrückung der Gewissen zu geben. Sie setzt eine zahlreiche Bevölkerung in die schreckliche Alternative, entweder aller Rechtschaffenheit und Moral durch die Abtrünnigkeit zu entsagen, oder sich von allen politischen und bürgerlichen Vortheilen, welche die Gesellschaft darbeut, zu trennen: eine verzweiflungsvolle Lage, deren Folgen fürchterlich sein würden, wenn diese Religion, die man vernichten will, wirklich verschwände, und den Leidenschaften des Menschen, und den grausenden Eingebungen des Unglücks freies Feld ließe.“

„Aber was will Georg III.? Was kann er fürchten? Der römische Hof, mit seinen wahren Vortheilen bekannt, thut nicht mehr Eingriffe in das Zeitliche der Staaten. Als der nothwendige Mittelpunkt eines gemeinschaftlichen Glaubens, unterhält er mit den Katholiken aller Himmelsstriche nur darum Verbindungen, um sie im Glauben, im Gehorsam und in der Ergebenheit der Unterthanen gegen ihren Souverän zu stärken. Diejenigen, welche in diesem Jahrhundert, wo die Regirungen den Unglauben gewiß mehr, als den Aberglauben und Fanatismus zu fürchten haben, noch gegen das Ansehen des Papstes schreien, sind, wie Doktor Johnson sehr richtig bemerkt, Menschen, welche mitten in der allgemeinen Sündflucht ein Brandgeschrei erhoben hätten. Die Zeit ist gekommen, wo nichts mehr die undurchdringlichen Schranken der Gewissensfreiheit verengen muß. Der Kaiser Napoleon emancipirt die Katholiken Sachsens, mit der nämlichen Hand, welche den Protestanten in Frankreich die öffentliche Ausübung ihres Kultus zugestanden hat. Er zeigt den Fürsten, daß in unsern Tagen ihnen im Fache der Religion nichts übrig bleibt, als die heilsamen Einrichtungen zu schützen, welche kräftig auf die Gewissen wirken, allen Bürgern die freie Ausübung des Kultus, zu dem sie sich bekennen, zu sichern, um sie herum alle Beweggründe, welche sie daran binden können, zu vermehren, und sie durch diese mächtige Bande in in der Ausübung der allgemeinen Moral zu erhalten, ohne welche keine Gesellschaft besteht, und deren heilsame Herrschaft nur durch die Religion im Innersten der Herzen aufrecht erhalten werden kann.“

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

24. Stück. Freitag, den 12ten Juni. 1807.

Mensch! Mache dich verdient um anderer Wohlergehen;
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist,
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beizustehen,
Der, wenn er Großmuth sieht, großmüthig dankbar ist! Gellert.

Auszüge aus dem Regirungsblatt.

Allgemeine Verordnung.

Da sich in Betreff der Familien-Verträge der mediatisirten Fürsten, Grafen, Herren und Ritter einige Zweifel erhoben, so sind hierüber die allerhöchsten Deklarationen vom 31. Dez. 1806, und vom 19. März l. J. näher erläutert worden.

Aufträge.

1) In Rücksicht der Aktiv-Anleihen von den Kirchen und milden Stiftungen wurden besondere Vorschriften gegeben, um selbe gehörig zu sichern, und mehr Gleichförmigkeit in die Anleihens-Tabellen und die Gutachten zu bringen.

2) Sämmtliche Beamte erhielten den Auftrag, mehr Sorgfalt auf die Rubrizirung ihrer Berichte an das königliche General-Landes-Kommissariat und die königl. Landes-Direktion zu verwenden, damit selbe nicht so oft verwechselt werden.

Bekanntmachung.

Bei Besetzung der Pfarreien sind auch diejenigen Ermendikanten zum Konkurse zuzulassen, welche schon vor der Säkularisation die Seelsorge ausgeübt, und die vorschriftmäßigen 10 Jahre auf diese Art erstreckt haben.

Ueber Schutzpocken-Impfung.

Der schon durch mehrere gemeinnützige Schriften rühmlichst bekannte königlich-baierische Medizinalrath Wetzler erwarb sich um Vaterland und die Menschheit ein neues Verdienst durch die mitgetheilte Anweisung zur Schutzpockenimpfung vorzüglich für Wundärzte. Ulm 1807. Es ist nur zu bekannt, wie sehr die gute Sache gefährdet wird, wenn Leute die Impfung treiben, welche die nöthigen Kenntnisse nicht besitzen. Diese Anweisung ist zwar vorzüglich für Wundärzte bestimmt; sie ist aber für Jedermann brauchbar, der sich mit dem Impfgeschäft abgeben will. Da der Herr Verfasser durch diese Schrift besonders Gemeinnützigkeit, und Beförderung der so wohlthätigen Impfung beabsichtigt, so wird es nicht zweckwidrig sein, selbe in diese Blätter einzurücken.

§. I.
Entdeckung der Kuhpocken, und kurze Geschichte ihrer Impfung.

In verschiedenen Gegenden des westlichen Englands, wo vorzüglich starke Viehzucht getrieben wird, zeigt sich unter den Melkkühen eine Krankheit, welche in bleifarbenen, mit einer rosenartigen Entzündung umgebenen Blattern an den Eutern

derselben besteht; die Kuh verliert dabei ihre Munterkeit, frißt einige Tage weniger, oder gar kein Futter, und giebt weniger Milch. Die Pächter und Landleute nennen diese Krankheit der Kühe — Kuhpocken. Häufig bekommt das Gesinde, wenn es solche Kühe melket, welche gerade diese Blattern an den Eutern haben, ähnliche Blattern an den Händen, welche sie ebenfals Kuhpocken nennen. Diese Kuhpocken sind den ältesten Pächtern und Landleuten in jenen Gegenden Englands, so weit sie sich in ihre Kindheit zurück erinnern können, bekannt.

An diesen Kuhpocken haben die Landleute die höchstmerkwürdige Eigenschaft endeckt, daß sie gegen die Kinderpocken schützen. Denn wer die Kuhpocken gehabt hatte, der bekam nie die Kinderpocken, wenn sie auch so sehr wütheten, oder wenn sie ihm auch noch so oft eingeimpft wurden. Es ist daher unter den Landleuten in jenen Gegenden Englands eine allgemeine Sage: Wer die Kuhpocken gehabt hat, bekommt nie die Kinderpocken mehr.

Doktor Jenner impfte in Gloucestershire mehrere Landleute öftere Mahle mit Kinderpockengifte; allein die Impfung schlug jedes Mahl fehl. Die Landleute gaben als Ursache der öftere Mahle wiederhohlten, und jedes Mahl fehlgeschlagenen Impfung an, „daß sie die Kuhpocken gehabt hätten." Durch diese Aussage, und durch die allgemeine Sage in jenen Gegenden: „Wer die Kuhpocken gehabt hat, bekommt die Kinderpocken nie" aufmerksam gemacht, verfiel Doktor Jenner auf den glücklichen Gedanken, daß sich die Kuhpocken als ein Mittel zur gänzlichen Ausrottung der Kinderpocken bewähren könnten, zumahl da man noch nie bemerkt hatte, daß die Kuhpocken-Krankheit Jemanden tödtlich gewesen wäre.

Um sich durch eigene Versuche von der Richtigkeit oder Falschheit der Sage: „Wer die Kuhpocken gehabt hat, bekommt die Kinderpocken nie" zu überzeugen, impfte Jenner Menschen von vorschiedenem Alter, die vor 20, 30, 40 und 50 Jahren wohl die Kuhpocken, aber die Kinderpocken noch nicht gehabt hatten, mit dem Gifte von den letztern, allein ohne Erfolg; die Kinderpocken kamen nicht. Um gewiß zu sein, daß nicht schlechtes, unwirksames Pockengift an dem Fehlschlagen der Impfung Schuld sei, impfte er von demselben Pockengifte und auf dieselbe Art auch andere Menschen, welche weder die Kuh- noch Kinderpocken gehabt hatten, und diese bekamen die Kinderpocken.

Am 14ten Mai 1796 impfte Jenner zum ersten Mahle einem Kinde die Kuhpocken ein. In kurzer Zeit vaccinirte er eine beträchtliche Anzahl Menschen. Diese impfte er in der Folge mit Kinderpockengifte, aber ohne Erfolg, die Kinderpocken kamen nicht; — ein untrüglicher, auffallender Beweis, daß die Kuhpocken gegen die Kinderpocken schützen.

Im Jahr 1798 machte Jenner seine Versuche und Erfahrung durch den Druck bekannt. Die Entdeckung der Kuhpocken, als eines Schutzmittels gegen die Kinderpocken wurde, wegen ihres großen Interesses und Nutzens, nun bald in ganz Europa bekannt.

Die Impfung der Kuhpocken war Anfangs den Aerzten allein überlassen; die Regirungen nahmen sich ihrer nicht nur nicht an, sondern einige beschränkten sie vielmehr. Nach und nach sahen sie aber ihren Nutzen, ihre Wichtigkeit ein, und suchten sie nun dadurch zu befördern, und allgemein zu verbreiten, daß sie die Unterthanen schriftlich und mündlich über den großen Nutzen der Kuhpocken-Impfung, über die Pflicht ihre Kinder impfen zu lassen, belehren ließen, den Aerzten, Beamten und Geistlichen, die sich durch Verbreitung der Kuhpocken-Impfung um den Staat verdient machen würden, Belohnungen und Auszeichnungen zusicherten, und zuweilen auch die Impfungskosten für die Aeltern bezahlten, u. s. w.

Nirgends ist von Seiten der Regirung für die Verbreitung der Kuhpocken Impfung so viel, als

in der königlich-baierschen Provinz Schwaben gethan worden; aber auch nirgends hat die Kuhpocken-Impfung so große Fortschritte, wie in der benannten Provinz, gemacht.

§. II.

Verlauf der ächten Kuhpocken.

Nach dem gewöhnlichen Verlaufe der mittels Lanzettenstiche geimpften Kuhpocken bemerket man am zweiten, noch mehr aber am dritten Tage nach der Impfung an der Impfstelle ein röthliches, Flöhstichen ähnliches Pünktchen.

4. Tag. Ein kleines, blaßrothes Knötchen auf jedem haftenden Impfstiche.

5. Tag. Das Knötchen fängt an, sich in ein Bläschen zu verwandeln, welches in der Mitte eingedrückt, am Rande aber erhaben ist, und ein bischen Lymphe, oder wasserhelle Flüssigkeit enthält. Jetzt kann man gewiß sein, daß die Impfung gehaftet hat. Auch bemerkt man jetzt schon bei manchen Impflingen eine zwar geringe, aber allgemeine Wirkung auf den ganzen Körper; sie bekommen nämlich des Abends ein Brennen in den Händen, bringen die Nacht unruhig zu, schwitzen, und die Gesichtsfarbe wird bläßer.

6. Tag. Die Impfpustel größer, die Ränder mehr erhaben, die Delle, Vertiefung, oder der Eindruck in der Mitte deutlicher. Beginnende Röthe im Umkreise der Pustel, und etwas mehr Lymphe in derselben.

7. Tag. Die Impfpusteln sind größer, mit mehr Lymphe gefüllt, und haben am Rande ein hellrothes, in der Mitte aber ein perlfarbenes, fast etwas durchsichtiges Ansehn. Die Röthe an den Rändern wird lebhafter, und breitet sich immer mehr aus.

8. und 9. Tag. Die Pustel nimmt immer mehr zu, und wird völlig mit heller Lymphe angefüllt, so daß sie öfter von selbst aufspringt, und etwas Feuchtigkeit heraus sickert. Die Delle in der Mitte verschwindet, und die Pustel hat fast das Ansehen einer großen, an den Rändern scharf beschnittenen Linse. Der rothe Umkreis erweitert sich, und die Fläche der Haut, welche er einnimmt, fühlt sich am 9. Tag etwas geschwollen, hart und heiß an. Die Achseldrüsen fangen zu schwellen an, und schmerzen bei der Berührung. Es entsteht ein schwaches (zuweilen auch ein stärkeres) Fieber, das sich meistens bloß durch vermehrte Wärme, Brennen in den Händen, Schweiß, schnelleren Puls, unruhigen Schlaf, verminderte Eßlust, Durst, blasse Farbe des Gesichtes, und mürrische Laune offenbart. Höchst selten kommt auch noch Husten, Halswehe, Erbrechen und Durchfall hinzu. Meistens erscheinen nur einige dieser Zufälle, und dauern ein- bis zweimahl 24 Stunden. Die größte Kränklichkeit der meisten Impflinge besteht wohl nur in einer oder zwei unruhigen Nächten.

Viele Impflinge haben an diesen Tagen wohl auch größere Eßlust, sind fröhlicher, munterer und heiterer; und je jünger und gesunder sie sind, desto weniger Fiebererscheinen sind im Allgemeinen bei ihnen bemerkbar.

10. Tag. Die peripherische Röthe um jede Pustel ist in ihrer höchsten Blüthe, und von der Größe eines halben Laubthalers, die damit verbundene Geschwulst, Härte und Hitze am stärksten. Wenn mehre Pusteln vorhanden sind, so nimmt die Entzündung manchmahl den ganzen Arm bis an den Elbogen ein, und ist dann sehr schmerzhaft. Die in der Pustel enthaltene Lymphe wird dicklicht, trübe und weißgelblicht, oder in eiterartige Materie verwandelt.

Diese peripherische Röthe ist das karakteristischte und wesentlichste Merkmahl der ächten Kuhpocken; es ist aber wohl zu merken, daß sie sich nicht immer am zehnten Tage, sondern sehr oft früher oder später einstellt, je nachdem der Verlauf der Kuhpocken geschwinder oder langsamer, als in der Regel ist.

11. und 12. Tag. Alle Fiebererscheinungen sind verschwunden. Der Impfling ist wieder munter, der rosenrothe Kreis um die Pustel wird zuerst blaßroth, dann braungelb, und verlieret sich allmählig ganz; die Pusteln werden speckicht, wulstig, elterartig, und bekommen ein weißgelbliches Ansehen. Sie fangen an zu vertrocknen, und in der Mitte derselben bildet sich eine kleine Kruse oder Schorf.

13. und 14. Tag. Die Kruse, welche sich in der Mitte der Pustel zu bilden angefangen hat, verbreitet sich immer mehr und mehr nach den Rändern derselben, die feuchte Materie vertrocknet endlich vollends, und die Pusteln erscheinen am 15 — 16. Tage als dunkelbraune Schorfe, welche nach einigen Tagen von selbst auf einmahl ganz abfallen, und eine bleibende Grube oder Narbe zurück lassen.

Manchmahl kommen auch vom 10. bis zum 16. Tage, oder auch noch später, am Körper, im Gesichte, vorzüglich gerne aber an den Vorderarmen zerstreute einzelne Blätterchen zum Vorschein, welche das Ansehn von eben ausgebrochenen Kinderpocken haben. Es sind nämlich kleine, spitzige, etwas erhabene, härtlichte, rothe, und mit einem rothen Hofe umgebene Knötchen, und man heißt sie Nachblattern. Diese Blätterchen verschwinden meistens in 24 Stunden an einzelnen Stellen, und kommen an andern wieder zum Vorschein. Dieses Verschwinden und Wiederkommen dauert manchmahl 8 - 14 Tage, zuweilen wohl auch länger, nachdem die Impfpusteln schon vertrocknet sind. Oefter sind diese Blätterchen an der Spitze etwas glänzend, und enthalten dann eine kaum bemerkbare wässerige Feuchtigkeit, die sich in einigen Tagen in einen Schorf verwandelt. Uebrigens sind diese Nachblattern von gar keiner Bedeutung, auch sind sie keine wesentliche Erscheinung der Kuhpocken: ob sie erscheinen, oder wegbleiben, das gilt gleich viel. Sie kommen seltner bei schon etwas erwachsenen Impflingen, häufiger bei Säuglingen, und kleinen Kindern, zumahl solchen, die sehr warm gehalten werden, zum Vorschein. Diese Nachblattern werden, wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Kinderpocken, nicht selten für diese selbst gehalten.

§. III.

Verlauf und Ursprung der unächten Kuhpocken.

Die eben beschriebenen Kuhpocken heißen die ächten, weil sie gegen die Kinderpocken schützen. Sie heißen aus diesem Grunde auch Schutzpocken.

Es gibt aber auch im Gegensatze unächte Kuhpocken; so heißen diejenigen, welche nicht gegen die Kinderpocken schützen. Man kann sie aber nicht unächte Schutzpocken nennen: denn Kuhpocken, welche nicht gegen die Kinderpocken sichern, sind schon gar keine Schutzpocken mehr; man kann demnach wohl von unächten Kuhpocken, aber nicht von unächten Schutzpocken sprechen.

Die unächten Kuhpocken zeigen sich viel früher, als die ächten; denn schon am zweiten, oft schon auch am ersten Tage nach der Impfung entzünden sich, zuweilen in Begleitung leichter Fieberbewegungen, die Impfstellen, und am dritten oder vierten Tage entstehen schon unförmliche Blattern, welche in der Mitte erhaben, und spitzig sind, und einen niedern, flachen Rand haben, der mit einer [illegible]atten Röthe umgeben ist. Diese Röthe, welche nicht zirkelrund ist, breitet sich auch öfter aus, verschwindet aber bald wieder, und die Stelle der Haut, welche sie einnimmt, fühlt sich nicht geschwollen, hart und heiß an. Die Impflinge empfinden um die Blattern herum beißenden Schmerzen.

Die Blattern enthaltern gleich Anfangs eine dicklichte, gelblichte, eiterartige Materie, nie eine wasserhelle Flüssigkeit oder Lymphe; am 5. oder 6. Tage fangen sie schon zu vertrocknen an, und es bildet sich eine gelbe, erhabene, kegelförmige Kruste (Schorf), welche bald früher, bald später abfällt, und gleichfalls eine Grube, oder Narbe zurück läßt.

Häufig arten aber auch die Blattern in hartnäckige Geschwüre aus, und der ausfließende Eiter erzeugt immer wieder neue Blattern und Geschwüre, so daß die Kinder oft mehrere Wochen von diesem Uebel zu leiden haben.

Unächte Kuhpocken pflegen zu entstehen:

1) Wenn man mit einer Materie impft, die man zu spät, z. B. am eilften oder zwölften Tage, aus der Pustel nimmt, die folglich keine Lymphe mehr, sondern schon Eiter ist.
2) Wenn man mit einer aufbewahrten Materie impfet, die durch die Einwirkung der äußern Luft oder der Wärme in Fäulniß übergegangen, folglich verdorben ist.
3) Wenn man, auch mit ächter Materie, ein Kind impfet, welches die natürlichen Pocken schon gehabt hat.
4) Wenn man mit Materie aus der Blatter eines vaccinirten Kindes, welches die natürlichen Pocken schon gehabt hat, impft.

§. IV.

Unterscheidungszeichen der ächten und unächten Kuhpocken.

Da die unächten Kuhpocken gegen die Kinderpocken nicht schützen, so ist äußerst viel daran gelegen, dieselben von den ächten unterscheiden zu können. Denn eben dadurch, daß so viele Impfärzte den Unterschied zwischen den ächten und unächten Kuhpocken nicht kennen, und daher unächte für ächte hielten und angaben, sind die unächten Kuhpocken so häufig verbreitet worden, und da die Kinder, welchen sie geimpft wurden, dadurch natürlich vor den gewöhnlichen Pocken nicht gesichert waren, und diese dann in der Folge bekamen: so mußten die Aeltern nothwendig allen Glauben an die Kuhpocken-Impfung verlieren, und so gerieth die gute Sache durch die Unwissenheit der Impfärzte in Miskredit.

Jeder Impfarzt soll sich demnach mit den Unterscheidungszeichen der ächten und unächten Kuhpocken genau bekannt machen, damit er nicht unächte Kuhpocken für ächte angebe, und die gute Sache in Miskredit bringe.

Die ächten Kuhpocken können von den unächten durch folgende Kennzeichen bestimmt unterschieden werden.

1) Die ächten, wahren Kuhpocken brechen nur langsam hervor, so daß man bis zum 3. und 4. Tage noch ungewiß ist, ob die Impfung gehaftet habe, oder nicht.

   Bei den unächten, falschen Kuhpocken hingegen sieht man einen viel schnelleren Gang; die Impfstellen entzünden sich schon am ersten oder zweiten Tage, und am dritten oder vierten Tage erscheinen schon Blattern.

2) Bei den ächten Kuhpocken bemerket man immer zwischen dem 8. und 10. Tage ein bald schwächeres, bald stärkeres karakteristisches Fieber, welches anzeigt, daß nun der Kuhpockenstoff eingesogen worden, und der ganze Organismus affizirt sei.

   Bei den unächten hingegen wird entweder nicht die mindeste Spur von einem solchen Fieber wahrgenommen; oder es entstehen schon am 2ten Tage nach der Impfung, mit den entzündeten Stellen leichte Fieberbewegungen, als Folgen der Lokal-Affektion, welche eben sobald wieder verschwinden, ohne daß die ganze Constitution Antheil daran nähme.

3) Bei den ächten blühet, zwischen dem 8. und 11. Tage um die Pusteln allmählig eine lebhafte peripherische Röthe hervor, welche nachher eben so langsam, als sie entstand, wieder abnimmt.

   Bei den unächten wird eine solche Röthe entweder ganz vermißt, oder sie erscheint schon am 3. und 4. Tage, ist minder lebhaft, nicht zirkelrund, und verschwindet auch bald wieder.

4) Der Verlauf der ächten Kuhpocken dauert wenigstens 14 Tage.

   Die unächten hingegen sind oft schon am 6. Tage vertrocknet.

5) Die ächte Kuhblatter beobachtet immer eine karakteristische Form, sie bekommt nämlich mit dem 5. Tage bestimmt in der Mitte eine Delle, da hingegen die Ränder sich immer mehr erheben.

Die unächte beobachtet diese regelmäßige Form nicht. Sie ist in der Mitte erhaben, spitzig, und hat flache Ränder.

6) Die Materie der ächten Kuhpocken bleibt oft bis zum eilften Tage wasserhell und klar.

Die Materie der unächten hingegen ist nie wasserhell, sondern gleich bei Bildung der Blatter eiterartig.

7) Die ächten Kuhblattern arten nie in starkfließende, lang anhaltende Geschwüre aus.

Bei den unächten ist dieß öfter der Fall. Sie eitern oft mehrere Wochen, ehe sie abtrocknen, heilen äußerst langsam und schwer, und der ausfließende Eiter erzeugt immer wieder neue Blattern und Geschwüre.

8) Bei den ächten Kuhpocken fängt am 10. Tage eine Kruste sich zu bilden an. Sie entsteht in der Mitte der Blatter, und verbreitet sich allmählig nach deren Rändern. Sie ist platt, dunkelbraun, und glänzend.

Bei den unächten fängt schon am 5. Tage eine Kruse sich zu bilden an. Sie nimmt nicht in der Mitte der Blatter, sondern an allen Stellen zugleich ihren Anfang, ist nicht platt, und dunkelbraun, sondern spitzig, und gelb.

Es hält oft schwer, bestimmt anzugeben, ob die bei einem eingeimpften Kinde zum Vorschein gekommenen Pusteln die ächten oder unächten Kuhpocken seien. So z. B. kratzen die Kinder oft die Impfblattern auf, oder das Hemd klebt an diese an, und reißt das Häutchen weg, so daß sie die regelmäßige Form verlieren. In diesem Falle und überhaupt, wenn das Ansehen der Pusteln zweifeln läßt, ob es die ächten oder unächten Kuhpocken seien, muß man auf den ganzen Verlauf der Blattern sehen. Ist nun der Verlauf im Wesentlichen so, wie er oben bei den ächten Kuhpocken beschrieben wurde, nämlich

1) das Hervorbrechen der Pusteln am 3. oder 4. Tage;
2) deren Anfüllung mit Lymphe, in der Mitte die Delle am 6. oder 7. Tage;
3) Anschwellung der Achseldrüsen, und Schmerz bei deren Berührung am 7. oder 8. Tage;
4) Fieberhafte Zufälle am 8. oder 9. Tage; die aber sehr geringe, unbedeutend, und bei gesunden, starken Kindern seltner zu bemerken sind.
4) die Gegenwart der peripherischen Röthe um die Pusteln am 10. Tage, welche das wesentlichste Merkmahl ist: — So bleibt kein Zweifel mehr übrig, daß es die ächten Kuhpocken seien.

Hier muß bemerkt werden, daß die Impfblattern bei schwächlichen oder kränklichen Kindern, besonders bei solchen, die in einer dumpfigen, feuchten Stube wohnen, und eine schlaffe Haut haben, häufig um einige Tage später hervorbrechen, und der ganze Verlauf der Kuhpocken dann auch um eben so viele Tage länger dauere.

§. V.

Zur Impfung schickliche Subjekte und Jahreszeit.

Die Kuhpocken-Krankheit ist zwar so geringe und unbedeutend, daß selbst schwächliche und kränkliche Kinder ohne alle Gefahr geimpft werden können; ja es ist sogar von den Impfärzten häufig beobachtet worden, daß schwächliche und kränkliche Kinder auf die Einimpfung der Kuhpocken gesunder und kräftiger wurden. Da aber die kleinen Kinder überhaupt sehr leicht geringer und unbedeutender Ursachen wegen erkranken; da um so mehr schwächliche und kränkliche Kinder, während sie die Kuhpocken hätten, gefährlich krank werden, oder gar sterben könnten, und der große Haufe ein solches Ereigniß der Impfung zur Last legen, und deßhalben allen Glauben an dieselbe verlieren würde: so er-

fordern es Klugheit und Vorsicht, daß man nur gesunde Kinder impfe, und nur dann, wenn die Kinderpocken Gefahr drohen, welcher nur durch die Einimpfung der Schutzblattern vorgebeugt werden kann, von dieser Regel eine Ausnahme mache. Man soll demnach, wenn nicht gerade die Kinderpocken herrschen, nie Kinder impfen, welche z. B. gerade zahnen, irgend einen Ausschlag haben, am Katarrh leiden, oder sonst kränklich sind. Da aber ein eingeimpftes Kind erst dann gegen die natürlichen Pocken geschützt ist, wenn die Kuhpocken sich vollkommen gebildet haben, welches nach dem regelmäßigen Verlaufe derselben am 8ten Tage der Fall ist; so muß der Impfarzt, wenn die Kinderpocken in der Nähe herrschen, die Aeltern erinnern, daß das Kind bis zum 8. Tage noch davon befallen werden könne.

Man kann zwar Kinder von jedem Alter, selbst gleich nach der Geburt, impfen; da aber die Sterblichkeit der Kinder in den ersten Monathen ihres Lebens am stärksten ist, so sollte man, wenn nicht gerade die natürlichen Pocken Gefahr drohen, oder die Aeltern es ausdrücklich verlangen, die Kinder nicht eher impfen, als bis sie ein Jahr alt sind; weil die Aeltern, wenn die Kinder bald nach der Impfung sterben, den Tod derselben der Impfung zuzuschreiben pflegen. So geräth denn die Impfung in Miskredit.

Auf die Jahreszeit kommt es zwar bei der Impfung eben nicht an, indem der Erfolg der Impfung zu jeder Jahreszeit, bei übrigens gleichen Bedingungen, derselbe ist; allein wenn die Kinder nicht zu Hause geimpft werden können, sondern andeswohin gebracht werden müssen, so verdient die Jahreszeit allerdings berücksichtiget zu werden. Denn manchem Kinde kann eine Unpäßlichkeit zustossen, wenn es auch nur eine Viertel- oder halbe Stunde weit im Winter transportirt werden soll. Da die Kinder überhaupt bei einer rauhen, oder naßkalten Witterung leicht erkanken; so ist es klug und vorsichtig gehandelt, wenn man die Impfung nur bei einer angenehmen, warmen Witterung vornimmt.

§. VI.

Wahl des Impfstoffes.

Man darf in Ansehung des Stoffes, mit dem man impfen will, nichts weniger als sorglos, sondern man soll jedesmahl gewiß sein, daß der Impfstoff ächt und wirksam sei, da so viele Aeltern ihre Kinder kaum einmahl, um so weniger zum zweiten Mahle wollen einimpfen lassen.

Der beste, wirksamste Impfstoff ist derjenige, der unmittelbar aus der Pustel eines geimpften Kindes genommen und frisch gebraucht wird. Man kann im Allgemeinen Stoff aus einer Pustel nehmen, so bald sie Lymphe enthält, und so lange diese klar, wasserhell ist.

Man kann demnach vom 5ten bis zum 11ten Tage Stoff abnehmen; denn am 5ten Tage enthält die Pustel nach dem gewöhnlichen Verlaufe schon Lymphe, und am 10ten Tage ist wenigstens an den Rändern der Pustel noch Lymphe, oder klare, wasserhelle Materie vorhanden, indeß die Lymphe in der Mitte der Pustel schon in eiterartige Materie verwandelt ist. Aber man thut am besten, wenn man nur vom 7ten bis zum 10ten Tage Stoff abnimmt, weil er zu dieser Zeit am wirksamsten ist. Es ist aber wohl zu merken, daß die Impfmaterie, man mag sie an was immer für einem Tage abnehmen, immer ganz klar und wasserhell sein müsse, weil sie nur dann ächt ist, und ächte Kuhpocken erzeugt. Daher muß man bei dem Abnehmen der Impfmaterie auch sehr Acht haben, daß man mit der Lanzette nicht zu tief in die Pustel steche, damit die Materie nicht mit Blut verunreinigt, und dadurch unwirksam gemacht werde. Auch darf man aus Pusteln, welche nicht durchaus die regelmäßige Gestalt der ächten Kuhpocken haben, oder aus den Pusteln jener Kinder, welche die Krätze, den Grind, die Flechten, oder was immer für einen Ausschlag haben, keine Materie zum Impfen nehmen.

Aber man kann nicht immer mit frischer, aus einer Kuhblatter genommenen Materie impfen, weil

die Impfung so oft unterbrochen wird; sondern man muß sehr oft mit aufbewahrtem Stoffe impfen. In diesem Falle verdient derjenige, der mittels Baumwolle, oder geschabter Charpie aufbewahrt, und flüßig erhalten wurde, den Vorzug. Denn einmahl kann man schon vor seiner Anwendung gewiß sein, ob er noch unverdorben und wirksam ist, oder nicht: denn wenn er nicht übel riecht, so ist er noch unverdorben und wirksam; ein übler Geruch des Stoffes hingegen ist ein sicherer Beweis, daß er schon zersetzt, in Fäulniß übergegangen, und eben deßhalb unwirksam sei. Sodann wird die Impfung mit flüßigem Stoffe auch leichter und geschwinder, als mit trocknem, verrichtet.

Die Impfung mit trockenem Stoffe ist immer unsicherer, als mit flüßigem, sodann auch mit mehr Umständen verbunden, da man ihn zuvor mit Wasser auflösen, gleichsam flüßig machen muß. Wenn man daher eines guten Erfolges der Impfung ganz gewiß sein will, so soll man ja nicht mit trocknem Stoffe impfen, es wäre denn, daß die Impfung höchst dringend, und demnach nicht länger zu verschieben wäre, z. B. wenn die Kinderpocken Gefahr drohen. Auch muß derjenige, der mit trocknem Stoffe impfen will, in dieser Impfart schon viele Uebung und Erfahrung haben.

§. VII.
Art zu impfen.

Die Art zu impfen ist verschieden, je nachdem man flüßige, oder trockene Impfmaterie hat. Hat man flüßige Impfmaterie, so befeuchtet man damit die Spitze einer Lanzette oder Impfnadel, macht mit dieser, indem man mit der linken Hand die Haut anspannt, am Oberarm schief von oben abwärts einen leichten, kaum blutenden Stich in die Haut, drücket mit dem Daumen der linken Hand einige Augenblicke gelinde auf die Impfstelle, um Theils Anfangs das Bluten zu verhindern, Theils die Impfmaterie vom Instrumente wegzuwischen, und in der Wunde zurückzuhalten, und zieht dann, noch während des Druckes, mit der rechten Hand langsam das Instrument heraus. Die Stiche dürfen aber überhaupt nicht tief in die Haut gehen, Theils weil durch das herausfließende Blut die Impfmaterie weggeschwemmt, und die Impfung deßhalb mißlingen würde, Theils weil durch tiefeindringende Stiche den Kindern Schmerz verursacht, so wie durch das herausfließende Blut Furcht eingejagt, und dadurch sowohl die Aeltern als Kinder von der Einimpfung abgeschreckt würden.

Eine zweite Art ist folgende. Man macht am Oberarm mit einer spitzigen Lanzette einen queren, eine Linie langen, kaum blutenden Einschnitt in die Haut, dehnt mit dem Daumen und Zeigefinger der Hand, mit welcher man des Impflings Arm hält, die Wundlippchen ein bischen auseinander, und streicht dann mit der Lanzette zu wiederhohlten Mahlen Impfmaterie hinein. Die erstere Methode verdient aber vor dieser den Vorzug, weil sie einfacher, und eben darum auch leichter und geschwinder ist.

Man macht Vorsicht halber gewöhnlich auf jedem Arme mehr als einen, nämlich 2 — 3 Stiche oder Schnitte, weil sehr oft nicht alle Stiche oder Schnitte haften. Es kommt aber gar nicht auf die Menge der Pusteln an; wenn nur eine einzige regelmäßige Pustel erscheint, so ist es genug. Auch hat man wohl darauf zu achten, daß, wenn auf demselben Arme 3 oder 4 Blattern kommen, dann auch die Entzündung größer, und schmerzhafter wird.

Weder bei der ersten noch zweiten Impfmethode legt man irgend einen Verband über die Impfstellen an.

Die flüßige Impfmaterie kann aber verschieden, nämlich entweder frisch, wenn sie unmittelbar aus einer Schutzpocke genommen wird, oder auf Baumwolle, oder geschabter Charpie aufbewahrt sein.

Die erstere hat vor der letztern den Vorzug. Wann die Impfmaterie aus den Pusteln genommen werden könne, und worauf man bei ihrer Abnahme zu achten habe, ist im vorhergehenden §. angegeben worden. (Der Beschluß folgt.)

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

25. Stück. Freitag, den 19ten Juni. 1807.

Nur der zu leben weiß, kann stäts zufrieden leben;
Die wahre Freude nur, nach der die Weisen streben,
Versüßt den Sterblichen die Reise durch die Zeit,
Und folgt unsterblich ihm auch zur Unsterblichkeit. U z.

Auszüge aus dem Regirungsblatt.

Königliche allerhöchste Verordnung.

Eine königl. allerhöchste Verordnung vom 8ten Juni, die Gleichheit der Abgaben, Steuer-Rektifikationen, und Aufhebung der besondern landschaftl. Steuer-Kassen betreffend, enthält im Wesentlichen folgende Bestimmungen: Obgleich Se. königl. Maj. aus dem ausführlichen Vortrage des kön. geheimen Finanzministerii über die Finanzen des Reichs die Ueberzeugung geschöpft, daß ungeachtet des Dranges der Zeitumstände und äußerer gebieterischer Verhältnisse die Schwierigkeiten dennoch überwunden, und die Zahlungen immer gesichert, und durch zweckmäßige Mittel eine beruhigende Ordnung in den Finanzen aufrecht erhalten worden, so nimmt doch die Fortdauer des Dranges außerordentlicher Staats-Bedürfnisse die Anstrengung aller Finanz-Kräfte des Reichs in Anspruch, und erfordert besondere, diesen angemessene Hilfsmittel, und zwar solche, die nicht allein sich jährlich erneuern können, sondern auch in der Gerechtigkeit gegründet und von derjenigen Beschaffenheit, daß sie den Privatwohlstand zugleich mit dem öffentlichen befördern. Die Mittel, diese Bedingungen vollständig zu erfüllen, sind:

I. Festsetzung der allgemeinen Theilnahme an den Staats-Auflagen. Dieser Grundsatz ist so gerecht, und in dem Wesen des Staatsverbandes gegründet, die bestehenden Ausnahmen und Befreiungs-Vorrechte hingegen, so sehr in einer nun ganz veränderten innern und äußern Lage der Dinge beruhenden, waren ursprünglich bloß die Folge von so lästigen besondern Pflichten und Verbindlichkeiten, die von den Befreiten dafür übernommen werden mußten, und deren Leistung größten Theils aufgehört hat, daß die Aufhebung solcher Befreiungs-Vorrechte eine unverkennbare Pflicht des Staates geworden ist; daher Se. königl. Maj. verordnen und wollen: „daß jedes Grundvermögen, es mag bisher befreiet gewesen sein oder nicht, und zu den königl. Domainen oder zu jedem andern Eigenthume gehöre, seinen verhältnißmäßigen Antheil an der Grundvermögensteuer tragen soll; wogegen sich von selbst versteht, daß diejenigen besondern Auflagen, welche als Surrogat der bisherigen Befreiung entrichtet worden sind, für die Zukunft aufzuhören haben."

II. In der genauen Regulirung der Grund-Vermögensteuer nach dem Vermögen der Beitragspflichtigen: Steuer-Rektifikation. Da hierin die größten Ungleichheiten herrschen, soll unverzüglich eine Steuer-Rektifikations-Kommission angeordnet werden, und dieser die Leitung des Geschäfts nebst der Oberaufsicht darüber in allen Provinzen des Königreichs übertragen.

III. In der Konzentrirung der Staats-Kassen, Absonderung der zur Zahlung der Staatschulden und Zinsen bestimmten Fonds. Nicht bloß im Steuerfuße und in der

Vertheilung der direkten Auflagen, sondern auch in der Art ihrer Erhebung zeigen sich in den verschiedenen Provinzen auffallende Anomalien. In den meisten werden zwar die Staatsabgaben von den königl. Beamten erhoben, in andern aber existiren eigene landschaftliche Steuererheber, und besondere landschaftliche Kassen, worein die Steuergelder fließen, ehe sie in die kön. Staatskassen gelangen. Durch diese letzte Einrichtung werden die Erhebungskosten unnöthiger Weise vermehrt, Weitläuftigkeiten im Rechnungswesen veranlaßt, die jedesmahlige Disposition über die Steuergelder zu den Staatsbedürfnissen entzogen ꝛc. Weder nach der Geschichte noch nach den Begriffen einer ständischen Verfassung gehört die eigene Erhebung und Verrechnung der Staatsauflagen zur Wesenheit dieser Verfassung. Sie ist vielmehr als eine Verrückung der Scheidewand der Gewalten, und als ein Ueberschritt des repräsentativen Körpers in das Gebiet der exekutiven Macht, überall, wo sie existirt, zu betrachten, lähmt diese, und hat ihren Ursprung in Zeiten und Verhältnissen, die von den gegenwärtigen durchaus verschieden waren, und worin man von Steuern überhaupt ganz andere Begriffe hatte, als die aus den letztern fließen.

Was die ständische Verfassung selbst, ihre Erhaltung oder ihre Umformung nach den Erfordernissen höherer Staatszwecke, und der Einheit des Reiches betrifft, so behalten Se. kön. Majestät sich vor, diese wichtige Materie, worauf die Wohlfahrt des Staates und seine Stärke beruht, in die reifste Ueberlegung zu nehmen, und hernach Ihre Entschließung darüber zu fassen. Unabhängig von dieser Entschließung gestatten Ihnen aber die dermahligen dringenden finanziellen Rücksichten und Verhältnisse nicht, weder die bisherigen besonderen landschaftlichen Kassen, noch die Erhebung der Steuern durch eigene ständische Steuereinnehmer länger bestehen zu lassen.

Se. Maj. verordnen vielmehr, zur Aufhebung der hieraus entstehenden Nachtheile und Unregelmäßigkeiten, wie folgt:

1) Alle landschaftlichen und ständischen Steuer-Kassen, wo sich deren in den königl. Provinzen befinden, werden gleich nach Empfang dieser Verordnung an die dortigen königl. Provinzial-Etats-Kuratelen förmlich extradirt, und unter die unmittelbare Aufsicht derselben gesetzt. Das dabei angestellte Personale wird zwar beibehalten, zugleich aber in besondere königliche Pflichten genommen. Keine Anweisung auf diese Kassen ist in Zukunft giltig, welche nicht in der bei den übrigen Kassen eingeführten Form und Ordnung verfügt wird.

2) Alle Steuer- und Aufschlags-Erheber in Baiern, so wie alle landschaftlichen und ständischen Erheber in den Provinzen des Königreichs werden gleichfalls in besondere königl. Pflichten genommen, zur Ablage ihrer künftigen Rechnung an die geeigneten kön. Behörden angewiesen, ihre Rechnungen der Revision der königl. Rechnungs-Kommissariate unterworfen, und das Absolutorium darüber kann von keiner andern, als von den königl. administrativen Stellen ertheilt werden.

3) Um den Staatskredit nicht allein in seinem bisherigen Ansehen zu erhalten, sondern ihn auch für die Zukunft noch mehr zu befestigen und zu erhöhen, soll in jeder kön. Provinz ein eigener, von der ordinären Staatskasse abgesonderter Schuldtilgungsfond, nebst einer eigenen Schuldtilgungs-Kommission errichtet, und die Einsicht in das gesammte Schuldenwesen des Königreichs einer eigenen Zentralschulden-Etats-Kommission anvertraut werden.

4) In den Provinzen Baiern und Neuburg bestehen schon seit vielen Jahren ansehnliche Schuldentilgungs-Fonds, welche zur Aufrechthaltung des dortigen Provinzial-Kredits gedient haben. Auch für die königl. Provinz Tirol sind zur Errichtung eines solchen Fonds, und zu seiner Absonderung von den andern Staatsgefällen schon unterm 2ten Jäner d. J. die geeigneten Befehle erlassen worden. Was aber die obere Pfalz, Schwaben, Bamberg und Ansbach betrifft, so verordnen Se. Majestät hiermit: daß die dem dortigen Zustande der Staatsschulden angemessenen eigenen Fonds von den kön.

Etats-Kuratelen unverzüglich in Vorschlag gebracht werden sollen.

5) Die Administration dieser Provinzial-Fonds theilt sich in ihre Erhebung, und in ihre Verwendung.

Die Erhebung stehet ausschließend der Landesdirektion einer jeden Provinz zu. Sie bestellt hierzu, nach königl. hierüber vorläufig erholter Genehmigung, die Prezeptions-Beamten, sofern eigene Beamte dazu erforderlich sind, und nimmt die Rechnungen derselben auf. Die Gelder dieser Fonds aber fließen unmittelbar in die Provinzial-Schuldentilgungs-Kasse, und wo ein eigener Schuldentilgungs-Kassier bestellt ist, rechnet derselbe mit dem Beamten nach den Resultaten der von der Landes-Direktion aufgenommenen Rechnungen ab.

Die Verwendung der Provinzialfonds hingegen wird einer besondern Provinzial-Schuldentilgungs-Kommission unter der obersten Leitung und nach den Bestimmungen des kön. geheimen Finanz-Ministeriums besorgt.

6) In jeder Provinzial-Schuldentilgungs-Kommission präsidirt der General-Kommissär der Provinz, als gleichzeitiger Provinzial-Etats-Kurator. Sie bestehet aus 2 oder 3 Räthen, worunter der zeitliche Direktor der staatswirthschaftlichen Deputation, als gleichzeitiger Etats-Mitkurator von Amtswegen mitbegriffen ist, und in denjenigen Provinzen, in welchen Landschaften existiren, haben zugleich einige landschaftliche Deputirte den Beisitz in derselben.

7) Diesen Provinzial-Schulden-Tilgungs-Kommissionen liegt die strenge Liquidation aller Staatsschulden ob. — Sie haben, im Verhältniße zu dem Tilgungsfond, die Plane zur sukzessiven Tilgung der Schulden zu entwerfen, und hiernach die Zahlungs-Termine festzusetzen; so wie über den richtigen Vollzug der Entwürfe und Bestimmungen, wenn sie von Sr. M. genehmigt sind, zu wachen. — Eigenmächtig können sie weder eine Schuld übernehmen, sondern müssen die königl. Autorisation dazu, nach vorläufiger Ausweisung der Hinlänglichkeit des Fonds, erholen, noch können sie eigenmächtig ein Kapital heimbezahlen, welches nicht zuvor in dem Sr. Maj. vorgelegten und von Sr. Maj. genehmigten Tilgungsplane aufgenommen ist.

8) Den Versammlungen der Zentral-Schulden-Etats-Kommission, welche das gesammte Schuldenwesen des Königreichs zu inspiciren hat, wohnen die königl. Minister der auswärtigen Angelegenheiten und der Finanzen bei. Sie bestehet aus einem oder 2 geheimen Referendären des königl. Finanz-Departements, als besonders dazu bestimmte königl. Kommissarien, aus den Finanz-Etats-Kuratoren, oder Mitkuratoren sämmtlicher Provinzen, und aus verschiedenen landschaftlichen Deputirten derjenigen Provinzen, worin Landschaften sind. Die Zahl der letzteren, so wie die Benennung derselben behalten sich Se. Maj. für jede Provinz besonders vor. Sie versammelt sich regelmäßig ein- oder 2 Mahl des Jahrs an dem Orte des königl. Regirungssitzes, ihr wird der gesammte Schulden- und Schuldentilgungs-Etat des Königreichs vorgelegt; sie hat über den Etat des verflossenen Jahres den Hauptbericht zu erstatten, und über den Etat des künftigen Jahres, oder, wofern dieser schon auf mehrere Jahre voraus entworfen ist, über die darin nothwendigen Aenderungen zu deliberiren, und auch hierüber einen Hauptbericht an Se. Maj. zu erstatten. In außerordentlichen Fällen kann das königl. Finanz-Ministerium auch außer den regelmäßigen jährlichen Versammlungen eine Zusammenberufung dieser Zentral-Schulden-Etats-Kommission veranlassen, und den Gegenstand, der diese Zusammenberufung nöthig macht, bei derselben zur geeigneten Deliberation einleiten.

9) Auf den Hauptbericht, und auf die Deliberations-Protokolle wird Sr. Maj. allerhöchste Entschließung von Ihrem geheimen Finanz-Ministerium erhohlt, und von diesem Sr. Maj. Entschließung der Zentral-Schulden-Etats-Kommission eröffnet. — Auch liegt gedachtem Ministerium ob, unmittelbar durch die Provinzial-Schuldentilgungs-

Kommissionen den Vollzug dieser Entschließung in jeder Provinz einzuleiten, und darüber auf das genaueste zu wachen.

10) Das Zentral-Schulden-Rechnungswesen übergeben Se. Majestät Ihrem Zentral-Rechnungs Kommissariate, welches Duplikate von allen Schuldbüchern der Provinzial-Schuldentilgungs-Kommissionen hält, und in diese jede Heimbezahlung und Tilgung der Schulden einträgt.

11) Die landschaftlichen Ausschüsse und Deputationen, welche nicht einen besonderen und eigenthümlichen Bezug auf die Rechnungs-Aufnahme und Steuererhebung haben, bleiben, so lange die bisherigen ständischen Verfassungen keine andere Einrichtung erhalten, unverändert, und das Postulat wird in der nämlichen Form, wie bisher gestellt. — Auch wollen Se. Majestät den ständischen Deputirten das Recht der Einsicht in die jährliche Verwendung des Steuerfonds gestatten. — Die Modalität dieser Einsicht richtet sich auf eine ihrem Zwecke entsprechende Weise nach der eigenthümlichen Verfassung einer jeden ständischen Provinz.

12) Die landschaftlichen Ausschüsse und Deputationen behalten den Genuß ihrer Besoldungen und Diäten, und denjenigen landschaftlichen Personen, welche durch die Uebernahme der Steuerkassen, und der Steuer-Administration außer Aktivität kommen, werden Se. Maj. eine nach ihrem dermahligen Besoldungs- und Emolumenten-Genuße bemessene lebenslängliche Pension ertheilen.

13) Die besonderen landschaftlichen und ständischen Ausgaben, welche bisher aus der Steuerkasse bestritten wurden, müssen vor dem Anfange eines jeden Etatsjahres von der landschaftlichen Verordnung, oder von den landschaftlichen Ausschüssen in einen besondern Etat oder Renner gebracht, und Sr. M. vorgelegt werden. Se. M. werden alsdann zu ihrer Honorirung an die betreffenden Steuerkassen jedesmahl den geeigneten Befehl erlassen, und dadurch den eigenen ständischen Kollegial- und Besoldungs-Ausgaben die erforderliche Sicherheit verschaffen. rc.

Diesem königl. General-Edikte folgen besondere königliche Verordnungen über dessen Anwendung und Uebernahme der landschaftlichen Kassen, und Etablirung der Provinzial-Schulden-Tilgungs-Kommission der Provinzen Baiern, Neuburg, Schwaben und Tirol.

Ueber Schutzpocken-Impfung.

(Beschluß)

Will man mit einer, auf Baumwolle oder geschabter Charpie aufbewahrten Materie impfen; so legt man die Charpie oder Baumwolle auf den Nagel des linken Daumes, preßt, indem man sie mit dem Zeigefinger derselben Hand festhält, mit der Spitze des Impfinstruments einen Tropfen Materie aus, und impft sodann auf eben die Weise, wie man verfährt, wenn man den Stoff unmittelbar aus einer Schutzblatter nimmt.

Man muß die mit Impfstoffe getränkte Baumwolle oder Charpie ja nicht auf eine Glasplatte legen, um denselben auszupressen. Man bemüht sich meistens vergebens, auf diese Weise den Impfstoff auszupressen, aber auf die eben beschriebene Weise kann man allen Impfstoff aus der Baumwolle oder Charpie herausbringen.

Viele Impfärzte machen Ritze oder Einschnitte in die Haut, und legen die mit Impfmaterie getränkte Charpie oder Baumwolle darein; allein ein solches Verfahren ist ungeschickt, und von zehn solcher Impfungen gelingt selten Eine.

Will man mit, auf einer Lanzette von Schildkröte, Elfenbein u. dgl. oder auf einer Glasplatte aufgetrocknetem Stoffe impfen; so muß man ihn zuvor mit einem Tröpfchen lauwarmen Wassers auflösen, flüssig machen. Man bewerkstelligt dieß, indem man mit einer Lanzette oder Impfnadel den Impfstoff mit dem Wasser sorgfältig zusammenreibt, bis er sich so damit vermischt, daß eine gleichförmige Masse entsteht. Man faßt sodann ein Tröpfchen davon mit der Spitze des Instruments auf, und impft, wie mit flüssigem Stoffe.

Hat man einen mit Impfmaterie getränkten Faden; so macht man ihn mit dem Dampfe von warmem Wasser feucht, oder taucht ihn einen Augenblick in warmes Wasser, macht am Oberarm einen, kaum blutenden Einschnitt in die Haut, legt den Impffaden hinein, und befestigt ihn durch einen leichten Verband, den man nach 24 Stunden wieder abnimmt. Hier muß erinnert werden, daß, wenn man mit einem solchen Faden impft, man nicht nur eines guten Erfolges nicht gewiß ist, sondern daß auch öfter der Arm sehr anschwillt, und sich heftig entzündet, so wie auch gerne hartnäckige Geschwüre entstehen. Man vermeide daher diese Impfmethode gänzlich.

In neuern Zeiten hat man auch den Schorf der Schutzblattern zum Impfen gebraucht. Will man mit Schorfe impfen; so legt man ein Stückchen davon, (so groß, als man zur Impfung nöthig glaubt) auf eine Glasplatte, und feuchtet es mit einem Tropfen lauwarmen Wassers an. Nach einigen Minuten wird es mit der Fläche einer Lanzette zerquetschet, und zu einer gleichförmigen Masse zerrieben. In diese taucht man sodann die Spitze des Impfinstrumentes, faßt ein wenig davon auf, und verrichtet die Operation auf dieselbe Art, wie mit flüssiger Lymphe.

Bis jetzt sind aber mit dem Schorfe noch zu wenige Versuche angestellt worden, als daß man über die Zuverläßigkeit, und den Werth dieser Impfmethode entscheiden könnte. Da es aber, wenn der Schorf zum Impfen gebraucht werden könnte, nie am Impfstoffe fehlte, und er auch leicht versenden werden könnte: so lohnt es allerdings der Mühe, häufige Versuche mit dem Schorfe anzustellen, um bald zu einem gewissen Resultate gelangen zu können.

Einige Impfärzte wollen aber bloß den Schorf, der sich bis zum 10. Tage nach der Impfung gebildet hätte, angewendet wissen, und verwerfen denjenigen, den man später abnehme: weil jener aus der Lymphe, dieser hingegen aus dem Eiter gebildet würde, jener folglich ächte, dieser hingegen unächte Kuhpocken hervorbrächte.

Andere Impfärzte behaupten dagegen, der abgefallene Schorf bringe dieselbe Wirkung hervor, indem der Schorf überhaupt aus der Lymphe, und nicht aus dem Eiter der Pustel gebildet würde; nur der zweite, oder Nachschorf, d. i. derjenige, der entsteht, wenn der wahre, ursprünglich aus der Lymphe der Pustel gebildete Schorf durch was immer für eine Ursache zu frühe losgetrennt wird, und abfällt.

Der Schorf, den man zum Impfen gebrauchen will, muß von Pusteln sein, welche den regelmäßigen Verlauf genau beobachtet haben; er muß ferner ursprünglich aus der Lymphe der Pustel gebildet, platt, dunkelbraun, glänzend sein, und gegen das Licht gehalten, etwas durchsichtig erscheinen.

Man darf auf keine Weise mittels Blasenpflaster impfen, weil fast nie schöne regelmäßige Pusteln, dagegen häufig hartnäckige Geschwüre entstehen.

Man soll immer vor der Impfung den Oberarm, besonders solcher Kinder, welche nicht sehr reinlich gehalten werden, mit lauwarmen Wasser abwaschen, und die Haut ein bischen reiben, weil dann die Impfung eher gelingt.

§. VIII.

Methoden, den Impfstoff aufzubewahren.

Da, wenn mit trockenem Stoffe geimpft wird, so oft entweder gar keine, oder nur unächte Kuhpocken entstehen; so sollen die Impfärzte immer nur mit flüssigem Stoffe impfen, zumahl wenn ihnen viel daran gelegen ist, daß die Impfung gelinge. Da sie aber nicht immer den Impfstoff unmittelbar aus den Schutzblattern nehmen können, weil die Impfung öfter entweder wegen Mangels an pockenfähigen Kindern, oder weil die Aeltern ihre Kinder nicht wollen einimpfen lassen, unterbrochen wird: so müssen die Impfärzte Impfstoff in flüssiger Gestalt aufzubewahren suchen.

Impfstoff läßt sich aber in flüssiger Gestalt am besten auf folgende Weise aufbewahren. Man sticht nämlich eine Impfblatter mit einer Lanzette,

oder einem andern ähnlichen Instrumente auf, legt auf die Oeffnung ein bischen geschabte Charpie oder reine feine Baumwolle, und läßt sie die herausfließende Materie, welche aber ganz klar, und wasserhell sein muß, und nicht mit Blut vermischt sein darf, so lange einsaugen, bis sie durch und durch damit angefeuchtet ist. Nachher legt man die mit Impfstoffe getränkte Charpie oder Baumwolle zwischen zwei hohl geschliffene Glasplatten, und überzieht diese durchaus mit weichem Siegelwachse, so daß man von ihnen gar nichts mehr sieht. Man hebt sie sodann an einem dunkeln, kühlen Orte auf. Auf diese Art aufbewahrt erhält sich die Impfmaterie viele Monathe lang unverdorben und wirksam, indem sie vor der Einwirkung der äußern Luft, und der Wärme, wodurch sie verdorben werden könnte, gänzlich gesichert ist.

Man muß aber, was wohl zu merken ist, die Glasplatten mit nichts Anderm, als mit weichen Siegelwachse, nicht mit Hausenblase, Goldschlagerhäutchen, oder einem Klebepflaster überziehen, weil weder das eine, noch andere die Luft und Wärme so abzuhalten vermag, wie das weiche Siegelwachs. Auf diese Art aufbewahrt, kann der Impfstoff in flüssiger Gestalt im Winter auch am leichtesten und sichersten versendet werden, weil die Kälte nicht eindringen, und ihn zersetzen kann.

Man kann die mit Impfstoffe getränkte Baumwolle oder Charpie zwar auch in eine Glasröhre, welche z. B. einen Zoll lang ist, und einige Linien im Lichten hat, thun, und die beiden Oeffnungen hermetisch mit Siegelwachse verschließen; allein einmahl hält es viel schwerer, solche Glasröhren als hohlgeschiffene Glasplatten zu bekommen; sodann muß man, um den Raum gänzlich auszufüllen, die Portionen getränkter Baumwolle oder Charpie dicht aufeinander pressen, wodurch dann auch leicht der Impfstoff ausgepreßt wird, und an der Glasröhre hängen bleibt.

Aber nie darf man die mit Impfstoffe getränkte Baumwolle oder Charpie in Phiolen, größeren Glasröhren, Federkielen u. dgl. aufbewahren, wenn sie auch noch so gut verschlossen, und vor dem Eindringen der äußern Luft gesichert wären; weil schon die im Innern dieser Werkzeug enthaltene Luft im Stande ist, den Impstoff früher oder später zu zersetzen, und dadurch unwirksam zu machen.

Da der Impfstoff äußerst flüchtiger Natur ist, und daher so leicht und schnell durch die Ofenwärme zersetzt wird: so soll man den Impfstoff, den man in flüßiger Gestalt, aufbewahren will, nie in einem stark geheizten Zimmer abnehmen.

In trockner Gestalt kann der Impfstoff folgendermaßen aufbewahrt werden.

1) Mit einer Lanzette faßt man Impfstoff aus einer Pustel auf, streicht ihn auf eine Glaspalte, läßt ihn etwas trocken werden, legt dann auf diese Glasplatte noch einandere, und überzieht beide durchaus mit weichen Siegelwachse.

2) Man faßt Impfstoff auf die Spitze einer Lanzette von Schildkröte, Elfen- oder Fischbein, läßt ihn trocken werden, und steckt sodann die Lanzette in eine Phiole. Diese wird mit einem Stöpsel von Kork, waran die Lanzette befestigt ist, dicht verschlossen.

3) Man kann auch auf der Spitze eines lanzetenartig zugeschnittenen Federkieles Impfmaterie auftrocknen, denselben in einen andern Federkiel stecken, und mit weichem Siegelwachse überziehen.

4) Man tränket einen Faden mit Impfstoffe, trocknet ihn, und bewahrt ihn zwischen hohlgeschliffenen Glasplatten, oder in einem Federkiele, dessen Oeffnung mit weichem Siegelwachse verstopft wird, oder in kleinen, mit Kork und über dem Kork mit Siegellack dicht verschlossenen Gläsern, vor dem Zutritte der äußern Luft.

5) Endlich hebt man auch den Schorf, der aber die im vorhergehenden §. angegebenen Eigenschaften besitzen muß, zwischen hohl geschliffe-

nen und mit weichem Siegelwachse überzogenen Glasplatten, oder in einem Federkiele auf; man muß ihn aber zu dem Ende zerstückeln.

Auf gewöhnlichen Lanzetten darf man Impfmaterie nicht aufbewahren, weil sie den Stahl auflöset, und sich daher bald Rost anlegt.

§. IX.

Diätetische und medizinische Behandlung der Impflinge.

Eine medizinische Behandlung der Impflinge ist, da die Kuhpocken eigentlich keine Krankheit sind, nicht nöthig, es wäre denn, daß sich zu den Kuhpocken zufälliger Weise eine andere Krankheit gesellte, welche eine medizinische Behandlung erforderte; — ein Fall, der freilich bei kleineren Kindern, zumahl bei Säuglingen öfter eintreten könnte, indem bei ihnen schlechte Milch, oder schlechte Nahrung überhaupt, Erhitzung oder Erkältung, Unreinlichkeit u. dgl. leicht Krankheiten verlassen können. Die medizinische Behandlung der Impflinge richtet sich dann nach der Natur der hinzugekommenen Krankheit.

Eine Vorbereitung durch abführende Mittel ist gleichfalls nicht nur nicht nöthig, sondern kann sogar schädlich sein; eben so unnöthig ist es, den Kindern, nach überstandenen Schutzblattern, Abführmittel zu geben.

Da häufig Geschwüre entstehen, die oft hartnäckig werden, und lange nicht heilen, wenn das Häutchen der Impfpusteln weggerissen wird; so so muß man darauf bedacht sein, einen solchen Zufall zu verhüten. Das Häutchen der Pusteln kann weggerissen werden:

1) durch das Kratzen der Kinder;
2) durch das Ankleben des Hemdes, besonders wenn es von grober, rauher Leinwand in;
3) durch grobes Angreifen des Armes an der Stelle, wo sich die Pusteln befinden;
4) durch grobes Verfahren beim Aus- und Anziehen des Hemdes, oder anderer Kleidungsstücke.

Die Impfärzte müssen daher den Aeltern wohl anempfehlen:

1) den Kindern, wenn sie merken, daß sie an den Impfblattern kratzen, ein leichtes Tuch, z. B. ein Halstuch, um den Arm zu binden;
2) den Kindern gegen den siebenten Tag abgetragene, nicht zu rauhe Hemder, und Kleider mit etwas weiteren Aermeln anzuziehen;
3) beim Aus- und Anziehen des Hemdes, und anderer Kleidungsstücke sanft und sachte zu verfahren, und die Kinder beim Tragen, Aufheben u. s. w. nicht beim Arme, sondern bei der Mitte zu nehmen.

Ist aber das Häutchen dennoch weggerissen worden; so ist frische, ungesalzene Butter, Eybischsalbe, oder ein Wachspflaster u. dgl. überzulegen. Ist der Schorf weggerissen worden, oder vor der Zeit abgefallen, und die darunter befindliche Stelle wund; so ist ebenfalls Butter, oder Eybischsalbe rc. anzuwenden. Sind aber Geschwüre entstanden, so sind sie mit der rothen Quecksilbersalbe zu bestreichen, bis sich ihr Ansehen bessert.

Ist die Entzündung um die Pusteln heftig, und ausgebreitet; so legt man mit Wasser und Essig, oder mit Goulard'schem Wasser angefeuchtete kleine Kompressen auf den entzündeten Theil, die man erneuert, so oft sie etwas trocken geworden sind.

Was das diätetische Verhalten der Impflinge anlangt, so braucht ihre gewöhnliche Nahrung und ihr Getränk nicht abgeändert zu werden: sie können essen und trinken, wie sonst. Nur muß man ihnen nicht zu viele, oder schwer verdauliche, ungesunde Sachen zu essen geben, damit sie sich den Magen nicht überladen, und verderben. Und wenn nicht gerade eine rauhe, oder naßkalte Witterung herrscht; so soll man sie auch nicht in die Zimmer speren, sondern in die freie Luft lassen; nur muß man Acht haben, daß sie sich keine Erhitzung oder Erkältung zuziehen.

Erwachsene Menschen werden gewöhnlich zwar mehr, als die Kinder angegriffen; allein sie haben weiter auch nichts anders zu beobachten, als daß sie sich, während der Fieber-Periode, des Weines,

und anderer starker Getränke enthalten, dagegen viel Wasser trinken, weniger essen, sich ruhig halten und nicht erhitzen.

Die Impfärzte müssen nie vergessen, die Aeltern zu belehren, wie sie ihre geimpften Kinder behandeln, und pflegen sollen.

§. X.

Einige Verhaltungs- und Vorsichtsmaßregeln für die Impfärzte.

Da durch die Impfung der Kuhpocken nicht nur diejenigen Menschen, denen sie geimpft werden, gegen die Kinderpocken geschützt, sondern die letztern auch gänzlich können ausgerottet werden; da sie sonach für jeden Staat und die Menschheit von höchstem Interesse ist: so sollen die Impfärzte alles zu vermeiden trachten, was der Kuhpockenimpfung im geringsten nachtheilig werden könnte.

Es soll sich demnach ja Niemand mit der Impfung befassen, der nicht durchaus die hiezu erforderlichen Kenntnisse und Geschicklichkeit besitzet.

Sodann sollen die Impfärzte in der Wahl der Impflinge und des Impfstoffes ja nicht leichtsinnig, oder sorglos sein. Sie sollen weder zu junge, noch schwächliche oder kränkliche Kinder impfen, wenn nicht die natürlichen Pocken im Orte oder in der Gegend herrschen, oder wenn es die Aeltern nicht ausdrücklich verlangen. Jedem Impfarzte soll die gute Sache lieber, als einige Groschen sein. Auch soll man nie impfen, wenn man von der Aechtheit und Wirksamkeit des Impfstoffes nicht überzeugt ist. Daher soll man auch bei der Abnahme und Aufbewahrung des Impfstoffes mit der größten Genauigkeit und Vorsicht zu Werke gehen.

Ferner soll der Impfarzt jedes geimpfte Kind zwischen dem 7. und 9. Tage wieder besuchen, um zu sehen, ob es Blattern, und ob die ächten, oder unächten, habe. Dieser Versuch ist unerläßliche Pflicht eines jeden Impfarztes. Sollte ein Kind etwa die Pusteln aufgekratzt, und diese daher das regelmäßige Ansehen nicht haben: so muß der Impfarzt das Kind am 10. Tage wieder besuchen, um zu sehen, ob die peripherische Röthe um die Pusteln sich eingestellt habe, oder nicht. Ist diese zugegen, so sind es ächte Kuhpocken; fehlt sie hingegen, so sind es unächte. Es ist aber wohl zu merken, daß, wenn der Verlauf der Kuhpocken geschwinder oder langsamer als in der Regel ist, sich auch die peripherische Röthe gerade um so viel früher oder später einstelle. Hätte ein Kind die unächten Kuhpocken bekommen, so muß er den Aeltern eröffnen, daß dasselbe durch diese unächten Kuhpocken vor den natürlichen Blattern nicht gesichert sei. Denn es könnte der Fall eintreten, daß ein solches Kind in der Folge von den natürlichen Blattern angesteckt würde; durch einen solchen Fall könnte dann, wenn den Aeltern nicht gesagt worden wäre, daß das Kind nicht die ächten, sondern die unächten Kuhpocken bekommen hätte, und daher von den natürlichen Blatern nicht gesichert wäre, die Schutzblattern-Impfung weit und breit auf immer in Miskredit kommen, wie es schon in so vielen Orten und Gegenden leider! geschehen ist. Bekommt ein Kind, nach überstandenen Schutzpocken, die sogenannten Nachblattern, oder die Schaf-, Wasser- oder Windpocken, die Masern, Röthelu, Krätze oder einen andern Ausschlag; so muß der Wundarzt, wenn er davon Notiz bekommt, den Aeltern sagen, was es für ein Ausschlag sei, weil die Aeltern dergleichen Ausschläge aus Unwissenheit gleich für die Kinderblattern zu halten pflegen. Und sollte sich das Gerücht verbreiten, daß ein von ihm geimpftes Kind die natürlichen Blattern bekommen hätte; so muß der Impfarzt sogleich bei der Obrigkeit die Anzeige machen, damit die Sache gehörig untersucht werden könne.

Jeder Impfarzt soll sich ein Tagebuch halten, und in dasselbe den Vor- und Zunahmen, so wie das Alter eines jeden von ihm vaccinirten Kindes, dann den Tag der Impfung, die Impfmethode und den Erfolg der Impfung eintragen, damit er zu jeder Zeit der Obrigkeit über seine Impflinge Auskunft geben könne.

Auch wäre es gut, wenn der Impfarzt den Aeltern oder Verwandten des vaccinirten Kindes einen Schein ausstellte, worin angegeben wäre, ob dasselbe die ächten oder unächten, oder gar keine Kuhpocken bekommen habe.

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

26. Stück. Freitag, den 26sten Juni. 1807.

Recht thun, und edel sein und gut,
Ist mehr als Geld und äußre Ehr';
Da hat man immer guten Muth,
Und Freude; kränkt sich nimmermehr;
Ist immer mit sich selber eins;
Haßt kein Geschöpf und fürchtet keins.

Auszüge aus dem Regirungsblatt.

Königliche allerhöchste Verordung.

Die Patrimonial-Gerichtspflege in Altbaiern, der obern Pfalz und Neuburg darf in Zukunft nur durch solche Richter ausgeübt werden, die von der einschlägigen königl. Landesstelle geprüft und bestätigt sind, und dieser den Diensteid abgelegt haben. — Wenn die Gerichtsherren selbst selbe ausüben wollen, so müssen sie sich ebenfalls der Prüfung unterwerfen. Von den gegenwärtigen Gerichtsherren oder deren Verwaltern werden nur jene von der Prüfung dispensirt, von welchen die vorgesetzten königl. Landesstellen bezeugen werden, daß sie keinen Anlaß hatten, an ihrer Tauglichkeit zu solchem Richteramte zu zweifeln. — Auch die Advokaten, die als Gerichtshalter angestellt werden wollen, müssen sich der Prüfung unterwerfen, wenn nicht aus der Prüfung zur Advokatur die erforderlichen Kenntnisse zum Richteramt erhellen. — Ferner sind die Hofmarksherrn gehalten, ihren Gerichtshaltern eine hinreichende Besoldung nach dem für die königl. Staatsdiener regulirten Unterschied des Dienstes- und Standes-Gehalts auszuweisen, und zur Bestätigung vorzulegen. — Die angestellten Gerichtshalter können nur wegen Vergehen, nach vorhergegangener Untersuchung, und zu Folge eines darauf gegründeten richterlichen Bekenntnisses, amovirt werden.

Provinzial-Verordnung.

Eine Scharwerks-Konkurrenz der Unterthanen für den Strassen- und Wasserbau in Natur- oder Geldanschlag soll in Zukunft unter keinerlei Vorwand mehr Statt haben.

Bekanntmachung.

Zur Besetzung einiger erledigten Auditoriatstellen wurde ein Prüfungs-Konkurs auf den 1sten Juli bestimmt.

Bürgerbewaffnung in Baiern.

In den Staaten der baierischen Monarchie werden die bürgerlichen Bewohner der Städte, Flecken und Märkte militärisch organisirt. Jeder Bürger ist gehalten, sich mit diesem Institute zu verbinden, und bis in sein sechzigstes Jahr Dienste zu leisten. Es werden Infanterie- Kavalerie- und Artilleriekorps gebildet. Die Anstalt bezielt bloß die innere Sicherheit und die Handhabung der Polizei-Gesetze; nie kehrt der Bürger die Waffen gegen einen äussern Feind. Beim Abzuge der Feldregimenter übernimmt er den Garnisonsdienst. Kein dienstpflichtiges Individuum darf sich der Leistung des

Dienstes entziehen. Im Dienste stehen die Bürgersoldaten unter ihrem befehlenden Officiere, und dieser unter der Kommandantschaft, und wo keine ist, unter dem königlichen Stadtkommissär. Die Uniform der Infanterie und Kavallerie ist dunkelblau mit hellblau, der Artillerie hechtgrau mit roth, und der Schützen grün mit hellblau. — So wird denn die gesammte baierische Nation wehrhaft!

Jede Sache erscheint in einer andern Gestalt, je nachdem man den Standpunkt nimmt, aus dem sie betrachtet wird. Deßhalb haben die bürgerlichen Bewaffnungsanstalten ihre Lobredner, und ihre Tadler. Man bedürfe derselben nicht, versichern die letztern, und sie liegen nicht in der Verpflichtung der Bürger, weil das stehende Militär sie entbehrlich mache, und den Bürger bereits repräsentire. Die Regirungen erziehen sich dadurch einen furchtbaren Feind in ihrem Busen; der bewaffnete Bürger fühle sich leichter zum Ungehorsam gereizt, als der Wehrlose. Die Waffenübungen und der Dienst entziehen den Gewerbsmann seinem Berufe, und sie geben ihm Veranlassung zu unnöthigem Anfwande und zu Ausschweifungen. — Man darf nicht für die Sache eigenommen sein, um zu bemerken, daß diese Bedenklichkeiten ohne Rücksicht auf die Umstände erhoben sind, und daß sie zufällige Wirkungen als nothwendige Attribute des Instituts darstellen. Die Regirungen aber, die sich vor ihren Bürgern fürchten müssen, wenn sie bewaffnet sind, entgehen ihrem Schicksale nicht. Die Verzweiflung gibt diesen die Waffen, auch ohne ihren Zuthun in die Hände.

Gerade das, was dem deutschen Landesbewohner am meisten fehlt, und was unter den Ursachen seiner verlohrnen Energie und Selbstständigkeit oben an steht, ist für ihn vielleicht nur dadurch wieder erreichbar, daß man ihn bewaffnet, militärisch organisirt und seine Kraft zu Hilfe nimmt, wenn der Staat, zur Erhaltung seiner Zwecke, physischer Hülfsmittel bedarf. Schlagen wir die Geschichte unsrer Väter auf, so finden wir, daß eine Zeit war, wo der deutsche Bürger seine erste Pflicht und seine größte Ehre in die geschickte Behandlung der Waffen setzte, sich einzeln und schaarweise im Gebrauche derselben übte, bei Feindesgefahr geharnischt und bewehrt auf die Mauern eilte, muthig heran zog, wenn der Trommelschlag verkündigte, „daß man auf Beute laufe,“ und wo jede Stadt, bloß durch ihre Bewohner, unaufhörlich zum Angriffe und zur Vertheidigung gerüstet war; — und wir wissen, daß in diese Zeit die Periode der höchsten Macht, Freiheit und Selbstständigkeit der deutschen Nation fällt. Nachher kam der stehende Soldat auf, und der Bürger übernahm es, ihn zu bezahlen, damit er ihn vertheidige. Der letztre verließ nun seinen Webestuhl nicht mehr, machte, wenn seine Stadt vom Feinde berennt war, mit über einander geschlagenen Armen den Zuschauer, und der Staat forderte vom ihm keine Tugend weiter, als passiven Gehorsam. Dadurch wurde er feig, kleinmüthig, selbstsüchtig und weichlich; und als er in Tagen großer Gefahr dem gesammten Vaterland zu Hülfe gerufen wurde, war er taub, und erwartete in träger Unthätigkeit seinen Untergang. Die sämtlichen Volksbewaffnungen, die man in dem letzten Kriege in Deutschland versuchte, hatten keinen Erfolg oder endigten sich gar mit einem lächerlichen Ausgang. Dieß hätten die Regirungen vorher sehen sollen, deren bestimmte Richtung immer darauf gezielt hatte, allen militärischen Geist in ihren Unterthanen zu unterdrücken.

In der neuen Ordnung der Dinge, die durch die Errichtung des Rheinischen Bundes hergestellt worden ist, sollen die Deutschen aufs Neue mit jugendlicher Kraft zu leben anfangen, und erwachend aus ihrer traurigen Lethargie, eine Existenz voll Thätigkeit, Betriebsamkeit und Zuversicht beginnen. Das werden sie aber nicht, wenn sie auf keine Weise aktiv in die Bewegung der Gesammtheit eingreifen, und wenn man fortfahrt, sie darauf zu beschränken, daß sie gleich willenlosen Lastthieren ihr Joch tragen, und dulden. Es ist eine fade Bemerkung, daß die Wächter der innern Polizei im-

mer mehr Helden werden. Ein fernes Ziel erreicht man nicht mit einem Schritte. Gebt euern Bürgern Waffen und eine militärische Verfassung, und — sie werden die Waffen lieb gewinnen, sie werden fühlen, daß sie noch zu etwas mehr taugen, als Kleider zu flicken und Körbe zu flechten, es wird Selbstgefühl, Muth und Stolz in ihnen erwachen, sie werden das Vaterland schätzen lernen, gerade weil es ihrer bedarf, und indem ihr allmählich in dieser Schule sie erziehet, werdet ihr sie, wenn die Noth ruft, auch zu etwas mehr, als bloß zur Handhabung der innern Polizei, verwenden können; ja es wäre der Fall möglich, daß in Zeiten dringender Gefahren der Staat eine stärkere Schutzwehre fände in euern Nationalgarden, als in euern Söldlingen.

Chr. v. D.

Ueber den Geist der Zeit.

(Aus Levana von Jean Paul.)

Aus der Vorwelt spricht ein Geist, eine alte Sprache, zu uns, die wir nicht verstehen würden, wenn sie uns nicht angebohren wäre. Es ist der Geist der Ewigkeit, der jeden Geist der Zeit richtet und überschauet. Und was sagt er über die jetzige? Sehr harte Worte. — Er sagt, das die Zeit jetzt leichter ein großes Volk, als einen großen Mann, zusammenbringt, weil die Kultur und die Gewalt der Menschen wie Dunsttropfen ungeheure Dampfmaschinen Eines Geistes zusammenfügt, so, daß sogar der Krieg jetzt nur ein Kriegsspiel bloß zwischen zwei Lebendigen ist. Etwas, sagt er, müsse in unserer Zeit untergegangen sein, weil sogar das gewaltige Erdbeben der Revolution, vor welchem Jahrhunderte lang — wie bei physischen Erdbeben unendlich viel Gewürm aus der Erde kroch und sie bedeckte, nichts Großes hervorbrachte und nachließ, als am gedachten Gewürme schöne Flügel. Der Geist der Ewigkeit, der das Herz und die Welt richtet, spricht strenge aus, welcher Geist den itzt Begeisterten der Sinne und den Feueranbethern der Leidenschaften fehle, — der heilige des Ueberirdischen. Die Ruinen seines Tempels senken sich immer tiefer in die itzige Erde. Bethen, glaubt man, zieht die Irrlichter des Wahns an sich. Der Sinn und Glaube für das Außerweltliche, der sonst unter den schmutzigsten Zeiten seine Wurzeln forttrieb, gewinnt in reiner Luft keine Früchte. Wenn sonst Religion im Kriege war, so ist itzt nicht einmahl in der Religion mehr Krieg — — aus der Welt wurde uns ein Weltgebäude, aus dem Aether ein Gas, aus Gott eine Kraft, aus der zweiten Welt ein Sarg.

Endlich hält noch der Geist der Ewigkeit uns unsere Schamlosigkeit vor, womit wir die leidenschaftliche Brunst des Zorn-, Liebes- und Gierfeuers, deren sich alle Religionen und die alten Völker und die großen Menschen enthielten oder schämten, als ein Ehrenfeuerwerk in unserm Dunkel spielen lassen; und sagt, daß wir, nur in Haß und Hunger noch lebendig, wie andere zerfallende Leichen, eben nur die Zähne unverweslich behalten, die Werkzeuge beides, der Rache und des Genusses. Leidenschaftlichkeit gehört eben recht zum Siechthum der Zeit; nirgends wohnt so viel Aufbrausung, Nachlaß, Weichheit gegen sich, und unerbittliche Selbstsucht gegen andere, als auf dem Krankenbette. Auf diesem liegt aber dieses Jahrhundert. Wenn unter den Griechen die Männer sich eine hohe volle Brust als etwas weibisches wegschnitten: so geschieht itzt dasselbe unter demselben Vorwand an der geistigen; und das Herz soll so hart sein, als die Brusthöhle darüber. Endlich gibts noch sehr gebildete Menschen, welche sich in entgegengesetzte Richtungen nach Himmel und nach Hölle zerspalten, wie ein entzweigeschnittener Salamander mit der vordern Hälfte vor-, mit der andern rückwärts läuft.

Die Spanier im Königreich Baiern.

Von den Spaniern, welche, am 22sten April aus Florenz ihren Marsch nach den Ufern der Elbe angetreten haben, traff die erste der 5 Kolon-

nen, welche dieses 6000 Mann starke Truppenkorps bilden, am 10ten Mai in Botzen ein. Der Tag des Ausmarsches aus dieser Stadt muß diesen Söhnen des Südens in aller Hinsicht merkwürdig sein. Hier ist die große Scheidewand des Südens und des Nordens, deren Annäherung sich ihnen von Roveredo bis Bolzano verkündet hat. In allmähligen Uebergängen veränderten sich bis hierher Sprache, Sitten und Gebräuche der Menschen. Aber stärker in ihrem Contraste ist die Natur, in ihrem Uebergange von Süden zum Norden, vom Jenseits zum Diesseits des Brenner, dieser ungeheuren Gränzsäule, welche hingestellt zu sein scheint, um beide zu scheiden.

Jenseits fast bis zu seinem Fuße trägt noch alles die Zeichen südlicher Natur. Bis dahin verlängert sich noch Italiens Anmuth. Hier gedeihet noch der Wein, der Hebel des Geistes, das Bedingungsmittel einer leichten Organisation. In dem langen fruchtbaren Thale der Etsch entquillt zuerst die Fülle südlicher Natur. Hier blühen Oliven, Feigen, Granaten, Orangen und Citronen im Freien, auf jeden Stein sonnen sich flüchtige Lacerten. Es gedeihet der Seidenbaum, das Wahrzeichen des Südens, mit seinem schönen Grün. In den Umgebungen des Menschen zeigt sich die geringere Sorge für Nahrung, Kleider und Wohnung, die den Nordländer ewig beschäftigt. Leichter erträgt jener die Beschwerden des Lebens und den Mangel unter dem mildern Himmel; selbst des Krieges schwere Hand kann sein Glück nicht ganz vernichten, er wird unter'n Oelbaum flüchten, aus des Dorfes Mord und Brand. Die Fülle der üppigen Natur ersetzt leicht, was die Menschen sich grausam zerstören. Darum gab es im Süden immer mehr Kriege als im Norden. Von den weißen und röthlichen Kalkfelsen des Etschlands strahlt die Sonne heißer zurück, der Bewohner entflieht der Sonnengluth in die Frische der Gebirge. — Botzen wird still, sobald der Sommer naht. Alle wohlhabenden Einwohner gehen in die Sommerfrische nach den Bergen, und jährlich belebt sich aufs neue die mit Landhäuser bedeckte Höhe, die man Oberbotzen nennt.

Der Tag des Ausmarsches aus dieser Stadt mußte dem Spanier merkwürdig sein. Er näherte sich jener großen Scheidewand, die ihn von Süden trennen wird. Er hört nicht mehr die seiner Sprache verwandten Töne, er sieht andere Sitten, andere Wohnungen und Gebäude. Im Abgrund am Wege stürzt ihm die donnernde Eisach vom Brenner entgegen; in der Ferne erblickt man den unermeßlichen Dreizack des Langelkogels im Thal Gröden in den Wolken, den die Grafen Wolkenstein in ihrem Wapen führen, als Hügel erscheinen ihm seine Vaterlands-Pyrenäen. Er ersteigt den hohen Brenner, und findet hier eine erstarrte Natur, die ärmliche Vegetation trauriger verkrüppelter Fichten, Felsenabgründe, Schnee und Eis, die schreckliche Spur gefallener Lawinen, und die rauhen Lüfte von den Gletschern des Oezthales herwehend. Die Nahrungsmittel verändern sich. Minder feurig wird der Wein, der bald ganz aufhört; anders werden die Speisen bereitet, anders sind die Physiognomien, anders die Wohnungen. Wirklich schienen die spanischen Soldaten fast über sich selbst erstaunt, sich auf einmahl in den Ebenen von Baiern diesseit der Alpen zu befinden. Sie standen zu Weilheim in Haufen, und sahen mit stiller Betrachtung und Bewunderung zurück zu dem blauen, in seinen Vertiefungen mit Schnee bedeckten Gebirge, welches sie eben passirt hatten.

Sichtbar war die Allgemeinheit der National-Gesichtsbildung, die Eigenthümlichkeit und Unvermischtheit dieser Nation, eben so eigenthümlich, wie ihre Sitten und Gebräuche. Sie waren ernst und still; aber alle äußerten eine große Ehrfurcht bei dem Nahmen Napoleon. Sie bezeugten sich im hohen Grade religiös. Als in Insbruck, eben da sie angekommen waren, ein Priester Messe las, und bei den Worten: Dominus vobiscum! sich wendete, sah er anstatt seiner Ministranten 2 spanische Offiziers, welche dieses Geschäft verrichteten, nachdem sie die erstern ersucht hatten, sie anstatt ihnen

diese heilige Handlung verrichten zu lassen. Auch bei der Frohnleichnamsprozession machten sie dort Parade. Auf der Hauptwache mußte der Abt von Wiltau, welcher das Hochwürdige trug, es auf die vom Obrist knieend ausgebreitete Fahne stellen, und sie benediciren; dann aber selbst auf die Fahne treten, und so darauf stehend dem Volke den Segen geben. Eben so auch bei der Feier des Frohnleichnamsfestes zu Augsburg, wo seit dem 30jährigen Krieg kein spanisches Militär, und seit dem merkwürdigen Reichstage im Jahre 1530 keine Spanier bei dem Frohnleichnahmsfeste gewesen waren. Hier paradirte ausser dem königl. baierischen und sämmtlichen Bürger-Militär auch das ganze königl. spanische Jägerregiment Villa viciosa. Eine Abtheilung desselben ritt dem Zuge voraus, und eine andere begleitete den Himmel, unter welchem der Kurfürst von Trier das Venerabile trug. Und so wie in den Zeiten des 30jährigen Kriegs die Schweden unter ihrem großen König Gustav Adolph alle Tage regelmäßige Bethstunden hielten, so verrichten auch jetzt noch die spanischen Truppen täglich ihre Andacht. Jede Kompagnie tritt nämlich in einen Kreis zusammen, und bethet andächtig den Rosenkranz. Die Frömmigkeit der Spanier geht so weit, daß sie nicht nur vor und nach dem Essen, so wie Morgens und Abends ihr Gebeth laut verrichten, sondern auch, wie man sagt, selbst während des Marschirens sich die Zeit mit Rosenkränzen vertreiben.

Auch die Liberalität der Spanier gefällt, wohin sie kommen. Sie fordern die Dienste, die ihnen auf ihrem Marsche erzeigt werden, nicht, gleich anderm Militär, als Schuldigkeit, die keinen Dank verdienet, sondern geben dieses häufig durch Wort und That zu erkennen, und bezahlen mit baarem Gelde. Ihre Gravität äußert sich auch beim Speisen: in Kreisen von 10 bis 12 stehen sie um die Schüßeln herum, die mit, aus Kartoffeln, Bohnen, Reis rc. selbst bereiteten, Gerichten gefüllt sind; Einer nach dem Andern hohlt sich seine Portion mit dem Löffel heraus, und tritt dann ernsthaft in seinen Kreis zurück. Fleischspeisen genossen sie nicht gern, noch weniger Bier; hier und da wünschten sie Mallaga zu trinken.

Ueber die Vortheile des Reisens.

Gewöhnlich bilden sich diejenigen, welche in mehrern Gegenden der Welt herumgereiset sind, viel darauf ein. Auch hört man es oft als eine Empfehlung von jemand sagen: „er ist viel gereist,“ so wie vermögliche Aeltern bei der Erziehung und Bildung ihrer Söhne den Beschluß damit machen, daß sie sie reisen lassen.

Es ist nicht zu längnen, daß manche Thorheiten hierin begangen und geäussert werden, und daß manche unnütze Reisen geschehen, aber doch hat das Reisen seine Vorzüge. Ich meine damit nicht die Reisen der Gelehrten, die in Bezug auf Statistik, Technologie, Naturkunde oder um berühmter fremder Gelehrten und gelehrter Institute willen oft unerläßlich sind, sondern das Reisen um sein selbst willen.

Es zerfallen nämlich alle die, welche bloß reisen um zu reisen, oder welche in andern als gelehrten Geschäften reisen, in Gebildete und Ungebildete, und beiden Klassen gewähren Reisen in fremden Ländern gleich viel Vortheile. Der Gebildete hat den Vortheil, durch die Erfahrung manches zu bemerken, was er sonst nicht so leicht oder nicht so überzeugend geglaubt hätte. Er lernt endlich eine gewisse Charakteristik der Völker, die sich in den Physiognomien der Nationen, in ihrer Bauart, in ihren Sitten, in ihrer Lebensart, in ihrer Religion äussert. Er bemerkt eine Menge verschiedenartiger Naturbildungen, jede in jedem Lande anders. Er weiß wohl schon vieles von den Nationen durch Reisebeschreibungen, aber er findet es erst durch eigene Einsicht natürlich und nothwendig. Die Universalität des Weltanschauung erlangt er erst durch vieles Reisen, und er sieht erst nur nach Besuchung verschiedenartiger Völker ein, daß die Gewohnheit aus dem Menschen mehr macht als der eigene

Wille, und daß der Mensch bei weitem nicht so frei handelt, als es manche Theoretiker gern ausgeben. Er lernt vorzüglich Geduld mit Menschen haben, weil keine Nation vor der andern einen entschiedenen Vorrang in menschlicher Hinsicht voraus hat. Der sich frei wähnende Britte sieht bei dem für sclavisch geachteten Türken dennoch auch viele, nur in andern Dingen sich äussernde Freiheit und Sinn für den Ruhm und die Unabhängigkeit der Nation, und der nach der so gerühmten deutschen Einsicht und Klugheit begierige östliche oder südliche Ausländer findet sie mehr prahlerisch als wirklich, mehr als schöne Theorie, denn als gangbare Praxis, und meint, bei ihm würde sie sich lebendiger in der ganzen Nation äussern. Der Europäer, welcher von dem regelmäßigen Verkehr seines Welttheils eingenommen ist, findet ihn auch eben so regelmäßig in Afrika und Asien durch Caravanen geführt, und erinnert sich, wenn diese manchmahl von ganzen Horden von Räubern angefallen werden, daran, daß in Europa, wo doch alles schon besser zum Frieden eingerichtet ist als in Asia und Afrika, doch sogar auch von den ehrenvollen Kriegern zur Zeit der Kriege mancher Fuhrmannskarren sammt der Ladung, wo nicht geraubt, doch zerfetzt wird. Er findet, daß der Mensch überall Mensch geblieben ist, und daß sich die Kultur der Nationen bloß in der Gemächlichkeit des Lebens, aber nicht in besserem Denken und Handeln offenbart. Streben nach Reichthum, Genuß, und Auszeichnung, bemerkt er unter rohen Nationen nicht minder als unter gebildeten, und alle verschiedenen Laster der Völker leitet er sich aus jenen drei menschlichen Hauptzwecken ab. Die Kultur, sieht er, hat die Laster nirgends verdrängt, sondern nur minder grell in ihren Aeusserungen gemacht. Ueberall erblickt er die nämlichen Thorheiten, nur immer in die Farbe des Landes gekleidet, und kann sich also nicht wundern, daß man auf den asiatischen Inseln Krokodile in den Burggräben hält, da ja deutsche Herren Bären in Burggräben hielten. Es kann ihm unreinlich vorkommen, daß die Türken mit den Fingern statt der Gabeln essen, wenn er zuvor in Deutschland gewesen ist, wo die Städter das Sauerkraut essen, das die die Bauern mit den bloßen Füßen eingetreten haben, und wer die schmutzigen Schnecken schon gegessen hat, erlaubt es dem Araber, die reinlichen Heuschrecken zu verzehren. Aus diesen und noch vielen andern gleichartigen Beobachtungen wird also der Gebildete das wahre Wesen der Menschheit recht abstrahiren, sich auch in dem verächtlichsten Winkel doch in der Welt und unter wahren Menschen erblicken, in seinen Bestrebungen und Urtheilen gemäßigt werden, und an den Menschen keine zu großen Ansprüche und Forderungen machen.

Und die Ungebildeten unter den Reisenden? Für diese sind Reisen das beste Mittel, sich von schädlichen Vorurtheilen zu befreien, und ein Wohlwollen gegen jede Nation zu bekommen. Die neuesten Tagsvorfälle geben eben wieder einen Beleg dazu. So beklagen sich die wackern Spanier, welche jetzt durch Schwaben und Franken ziehen, über ihre geistlichen Herren daheim, welche ihnen die Ketzer als Hottentotten zu schildern pflegten, in dem sie jetzt mit eigenen Augen sähen, daß diese Ketzer ja auch Kirchen und Priester hätten, und im übrigen brave Leute wären. Und unsere deutschen Bürger und Bauern, welche sich unter den Spaniern wer weiß was für Unholde vorstellten, sind jetzt, nachdem sie sie gesehen und gepflegt haben, sehr wohl mit ihnen zufrieden, und loben ihre Bescheidenheit und Dankbarkeit. Besonders erfreuen die öffentlichen Gebethe der Spanier beim abendlichen Appell. Die den Don Quixote gelesen haben, und jetzt im Gefolge die großen spanischen Esel erblicken, begreifen es nun viel leichter, wie dieser ehrsame Ritter seinen Stallmeister Sancho Pansa auf einem dergleichen Grauschimmel ohne Nachtheil seines Ritterthums habe hinterdrein reiten lassen können. Und so sah jede Parthei von der andern nichts als Liebes und Gutes, und auch hier bewährte es sich, daß Reisen in fremde Länder Gebildeten und Ungebildeten gleich nützlich sind.

Das Findelhaus zu Moskau.

Das Findelhaus zu Moskau hat den Umfang einer halben Meile, und ist so weitläufig und bevölkert, daß man es eine Stadt der Findelkinder heißen könnte. Alles, was auch nur in entfernter Beziehung zu dieser Anstalt gehört, wohnt in dem Bezirk dieses Hauses. Hier sind vielleicht die besten Arbeiter und Fabrikanstalten des ganzen russischen Reichs — und alles wird von — Findelkindern betrieben. Man zählt der Ansässigen hier über fünf Tausend! — Katharina II. stiftete hier zugleich ein Gebäude für schwangere Frauen, die befürchten möchten, ihre Niederkunft nicht aus eigenen Mitteln bestreiten zu können, oder auch nur wünschten, zur Erhaltung ihrer Gesundheit und ihres Lebens, nach allen Regeln der Vorsicht und der Kunst accouchirt zu werden.

Dies Findelhaus genießt eine so allgemeine Achtung, daß nicht nur die unehelichen Kinder und Findlinge hier erzogen, sondern auch eheliche Kinder, besonders von solchen Aeltern, welche befürchten, selbigen keine so gute Erziehung geben zu können, der Anstalt anvertraut werden.

Auch kann jede geschwängerte Weibsperson sich heimlich in dieses Haus flüchten, und mit der gewissen Ueberzeugung, daß ihr Nahme, den sie nicht einmahl anzugeben braucht, wie ihre Niederkunft verschwiegen bleibt, ihre Bürde ablegen. Sie findet sogar, wenn sie es begehrt, unentgeldliche Aufnahme und sorgliche Pflege vor ihrer Niederkunft. Selbst vornehme Damen glauben nirgends sicherer, und für ihre Gesundheit zweckmäßiger, als hier, ihre Niederkunft halten zu können.

Jede Geschwängerte kann sich einer Maske bedienen, ohne befürchten zu dürfen, daß sie von der Neugier demaskirt werde. Jede Mutter kann ihr Kind unerkannt, wenn sie will, besuchen, und dessen Pflege und Erziehung beobachten. Sie kann Vernachläßigungen öffentlich rügen, und unerkannt die Sache ihres Kindes führen, ohne zweideutige Vorwürfe zu riskiren.

Noch ist mit diesem Hause eine große Handlungsschule verbunden, worin hundert Söhne verarmter Kaufleute unentgeldlich in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet werden.

Die Dörfer in Rußland.

Nur zwei kleine Punkte des ungeheuern Reiches konzentriren in sich alles, was dasselbe von Wissenschaft, Kunst, Handel und Luxus besitzt — Petersburg und Moskwa. — Rohe Barbarei, und Armuth ohne Kunstfleiß, herrscht in den meisten übrigen Gegenden.

Moskwa mit seinen 330,000 Einwohnern, Petersburg mit seiner Bevölkerung von 210,000 Seelen, gehören zu den größten Städten Europa's. Aber Städte mittlern Ranges von 40—90,000 Seelen hat Rußland gar keine, alle sind nur kleine Städte von 5, oder 10, höchstens 20 bis 30,000 Bewohnern, und diese sind, etwa Riga, Astrachan, Wilno, Mietau, und Kasan ausgenommen, noch dazu von geringer Bedeutung. Es herrscht zwischen den Städten gleichsam dasselbe unförmliche Verhältniß, wie zwischen den Einwohnern — keine Mittelklasse; nur Reichthum oder Elend; nur Adel oder Pöbel (Dworonin und Mushik).

Die russischen Dörfer sind überall noch in demselben Zustande, wie zur Zeit, da noch kein Petersburg in der Welt war. Nach G. Reinbeks Schilderung, der sie im Jahr 1805 von Petersburg bis Moskwa, und von da bis Warschau sah, sehen sie einander alle gleich, wie zwei Tropfen Wassers; wenn man eins beschreibt, kennt man alle.

Die Hütten, von runden, in einander gefugten Holzstämmen, wie in den einsamsten Gebirgsgegenden der Schweiz, erbaut, stehn auf eingerammten Pfählen, ohne ein anderes Fundament zu haben. Die Zwischenräume der auf einander liegenden Balken sind mit Hanf und Moos ausgestopft; kleine Oeffnungen dienen zu den Fenstern; das Dach ist mit Schindeln und Birkenrinde, auch Stroh bedeckt. So auch das Aeussere. Eine große Seitenpforte führt zum geräumigen Hofplatze, wo

gewöhnlich ein Schuppen oder Bretterdach auf der Seite, zum Unterbringen des Wirthsschaftsgeräthes und Viehes, ist.

Im Hause selbst erscheint, ein Par kleine Abschläge oder Kamern zu Speise- und Milchbehältern abgerechnet, das Wohnzimmer, als der Hauptplatz. Ein aufgemauerter großer Ofen, der zugleich zum Kochen dient, glüht darin im heissen Sommer, wie im Winter. Rings herum laufen an der Wand befestigte hölzerne Bänke, davor ein weiß gescheuerter Tisch steht. In einem Winkel der Stube hängt der Obros oder das Heiligenbild (der Russe nennt es geradezu seinen Gott) und darunter steht auf einem Brette ein Lämpchen, welches an allen Festtagen zu Ehren des Heiligen brennt, bei Reichen aber immer in Feuer erhalten wird. Sind kleine Kinder in der Familie, so hängt ein Korb vom Balken herab, mit Seilen an ein elastisches Holz befestigt. Dies ist die Wiege, welche, an einem Seil gezogen, auf und nieder geht. In der Stube findet man übrigens alle Hausthiere, Hunde und Katzen, Hühner und Tauben, wie zur Familie gehörig, beisammen.

So steht in den Dörfern Haus an Haus, ohne von dazwischen liegenden Gärten getrennt zu sein, mit weit vorragenden, spitzen Dachgiebeln, gedrängt beisammen. Dicht unter dem Giebel befindet sich zuweilen eine kleine Laube.

Ist ein Bach oder ein Fluß in der Nähe, so sieht man am Ufer desselben eine Menge kleiner Badhäuser, die, wenn auch kein fliessendes Wasser in der Nähe ist, wegen der Feuersgefahr immer von den Wohnhäusern getrennt sein müssen. Denn baden, heiß baden muß der Russe; und aus den Dampf- und Schwitzbädern sieht man Männer und Weiber sogleich in den kühlen Fluß springen. Im Winter laufen sie, oft ganz nackt, aus der heissen Badstube in den Schnee, wälzen sich auch darin herum, um sich wohl zu thun.

Alle diese Dörfer haben ein trauriges, einförmiges, kahles Ansehen; denn nirgends sind darin Schatten- oder Fruchtbäume zu sehen, die den Gruppen der Hütten ein malerisches, freundliches Ansehen geben könnten. Der Russe fragt wen'g darnach; fehlts nur in der Kabake des Dorfs nicht an Branntewein (und jeder Ort hat wenigsten eine Kabake), so ist dies für sein irrdisches Himmelreich genug. An Sonn- und Festtagen besonders ehrt er diesen Lustplatz der Heimath. Wenn ein Reisender nicht weiß, daß es ein Feiertag oder gottesdienstliches Fest ist: so kann er's jedesmahl an der größern Menge von Betrunkenen erkennen, die im Dorfe sind.

An stark besuchten Straßen, wie zwischen Petersburg und Moskwa, sind einzelne Dörfer durchaus nur von Fuhrleuten bewohnt, welche den Transport der Waaren und Reisenden besorgen. Selbst die Poststationen sind auf diese Fuhrmannsdörfer verlegt, und zwar so, daß hier die Fuhrleute, der Reihe nach, laut abgeschlossenen Kontrakten, Waaren oder Passagiere weiter bringen müssen. Der Starost, oder Fuhrmannsvorsteher, zeigt an, wer fahren muß, und was sonst zum Transport, laut Anweisung des auf der Station befindlichen Postschreibers, zu besorgen ist.

Weit um diese Fuhrmannsdörfer her findet man das Land wenig angebaut, und meistens nur zu Wiesenwachs benutzt.

Miszellen.

Warum bedarf Schweden weniger Einrichtungen der Sicherheits-Polizey? Ich glaube kein Land in der Welt kennt eine solche Sicherheit als Schweden. Dazu bedarf es keiner Beihülfe der Polizei und Regirung; der Sinn und Karakter der Nation macht es ganz allein. Auf unbekannten Wegen, bei Tag und bei Nacht, mit und ohne Führer, reiset jeder vom Süden nach dem äußersten Norden, und von da wieder zurück, ohne daß es ihm je einfalle, daß er beraubt und von Vagabunden und Mördern angefallen werden könnte. Die Treue und Ehrlichkeit des Volks behütet sich und andere. Die großen Städte und ihre nächsten Umgebungen ausgenommen, hat man auch nie von einem Diebe etwas zu fürchten. Wie oft habe ich alle meine Sachen fremden Händen überlassen! Wie oft ließ ich Koffer und Gepäcke auf dem Wagen draußen vor dem Gästgifvaregard stehen, während ich ruhig schlief! Es fiel mir nie ein, daß ein anderer mit mir tauschen, oder gar meine kleine Haabe sich zueignen könne.

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

27. Stück. Freitag, den 3ten Juli. 1807.

Die Welt, ein Schauspielhaus.

Die Welt gleicht einem Schauspielhaus,
Das je bevölkert war,
Der geht hinein, der kömmt heraus,
Spricht Meister Schnurrifar.
Bald nimmt man selber Theil am Spiel,
Bald sieht man es mit an;
Im letzten Fall zensirt man viel,
Im ersten bläht Wahn.

Von diesem Ausspruch findet man
Tagtäglich den Beweis,
Nur spielt nicht Jeder, wie er kann,
In seinem Wirkungskreis:
Denn Mancher wählt die Rolle sich,
Für die er gar nicht paßt,
Im Wahn, er spiele meisterlich,
Unübertrefflich fast.

Auszüge aus dem Regirungsblatt.

Eine königl. Verordnung, die Bestechung der Staatsbeamten betreffend, enthält folgende Bestimmungen:

a) Wer um einen Staatsdiener zu einem Mißbrauche seiner Amtsgewalt zu verleiten, oder denselben in einer gegenwärtigen oder künftigen Amtsangelegenheit sich selbst, oder einen Dritten geneigt zu machen, diesem Staatsdiener selbst, oder dessen Angehörigen irgend ein Geschenk, oder was immer für einen Vortheil oder Genuß anbiethet, verspricht, giebt, anbieten, versprechen, oder geben läßt, wird hierdurch des Verbrechens der Bestechung schuldig, und nach folgendem Gesetze bestraft.

b) Das Angebothene sei von dem Staatsdiener angenommen, und die Absicht des Bestechenden erfüllt worden, oder nicht; so soll 1., das Geschenk konfiszirt sein, und der Bestechende in die Bezahlung des zweifachen Werthes des gegebenen, oder angebothenen Vortheils, oder, wenn das Gegebene oder Versprochene in Geld nicht zu berechnen wäre, in 50 bis 300 Gulden zu Strafe verurtheilt werden. Wenn aber derselbe 2., den Staatsbeamten durch Bestechung zu einer Handlung oder Unterlassung verleitet hat, welche den Gesetzen des Staats, den Rechten anderer, oder sonst dessen unbezweifelten Amtspflichten entgegen ist; so hat er noch außer dem ein bis sechs monatliches Gefängniß verwirkt.

c) Jeder Staatsdiener ist, bei Verlust eines monathlichen Betrages seiner Besoldung, denjenigen anzuzeigen verpflichtet, der Bestechung an ihm versucht hat. Auch soll das beschworne gerichtliche Zeugniß des unbestochenen Staatsdieners zur Verurtheilung des Anbiethenden in die b) Nro. 1. bestimmte Strafe hinreichen, wenn dasselbe nur noch durch einen oder andern besonderen Verdachtsgrund unterstützt ist, und sonst keine erheblichen Einwendungen wider die Glaubwürdigkeit des Zeugnißgebenden vorhanden sind.

d) Der Staatsbeamte selbst vollendet auch von seiner Seite das Verbrechen der Bestechung, wenn er das Dargebothene wirklich in Empfang genom-

men, oder sich zur Annahme des Versprochenen bereits erkläret, oder was einem seiner Angehörigen von einer Parthei oder einem Sollizitanten gegeben worden, nachdem er Kenntniß davon erhalten, weder zurückgegeben, noch der Obrigkeit, oder seinen Amts-Vorgesetzen angezeigt hat.

e) Ein bestochener Staatsdiener, welcher Klasse oder Gattung er sein möge, soll, wenn er sich gleich eines Mißbrauches seiner Amtsgewalt nicht schuldig gemacht hätte, seines Amtes entsetzt werden, und den vierfachen Werth des Empfangenen oder Angebothenen, oder wenn das Mittel der Bestechung in Geld nicht zu berechnen wäre, den Betrag seiner vierteljährigen Besoldung an Strafe bezahlen. Im Falle seiner Unvermögenheit tritt eine Verwandlung der Geldstrafe in Gefängnißstrafe ein, die jedoch die Dauer eines halben Jahres nicht überschreiten darf.

f) Hat sich der Beamte durch die Bestechung zu einer Handlung oder Unterlassung verleiten lassen, welche den Gesetzen des Staats, den Rechten anderer, oder sonst seinen unbezweifelten Amtspflichten entgegen ist, so soll er nebst der Kassation und der Lit. e. gedrohten Vermögensstrafe, mit Gefängniß oder Festungsarrest auf ein Jahr bis zu vier Jahren belegt werden, und zu Wiedererlangung irgend eines Staats-Amtes schlechterdings unfähig sein. Die vorherbestimmte Leibesstrafe schließt eine schwerere nicht aus, wenn die Pflichtwidrigkeit des Beamten in ein anderes Verbrechen übergehet, worauf die Gesetze eine härtere Strafe verordnet haben.

g) Amts-Vorgesetzte sind bei eigener schwerer Verantwortlichkeit über die Unbestechlichkeit ihrer Untergebenen strenge zu wachen, und was ihnen dawider bekannt wird, gehörigen Orts anzuzeigen verbunden.

h) Wer sonst eine vorgefallene Bestechung oder tüchtige Verdachtsgründe derselben anzeigt, soll, wenn der Verbrecher überführt, und verurtheilt wird, die demselben auferlegte gesetzliche Geldbuße als Belohnung empfangen.

i) Derjenige selbst, welcher an dem Staatsdiener die Bestechung begangen, wenn er dem Vorgesetzten des Bestochenen, oder dem Gerichte Anzeige davon macht, ehe es auf anderem Wege schon bekannt geworden, soll nicht nur von den bestimmten Strafen losgezählet sein, sondern auch das gegebene Geschenk zurückbekommen, und die Hälfte der Geldbuße erhalten, welche dem Schuldigen, zuzuerkennen ist. Die zum Vortheile des Bestechenden schon geschehene Amtshandlung bleibt indessen nur alsdann gültig, wenn sie in sich selbst den Gesetzen und Amtspflichten gemäß geschehen ist.

Zufolge einer allerhöchsten Entschließung wird das theologische Studium zu München mit dem Ende dieses Schuljahres ganz aufgehoben.

Das Gymnasium zu Landshut wird bis zum Anfange des nächsten Schuljahres in eine höhere Bürgerschule von drei Klassen verwandelt, deren Lehrer in Privatstunden auch in den gelehrten Sprachen den ersten Unterricht zu ertheilen fähig und gehalten sein sollen.

Die durch Beschränkung eben erwähnter, in Hinsicht auf die Lokalverhältnisse bisher zu ausgedehnter Lehrinstitute dem lateinischen Schulfonde zurückfallenden Ausgabssummen sollen vorzüglich zur Verbesserung der Besoldungen besonders würdiger und sich auszeichnender Lehrer an den Mittelschulen nach und nach verwendet, und für jetzt davon dem dießortigen verdienten Gymnasiums-Rektor und Professor Lechner eine jährliche, vom nächsten Etatsjahre an flüßige Gehaltzulage von 400 fl. angewiesen werden.

Endlich haben Seine königl. Majestät, um sämmtliche Professoren an Allerhöchstdero Mittelschulen auch über ihre Aussicht in die Zukunft zu beruhigen, allergnädigst verordnet:

a) Hinsichtlich der geistlichen Professoren, daß für diese als Surrogat der denselben ehedem bestimmten nunmehr aufgehobenen Kanonikate eine angemessene Anzahl der besseren Pfarreien oder Benefizien in den verschiedenen Provinzen des Königreiches als Professurs-Pfründen erkläret werden sollen, bei derer Erledigung immer einer der verdientesten wirklichen Professoren in den Absentgenuß, oder der emeritirten in den wirklichen Besitz eintreten, und in beiden Fällen darauf investirt werden soll.

b) Hinsichtlich der weltlichen Professoren, daß diese nicht nur ebenfalls nach dem Grade ihrer besonderen Würdigkeit und Auszeichnung Gehaltszulagen, sondern auch nach einer Reihe nützlich vollstreckter Dienstjahre, so wie in unverschuldeten Dienstes-Unfähigkeits-Fällen, einen anständigen Ruhegehalt, ihre etwa zurückzulassenden Gattinen und Kinder aber verhältnißmäßige Pensionen zu erwarten haben.

Patriotische Beiträge für verwundete baierische Krieger.

I. Vom königl. baier. Landgerichte Schwaben sind an abgenützter Leinwand 1 Zentner und 60 Pf., dann 20 Pf. Charpien und 11 fl. 3 kr. an baarem Gelde für verwundete baierische Krieger eingesendet worden.

Zu letztern haben beigetragen:

die Bürgergemeinde im Markte Schwaben . . . . 10 fl. — kr.
der Kräußlwirth, der Oberbräuknecht Andrä, der Kaspar Bock, und die Hebamme Honnitter daselbst . 1 fl. 3 kr.

Zu den Verband-Requisiten haben beigetragen:
Die landgerichtischen Unterthanen vom Markte Schwaben.
Die Gemeinde Niederheiching.
Die Gemeinde Buch.
Der Pfarrer von Egmating und jener von Eing.
Die Obmannschaft Aß und Straußdorf.

II. Von dem Oberschreiber Georg Spiessel zu Haining sind 7 fl. eingeliefert worden, welche demselben von einigen Hofmark Haining- und Birsingischen Individuen sind eingeliefert worden.

III. Von dem königlichen Oberkommissariat der Schulen und Studien in Niederbaiern sind 43 fl. 3 kr. als eine Gabe des königl. Gymnasiums zu Straubing eingesendet worden, unter der Bestimmung:

„Den verwundeten vaterländischen Kriegern, die „zugleich auch für die Ruhe und Sicherheit „der Musen streiten.

IV. Der Cooperator zu Parsberg bei Mießbach Joachim Hefter machte bei der dießjährigen Einsammlung der Oster-Beicht-Zetteln den Hausvätern seiner Kirchen-Gemeinde die Vorstellung, daß die bisher üblich gewesene Geldsammlung unter der Firma: zum heiligen Lande, einer zweckmäßigeren näher gelegenen Bestimmung nämlich zum Altare des Vaterlandes für die verwundeten baierischen Krieger geeignet werden könnte; die Hausväter haben hierauf anstatt den sonst gewöhnlichen Pfenningen einen freiwilligen Erlag in verstärkterem Maße von 6 Gulden 19 kr. für den beabsichteten wohlthätigeren Zweck gemacht, den der Cooperator mit einer Zulage von 41 kr. zusammen also 7 Gulden einsandte.

Außer denen bei dem königl. baierischen Landgerichte Parkstein eingekommenen Charpien, Binden, Kompressen und freiwilligen Geldbeiträgen — deren Geber, Sammler und Beförderer schon in dem oberpfälzischen Wochenblatte Nro. 14. pag. 289. 90. et 91. öffentlich bekannt gemacht worden — sind ferner bei dem königl. Generallandes-Kommissariate als Kriegs-Separat der obern Pfalz eingegangen, und anher zur wohlthätigen Verwend-

ung für die Tapfern des Vaterlandes übersendet worden.

a) Vom Forstmeister Freiherrn v. Massenbach und Landgerichts-Physikus Doktor Eireiner zu Vohenstrauß eine Kiste mit Charpien, Bandagen und Compressen, wozu die Vohenstrausser Bürger und Schloßbewohner, dann die Dorfsbewohner zu Attenstadt, Waldau, Treßgeschieß und Erpertshof, wie auch die Freih. von Sonnenburgische Familie zu Ordensbach beitragen. — Zur Sammlung derselben wirkten vorzüglich mit der Cooperator Felix Engel, mit Zuhilfnahme des Schullehrers Fleischmann von Vohenstrauß, des Schullehrers zu Waldau Andreas Ritter, dann der Marktschreiber Georg Spitzer — der ausgezeichnete Eifer, mit dem die katholischen und evangelischen Schulkinder unter der Leitung ihrer Lehrer Fleischmann und Rott Charpien zupften, verdient dabei ein besonders Lob.

b) Vom Cantor Andreas Mayer in Waldsassen wurden gesammelt, und zum Besten der in dem gegenwärtigen Feldzuge verwundeten baierisch. Krieger eingesendet . . . 83 fl. 47 kr.

Wozu beigetragen:

Landrichter Troppmann	5 fl.	24 kr.
Rentbeamter Haubner	5	24
Doktor Merkel	3	—
Ein Ungenannter	3	—
Pfarrer Mayer und dort anwesende Exconventualen	13	11
Au nom des Afsocies	21	36
Mautbeamter Reiß	2	42
Registrator Lust	2	43
J. B. Bauernfeind	1	21
C. S. Coop	1	12
Wittib von Prezel	2	—
Fräulein von Schlek	2	—
Ein Ungenannter	1	—
J. B.	1	—
F. P. Thoma	1	12
G. W. Pichler	1	45
Bauernfeind	1	—
Beer	1	—
Eine Bürgergesellschaft	10	54

c) Von dem Landesgerichts-Aktuar von Vincenti zu Treswitz in der schönen patriotischen Absicht, in seinem Wirkungskreis doch auch zur Unterstützung der verwundeten aber unbesigten Vaterlands-Vertheidiger ein Schärflein beizutragen, während ihm sein Beruf nicht gestattet, sich an die Reihe der für das Vaterland Kämpfenden anzuschließen, unter welchen seine ältern Brüder, als, General-Staabs- und Oberoffiziers bei der großen Armee sich befinden, sind gesammelt worden:

1) Eine beträchtliche Quantität Charpien, Compressen und Bandagen — zu diesem Gaben haben ausser dem Einsender noch beigetragen:

Die Schulkinder zu Böhmisch-Bruk, die Pfarrkinder daselbst, aus Veranlassung ihres würdigen Pfarr-Vorstandes, die Fräulein Walburga von Grießel daselbst, die Filialisten zu Etzersrieth auf Verwenden des Cooperators Syroth, die Markts- und Pfarrgemeinde Eßlern auf Veranstaltung des dortigen Schullehrers Ritter, die Gemeinden Treswitz, Großenschwand, Regenwiß, Ober- und Unterlind, Mißbrunn und Burkhartried, die Frau v. Schedel, der Forstgehülfe König, der Bürgermeister Löw, der Schulinspektor Benefiziat Mayer und die Jungfer Josephine Zeiller.

2) an Geldbeiträgen und zwar . . . 73 fl. 21 kr.

vom Landrichter von Pröbel	10	48
— Landgerichts Aktuar v. Vincenti	5	24
— Amtschreiber Strung	1	12
— — — Ehresbürger	1	12
— — — Bruckmüller	1	21
— Chirurg Geyer	1	12
— Gerichtsdiener Rübner	1	—
— — — Lengl	—	30

vom Oberschulinspektor Pfarrer von Grüsl zu Bönnischbruck	5 fl. 30 kr.
— Cooperator Syroth daselbst . .	2 = 24 =
— Pfarrer Wagner zu Tränsberg .	5 = 30 =
— Cooperator Reinbach . .	2 = 42 =
— Kaplan Segerer . . .	2 = 12 =
— Schulinspektor Benefiziat von Grafenstein zu Moosbach . .	1 = 21 =
— Pfarrer Drexler . . .	1 = 12 =
— Caplan Gärtner . . .	— = 24 =
— Pfarrer Grillenberger zu Eßlern .	2 = — =
— Schulinspektor Beneficiat Mayer daselbst	3 = — =
— Kaplan Grillenberger . . .	1 = — =
Ebenderselbe sammelte in dem Markte Eßlern	13 = — =
vom Förster Lotten daselbst . .	1 = — =
von der Hofmarksgemeinde Euzenrieth	3 = 36 =
vom Wirth Nesser zu Treswitz .	1 = 12 =
vom Müller zu Damdorf . .	1 = — =
von einigen Unterthanen zu Grossenschwand, Klesberg, Lind, Brenshof, Mißbrunn und Burkhardsrieth	3 = 30 =

d) Von der königl. Pfarrei Speinshart sind an die Militär = Lazareths = Verwaltung nach Amberg 1 Stübich mit Charpien und Leinwand, dann 6 fl. 40 kr. eingesendet worden.

München, den 25. Juni 1807.

Sr. königl. Majestät von Baiern Kriegs = Oekonomie = Rath.

Krauß, Direktor.

Kürzinger, Sekr.

Notizen von den alten Deutschen.

Nichts fiel den Römern an den Germaniern so sehr auf, als die allgemeine Aehnlichkeit in der Statur, in den Gesichtern und der Lebensart. Lauter Nationalkörper und Nationalgesichter, so wie einerlei Kriegskunst und Tapferkeit. Es war fast eine allgemeine Meinung, der auch Tacitus beitritt, daß die Deutschen ein ganz eigenes Menschengeschlecht wären, das sich immer unvermischt erhalten hätte; so sehr waren sie einander ähnlich. Durchgängig sah man drohende, blaue Augen, goldgelbes Haar, und lauter lange, robuste Körper; gegen sieben Fuß war die gewöhnliche Mannslänge. Solches Haar und solche Statur war ein sicheres Unterscheidungszeichen der Deutschen, daß Tacitus die Bewohner des nördlichen Britanniens, die Caledonier, deßwegen für ursprüngliche Germanier hielt. (Tacit. in vit. Agricolae C. 11.) Doch bemerkt Plinius, daß das gelbe Haar und die weiße Gesichtsfarbe die Nordländer überhaupt von den Südländern unterscheide. Florus leget den Galliern eine übermenschliche Größe bei; (Flor. L. II. C. 4.) und nach Strabo waren die Germanier nicht nur wilder, sondern auch länger als jene. (Strabo L. VII. p. 200.) Selbst Gallier erzählten dem Cäsar, daß die Germanier außerordentlich groß wären. (Caes. etc. B. G. L. I. C. 39.) Aber wenn auch die Deutschen keine riesenmäßige Statur hatten, so waren sie doch wenigstens einen Fuß länger als die Römer; denn Strabo erzählt, daß er junge Britten gesehen, die um einen halben Fuß höher gewesen, als die längsten Römer. (Strabo L. IV. p. 138.)

Von der ungewöhnlichen und den Römern sehr fürchterlichen Größe und Stärke der alten Deutschen finden wir die Ursachen selbst in den Nachrichten des Tacitus. Der Jüngling kam, wie das Mädchen, spät und völlig reif und ungeschwächt zur Ehe; Alter, Statur und Körperkräfte waren von beiden Seiten einerlei und gleich vollkommen. Aus solchen Ehen, die zugleich die keuschesten waren, entsprangen lauter starke, ihren robusten Aeltern ähnliche Kinder. (Tac. Germ. C. 20. „Sera juvenum Venus, eoque inexhausta pubertas; nec virgines festinantur — eadem juventa, similis proce-

ditas; pares validique miscentur, ac robora parentum liberi referunt.“ — Die Kenntniß der Geschlechtslust vor dem zwanzigsten Jahre wurde für höchst schändlich gehalten. Je später der Jüngling mit dem andern Geschlechte bekannt wurde, desto mehr war es ihm Ehre; denn so bekamen Statur und Nerven ihre gehörige Vollkommenheit und Stärke. (Caes. L. VI. C. 21.) In der Ehe selbst waren sie mäßig, und streng in der Keuschheit; Ehebruch war etwas höchst seltenes, und wurde unausbleiblich geahndet. (Tac. C. 119.) Die Mutter säugte ihre Kinder selbst, und überließ sie nicht Mägden oder Ammen. (Tac. C. 20.) Die Kinder wurden ganz frei erzogen; sie kannten den Zwang so wenig, als die Verzärtlung. Von der ersten Jugend an gewöhnte man sie zur Härte und Arbeit. Jagd, und Uebung in den Waffen, nicht Puppen, war das Spiel der Knaben. Dieß machte sie stark und erhielt sie gesund, zumahl, da sie bei der rauhesten Luft fast unbedeckt giengen.

Jagd und Krieg waren die einzige und allgemeine Bestimmung des freigebohrnen Knaben, daher wurde der Sohn des Fürsten eben so erzogen, wie der Sohn des gemeinen Bürgers; beide wollten sich einst als tapfere Krieger und Verfechter der deutschen Unabhängigkeit hervorthun. Die Speisen waren einfach und nahrhaft; wildes Obst, frisches Wildpret, und geronnene Milch waren die gewöhnlichen Nahrungsmittel, und die Zubereitung war eben so einfach und ganz ungekünstelt (Tac. c. 23); der einzige Plinius redet von einem Brei, den sie aus Haber machten (Plin. L. XVIII. c. 44). Wasser, Milch und Bier waren ihr gewöhnliches Getränke. Wein wurde nur jenseits des Rheins getrunken, wo die Leute, durch die Nachbarschaft, schon ausgeartet waren; im inneren Germanien war er verbothen, weil er nach ihrer Vorstellung den Körper schwächte und den Kriegsgeist niederdrückte. Ihre Kleidung bedeckte sie nicht ganz, selbst im Winter nicht. Auch dadurch, und durch den Gebrauch des kalten Bades machten sie sich stark. (Caes. L. IV. c. 1.) Alle Weichlichkeit war von ihnen verbannt. Die Sueven hielten es für höchst schimpflich und weibisch, sich zum Reiten eines Sattels zu bedienen.

Bei solchen Grundsätzen, bei solcher Erziehung, Nahrung und Lebensart waren die alten Germanier das robuste, lange, tapfere, unbezwingliche Volk, dessen Anblick die Römer und Gallier nicht aushalten konnten. (Caes. L. I. c. 39.) So tapfer und unbezwungen waren aus ähnlichen Ursachen die Helvetier noch, da sie bei Murten die Burgunder schlugen. Die Deutschen wären die mächtigsten Völkerbezwinger geworden, und hätten gewiß mehr ausgerichtet, als die Römer, wenn sie bei ihrer gewaltigen Leibesstärke, bei ihrer einfachen und harten Lebensart, bei ihrer Kriegslust und Tapferkeit römischen Verstand, und Taktik gehabt hätten. Allein beides findet sich nie beisammen; die Leibesstärke nimmt ab, je mehr die Menschen Kultur bekommen.

Fragmente einer Zelotenpredigt, welche jüngst zu Dr. — — abgehalten wurde.

Ecce ego vobiscum sum omnibus diebus usque ad consummationem seculi. Matth. 28, 18.

Siehe! ich werde bei euch sein alle die Tage bis an's Ende der Welt.

Gott ist bei uns. Was für ein trostenreicher Gedanken! Er ist unser Gesellschafter. Welch einen vornehmen Gast, welch einen großen und mächtigen Herrn haben wir also bei uns! Wer will uns schaden, wenn er uns hütet? Was wollen unsere Feinde — ja selbst der Satan und seine Anhänger — die Freidenker — gegen uns vermögen — so lange er bei uns ist? Ja er ist da bei uns der Gott des Himmels und der Erde — in unserm Kämerl,

in dem Stadel und in dem Stalle, in dem Garten und auf dem Felde. Nur müssen wir genauest Obacht haben, daß wir ihn nicht durch unsere Sünden verscheuchen; denn die Sünden sein für ihn ein entsetzlicher Gestank, den er ganz und gar nicht ausstehen kann.

Gott ist bei uns. Was für ein tröstlicher Gedanken! Wirst du verläumdet von einer boshaften Zungen, beleidigt dich ein vornehmer Bösewicht, druckt dich eine blutdürstige Obrigkeit, preßt dich dein hartherziger Nebenmensch ꝛc. ꝛc. — so hast du doch den annehmlichen Trost, daß Gott bei dir ist, welcher alles in sein Buch der Unvergessenheit aufschreibt, und es einstens nach seiner unabänderlichen Gerechtigkeit vergelten wird.

Aber wie erschrecklich ist es auch auf der andern Seiten, wenn Gott überall ist!

Ich gieng neulich spatzieren — da draußen auf den Feldern. Siehe! da hörte ich eine Stimme aus der Erden heraufrufen. Es war die Stimme eines jammerlichen Rufens. Als ich aber fragen thäte, was denn dieses Rufen zu bedeuten hätte — so gab mir eine arme Seel zur Antwort: Wir seind arme, miseralbe Seelen. Wir haben unsere Sünden zwar schon abgebüßt; aber wir müßen doch jetzt noch weit entsetzlicher leiden als vorher; denn jetzt müssen wir erst den unaussprechlichen Frevel büßen, daß wir im Angesicht Gottes so Gottlos waren. Ist das nicht erschrecklich! Und doch willst du das nicht glauben — du Sündenbock, du! Du versteckst dich recht tief, daß dich kein Mensch sieht, aber Gott sieht dich doch, schreibt deine heimlichen Sünden auf, und wird dir's vorhalten beim letzten Gericht. Du betrügst deinen Nachbarn, daß es kein Mensch merkt, aber Gott merkts doch. Du hast Gedanken, zum schämmen, wenn sie kundbar würden, und Gott weiß sie und wird dich dafür auch züchtigen. Du junge Frischling und du jung's Dingl gehts an Sonntag und Feiertagen durchs Getreidfeld bei der Nacht nach Haus, glaubt's es sieht euch niemand — und doch sieht's Gott. — —

Ach wie erschrecklich sind nicht diese und dergleichen Gedanken — es möchten ja einem die Haare zu Berg stehn. Drum laßt uns allzeit an Gott gedenken, und niemahlen vergessen, daß er aller Orten gegenwärtig ist. Laßt uns so leben, daß es ihn nimmermehr reuen wird, wie im alten Testament, den Menschen erschaffen zu haben, sondern daß er an uns — der alte Menschen = Vater — eine wahre Freude habe. Laßt uns aufhören zu sündigen und ihn zu beleidigen, sonst könnt ihm einmahl ein Grausen ankommen und er könnt uns ganz und gar verlassen; laßt uns aufhören zu sündigen, sonst geht ihm am End einmahl die Geduld aus und er straft uns wieder mit Hagel, mit Ueberschwemmung, mit Sterb oder Krieg, oder was noch gar das größte Unglück wäre, mit dem gänzlichen Verfall des wahren Glaubens — und dann weh! wens trifft.

Amen. *Dixit.*

Die Quellen des gelben Fiebers.

Die gräßliche Krankheit, welche, unter dem Nahmen des gelben Fiebers, volkreiche Städte Italiens und Spaniens vor einigen Jahren zu verheeren drohte, und selbst die Völker der Alpen und des Norden in Furcht setzte, kam nach Europa aus Nordamerika. In den Küstengegenden der vereinigten Staaten aber behauptet man allgemein, sie sei von den „westlichen Inseln" zu den Amerikanern gebracht. Einsichtsvollere hingegen sind sehr geneigt zu glauben, sie habe ihre Quellen in den Ausdünstungen der Warfs einiger amerikanischen Städte. Warfs sind nämlich Stellen in einem Flusse, die mit eingerammelten Pfählen, Steinen, Brettern u. s. w. umgeben sind, und dazu dienen, die Schiffe der Kaufleute vor Fluth

und Winden und Eisgang zu schützen. So hat fast jeder Schiffseigenthümer in Newyork seinen Warfs.

Diese, welche durch ihre Bauart allen Unflath auffangen, ohne daß ihn die Fluth wieder wegspühlen kann, gerathen mit ihrem stillstehenden Wasser, besonders bei der großen Hitze in den Monathen August und September, durch die aufgehäuften Substanzen in faule Gährung und verpesten die Luft. In der That spricht die Erfahrung dafür, daß die unmittelbaren Nachbarn der Warfs in Newyork immer zuerst von dem gelben Fieber befallen werden, indeß die entlegenern Quartiere der Stadt davon noch befreit bleiben. Die Regirung von Newyork hat auch wirklich schon die Bauart der Warfs abzuändern befohlen, so daß alle Unreinigkeiten daraus freien Abfluß haben können. Die andern Städte Nordamerikas werden unstreitig dem gegebenen Beispiel folgen, und damit vielleicht die Quellen der gelben Pestilenz zerstören, welche sich in den amerikanischen Seestädten, während der großen Hitze des Sommers 1745, zum ersten Mahl zeigte.

In den vereinigten Staaten hat sich das gelbe Fieber immer nur in den Seestädten gezeigt; ein und derselbe Theil der Stadt ist auch immer wieder zuerst davon ergriffen worden. Es gibt kein Beispiel dort, daß sich das gelbe Fieber aufs Land verbreitet habe. Selbst die Dörfer und einzeln stehenden Häuser am Meeresufer sind davon verschont geblieben. In Newyork hat man es sich nie über die Flüsse verbreiten gesehen, wenn gleich tagtäglich eine große Menge Kranke übergesetzt wurde, welche hier alle der Wuth des Uebels in der reinern Luft entgiengen. Auch ist es bewiesen, daß die Neger nicht davon befallen werden; und lange in den Kolonien gewesene Europäer wurden fast nie ein Opfer der Krankheit. Als im Sommer 1794 fast der sechste Theil der Einwohner von Philadelphia durchs gelbe Fieber hingerafft ward, ward ein Landhaus, ungefähr eine Meile von der Stadt gelegen, der Zufluchtsort von mehr als vierundzwanzig Familien, welche hier dem tödtlichen Fieber entrannen.

„Sobald die ersten Spuren davon erscheinen," sagt der neueste Reisebeschreiber Nordamerika's, du Lac: „verwandeln sich die Städte sogleich in Wüsten; die Gewölbe und Buden werden geschlossen; die öffentlichen Gebäude stehen leer; selbst die Börse ist unbesucht und öde. Alles flüchtet. Die Furcht und der Abscheu, welche diese grausenvolle Krankheit erweckt, zerreissen alle Bande der Freundschaft, und verlöschen selbst die Gefühle der Menschlichkeit. Die Kranken jedes Standes müssen sich nun von den Negern abwarten lassen, die aber die Patienten oft mit Fleiß versäumen und tödten, in der Hoffnung, reich zu werden durch deren Hinterlassenschaft. Denn auch die Justiz kann in solchen Tagen nicht mehr gehandhabt werden, da ihre Diener entflohen sind."

erische

n M

Juli.

nbolum,

en um z

n

R.

Souverainit

durch genan
Rheinischen
und Eigenth
Gebiethen
n einem in
Souverain,
vormahlige
rden, hie
Befehl kun
Lehen, b
Tag, vo
en, bei
aubten Al
en Ta
lcke und
ormund
af Sten
walt ad
hänigst
enrecht

allgeme
auf di

enthaltenen, für das Staatsvermögen und für den Nationalwohlstand gleich wichtigen Bestimmungen zur Realisation zu bringen, haben Se. königl. Majestät unterm 21sten Juni folgende Beschlüsse zu nehmen, und sämmtliche General-Landes-Kommissariate hiernach anweisen zu lassen, sich bewogen gefunden:

I. Die unmittelbare Steuer-Rektifikations-Kommission, deren Errichtung durch erwähnte Verordnung bereits festgesetzt ist, wird unter der obersten Aufsicht und Leitung des königl. geheimen Finanz-Ministeriums sogleich in Wirklichkeit und Thätigkeit gesetzt.

II. Sie besteht:

a) Aus den beiden geheimen Finanz-Referendären Schenk und Utzschneider, welche das Geschäft unter jener obersten Aufsicht und Leitung im Ganzen dirigiren, ihre besondere Aufmerksamkeit auf die Anwendung richtiger und gleichförmiger Grundsätze bei demselben in dem gesammten Königreiche richten, und das Mittelorgan bilden, wodurch die beständige Geschäfts-Verbindung der Kommission mit dem königl. geheimen Finanz-Ministerium in allen Gegenständen, welche keine schriftliche Behandlung erfordern, unterhalten wird.

b) Aus dem Direktor der staatswirthschaftlichen Deputation bei der königl. Landes-Direktion von Baiern Baron von Widnmann, der den Detail-Geschäftsgang der Kommission zu dirigiren hat.

c) Aus den Landesdirektions-Räthen Freiherrn von Stengel, von Thoma und Panzer, und aus dem ehemahligen provisorischen Polizei-Direktor dahier, Stich.

III. Von der Direktion des topographischen Bureau werden dieser Kommission für Vermessungs-Gegenstände der Oberste von Riedl, und der Landesdirektions-Rath Grünberger einsweilen beigegeben; Se. königl. Majestät behalten sich übrigens vor, das weitere Personal für diesen Geschäfts-Theil noch näher zu bestimmen.

IV. Der unmittelbaren Steuer-Rektifikations-Kommission steht die Einsicht in alle bisherigen Arbeiten des topographischen Bureau offen, und die Direktion des letztern hat ihr auf jedesmahliges Verlangen alle Plane, Notizen und Aufschlüsse mitzutheilen, welche zum Geschäfte erfordert werden, und die aus den bisherigen Arbeiten des Bureau genommen werden können.

V. Eben so hat die Central-Plankamer die bei ihr vorhandenen Plane der Kommission auf jedesmahliges Verlangen gegen Rezepisse abzugeben, und zu diesem Ende derselben ein Verzeichniß zuzustellen, worin sämmtliche Plane und Zeichnungen des Institutes enthalten sind.

VI. In sämmtlichen Provinzen des Königreichs, mit Ausnahme der Provinz Baiern, werden Provinzial-Steuer-Rektifikations-Kommissionen zur Leitung des Geschäftes in den Provinzen errichtet, die aus drei Mitgliedern, worunter eines der Vermessungsgeschäfte vorzüglich kundig ist, zu bestehen haben. — Diese Mitglieder sind von den königl. General-Landes-Kommissariaten, die dabei auf eine gute Auswahl zu sehen haben, ungesäumt in Vorschlag zu bringen.

VII. Zwischen der unmittelbaren Steuer-Rektifikations-Kommission und den gedachten Provinzial-Kommissionen findet eben derselbe Geschäftsgang Statt, welcher bereits zwischen der unmittelbaren Kriegskommission und den Kriegskommissionen in den Provinzen eingeführt ist.

Seltsame Lebens- und Todesart eines kleinen bisher unbekannten Wasserthierchens.

Die einfachsten Formen der Thierwelt sind öfters gerade diejenigen, welche dem Beobachter die auffallendsten Erscheinungen darbiethen. Geneigt von den uns zunächst liegenden und bekannten Gegenständen auf alle übrige zu schließen, sehen wir gern das Verhältniß der Lebenserscheinungen, wie wir es an den höhern Thierklassen wahrnehmen,

für allgemein an, ohne die ungeheure Mannichfaltigkeit der thierischen Körper, die Steigerung ihrer organischen Ausbildung, und die von derselben abhängige Verschiedenheit ihrer Lebensthätigkeiten zu erwägen. Daher kontrastiren die Reproduktionskraft der Polypen, die Fortpflanzung der gezüngelten Naide, die Entstehung der Infusionsthiere u. s. w. so auffallend mit unsern gewöhnlichen Begriffen.

Noch bleibt dem Naturforscher in diesem Felde eine ungeheuere Nachlese und die Aussicht übrig, durch Auffindung der wichtigsten Thatsachen der Biologie ein neues Licht anzuzünden.

Es bedarf nur des Nachsuchens und der Bewaffnung des Auges, um fast täglich ähnliche Wunder zu entdecken, als uns Tremblei und Otto Friedrich Müller in dem Polypen und der Naide aufstellten.

Ich selbst bin bei meinen mikroscopischen Untersuchungen in der Klasse der einfachen Würmer so glücklich gewesen, manche neue und durch seltsame Eigenschaften ausgezeichnete Thiere kennen zu lernen, die zum Theil den ebengenannten an die Seite gesetzt zu werden verdienen.

Vor allen hat Eins meine ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und in der Voraussetzung, daß die Freunde der Natur das Vergnügen, welches ich bei der Wahrnehmung seiner bewunderungswürdigen Eigenschaften empfand, mit mir theilen werden, versuche ich es, ihnen hier eine treue Schilderung derselben zu geben, indem ich mit der Erzählung der Umstände anfange, welche mich auf die Beobachtung dieses merkwürdigen Thierchens leiteten.

In der Mitte des Aprils, als die Fluten der Elbe noch alle nahgelegenen Wiesen und Gräben überschwemmten, suchte ich an der Südseite des Stadtgrabens zu Wittenberg verschiedene Wasserschnecken, um zu Hause Versuche mit Ihnen anzustellen. Es gelang mir, ungeachtet der Höhe des Wassers, Einige in der Nähe des Ufers zu finden, welche ich mit mir nahm, und in Gläsern mit frischem Röhrwasser aufbewahrte. Indem ich die Bewegungen dieser Thiere aufmerksam betrachtete, wurde ich in dem einem Glase, in welches ich zufällig nur Eine Schnecke (es war ein Planorcis corneus) gesetzt hatte, etliche sehr kleine, jedoch einem myopischen Auge deutlich sichtbar, brännliche Körperchen gewahr, welche sich zitternd um die Schnecke herum bewegten, bald auf ihrer Schale, oder an den Wänden des Glases ruheten, bald sich wieder im Wasser umherstreueten. Ihre Anzahl vermehrte sich zusehends, ohne daß ich im Stande war, den Ort ihrer Ursprungs bestimmt entdecken zu können, bis nach Verlauf einer Stunde das ganze Wasser von diesen Körperchen Atomen gleich angefüllt, und nach allen Richtungen durchzittert wurde.

Da mich die selbstständige Bewegung derselben sehr bald ihre thierische Natur vermuthen lies, so brachte ich etliche, um gewisser davon überzeugt zu werden, mit einem Wassertropfen auf den Objekträger eines Vergrößerungsglases, und erkannte in ihnen kleine Würmer aus der interessanten Gattung der Zerkarie (Cercaria) welche sich mit unglaublicher Kraft und Schnelligkeit umherschleuderten, dann einen Augenblick ruheten, hierauf wieder vom Strudel ihrer vorigen Bewegung hingerissen wurden, und so in unaufhörlichem Wechsel fort. Die Momente des Ruhens, welche ihre schleudernde Bewegung von Zeit zu Zeit unterbrachen, und die mit dem abnehmenden Grade ihrer Munterkeit länger und häufiger wurden, erlaubten mir ihre eigentliche Bildung wahrzunehmen.

Gleich den ächten Zerkarien, von denen ausser einigen, wiewohl noch zweifelhaften, Saamenthierchen bis jetzt die C. lemna und inquieta bekannt sind, *) hatten sie einen zweitheiligen Körper, indem der eine Theil den Rumpf, der andere aber den Schweif vorstellte. Beide waren in ihrer Gestalt veränderlich, jedoch war der Rumpf in der

*) Die übrigen von Otto Friedrich Müller in seinem Werke: Animalia infusoria fluvialia et marina, zu den Zerkarien gezählten Thiere haben keine generische Verwandtschaft mit dieser Gattung.

Ruhe gewöhnlich lanzettförmig ausgestreckt, und konnte mit der Figur der Egel (Facciola) verglichen werden; der Schweif hingegen, welcher mit dem Rumpfe durch ein feineres kurzes Fädchen zusammenhieng, hatte immer eine lanzettförmige Gestalt, indem seine Veränderung sich bloß auf Verkürzung und Verlängerung beschränkte. Am hintern Ende des Rumpfes traten bisweilen zwei kleine Spitzchen hervor, zwischen welchen der Schweif sich inserirte. Alle diese und noch andere Eigenschaften, wie die einfache der des Polypen (Hydra) gleiche Textur des Körpers, ferner die Art ihrer Bewegung und die Intermissionen derselben hatten diese Thierchen mit den ächten Zerkarien gemein, von welchen ich späterhin mehrere neue Arten kennen lernte. Eben dieses gilt von der Veränderlichkeit der Figur ihres Körpers, besonders des Rumpfs. Hatte sich der letztere währends des Ruhens länger ausgestreckt, so zog er sich wieder in Form einer Scheibe oder Halbkugel zusammen, und der Schweif dehnte sich in die Länge, sobald die schleudernde Bewegung wieder ihren Anfang nahm. Vorzüglich mannichfaltig fand ich die Veränderungen des Rumpfs, welche zwischen dem allmähligen Uebergange von der reissenden Bewegung zur Ruhe, und von dieser wieder zum Fortschleudern Statt fanden. Sie waren nicht in jeden ruhenden Intermission dieselben, auch folgten sie nicht immer in derselben Ordnung auf einander, allein so mannichfaltig sie waren, so erreichen sie doch nie die Extreme der regellosen Formveränderung des Proteus diffluens *), vielmehr hielten sie sich stäts in den Gränzen der strengsten Symmetrie, so daß die Längetheilung des Körpers allemahl zwei völlig gleiche Hälften gegeben haben würde. Während des Schwimmens hingegen, welches durch ein gewundenes Schwingen des Schweifes bewirkt wurde, hatte der Rumpf immer die oben angegebene halbkugelige Form.

*) Ueber dieses merkwürdige Thier sehe man in Müllers angeführten Schrift S. 9 Taf. 2.

Wenn diese eben beschriebenen Eigenschaften allen wahren Zerkarien gemeinschaftlich zukommen, so hatte hingegen diese merkwürdige Art folgende vor mehrern, oder ausschließlich vor allen voraus. Der Rumpf war hellbräunlich, und am Vorderende oberwärts mit drei schwarzen kleinen Punkten bezeichnet. Diese drei Pünkchen waren im Verhältniß eines gleichschrenklichten Dreyes gestellt. Allein unter den verschiedenen Veränderungen des Rumpfs wurden die beiden Punkte, welche gleichsam die Grundline des Dreyecks bildeten, bald einander mehr genähert, bald wieder von einander entfernt, und wenn der Rumpf einen ganz kreisförmigen Umriß annahm, so stellten sie sich sämmtlich in eine gerade Linie. Ich bin geneigt, diese Pünkchen für Augen zu halten. Von der Mundöffnung dieser Thierchen habe ich eben so wenig etwas bemerken können, als von ihrer Nahrung. Der Schweif war farbenlos und in der Ruhe, wo er sich immer verkürzt hatte, körnerig anzusehen. Während der schlendernden Bewegung zeigte sich der Rumpf in Gestalt einer dunkeln Scheibe, der Schweif hingegen in der Figur einer liegenden Achte, ohne Zusammenhang mit dem Rumpfe.

Indem ich noch die Bewegung dieser Würmchen aufmerksam mit Hülfe des Vergrößerungsglases verfolgte, neigte sich allmählich der Tag, und nun bereitete sich mir das seltsamste Schauspiel vor. Ihre schleudernde Bewegung fieng an, nach und nach matter und langsamer zu werden, die Intermissionen wurden häufiger und länger. Während derselben nahm der Rumpf die seltsamsten Gestalten an. Bald dehnte er sich gleichmächtig in die Länge, bald breitete er sich löffelförmig aus, bald nahm er die Gestalt einer Flasche an u. s. w. Die Thierchen fiengen an, sich an das Glas des Objektträgers festzusaugen, und dicht auf demselben fortzukriechen; — Doch noch einmahl rissen sie sich los, zogen den Rumpf zusammen, und schleuderten sich einige Sekunden lang herum; aber schon dem Tode geweiht, sogen sie sich zum zweiten Mahle, und zwar nunmehr mit der ganzen Unterfläche des Rum-

pfes an, und bewegten sich schneckengleich eine kleine Strecke nordwärts. Endlich blieben sie fest stehen. Der Rumpf zog sich ellyptisch zusammen, und ruhete bald unbeweglich auf dem Glase. Indessen setzte der Schweif seine Schwingungen gerade so intermittirend fort, wie vorher, als der Rumpf noch frei war; — Jetzt dehnte er sich aus, und schleuderte sich in den Biegungen einer Achte hin und her, nun ruhete er wieder und verkürzte sich. Aber sehr bald darauf, nachdem der Rumpf sich auf dem Glase völlig fixirt hatte, suchte sich der Schweif durch eine heftige Bewegung loszureißen. Er riß sich wirklich los, und schwamm nun getrennt vom Rumpfe gleichsam als ein für sich bestehendes Thier im Wasser umher.

Er setzte immer noch die Schwingungen in Gestalt einer Achte fort, und feierte die Intermmissionen, wie vorher, als er noch mit dem Rumpfe vereinigt war. Indessen währten die Lebensäusserungen des vom Rumpf getrennten Schweifes nicht leicht länger, als einige Minuten; dann wurden seine Schwingungen langsamer, und die Pausen häufiger und länger. Endlich fiel er starr und bewegungslos zu Boden. Der Rumpf hingegen begann von dem Augenblicke der Losreissung des Schweifes an folgende seltene Operation. Nachdem er einen völlig kreisförmigen Umriß angenommen, und sich mit der Unterfläche unbeweglich auf dem Glase befestigt hatte, löste sich das Innere desselben von der äußern farbenlosen Haut los. Während diese unbeweglich blieb, drehte sich das Innere unaufhörlich um seinen Mittelpunkt herum, um sich gleichsam aus seiner eigenen Haut ein Grabmahl zu bauen, selbige, wie es schien, inwendig auszuglätten, noch mehr zuzurunden, und etwas geräumiger zu machen; denn man konnte, nachdem das Umdrehen des Innern eine Zeit lang gedauert hatte, bemerken, daß sich zwischen demselben, und dem äußern Umrisse der Haut ein durchsichtiger Raum bildete. Die Umdrehung des innern Thieres geschah auf die Weise, daß es sich gleichsam nierenförmig zusammen bog, dann mit einem Ende vorwärts, und mit dem andern nachrückte u. s. f. Nach und nach hörte diese Bewegung auf. Der innere bräunliche Körper nahm einen völlig kreisförmigen, dem der äußern Haut parallellen Umriß an, und die drei schwarzen, augenähnlichen Punkte stellten sich in einer geraden Linie. Das Ganze war halbkugelförmig gewölbt. Nach einiger Zeit wurde es steinhart, und bekam das Ansehen einer bräunlichen glänzenden Perle.

(Der Beschluß folgt.)

Der menschliche Kopf im Bezug auf Gall's Schädellehre.

Es ist kein geringes Verdienst des guten Dr. Gall, daß er die Köpfe wieder in Cours gebracht hat, nachdem dieselben in unsern frivolen Zeiten wirklich am Werthe verloren haben. Freilich kommt dieser große Kopflehrer in unsern letzten Tagen auf Erden, wo die allzustark auflodernde Fackel der Aufklärung *) vielen Menschen eine indirekte Augenschwäche und zwar der Glaubensaugen, zugezogen hat, vermöge welcher unsre Vorfahren selbst in der dicksten physischen Nacht wahre Clairvoyants waren; dagegen die Tagblindheit eine der herrschenden Krankheiten unsers Zeitalters ist. Aber wer nicht glauben will, muß fühlen; daher auch bei Blinden der Gefühlsinn um desto energischer wirkt. Besonders ist bei der größern Nervenschwäche unsrer Homunclen viel zum Besten einer näheren Ausbreitung des Glaubens an das Gallische System der Schädelstätte zu erwarten; und die Hölle selbst wird mit ihren nervenkranken Gläubigen der Oberwelt ein Beispiel geben; dort wo sie glauben und zittern. **) Doch, was sag' ich? — Deutschland war schon längst für Gall vorbereitet; die Zeichen

*) Wenn diese Fackel zu stark lodert, blendet ihr Glanz nicht nur die Augen, sondern der Nahrungsstoff des Lichts wird zu schnell verzehret, und man muß ein baldiges Erlöschen fürchten.

**) Die Teufel glauben einen Gott und zittern.

und Wunder, die ihn ankündigten, liegen in unsrer Muttersprache; und wer sich nicht überzeugen wollte, daß die Deutschen Köpfe haben, darf nur ihre Sprache studiren, worin so viel von Köpfen vorkömmt; daher ist auch unsre liebe Muttersprache eine reiche Quelle der Gallischen Lehre, wie nun weiter folgt.

Der gemeine Sprachgebrauch hat sehr viel mit dem menschlichen Kopfe zu thun; Kopf und Mensch gilt ihm gleich, als wenn der übrige Mensch, ausser diesem Theile, nicht sonderlich viel werth sei. Nach den Köpfen zählt man ganze Armeen und Völker, berechnet man die Steuern u. s. w., und bedient sich des Ausdrucks: Kopf, gewöhnlich zum Surrogat des Worts Seele, um desto eher bei der Wahrheit bleiben zu können, weil man nicht allemahl von dem Dasein des Sichtbaren auf das Unsichtbare schließen darf.

Man redet ferner von Kopfarbeiten, im Gegensatz zu den Handarbeiten, wobei zu unterscheiden, daß der Kopf im Reiche des Unsichtbaren sein Wesen treibt, worüber man nicht immer zur Gewißheit kommen kann; dagegen bei Handwerken Sehen und Glauben zugleich Statt finden. Um aber an die Kopfwerke zu glauben, muß man selbst Kopf haben. In solchem Falle, wo beiderlei Arbeiten zugleich verrichtet werden, wie bei dem Schriftsteller, ist zu unterscheiden, ob das, was in die Hand übergeht, unmittelbar aus dem Kopfe entspringt, oder ob solches nur seinen Durchgang durch diesen genommen, wobei der Kopf nichts mehr als ein Sieb oder einen Leiter vorstellt, und oftmahls noch dazu einen sehr schlechten.

Das Wort Haupt, deutet etwas Ehrwürdigeres und Vornehmeres an, als Kopf; als die Hauptsache stehet das Haupt stäts oben an. Das Hauptstück von einem Karpfen ehrt noch nach seiner Trennung vom Körper den Empfänger desselben an der Tafel, besonders dadurch, daß man einem Individuo einen ganzen Kopf opfert, als Kompliment für die Totalität des seinigen, hingegen Kalbsköpfe und wilde Schweinsköpfe, die ihre Apotheose auf der Tafel feiern, blos fragmentarisch unter die Gäste dispensirt, damit ein jeder ein wenig habe, zur Nachahmung der Natur in ihrer Kopfpartition: Natura paucis contenta. Die sechs Hauptstücke des lutherischen Katechismus absolvirt zu haben, ist die erste Ehrenstaffel des christlichen Schülers, in der Voraussetzung, daß er dadurch den Besitz seines eigenen Hauptstücks dokumentirt. Unter den vegetabilischen Häuptern ist das Krauthaupt das unschuldigste, wenigstens mehr seines Inhalts wegen, als ein Mohnkopf. *) Von gekrönten Häuptern ist hier keine Rede; eben so wenig von regierenden Häuptern; nur noch von zwei Klassen, wo der Kopf gleich am Amte liegt, dem Hauptmann, ein Mann, der nicht ohne Kopf existiren kann; und den Häupten oder Voigt, der ganz Haupt sein soll.

Schon lange vor Gall hat man auf Schädelsammlungen, und noch dazu im Großen, Bedacht genommen, daher mußten in manchen Ländern die Sperlingsköpfe in einer bestimmten Anzahl an die Behörde eingeliefert werden, daher werden die Köpfe der erschlagenen Feinde von den Türken im Serail aufgesteckt. Hierbei ist folgender Kontrast zwischen Sperlings- und Menschenköpfen. Die letztern kommen, leider todt, an einen Ort des Vergnügens, aus welchem die erstern ihrem vorigen lebenden Naturzustande gemäß, entrissen worden. Zu gleichem Zweck suchte bereits die Judith das Haupt des Holofernes hinweg zu bekommen, um einen berühmten Schädel zu besitzen. Die alten Gallier trugen bereits die Köpfe ihrer Feinde auf Pählen umher, oder hiengen sie den Pferden an die Brust; **) zum Vorbild für ihre revolutionären Nachkommen, welchen ebenfalls eine solche Schädelsucht ankam, unter denen sich, wegen seiner ungemeinen Kopfliebhaberey, — oder war es Haß gegen alles, was Kopf hat? — der Kopfabschneider

*) Es ist ein Mohnkopf, sollte man von Schriftstellern sagen, die ihre Leser z. V. papaveriren.

**) Livius L. 10. c. 26.

Jourdan so berühmt machte; daher auch in jenen Zeiten des Bevölkerungssystems die Guillotine eine zur Anlegung einer Kopfsammlung im Großen sehr bequem eingerichtete Maschine war.

Die alten Deutschen bedienten sich der Schädel zu Trinkgeschirren. Wie hoch ein berühmter Schädel vormahls geachtet wurde, weiß man daher, daß die Boyii, ebenfalls ein Gallisches Volk, den Schädel eines erschlagenen Herrführers in Gold faßten, in den Tempel aufbewahrten, und bei feierlichen Mahlzeiten zum Credenzbecher brauchten. *)

Auch soll man sogar schon längst die Gall'sche Schädellehre in der Hölle studieren, wobei es aus leicht begreiflichen Gründen dem Teufel vorzüglich um das Organ der Theosophie oder Religiosität zu thun ist; indem nach Luthers Ausspruch die Hölle mit Pfarrköpfen gepflastert ist. **) Hingegen möchte der König David nichts von einer Schädelsammlung wissen, indem er, und mit ihm bis jetzt die tolerante christlichste Kirche gegen ihre Feinde also bethet: Zerschmettere ihre Haarschädel.

Wie viel überhaupt am Kopfe gelegen ist, davon giebt uns die Natur schon dadurch den besten Beweis, indem sie die meisten Menschen mit dem Kopfe zuerst in die Welt kommen läßt, da sie hingegen mit den Füßen zuerst in das Grab kommen. Es wäre zu untersuchen, ob Fußgeburten nicht schon die Prätestination zu einem guten Podalisten, (nicht Podagristen) Bothenläufer und dergleichen Aemter geben, in welchen das bürgerliche Leben vor allen andern Theilen des Körpers die wenigsten Ansprüche an den Kopf hat.

Um die Schädel besser untersuchen zu können, pflegten die alten und neuen Völker die Köpfe ihrer Sklaven zu scheeren, nicht weniger pflegen neuere Pädagogen, die dieses Studium sehr bedürfen, aus Geschmack für das Antique, und Andeutung ihres Niederarbeitens der menschlichen Freiheit, ein gleiches mit den Köpfen ihrer Zöglinge vorzunehmen.

So manche Eintheilung und Benennung der Köpfe im gemeinen Sprachgebrauch deuten offenbar auf die Organenlehre; z. B. die von der äussern Form hergenommen: Dikkopf, Spizkopf, wovon der erste im Verhältniß zu der Größe des Schädels eine große Geisteskraft, der andere bei einem etwas verbildeten Schädel, in Gemäßheit zu der übrigen Mißgestalt gerade so ein Thersites beim Homer, Schlauchheit mit Neigung zur Intrigue schon nach der Ansicht, die man von solchen Köpfen im gemeinen Leben hat, andeutet.

So setzt man auch schon im gemeinen Leben die Anzeige eines gewissen Maaßes von Seelenfähigkeiten, vorzüglich Witz, Dichtungsgabe und Gedächtniß in die Größe des kleinen Gehirns, d. i. des Hinterkopfes; daher die Ausdrücke Poetenkasten und Gedächtnißkasten. Ueberhaupt stimmt hier die gemeine Ansicht mit Galls System überein, der die Organe der niedern Seelenfähigkeiten an das Hinterhaupt hängt, und die der höhern an die Stirne bringt. Man muß doch von jeher ähnliche Beobachtungen gemacht und bestätigt gefunden haben, daß sie sogar in den Sprachgebrauch aufgenommen worden. So stellt man das Charakteristische, eigentlich Menschliche und Edle, dem Sprachgebrauch nah, in die Form des Vorderkopfs; daher sagt man von offenen Stirnen. Die Redensart: Er hat ein Brett vor der Stirne, womit man einen dummen Menschen bezeichnet, deutet offenbar auf ein physisches Hinderniß in der Organisation des Vorderschädels, welches den Gebrauch des Verstandes hemmt. Wenigstens ist eine solche Dekoration, wie sie dem Nebucadnezarischen Thiere, um anderer willen, angethan wird, ein unüberwindliches Hinderniß der Vorsichtigkeit. Aber ultra posse nemo obligatur, nur daß man mit diesen Ehehaften es nicht viel vor sich bringen kann. (Die Fortsetzung folgt.)

*) Nicht unwahrscheinlich läßt sich von dem schädelsüchtigen Volke, den alten Galliern, der Nahme des Vaters der Kranioscopie — Gall (Gallus) herleiten.

**) Ohne jemand zu nahe zu treten wird man den Scherz nicht zu hoch aufnehmen, da ich diese Aeußerung Luthers selbst von der Kanzel gehört habe.

Ueber die Gränzen des sclavischen Afrika.

Nach den neuesten Reisebeschreibungen weiß man es nicht genau, wie weit die Sklaverei in dem Innern von Afrika bekannt ist. Von dem Vorgebirge der guten Hoffnung an, bis zu den geselligen Buschuanas, also bis 27 Grad südlicher Breite, ist kein einziger Sklave zu finden. Man weiß in diesem Striche gar nicht, was das heißt, einen Menschen zwingen da zu bleiben, wo es ihm nicht gefällt. Im Frieden kann jeder den Staat verlassen, wo es ihm nicht gefällt, und im Kriege raubt man bloß Vieh.

Man nennt diese Länder, von welchen hier die Rede ist, gemeiniglich die Kaffernländer, und so kann man auch sagen, daß die verschiedenen Stämme der Kaffern nichts von Sklaverei wissen. Diese freien Afrikaner wohnen ziemlich hoch hinauf, ob gleich die Küste zu beiden Seiten bald anfängt, Sklaven und den Sklavenhandel zu kennen. Auf der Ostküste (Mozambik, Zanguebar) geht die Sklaverei bis zum 20sten Grade südlicher Breite herab, und auf der Westküste (Guinea) bis zum 15ten oder 16ten. Aber in den Ländern, welche zwischen diesen Küsten liegen, ist die Freiheit noch näher am Aequator zu Hause. Es ist also etwas höchst Merkwürdiges, daß sklavische Küsten freie Länder anfangs einfassen, bis die Freiheit endlich auch ganz an das Meer herausdringt, und sich die ganze Südspitze von Afrika zu ihrem Wohnsitze macht.

Ob also gleichwohl Soffala, Mozambik, Quiloa, und Melinde im Osten, und Congo, Loango, Benguela und Angola im Westen schon lange unter dem Joche der Sklaverei schmachten, so kann es doch sehr wohl sein, daß die Völker, welche das eigentliche Herz von Afrika bewohnen, eine Fortsetzung der glücklichen und freien Völkerschaften sind, welche wir unter dem Nahmen der Buschuanas und Barrolous kennen gelernt haben. Die ersten erstrecken sich östlich sogar bis an die Bai von Goa, wo die Portugiesen vergeblich gesucht haben, den Sklavenhandel aufzubringen.

Auch in dieser Hinsicht sieht man also, daß Afrika ein äußerst merkwürdiges Land, zugleich der Sitz des härtesten Despotismus, des Sklavenhandels und der Menschenfresserei, und zugleich das Land der billigsten Freiheit und der ungekränktesten Menschenrechte ist. Während man in der einen Gegend den Europäern Sklaven von selbst entgegenbringt, haben es auf einer anderen Seite die Portugiesen und Holländer durch alle Anstrengungen nicht dahin bringen können, daß Afrikaner die Idee von Sklaverei begriffen, ausführten, und diesen Europäern einen Sklavenmarkt eröffneten. Es ist also auch in Hinsicht auf die Cultur der Menschheit zu wünschen, daß die aufgeklärteren Nationen von Europa, daß Deutsche, Franzosen und Engländer große und bleibende Niederlassungen an den noch so wenig bekannten unteren Gegenden von Afrika anlegen, und die besseren Afrikaner mit uns in nähere Bekanntschaft bringen möchten.

Warnendes Beispiel gegen den Gebrauch des Schnupftabacks.

Wie sehr sonst nicht ganz schädliche Dinge durch Mißbrauch den größten Schaden anrichten können, beweiset folgendes, für alle, welche dem Schnupftaback gehuldigt haben, sehr warnendes Beispiel:

Ein Mann in M..... hatte sich so sehr dem Schnupftaback ergeben, daß er täglich kaum mit einem Loth ausreichte. Er schwächte hierdurch die Geruchs-Organe so sehr, daß auch nachher vom schärfsten Taback kaum 2 Loth täglich hinreichten. Allmählich mochte sich im obern Theile der Nase eine ziemliche Menge von Schnupftaback gesammelt haben, so daß er nicht lange vor seinen Tode (ungefähr 3 Jahre) des Geruchs beraubt ward. Das Uebel ward bei fortgesetztem Gebrauch immer ärger, so, daß er kurz vor seinem Tode wie sinnlos, und ohne alles feinere Gefühl war. Nach demselben untersuchte man die Ursache dieser Betäubung, und fand, was man vermuthet hatte, daß sich im oberstem Theile der Nase ein Ballen Schnupftaback gesammelt hatte, wie sich Ballen im Magen einiger Thiere zu sammeln pflegen.

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

29. Stück. Freitag, den 17ten Juli. 1807.

Freundschaft.

Es führt des Lebens Pfad durch Dunkelheiten;
Es strauchelt oft des Wandrers müder Fuß;
Doch fällt er nicht, steht nur der Genius
Der Freundschaft ihm, ein treuer Schutz, zu Seiten.

Auszug aus dem Regierungsblatt.

Alle königl. baierische Staatsdiener haben nach Inhalt einer allerhöchsten Verordnung vom 8ten Juni d. J. zur ersten Grundlage eines Witwen- und Waisenfondes nach folgenden Normen künftig ihre Beiträge zu leisten.

1. Diejenigen Staatsdiener, deren Besoldung und Quiescenz-Gehalt sich nicht über 600 fl. beläuft, sind von diesem Witwen- und Waisenfonds-Beitrage gänzlich befreiet.

2. Die Besoldungen- und Quiescenten-Gehälter der Staatsdiener von 601 fl. bis 2000 fl. leisten einen Beitrag zum Witwen- und Waisenfond von 1 Prozent.

3. Die Besoldungen und Quiescenten-Gehälter von 2001 fl. bis 4000 fl. leisten einen Witwen- und Waisenfonds-Beitrag von 1 ½ Prozent.

4. Die Besoldungen und Quiescenten-Gehälter von 4001 fl. bis 6000 fl. leisten diesen Beitrag mit 2 Prozent.

5. Diejenigen von 6001 fl. bis 12000 fl. mit 2 ½ Prozent.

6. Alles, was mehr als 12000 fl. bezieht, hat einen Beitrag von 3 Prozent zu leisten.

7. Dieser Beitrag wird von dem gesammten fixen Geldgehalte der aktiven Staatsdiener, und von dem Standesgehalte der Quiescirenden in Geld, als dem in der Verordnung vom 1. Jäner 1805 vorgeschriebenen Maßstabe der künftigen Pensionen- und Unterstützungs-Beiträge für ihre Witwen und Waisen, durch diejenigen Staatskassen, welche die Besoldungs- und Gehalts-Zulagen zu leisten haben, bei jedesmahliger Zahlung ratirlich abgezogen.

8. Sämmtliche Kassen fahren gleichwohl fort, die Besoldungen und Quiescenten-Gehälter mit ihrer Totalität in Ausgabe zu stellen, und bringen dagegen die hieran als Witwen- und Waisenfonds-Beiträge geschehenen Abzüge in eine besondere Einnahm-Rubrik, die den Ausgaben auf Pensionen und Unterstützungs-Beiträgen zur Gegenposition dient.

9. Sobald sich der Witwen- und Waisenfond noch durch andere Mittel und Beiträge mehr ausgebildet hat, werden über dessen weitere Behandlung, seinem eigenthümlichen Zwecke gemäß, die näheren Verfügungen getroffen.

10. Ueber die von jedem Individuum während seiner Diensteszeit geleisteten Beiträge findet nach dessen Absterben kein anderer Anspruch Statt, als auf die festgesetzten Pensions- und Unterstützungs-Raten von Seite seiner Witwe und Waisen. Eben so erlöschen alle Ansprüche, wenn einer aus den königl. Diensten tritt, wodurch überdieß noch seine

Witwe und Waisen ihre Pensions- und Unterstützungs-Ansprüche verlieren.

11. Die Ausübung dieser Verordnung beschränkt sich vor der Hand auf diejenigen Provinzen, worin die pragmatische Verordnung vom 1sten Jäner 1805 über die Verhältnisse der Staatsdiener bereits eingeführt ist, und nimmt mit dem 1sten Juli dieses Jahres ihren Anfang.

Seltsame Lebens- und Todesart eines kleinen bisher unbekannten Wasserthierchens.

(Beschluß.)

Alle diese merkwürdigen Erscheinungen habe ich nicht nur an den Individuen wahrgenommen, welche in dem Wassertropfen auf dem Objektträger befindlich waren, sondern, nachdem ich einmahl durch Hülfe der Vergrößerung die Gestalt und die Bewegungen dieser Thierchen kennen gelernt hatte, verfolgte ich abwechsend bald mit bloßen Augen ihr Verhalten im Glase, bald beobachtete ich wieder durch das Mikroskop die, welche ich auf dem Objektträger gesammelt hatte. Als nun die letztern durch die beschriebenen seltsamen Phänomene mir ihren baldigen Tod ankündigten, und einige schon wirklich alle Momente ihres Sterbaktes mit dem Bauen ihres Grabes aus ihrer eignen Haut beschlossen hatten, und schon unbeweglich ruheten, betrachtete ich wieder das Glas, welches mit einem unermeßlichen Heere dieser Thierchen angefüllt war. Hier sah ich Theils mit bloßen Augen, Theils mit Hülfe einer Lupe alle Zustände, welche diese Zerkarien bis zu ihrem Lebensende durchlaufen, auf einmahl. Einige zitterten (denn so erscheint dem bloßen Auge das Schlendern) noch munter umher: einige ruheten mit ausgedehntem Rumpfe an den Wänden des Glases oder auf der Schnecke; andere hatten sich schon festgesogen, und die Schweife derselben setzten mit Pausen ihre vorigen Schwingungen fort. Eine unzählbare Menge von abgerissenen Schweifen schlängelte sich im Wasser umher. Einige derselben ruheten, um noch einige Mahle ihre Schwingungen zu wiederhohlen; andere lagen schon todt auf dem Boden. Endlich sah ich an den Wänden des Glases unzählige festgesogene, schweiflose Rumpfe. Durch Hülfe der Lupe konnte ich bei einigen noch das Umdrehen des innern Thieres wahrnehmen; andere waren bereits unbeweglich, und die drei augenähnlichen Punkte hatten die Stellung einer geraden Linie angenommen. Das Sterben wurde immer allgemeiner, und nur sehr wenige zitterten noch matt im Wasser umher. Ehe die Sonne untergegangen war, war kein lebendes Thier und keine Bewegung mehr zu sehen. Ein Heer von abgestorbenen Schweifen lag auf dem Boden des Glases, und die Wände desselben, so wie die Schale der Schnecke waren mit unzählbaren bewegungslosen Rumpfen, wie mit Perlen besäet.

Am folgenden Tage erneuerten sich mit einer neuen Generation dieser Würmchen alle die wundervollen Phänomene, die ich an der ersten beobachtet hatte. Bis gegen zehn Uhr des Morgens war noch kein einziger zu bemerken. Hierauf erschienen eins, zwei, drei, und ungefähr um die Mittagsstunde wimmelte wieder das ganze Wasser. Ungeachtet der angestrengtesten Aufmerksamkeit war es mir auch jetzt nicht möglich, über ihren Ursprung das geringste Licht zu erhalten. Gegen Abend, ungefähr um vier Uhr, zeigten sich wieder die gewöhnlichen Vorbereitungen zu ihrem herannahenden Tode. In Zeit von einer Stunde hatten sie alle ihr Leben geendet. Die Menge der zu Boden gesunkenen Schweife, und der zu Perlen verhärteten Rumpfe an den Wänden des Glases und auf der Schnecke war beträchtlich vermehrt worden.

So trat sechs Morgen hinter einander eine neue Generation dieser Würmchem ins Leben, um sich dessen nicht länger, als einige Stunden zu freuen, und am Abend zu sterben. Aber von Tage zu Tage wurde die Zahl der Neuerzeugten geringer; am sechsten war sie schon sehr gering; am siebenten folgte keine neue Erzeugung mehr, und die Quelle dieser niedlichen Form des Lebens war versiegt.

daß ich auf einen wirklichen Akt der Begattung hätte schließen können. Alle Individuen waren vielmehr in jeder Hinsicht, sowohl unter einander, als zu verschiedenen Zeiten (bis auf die Veränderungen, die sie im Todeskampf erfuhren) sich selbst völlig gleich. Die neuentstandenen waren eben so gebildet, eben so groß, als die dem Akte des Todes nahen. Nie konnte ich eine Spur von Eyerlegen, viel weniger ein Gebären bemerken. Auch setzen sich schon der Annahme, daß diese Thierchen, die bei ihrer ersten Erscheinung gleich vollkommen ausgebildet sind, aus Eyern entstehen sollten, manche Schwierigkeiten entgegen. Ihr Wachsthum müßte im Moment des Ausschliefens vollendet wer-

Zerkarien hatte ganz aufgehört, und ihre Capita mortua waren alle noch vollständig da. Es behielten dieselben ihre Gestalt, ihre steinartige Härte, und ihre Opazität über drei Monathe lang, ohne den geringsten Grad von Fäulniß zu erfahren, und vielleicht würden sie jetzt noch (nach zwei Jahren) in demselben Zustande vorhanden sein, wenn ich nicht beide Mahle die Hoffnung, weitere Beobachtungen an ihnen zu machen, aufgegeben, und sie absichtlich vernichtet hätte. Uebrigens konnte ich vor dem Absterben der ersten Zerkariengeneration durchaus keinen perlförmigen verhärteten Rumpf an jenen beiden Planorben bemerken. Die abgestorbenen Schweife hingegen giengen sehr bald in

Fäulniß über, und ich fand um so weniger nöthig, bei meinen Nachforschungen über den Ursprung dieser Thierchen auf dieselben Rücksicht zu nehmen.

So seltsam die schnelle, einer Erscheinung gleiche Entstehung dieses Würmchens ist, so sind es noch weit mehr die bestimte Kürze seiner Lebensdauer, und die regelmäßigen Vorbereitungen zu seinem Tode.

Die übrigen Zerkarien des süßen Wassers habe ich zwar auch bisher nur durch Wasserschnecken habhaft werden können. Sie entstanden ebenfalls unbemerkbar, aber sie lebten immer mehrere Tage, und starben ohne sich festzusaugen, und ohne alle Veränderung und Trennung ihres Körpers.

Demnach ist dieses das einzige bekannte Thier in der Schöpfung, welches den Tag seiner Entstehung nicht überlebt. — Der Haft hat ein Jahr lang und darüber im Zustande der Larve zugebracht. Es ist daher unrichtig, dieses Insekt Eintagsthier zu nennen. — Die animalischen Lebensäußerungen der Luftzoophyten endigen sich zwar öfters den Tag ihrer Erregung, allein die Länge ihrer Dauer ist zufällig, und hängt vom Thaue ab, und nach dem Aufhören ihrer animalischen Natur leben diese zweideutigen Organismen noch vegetabilisch fort. Ja selbst die einfachsten Thiere der Infusionen, die Monade nicht ausgenommen, scheinen mehrere Tage zu leben. — Nur dieses Würmchen wird gleichsam durch das Licht für wenige Stunden ins Dasein gerufen, und ist am Abend bestimmt dem Tode geweiht, daher ich es nicht passender, als Eintagswürchem oder Eintagszerkarie (Cercaria ephemera) benennen zu können glaube.

In der ganzen Natur findet sich hingegen kein Beispiel einer nur entfernt ähnlichen Todesart, als sie diesem Thiere eigen ist, welches ohne, wie z. B. das Kugelthier, sich zu vervielfältigen, oder, wie die Luftzoophyten, in eine neue Form des Lebens überzugehen, doch unter so mannichfaltigen Erscheinungen, gleichsam doppelt und mit solchen Bemühungen stirbt, als wollte es seinen Leichnam der Ewigkeit aufbewahren.

Wittenberg, den 16ten März 1807.

Christian Ludwig Nitzsch.

Der menschliche Kopf im Bezug auf Gall's Schädellehre.

(Fortsetzung.)

Die Bezeichnung Dumkopf, Schlankopf, Grübelkopf, Schwindelkopf, Wirrkopf, gehen zwar zuförderst auf die anzuzeigenden Eigenschaften; aber sie geben zu erkennen, daß man diese Eigenschaften in dem Kopf sucht, und da der Schluß von dem Innern auf die äußere Form so natürlich ist, sollte man nicht eine gewisse, diese Eigenschaft des innern Kopfs bezeichnete äußere Form geahnet haben?

Er hat einen schweren Kopf, sagt man von schwacher Fassungskraft, so wie vom Gegentheil: er hat einen offenen Kopf; der erste Ausdruck ist im Gall'schen Sinn sehr bedeutend, nach dessen Beobachtung die Schwere des Schädels, Wahnwitz und Blödsinn anzeigt, folglich verminderte Verstandeskraft. Ferner deutet sie die abnehmende Fassungskraft mit den Jahren an, wo die Knochendecke des Gehirns dicker, folglich schwerer wird. Einen offenen Kopf im physischen Sinne haben Kinder, bei welchen die Suturen des Schädels noch nicht völlig geschlossen sind, und vielleicht geht in solche offene junge Köpfe, schon dieser physischen Eigenschaft wegen, alles leichter hinein; daher das bewunderungswürdige Fassungsvermögen und der Ideenreichthum der Kinder, und zwar die im höchsten Grade wirksame Gedächtnißkraft an Kindern von der Geburt an bis zum fünften Jahre, welches gerade in die Periode trifft, wo der Mensch den offensten Kopf hat, wo das Fontanell noch nicht geschlossen ist.

Er hat einen harten Kopf, einen Starrkopf, auch hier liegt eine physische Beschaffenheit des Schädels zum Grunde. Zuverläßig wird man bei unbiegsamen und sehr beharrlichen Leuten eine auffallende Härte der Schädelknochen finden, und so wie diese zunimmt, nimmt auch die Härte ihres Herzens überhand. Man könnte hartherzige Leute eben so gut harthirnig nennen, auch wohl

dickschalig, wie die Augustbirnen. Vielleicht lassen sich Kinder und junge Leute deswegen so gut lenken und bilden, weil sie noch ein weiches Gehirn haben; je mehr sich mit den Jahren das Gehirn und seine Schaale verhärtert, desto schwerer ist der Mensch zu leiten. Alte Leute, bei denen diese Verhärtung sogar bis zur Verknöcherung der weichen Theile geht, sind daher schwerer von ihren Vorstellungsarten abzubringen.

Der Murrkopf mit dem Organ der üblen Laune ist noch nicht von Dr. Gall bezeichnet, wahrscheinlich liegt sein Organ neben dem des Trotzes. Die Schwere, welche der Schädel in dieser Gegend erhält, drücket die Stirnmuskeln hinunter zu jenen Falten, worin sich aller Staub des gemeinen Lebens, besonders Schulstab und gelehrter Bücherstaub, so gern hineinlegt.

Ein Schafkopf bedeutet wohl nicht nur die Handlungsweise in dem Geiste eines so nützlichen, aber eben nicht genievollen Thieres, sondern gewiß auch die Aehnlichkeit mit diesem in der äußern Form des Schädels; daher man das Organ der Gutmüthigkeit an solchen Köpfen, so wie die Stirne, was nur die Vergleichung deutlich macht, eben so ausgezeichnet findet, als an ihren thierischen Brüdern. So ergiebt auch die Vergleichung beider Schädel das von dem Schafkopfe sehr hervorstechende Organ der Bedächtlichkeit; dagegen ihm das Organ des Muths gänzlich fehlt. Hieraus erhellet die Richtigkeit dieser Benennung. Der Schafschädel ist ins Kreutz gebaut, gerade wie die ersten Kirschen, wodurch die Natur dieses Thier zu einem wahren Kreuzträger gemacht hat, unter dessen Druck sein Hirn stehet — sie konnte auf die ihm angeschaffene bewundernswürdige Geduld rechnen. Man kann um so mehr an solchen Köpfen Duldung lernen, da sie schon der Organenlehre nach praktische Muster dieser Tugend darstellen.

Er ist auch kein Katzenkopf, sagt man von einem Menschen, der sich durch das Organ des Witzes und der Reflektion auszeichnet, welches dem Katzenschädel ganz fehlt; wäre er es aber, so müßte er das Organ der Dummheit, und zwar in Verbindung mit den Organen der Diebslust und des Raufsinns haben, welche Zusammensetzung einen Menschen charakterisiret, der bei allen bösen Willen, und bei Anschlägen, die den Anschein einer Schlauheit haben, doch in der Ausführung dumm zu Werke geht.

Die verschiedenen Beiwörter, durch welche man im gemeinen Leben, die Menschen nach ihren Köpfen bezeichnet, deuten zwar zunächst auf ihren hervorstechenden innern Charakter; sollten sie aber nicht zugleich Kennzeichen der äußern Schale anzeigen? Die großen Köpfe müssen wenigstens auch physisch groß sein; die schwachen Köpfe mit schwacher Hirnschale überzogen. Man hat ferner gute und schlechte, denkende und feine Köpfe, warum sagt man aber nicht grobe Köpfe? Nach dem Gallschen Systeme dürfte man die Köpfe bestimmter nach ihren hervorstechenden Organen charakterisiren; z. B. der Musiker, mit hervorstechendem Tonsinn, ein Tonkopf; ein Rechenmeister mit dem Zahlsinn, ein Zahlkopf heißen; und dann hätten wir Diebsköpfe, Raufköpfe, Reiseköpfe mit dem Ortsinn; auch wohl Liebskinderköpfe mit dem Organ der Kindesliebe. Schlauköpfe und logische Köpfe, letztere mit Zahlensinn und Organ der Induktion, hat der Sprachgebrauch schon. *)

Ein müßiger Kopf deutet der Derivation nach, (die Orthographie kommt nicht in Betracht,) auf einen Verkehr mit den Musen, die als Göttinnen eben so selig als müßig sind. Ein witziger Kopf von Dr. Gall mit den beiden Hemisphären an der Stirne bezeichnet, ist der Gegenköpfler von einem winzigen Kopfe, von dem es heißt: in parvis voluisse sat est.

---

*) Auch in andern Sprachen ist der Gebrauch des Worts Kopf ein ähnlicher, z. B. carum caput, zu Deutsch ein Herzensmann. Dahin gehört auch im Horaz: tribus Anticyris caput incurabile, ein Mensch, an dem Hopfen und Malz verloren ist, und beim Ovid: miserabile caput, nämlich à la Thersites, auch der englische Ausdruck: blackhead.

Die Behauptung: das kam nicht aus seinem Kopfe, ist für eine im Gall'schen Anschauungsvermögen geübte Seele um so sicherer und bestimmter, wenn einem Menschen zu gewissen Worten und Thaten die Organe fehlen. Es heißt nun nicht mehr: man kennt den Vogel an seinen Federn, sondern: man kennt den Menschen an seinem Schädel.

Ein philosophischer Kopf, nämlich eines Titularweisen, exclusive aller wahren Philosophie, stellt ein Haupt Ciceronis vor, eine Sprachmaschine, ein Caput mortuum, daraus ein anderer denkt, indem dieses nur spricht, wobei man jedoch einen Kopf sieht, und der gute Phädrus ausruft: pulchrum caput, cui cerebrum ademtum! als ein schönes Kabinetsstück für ein Beinhaus; jedoch weniger brauchbar, als ein Putzkopf oder Haubenkopf, das hölzerne Paladium der galanten Welt.

Immer geht man bei allem, wo der vernünftige Mensch handelt, wo der Geist wirksam ist, auf den Kopf. So läßt sich behaupten, daß unter Robespierre bei aller Thätlichkeit der Guillotine weit mehr Menschen den Kopf verloren haben, als denen er sichtbar entrissen wurde. Auch kann im moralischen Sinn, glücklicher Weise! sich jemand einen fremden Kopf borgen, bis er den seinigen wieder erhält. Dahin gehört die Stelle in Wielands Oberon:

Bis endlich Herzog Nayms (der oft in seinem Leben,
Wenn Karl den Kopf verlor, den seinen ihm gegeben.)

Aber wohl dem, der wenigstens einen Kopf zu verlieren hat, mit der Hoffnung, ihn wieder zu finden! Dagegen es wohl Menschen gibt, die mit dem Kopfe nicht einmahl etwas verlieren können, wie der heilige Denis; doch es möge die ganze Stelle aus Thümmels Reisen Th. 1. hier stehen, sie gehört ohnedies für die Schädellehre:

Auf Schädeln, die sich einst des Kronenschmucks gefreuet,
Eh' sie ein Todtenkranz in dieses Reich verwies,
Als Perlen für das Paradies
Jetzt an einander angereihet,
Thront hier ein Mönchskonvent, symbolischer als dies,
Ward keins dem Heiligen geweihet;
Keins, dem die Billigkeit den Abgang des Genie's
So überschwenglich gern verzeihet;
Denn, der von oben her dem Häuflein Schutz verleihet
Ist der enthauptete Denis. —
Kennst du zum Flügelmann bei einer Mönchsparade
Wohl einen schicklichern in dem Prälatenchor?
Selbst die Legende sagt: „Mit seinem Kopf verlor
Er weniger als Nichts.
Er blieb durch Gottes Gnade.
So klug und heilig, wie zuvor."

Ueberhaupt sorgt der gemeine Sprachgebrauch dafür, uns recht oft an den Kopf zu erinnern, um uns dadurch einen Wink über unsere Bestimmung, ein Dic cur hic zu geben. Wie viele gewöhnliche Redensarten beziehen sich auf den Kopf, als wären die übrigen Theile unsers menschlichen Schneckenhauses nur Additamenta, wobei die Frage ist: ob sie nicht bloß um des Kopfes willen geschaffen wurden?

Den Kopf voll haben, heißt es von einem Menschen, dessen Hirnmaß von Allotriren so weit angefüllt ist, daß nichts mehr von den Vorstellungen aus seinen gegenwärtigen Verhältnissen hinein will, der demnach ohne Rücksicht auf das eben Nöthige handelt.

Seinen Kopf aufsetzen, bedeutet, wenn das Organ der Beharrlichkeit wirksam wird, ein Fall, in welchem erst bei manchen Leuten der Kopf merkbar wird. Sein Köpfchen für sich haben, bezeichnet einen unbiegsamen Charakter, und zwar, wie das Diminutiv zeigt, in Dingen, wo es bloße Grille ist, nicht nachzugeben; und schon das hier gebräuchliche Diminutiv Köpfchen beweist, daß diese Sprachformel vorzüglich für das schöne Geschlecht erfunden wurde.

Etwas nicht aus dem Kopfe bringen können, deutet auf die Mühe, um manche fixe Idee loszuwerden. Der Arzt hilft hierbei zuweilen den Kopf von seinem Pfahle im Hirne zu be-

niger als Nichts.
ch durch Gottes Gnade.
ig und heilig, wie zuvor."

rhaupt sorgt der gemeine Sprachgebr
uns recht oft an den Kopf zu erinnern, u
durch einen Wink über unsere Bestimm
cur hie zu geben. Wie viele gemein
arten beziehen sich auf den Kopf, als
übrigen Theile unsers menschlichen K
ses nur Addimamenta, wobei die Haupt
nicht bloß um des Kopfes willen ge
?

Kopf voll haben, heißt es von
en, dessen Hirnmaß von Alterthum h
r ist, daß nichts mehr von den Zeit
seinen gegenwärtigen Verhältn
r demnach ohne Rücksicht auf das
ndelt.

inen Kopf aufsetzen, bedeutet,
an der Beharrlichkeit
s bei manchen Leuten

fig der Fall ist, die Hirnschale eine besondere Dicke erlangt haben?

Mit seinem Kopfe durch wollen, ist eine aus dem Gebiethe der Entbildungskunst entlehnte Redensart. Freilich geht es mit dem Uebrigen um so leichter, wenn man erst mit dem Kopfe durch ist; aber alle Köpfe sind nicht zu solchem Hervorbringen organisirt; weshalb auch nicht alle Geburten (geistliche und leibliche) Kopfgeburten sein können. Darum o lieber Christ!

Schick dich in die Welt hinein
Denn dein Kopf ist viel zu klein,
Daß die Welt sich schick in dich heinein.

Hieraus erhellet zugleich, was das sagen will; er verläßt sich auf seinen Kopf. Wohl dem, wer etwas dergleichen hat, worauf er sich verlassen kann! Wenn es wahr ist das Sprichwort: Ein eigner Heerd ist Goldes werth; so heißt es mit um so mehrerem Recht: Ein eigner Kopf ist Goldes werth. Aber so manche Seelen scheinen in ihren Köpfen bloße Miethe zu nehmen!

... Frankreich paßt das Klima zum Anbau der Baumwolle, und daher ist die Ausführung des obigen Plans sehr zu billigen. Aber auch in Deutschland könnte man die Baumwolle sehr leicht und mit nicht geringem Vortheil ziehen, wie dieses schon vor mehreren Jahren in einer Anweisung zum Anbau der Baumwolle in Deutschland im 1sten Bande des Neuesten und Nützlichsten der Chemie, Fabrikwissenschaft, Apothekerkunst, Oekonomie und Warrenkenntniß S. 161 gezeigt worden ist. Die ganze Kunst des Anbaues der Baumwolle bei uns besteht blos darin, daß man die Baumwolle im Winter in Treibhäusern säet, und die aufgegangenen Pflanzen im Sommer ins Feld setzt. Die Kosten sind gegen den nachherigen Gewinn sehr unbedeutend. Von 20,000 Pflanzen kann man in guten Jahren bei 31 Centner Baumwolle gewinnen, und die Pflanzen erfordern während ihres Aufenthaltes im Treibhause nicht mehr als 2 Klafter Holz zu Erwärmung. Die ganze Sache ist wichtig genug, daß sich Landwirthe oder Staatsmänner aus jenem Aufsatze nä-

2) Man braucht die Baumwollenfelder nur im Junius und Julius, und kann sie daher

3) die übrige Zeit des Jahrs noch benützen, besonders da sie durch jenen Anbau gar nicht entkräftet werden.

4) Durch das vielfältige Pflügen, Jäten und Dünger werden die zur Baumwollenkultur verwendeten Felder sehr verbessert.

5) Eine Familie von 6 Personen kann ein großes Baumwollenfeld versehen, jährlich viele Centner Baumwolle erzeugen, und sich dadurch äußerst reichlich ernähren, wodurch

6) die Bevölkerung, und daher auch die Kräfte eines Staats einen beträchtlichen Zuwachs erhalten.

7) Viele Millionen bleiben im Lande, und vergrößern den Geldumlauf, da sie sonst für diesen Artikel außer Land geschickt werden müßten.

8) Die Gefahr der Pest, die schon so oft aus dem Morgenlande nach Europa gebracht wurde, wird dadurch gehoben.

9) Die innländische Industrie muß durch die Erzeugung der Baumwolle unendlich gewinnen, weil von dieser Waare ungleich mehr Fabrikate verfertigt werden können, als wenn man sie aus fremden Ländern beziehen muß.

Russische Methode, Hühner und Fische zu trocknen.

Man hat in Rußland die Kunst, alle Küchengewächse und Wurzeln mit Beibehaltung ihrer Farbe, ihres Geschmacks und ihrer Kräfte, desgleichen alle Fische und Fleischgattungen für die Flotten, Armeen und Reisenden zu trocknen und zu verpacken, zu einer großen Vollkommenheit gebracht und dadurch ein neues Nahrungsmittel gewonnen. Der vollständige Unterricht hierin, von Hrn. Joh. G. Eisen, Paster zu Torma in Liefland, befindet sich im 2ten Bande der Auswahl ökonomischer Abhandlungen der freien ökonomischen Gesellschaft in St. Petersburg S. 53 — 93, ist aber zu weitläufig, um in unsern Blättern aufgenommen zu werden. Wir wollen daher nur die bei uns noch ganz unbekannte Art, Hühner zu trocknen und zur Speise aufzubewahren, da sie sehr leicht ist, zur Nachahmung mittheilen.

Man spaltet geschlachtete junge wälsche oder gemeine Hühner, längs dem Rücken, breitet die beiden Hälften so aus, daß sie platt werden, reibt sie an beiden Seiten mit etwas Salz ein, und bestreicht dann die Brust und die innere Seite mit dem eigenen Fett des Geflügels, oder auch mit Butter. So zubereitet schiebt man sie auf reine Späne oder Stroh gelegt in einen Backofen, gleich nach ausgezogenem Brode, wodurch sie in 4 bis 6 Stunden völlig austrocknen. Solch getrocknetes Geflügel ist Reisekost der Herrschaften, auch wird es zum Frühstück gegeben, wobei ein jeder, so viel er will, abbricht oder abreißt.

In Sibirien trocknet man auch, nach Art der Stockfische, die Karauschen, Hechte und Barschen. Man befreiet die im Sommer gefangenen Fische bloß vom Eingeweide und trocknet sie ausgebreitet, ohne alles Salz oder eine andere Zurichtung, auf niedrigen Gerüsten an freier Luft. In der Baraba sieht man bei den Fischern, auf den offenen Höfen, getrocknete Hechte wie Scheitholz aufgestappelt, bis sie von Fischhändlern abgehohlt und verführt werden. In Rußland geschieht dieses mit der jungen Fischbrut; man trocknet sie an der Luft oder auf Oefen völlig aus. Sie werden so unter der Benennung Snetki auf allen Viktualienmärkten als eine Löffelspeise des gemeinen Mannes, der er sich vorzüglich in der Fasten bedient, in Menge feilgehalten. Unbegreiflich ist es, daß man bei uns noch gar nicht auf das Trocknen unserer zahlreichen Fische aus der Donau, und andern Flüssen und Seen denkt. Wir schicken lieber das Geld für gedörrte Fische, besonders Stockfische, außer Land, da wir doch selbst den größten Ueberfluß daran haben.

en Gerüchen ... auf ...
man bei den Fischern, auf ...
getrocknete Hechte wie Schaidig ...
, bis sie von Fischhändlern ...
t werden. In Rußland geschieht ...
ngen Fischbrut; man trocknet sie ...
uf Oefen völlig aus. Sie werden ...
enennung Snetki auf allen ...
eine Löffelspeise des gemeinen ...
vorzüglich in der Fasten bedient, ...
alten. Unbegreiflich ist es, daß ...
och gar nicht auf das Trocknen ...
Fische aus der Donau, und ...
nd Seen denkt. Wir schicken ...
für gedörrte Fische, besonders ...
Land, da wir doch selbst den ...
ran haben.

Gehalte pensionirt. Den Offiziers wird die Erlaubniß ertheilt, die Uniforme a la Suite der Armee zu tragen.

München den 3. Juli 1807.

Die feindliche Festung Kosel hat am 18ten — die Festung Glatz am 25sten Juni kapitulirt. — Bei der Belagerung von Kosel, welche der sehr würdige General-Lieutenant von Deroy mit eben so vieler Einsicht, als unermüdeten Anstrengung leitete, indem bei diesem Unternehmen die ungünstigsten Veränderungen der Witterung das Approchiren auf mancherlei Weise erschwerten, haben die Truppen alle Beschwerlichkeiten mit dem beharrlichsten Diensteifer ertragen, und zur allerhöchsten Zufriedenheit mit dem rühmlichsten Muthe gefochten. Als späterhin durch andere Verhältnisse die Beder Folge mit der Hoffnung eines guten Erfolgs keinen Ausfall mehr wagen konnte.

Bei dem am 24sten Juni Morgens ruhmvoll ausgeführten Sturme des unter dem Kartätschen-Schusse der Festung Glatz bestandenen feindlichen Lagers haben sämmtliche dabei mitgewirkte Truppen, vorzüglich das 1. Bataillon des 1. Linien-Infanterie-Leibregiments, unter der Anführung des braven Obersten Baron Strbhl, sich mit einer ausgezeichneten Tapferkeit geschlagen, und wird denselben das allerhöchste Wohlgefallen bezengt. — Die Tapferkeit der General-Majors und Brigadiers Siebein und Baron Zandt — so wie des Oberstlieutenant und Flügel-Adjutanten Baron Schönfeld, wird sehr belobt.

Von dem verwandtschaftlichen Einstandsrechte bei Loskaufung von dem grundherrlichen Verbande.

Es war in der Vergangenheit nichts Seltenes, daß die Justiz-Behörden in Fällen, wo ein Grundhold von seinem Grundherrn das Obereigenthum einkaufte, resp. mit einem Kapital ablöste, und ein Verwandter des Grundherrn das Einstandsrecht behauptete, an dem trocknen Buchstaben der Civil-Gesetze hangend, auf die Statthaftigkeit des Einstandsrechtes erkannten.

Herzerfreuend ist es daher für den Patrioten, wahrzunehmen, wie unsere jetzige Justizmänner den Geist der Gesetze ganz anders penetriren, und denselben mit den Maximen einer weisen Nationalökonomie in harmonische Verbindung bringen. Folgender interessante Bescheid eines Landgerichts liefert davon ein Beispiel.

Bescheid.

In der Streitsache des A zu S** gegen B zu A***, wegen Einstand ex capite consanquinitatis, hinsichtlich des von der Schwester des Erstern an den Letztern abgetretenen Obereigenthumes über den erbrechtlichen Hof zu gedachten A***, erkennt unterzeichnetes Landgericht, den hierin verhandelten Akten gemäß, definitiv zu Recht:

„Daß der Kläger A mit seinem unstatthaften „Einstandsgesuche ab- und zur Ruhe verwie„sen, und der Beklagte von der Klage losge„sprochen sein soll.“

Entscheidungsgründe.

I. Der Einstand, der wegen seiner nachtheiligen Folgen in staatswirthschaftlicher Hinsicht, und als eine staatszweckwidrige Anomalie ohnehin engst erklärbar, und eher einzuschränken als auszudehnen ist, hat nach klarer Verordnung Cod. civ. P. IV. C. 5. §. 8. Nro. 1. nur bei körperlichen Objekten und liegenden Gütern Statt, nicht aber circa res incorporales et jura, ausser diese würden im unvertheilten Kaufe mit einer körperlichen und unbeweglichen Sache mitveräussert. Nun ist im vorwürfigen Falle nicht der gültbare Hof zu A*** selbst, welcher unverändert im Nutzeigenthume des Beklagten blieb, sondern nur das dominium directum, d. h. das Recht, Gült, jährlichen Kanon und das Handlohn zu fordern, veräussert, resp. consolidirt worden; und folglich findet nach obigem klaren Gesetze der Einstand hier nicht Platz, noch um so weniger

II. als derselbe auch nur in Kaufshandlungen zur Anwendung kommen kann. Cod. civ. l. c. §. 9. Nro. 1.

In allen andern Vertragshandlungen hat der Einstand nicht Statt; dieß geht mit strenger Konsequenz aus der eben angezogenen Gesetzstelle hervor. Nun ist aber die in Frage stehende Handlung, wo der Beklagte das dominium directum ablösete, kein Kauf, und wurde nur uneigentlich so benannt. Dieß sagt der Begriff des Kaufes schon an sich. Nicht eine bestimmte Summe Geldes, oder der bloße Nahme Kauf stempelt eine Handlung dadurch schon wirklich zum Kaufe. Zum Wesen des Kaufes gehört, daß das Objekt des Vertrages unverändert von dem einen Paziszenten auf den anderen übergehe. Dasselbe Ding bleibt es in den Händen des Käufers, welches es in den Händen des Verkäufers war. Keine Aufhebung der Rechtsverhältnisse geht vor; sondern nur eine Austauschung des Geldes um die Waare, und Rechte und Verbindlichkeiten dauern noch, nur im umgekehrten Verhältnisse fort. Allein! bei der Handlung des B. war es ganz anders. Der Gegenstand des Vertrages, das Recht des Obereigenthümers, gieng ganz verloren; es ist nicht auf den Beklagten übergegangen, noch existirt es in demselben mehr fort; denn wo wäre die Verbindlichkeit, die ihm correspondirt? und doch ist kein Recht ohne gegenseitige Verbindlichkeit denkbar. Es wurde im Substrat Recht und Verbindlichkeit subjectiv vereinigt, folglich gieng eine Consolidation des Ober- mit dem Nutzeigenthume, und kein Kauf vor, sofort hat nach diesen Prämissen auch der Einstand nicht Platz.

Daran liegt nichts, daß das Geschäft unter der Form des Kaufes abgethan wurde. Worte ändern an dem Wesen des Geschäftes so wenig, als es durch die Form desselben umgeschaffen wird. Auch wäre das Geschäft mit einem anderen Compaziszenten, als dem Nutzeigenthümer, wirklich ein Kauf im Sinne des Wortes; in dem unterstellten Verhältniß aber kann ein Kauf so wenig angenommen werden, als wenig die Ablösung einer Schuld-Obligation durch Heimbezahlung der Schuld ein Kauf genannt werden kann. Vid. Cod. civ. P. IV. Cap. 7. §. 22. Nro. 2.

III. In allem Ueberflusse stehet dem Titl. Kläger auch der ausdrückliche Verzicht entgegen rc. rc.

IV. An diese rechtlichen Gründe reihet sich endlich auch noch die Maxime einer soliden Staats-Wirthschaft, und die hiernach bemessene Tendenz unserer Regirung, nach welcher freyes Eigenthum zum vorzüglichsten Zielpunkte genommen werden soll. Um aber diesen Zweck einer wohl bemessenen Staats-Oekonomie zu erreichen, gibt es kein schicklicheres Mittel, als die Allodifizirung und Ablösung der Dominikal-Prästationen und Grundgerechtigkeiten. Der Neuburgische Deputations-Abschied vom 5ten Oct. 1799, dann die Verordnung vom 21sten Juny 1803 (Regirungs-Blatt St. XXIX.) wegen Ablösung der Grundgerechtigkeiten der Klosterunterthanen sprechen den Geist der Regirung dießfalls unverkennbar aus. Freiheit des Eigenthums ist eine der wesentlichsten Bedingungen der unternehmenden und belohnenden Kulturs-Fortschreitung; diese Freiheit wird aber durch Ablösung der Grund-Gerechtigkeiten erzweckt, wobei der Ober- und Nutzeigenthümer in das Verhältniß des Gläubigers zum Schuldner gegen einander treten, und es wäre so vernunft- als staatszweckwidrig, ja selbst dem ausdrücklichen Buchstaben, wie dem Geiste unserer Civil-Gesetzgebung schnurgerade entgegen, wenn der Einstand sogar auf die Ablösung der Dominikal-Rechte ausgedehnt, und solcher zum Vehikel mißbraucht werden könnte, den zur Freiheit des Eigenthums, zur freien Benützung desselben aufstrebenden Grundholden und Gültmann im ewigen Joche zu fesseln.

Gefällt am 1sten und eröffnet am 10ten Jäner 1807.

Königl. baierisches Landgericht S**

Der menschliche Kopf im Bezug auf Gall's Schädellehre.

(Fortsetzung.)

Es soll alles nach seinem Kopfe gehen; dazu gehört ein besonders organisirter Kopf mit dem Trotzorgan, aber man läuft dabei Gefahr, sich den Kopf zu zerstoßen. Es wäre zu untersuchen, ob bei Leuten, die solche moralische oder intellektuelle Kopfverletzungen erlitten haben, die physischen Kennzeichen von eingesunkenen Organen des Trotzes und des Muthes wahrnehmbar sind?

Er ist nicht auf den Kopf gefallen — Schon jeder Fall ist eine Degradation, wenigstens für den, der ihn thut; auch ein Rechtsfall nicht ausgenommen, bei welchem der Sachwalter oft einen Glücksfall und der Klient einen Unfall sich denkt. Selbst der Ausdruck Gefälle ist bedeutend, weil mancher dadurch in Verfall kommt. Die Einfälle und Anfälle, besonders wenn außer oder ohne dem Kopfe des Agirenden eine Manual-Operation hinzukommt, wobei die Arme (Arma) gebraucht werden, sind in subjektiver Rück sicht nicht ersprießlich; dagegen die witziger E fälle oft unter die guten Einfälle gehören, und dann schlecht werden, wenn sie einfälti oder von einem Einfaltspinsel herkom

Um so gefährlicher sind die Hauptf einen Theil betreffen, der sich nicht gern fallen läßt. Enstehen durch solch zwar nicht allemahl Gehirneindrücke, in der Schale; so ist doch eine das Hirnerschütterung hinänglich, um

Menschen alles Systematische zu benehmen. Diese Revolutionen im Kopfe bringen selten etwas Gutes, ausgenommen bei einem Französischen Gelehrten, Bonhours, der als ein vormahls stumpfsinniger Knabe nach einem tüchtigen Kopfstoß auf einmahl klug, und was sodann um so leichter gieng, späterhin nach und nach gelehrt wurde. Aber nur selten dürfte ein solcher Kapitalfall gerade in dem glücklichen Verhältniße sich ereignen, und die ganze auf einer Gehirnsandbank festsitzende Geisteskraft flott zu machen.

Viel Kopfbrechens gilt von einer im Verhältnisse zu den Fähigkeiten des Arbeiters schweren Geistesbeschäftigung. Ob nach solchen Geistesanstrengungen sich bei schwachen Köpfen die Hirnnäthe erweitern oder gar Hirnbrüche *) entstehen?

Kopf muß man haben, sagt jener Mann, der einen listigen Streich ausgeführtet hat, oder vielmehr sich selbst überredet, daß etwas aus seinem Kopfe gekommen ist, und damit man ihm glauben soll, führt er die Hand zu seinem eigenen. (Digito demonstrarier, hic est!) "

Wo hast du deinen Kopf gelassen? ist eine Frage, die durch alle Schädel-Demonstrationen nicht beantwortet wird.

Er hat den Kopf auf dem rechten Flecke, ist der Pendant zu dem Ausdrucke: er weiß nicht, wo ihm der Kopf sitzt; in welchem letzten Fall der Besitzer selbst den Gebrauch seines höchsten Guts verliert, und in den Fall kommt mit jenem General, der seine Division übergab, ohne zu wissen, wo sie stand. In dieser Verlegenheit greift mancher nach dem seinigen, ob er ihn noch wirklich habe, und gewöhnlich an die Stelle, wo der Sachsinn liegt.

Einem den Kopf verdrehen, ist die Antithese von: einem den Kopf zurecht setzen; Bei manchen Leuten, besonders in der Atmosphäre des Hoflebens, da es an hohen Orten sehr windig ist, hat der Kopf die Windschiefe einer Wetterfahne, so daß, wenn man wissen will, woher der Wind kommt, man nur Achtung geben darf, wohin sie den Kopf drehen.

Was heißt Einem den Kopf waschen? Das Kopfwaschen ist ein Mittel zur Verhütung von Rheumatismen und Kopfkrankheiten; bildlich deutet es auf eine Nachkur, wobei man jemand recht fühlbar macht, daß er einen Kopf hat. Diese Operation wird um so besser von Frauenzimmern, Wäscherinnen verrichtet, die auch zum Kopfwaschen auf alle Art das meiste Talent haben. Man ist aber in einer ganz andern Stimmung, wenn man jemand in moralischen Sinne den Kopf, als nach religiösem Gebrauche die Füße wäscht.

Kopf weg! ruft man uns von jenem Fenster herab zu, — wiewohl meistens etwas zu spät, gleich manchen andern gut gemeinten Warnungen — wo man etwas der Strasse überliefern will, was man innerhalb des Hauses nicht mehr duldet. Ein feines Kompliment für die Vorübergehenden, denen man wirklich den Besitz eines so wichtigen Theils zutraut, für dessen Sicherstellung sie von oben herab, woher sonst alle gute Dinge kommen, ermahnt werden; und wirklich zieht man hierbei blos die Köpfe in Betracht, das Wesentlichste an den Menschen, sonst könnte es eben so gut heißen: Rock weg!

Der Ausdruck: Kopfscheu, ist eine Satyre auf eine allzu milde Kriminaljustiz, die an dieser Empfindungskrankheit nervenschwach siecht, und selbst die Mörderköpfe ihren respektiven Besitzern in statu quo läßt, weil sie das Verjährungsrecht erlangt haben. Dies war bei Roberspierre nicht der Fall, der vielmehr an einer wahren Kopfwuth litt. Es liegt ein tiefer Sinn darinnen, daß die Justitia, als ein Weib, und nicht als ein ernster Mann, z. B. als ein Herkules oder Saturnus dargestellet wird; sie soll aber eine Virago, eine Pucelle d'Orleans sein. Kopfscheu, kann auch eine Scheu anzeigen gegen alles, wobei man den

*) Encephocele, eine widernatürliche Oeffnung in einem Knochen des Hirnschädels, am häufigsten in der Gegend des Stirnbeins. Nun da liegen auch die Denkwerkzeuge!

nacht, daß er einen Kopf hat. Die
wird um so besser von Frauenzim
innen verrichtet, die auch zum Kopf
f alle Art das meiste Talent haben. Es
in einer ganz andern Stimmung, m
tand im moralischen Sinne den Kopf, d
gibigem Gebrauche die Füße möcht
f weg! ruft man uns von jenem Ja
, — wiewohl meistens etwas
anchen andern gut gemeinten Warnung
etwas der Straße überliefern will, i
erhalb des Hauses nicht mehr dulde.
Kompliment für die Vorübergehenden
n wirklich den Besitz eines K
utraut, für dessen Sicherstellung
ab, woher sonst alle gute Dinge kom
werden; und wirklich zieht man bei
Köpfe in Betracht, das Vorzügli
richen, sonst könnte es eben so gut
eg!
Ausdruck: Kopfscheu, ist ein

Der Salzburger.

Vor mehrern Jahren trieb sich ein Mensch in den Dörfern und Waldungen des nördlichen Schwabens herum, der für die Kinder das furchtbarste Schreckbild, für frivole Spaßmacher der Gegenstand leichtsinniger Mißhandlungen, für die kleine Zahl der Theilnehmenden und Fühlenden der Gegenstand des herzlichsten Mitleidens, und für den philosophischen Beobachter der menschlichen Natur einer der interessantesten Menschen war.

Der Salzburger (unter diesem Nahmen kennt man überall den Helden dieser Erzählung) sagt der Erzähler, ist ein Mann von ungefähr 50 Jahren, von mitlerer Größe und starkem, kernhaften Bau. Sein Gang und die Haltung seines Körpers haben viel Ernst und Würde. Die Züge seines Gesichtes sind regelmäßig und edel: sein Blick geistvoll. Vermuthlich durch eine äußere Verletzung hat er das linke Auge verloren. Er spricht ein reines Deutsch, das mir sein angebliches Vaterland sehr zweifelhaft macht. Aber schon die Art, wie der sei, versichert er, sein Orden. In der Hand trug er einige starke Stöcke, die er auch mit Lumpen umwickelt hatte. Die Lebensart dieses Menschen ist die sonderbarste, die man sich denken kann. Mitten in dem kultivirten Deutschlande führt er das Leben eines Wilden. Nirgends hat er eine Heimath. Der Himmel ist sein Dach; jeder sanfte Rasen sein Bett. Keine Sitte, keine Konvenienz kümmert ihn. So lange die Natur ihm eßbare Produkte darbiethet, bedarf er keines Menschen. Er hat kein Eigenthum, als seine Lumpen, die er öfters wechselt, und kleine und große Petrefakten, die er mit Fleiß und Kenntniß sammelt, und wieder zerstreuet. Wenn man ihm Geld schenkt, so verwahrt er es in seinem Munde. Den Brandtwein liebt er zur Unmäßigkeit. Schnupftaback ißt er als einen Leckerbissen. Im Winter übernachtet er gewöhnlich in den Backöfen auf den Vorwerken, in welchen Tag zuvor Brod gebacken worden ist.

Wenn man mit diesem Unglücklichen spricht, so darf man die Seite nicht berühren, welche den kranken Theil seiner Einbildungskraft ausmacht. Man darf nichts von seiner Kleidung, von seinem

langt man, bei den künstlichsten Forschungen auf nichts sicheres, und wenn man glaubt, ihn zu erhaschen, springt er plötzlich in die entferntesten Ideenregionen hinüber. Hütet man sich aber, an diesen so reitzbaren Punkt anzustossen, so geräth man in Erstaunen über den Mann, in dessen Seele so viel Licht und Schatten, Regelmäßigkeit und Verwirrung beisammen sind. Die sorgfältige, wissenschaftliche Erziehung ist überall sichtbar. Er versteht, natürlich nur fragmentarisch Geographie, Geschichte rc. mischt lateinische und französische Ausdrücke und Sentenzen in das Gespräch, und bedient sich solcher Formen, Bilder, und Wendungen, die man nur unter den höhern kultivirten Klassen zu hören gewohnt. ist. Da vernimmt man kein unverständiges Wort; im Gegentheile stößt man auf Züge von Witz und treffende Urtheile, auf eine richtige Verbindung der Ideen, worüber jeder prüfende Beobachter stutzt. Dabei fühlt der Mann alles, was er spricht, mit äußerster Lebhaftigkeit; drückt jede Vorstellung durch Stimme und Gesichtszüge aus, und gestikulirt mit einer Wahrheit, die man allen Schauspielern und Rednern wünschen möchte. Jedoch sind die Organe seines Denkens nicht immer in diesem glücklichen Zustande. Ich sprach ihn schon einige Mahl, wo schlechterdings nichts mit ihm anzufangen war. Er that mürrisch, mißtrauisch, nahm kein Geschenk an, und wurde gegen den Zudringlichen grob.

Eine sehr günstige Stunde war es, um die Lichtseite seines Charakters in ihrer ganzen Klarheit zu sehen, als er einstens in mein Zimmer trat. Er fand hier eine kleine Gesellschaft von benachbarten Freunden bei mir. Dieser Anblick erheiterte ihn. Er bath, seiner Gewohnheit nach, um die Zeitungen. Die fremden Herren fiengen an, mit ihm zu sprechen. Er verlangte ihre Bekanntschaft zu machen. Der Regierungsrath P., der noch nicht lange in unserer Gegend ist, sagte ihm scherzweise: er sei ein neugebackner Rath. Mit einem Blicke voll schneidender Satyre erwiederte der Salzburger: „Nun, wenn sie nur ausgebacken sind.

Die Rede kam auf die großen Ereignisse unserer Zeit. Von welchem System bist denn du?„ — fragte jemand den Mann — bist du Oesterreichisch, Preußisch, oder gar Französisch? — „Ich bin Teutsch! „sprach er, indem er stolz mit der Hand auf das Herz schlug. Diese unerwartete Antwort machte der ganzen Gesellschaft die höchste Freude. „Ich bin Teutsch! „wiederhollte jeder der Anwesenden; aber keiner mit diesem hohen, lebendigen Gefühle.

Wir erkundigten uns nach seiner Religion. Ueber diesen Punkt spricht der Salzburger mit äußerster Vorsicht; und noch einige andere Spuren von ähnlicher Beschaffenheit haben mich längst auf die Vermuthung geführt, daß er auch als ein Opfer der Intoleranz gelitten haben muß. Er wußte, daß die Gesellschaft aus Katholiken, und Protestanten bestand. Erst beugte er unsern Fragen aus; als er das aber nicht mehr konnte, erklärte er sich: „er sei von der natürlichen Religion.“ Diese Erklärung wurde mit einer sehr politischen Miene gegeben, und durch den Zusatz erläutert, es sei das Wesen dieser Religion: Liebe deinen Nächsten als dich selbst, und den einzigen wahren Gott über alles „ —

Wir vermißten in diesem Systeme die Unsterblichkeit der Seele. Er wollte auch hierüber im Anfange nicht entscheidend sprechen. Wir verlangten, daß er uns gerade zu sagen sollte, ob seine Seele nach dem Tode noch fortdauere? — Dafür, „sprach er, lasse ich den lieben Gott sorgen!„ und brach das Gespräch ab.

Es war die Rede von seinen geographischen Kenntnissen. Erst bemerkte er: er habe seine Landkarte hingeworfen, weil er durch sie in dieser kriegerischen Zeit leicht in den Verdacht der Spionerie hätte fallen können. Dann gab er uns folgende wörtliche Erzählung zum Besten: „Der Pfarrer von W., der mich für ein Kind in der Weish —

in der Wissenschaft halten mochte, wollte mir weiß machen, die Donau sei der einzige Fluß in der Welt, der gegen Morgen fließe. „Gut Herr Pfarrer! sagte ich. — Wir gehen von der Donau hinweg, spazieren über die Tyroler Bergchen hinüber, und wollen dann sehen, was der Po macht! dann schiffen wir uns in Genua ein, gehen durch das mittelländische Meer in das Atlantische, und an der Küste von Amerika kommt uns der St. Lorenzo- und Amazonenfluß entgegen."

Es befand sich ein junger katholischer Geistlicher in der Gesellschaft, den er nicht kannte. Wir fragten ihn, für wen er denselben halte? „Der sollte Theologie studieren." Und warum denn Theologie? „Er hat so ein freundliches Aussehen." Aber was haben denn die Theologie und das freundliche Aussehen mit einander gemein? Hier sprach er mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von tiefer Empfindung: Ach, er wird ja ein Tröster sein!

Wir wurden durch dieses Wort alle innig gerührt, und es bemächtigte sich unsrer das schmerzhafteste Mitleiden mit einem Menschen, den die Natur mit so außerordentlichen Gaben ausgesteuert, ein unfreundliches Schicksal aber so tief in den Staub getreten hatte. Gewiß hätte auch das Letztere nicht so viel gegen ihn vermocht, wenn die Erstere mit ihren Gaben sparsamer gewesen wäre.

(Aus dem Museum des Wundervollen 5. Band 4. Stück 1806.)

Der Invalide.

Eine Romanze aus dem gegenwärtigen Kriege.

Es gieng ein Gärtnermädchen
Tiefsinnig und allein;
Sie sprengte unverdrossen
Ihr Blumenbeet; doch flossen
Auch helle Thränen drein.

Verlaßner Wilhelm! seufzet
Sie ihrem Liebling nach:
O könnt' ich, wie im Garten
Der Blumen, Deiner warten,
Du Herzens Wilhelm, ach! —

Im kriegerischen Norden
Verwelkest Du vielleicht,
Und flehest um Erbarmen,
Indeß kein Mensch Dir Armen
Ein Tröpfchen Labung reicht.

Vom wilden Kugelregen
Stehst Du vielleicht bedroht,
Wie Blumen unter Schlossen
Mit deinen Streitgenossen,
Und findest Deinen Tod.

Doch nein, Du kehrest wieder
Zurück in's Vaterland,
Erzählst, was Du gelitten,
Wie tapfer Du gestritten,
Und — gibst mir Deine Hand.

So war dem Mädchen immer,
Die Hoffnung gieng und kam,
Seitdem vom stillen Pfluge
Zum blut'gen Heereszuge
Man ihren Wilhelm nahm.

Jetzt schlug die Mittagsstunde;
Sie trocknet sich den Blick,
Und schwankt mit mattem Schritte
Zur älterlichen Hütte
Gedankenvoll zurück.

Auf ein Mahl stand im Wege
Vor ihr ein armer Mann,
Und sprach an seiner Krücke
Mit kummervollem Blicke
Sie um ein Scherfchen an.

Wie streckt er nach der Gabe
So gierig seine Hand!
Ach, ruft er, hab Erbarmen
Mit einem lahmen Armen!
Er stritt für's Vaterland. —

Bedeckt mit dreizehn Wunden,
Mit aufgeschnalltem Fuß
Komm ich auf meiner Krücke
Als Invalid zurücke
Vom blut'gen Weichselfluß.

Mitleidig reichte Röschen
Ihm Geld und Blumenstraus,
Und forscht ihn unter Thränen
Mit Ahndung und mit Sehnen
Nach ihrem Wilhelm aus.

Ach! sprach der Invalide,
Und drückte Röschens Hand,
Wie mancher fiel im Streite
Zunächst an meiner Seite,
Den ich doch nie gekannt.

Hilf Himmel! ach verhüte!
Seufzt unser Röschen hier:
Zum Leid bin ich gebohren!
Mein Wilhelm ist verloren!
Das ahndet lange mir.

Mich jammert, sprach der Arme,
Dein trauriges Geschick;
Doch besser ist es immer,
Dein Wilhelm kehret nimmer,
Als so, wie ich, zurück. —

O nein! o nein! erwiedert
Das Gärtnermädchen, nein!
Käm' Wilhelm nur zurücke,
Wär's auch an einer Krücke,
Wie fröhlich wollt' ich sein!

Ich würd' dem edlen Krieger
Mit Freuden Herz und Hand
Wie sonst entgegen tragen,
Stolz würd' ich jedem sagen:
Er stritt für's Vaterland. —

Wie wollt' ich Stab und Stütze
Ihm in der Schwachheit sein!
Des harten Schicksals Schläge
Sollt er bei meiner Pflege
Vergessen und verzeihn.

„O Liebe ohne Gleichen!"
Rief voll Entzücken hier
Der arme Krückengänger,
„Was berg' ich mich noch länger?"
„Dein Wilhelm steht vor Dir!"

Er warf die Lumpendecke,
Worin er Bettlern glich,
Den Stelzfuß und die Krücke
Mit jubelvollem Blicke
Bei diesem Wort von sich.

Da stand er schnurgerade,
Gleich einem Birkenreis,
Vor ihr im blauen Kleide,
Und trug an seiner Seite
Des tapfern Kriegers Preis.

Er drückt mit Freudenthränen
Sein Liebchen an die Brust;
Komm, ruft er, Vielgetreue!
Sei einzig und auf's Neue
Nun meines Herzens Lust!

Dann griff er nach der Krücke,
Und schraubt die Hörner los:
Da rollten goldne Stücke
Aus dieser hohlen Krücke
In seines Mädchens Schoos.

Sie herzten nun aufs neue
Mit junger Liebe sich.
„O Gott, o Gott! wie selig,"
„Wie reich, wie stolz, wie fröhlich,"
Rief Röschen, „machst du mich!"

Sie fliegt mit dem Geliebten
Froh in ihr Haus zurück.
Die Aeltern steh'n nicht minder
Entzückt, als ihre Kinder,
Und wünschen segnend Glück.

Die Schwestern flochten Kränze
In Röschens blondes Haar,
Und eh der Abend grauet,
Ist schon das Par getrauet,
Glück auf, dir edles Par!

a stand er schnurgerade,
leich einem Birkenreis,
er ihr im blauen Kleide,
nd trug an seiner Seite
des tapfern Kriegers Preis.

drückt mit Freudenthränen
sein Liebchen an die Brust;
umm, ruft er, Vielgetreue!
er einzig und auf's Neue
Lun meines Herzens Lust!

ann griff er nach der Krücke,
nd schraubt die Hörner los:
a rollten [illegible] Stücke
us dieser hohlen Krücke
n seines Mädchens Schoos.

ie herzten nun aufs neue
it junger Liebe sich.
Gatt, o Gott! wie selig,"
ie reich, wie stolz, wie fröhlich,"
macht du mich!"

Von Langerweile sich verzehren,
Wenn Pferde nicht geschaffen wären:
Denn, reitet er sie nicht, so spricht er doch davon.

Auszug aus dem Regierungsblatt.

Ueber die Führung des Posthorns ist unterm 8ten Juli d. J. eine allerhöchste Verordnung erschienen, worin bestimmt wird, daß in Zukunft ausser den königl. Posten, dann den königl. Hofpostzügen und Hofliverelen, so wie denen der Prinzen und Prinzessinnen des königl. Hauses, Niemand gestattet sein solle, das Posthorn zu führen, als:

Den geheimen Staats- und Konferenz-Ministern, den Chefs der Hofstäbe, den General-Kommissären in den Provinzen, dann dem Chef des geheimen Kriegs-Bureau, zugleich General-Quartiermeister, und denjenigen Divisions-Generälen, welche das General-Kommando in den Provinzen

Der menschliche Kopf im Bezug auf Gall's Schädellehre.

(Beschluß.)

Ein Kopfhänger bedeutet einen Menschen, bei dem das Organ der Theosophie eine solche Schwere, aber nur auf der einen Seite erlangt hat, daß das ganze Haupt seitwärts herunterhängt; oder es ist ein Zeichen, daß einem der Kopf nicht recht fest steht; indem er die Kraft verloren hat, sie durch sich selbst aufrecht zu erhalten, und man von einem muthlosen Menschen sagen kann, anstatt: er läßt die Flügel hängen, er läßt den Kopf hängen. Der gelehrte Kopfhänger ist ein anderer, als der fromme, bei ihm ist von vielen angehäuften Ideen und Kenntnissen der Vert

er um so viele Grade von dieser Himmelsrichtung abweicht, als er den Kopf herabwärts sinken läßt. Denn nur die Thiere suchen, was unter ihnen ist, so daß der Thierkopf gegen die Erde gerichtet erscheint, zu seiner Bestimmung, die unter ihm herabwärts geht. Wenn die Jahre den Kopf beim Menschen niederdrücken, sucht er zwar das Grab mit seinen Augen, aber nur für sein Thierisches; der Mensch strebt hinauf. Will man indessen wissen, wo einer den Hang hin hat, so darf man nur Acht haben, auf welche Seite er den Kopf hängen läßt, z. B. der Frömmling hängt den Kopf seitwärts, der wahrhaft Andächtige rückwärts bis zum Hopistotanos, der Stolze hebt ihn blos aufwärts, der Gelehrte so wie der Alte neigt ihn vorwärts.

Neben dem Kopfhänger steht der Duckmäuser. Gleich als ob ihn das Organ der Schlauheit vorwärts drückte; und da in dieser Stellung dieses Organ am meisten zum Vorschein kommt, so wollte die gütige Natur das Warnungszeichen für den Betrüger, jenes prenne garde, den Kennern so recht in die Augen bringen, damit man sähe, wen Gott gezeichnet hat.

Manche Redensarten treten der Schädellehre noch näher. So lehret die allgemeine Erfahrung wie viel auf die Organe der Seitentheile des Schädels beruht, z. B. die elegante Formel: sich hintern Ohren kratzen, *) heißt, man sucht das Organ der Schlauheit, welches Gall an diese etwas versteckte Stelle gelegt hat, nicht ohne Furcht wegen eines Deficit, allermeist zu spät. Nun wissen wir, wenn von einem listigen Menschen gesagt wird: er hat's hintern Ohren. Wie schön bezeichnet lange vor Gall der Dichter — was sehen Dichter nicht? Blumauer dieses Organ an der Juno

— Die Himmelskönigin
Trugs Faustdick hintern Ohren. **)

*) Caput scabere, Horatii Satyr. L. I. S. 1. 71.

**) Dessen travestirte Aeneide — manet alta mente repostum.

Auch ist die gemeine Formel hieraus verständlich: einem die Ohren schaben, welches nichts anders heißt, als jemand das Organ der Schlauheit durch eine sehr sichtbare Operation in Stand setzen.

Nicht weniger erhellt hieraus die Wahrheit der schönen ächt Gall'schen Form: ich will mirs hinters Ohr schreiben. Gewiß hat man nichts Gutes im Sinne mit einer solchen Inscription an dieser versteckten Stelle, wo das Organ des Merkurius und der Juno liegt; und wo sogar die Blasenpflasten von Erfolg sein können. Diese unsichtbare Schreibtafel ist hingegen bei guten Menschen eine Tabula rasa — bei größerer Vervollkommung der Kranioscopie wird man die malitiösen Memorialbuchstaben hinter der Flügeldecke des Ohres lesen können. —

Warum aber wohl die weise Natur das Organ der Schlauheit unter den Schutz des Ohrflügels und dicht an die Gehörwerkzeuge angebracht hat, erhellet daraus, weil das Ohr für einen Schlaukopf in einem sehr guten Zustande sich befinden muß, wenn er ein Lauscher sein will. Das Auge übersieht manches, was das Ohr erlauscht, daher lehrt die politische Regel: sehr langsam zu reden, und schnell zu hören.

Sich etwas aus dem Kopfe schlagen — ist mehr buchstäblich, als figürlich wahr. Eine Operation, um Ideen, die sich einem nolens volens zu fest ansetzen wollen, die man gern entübrig sein will, mechanisch loszuschlagen. Es ist dabei Elektrizität im Spiele. Man ist sonst in Gefahr, daß solche böse Gedanken und Vorstellungen, die Anfangs der innern Hirnschale blos adhäriren, endlich mit dem Gehirne verwachsen.

Hieraus ist einzusehen, wie wohl angebracht zu seiner Zeit pädagogische Kopfschläge, die gewöhnlich an den Mund, als Maulschellen, oder an das Ohr, zur besondern Rührung des Organs der Schlauheit und Schalkheit, als Ohrfeigen nach Galls Lehre sogar scientifisch angebracht, ***) wah-

***) Indem der Pädagoge wenigstens die Kunst organische Ohrfeigen zu geben von Gall lernen kann.

und der Fuß liegt, ...
...sien von Erfolg seyn können. ...
Schreibtafel ist hingegen bei ...
Tabula rasa — bei größerer ...
Cranioskopie wird man die ...
...laden hinter der Flügeldecke des ...
...n. —

Warum aber wohl die weise Natur ...
Schlauheit unter den Schutz des ...
an die Gehörwerkzeuge angebracht ...
daraus, weil das Ohr für einen ...
...em sehr guten Zustande sich befinden ...
er ein Lauscher seyn will. Das ...
manches, was das Ohr erlauscht, ...
politische Regel: sehr langsam ...
... zu hören.

...ich etwas aus dem Kopfe schla...
...ehr buchstäblich, als figürlich ...
...tion, um Ideen, die sich einem ...
...u fest ansetzen wollen, die ...
... will, mechanisch loszuschlagen. ...

ist um so mehr zu fürchten, wenn man einen vor den Kopf schlägt; folglich auf die edlern Denkwerkzeuge da Vorne zerstörend wirkt. — Dann versetzt man seinen Nächsten in den wirklichen Zustand, worin ein auf Augenblicke zerstreuter und niedergeschlagener Mensch sich scheinbar befindet; wenn er sagt: ich bin wie vor dem Kopf geschlagen. — Ein psychologisch niedergeschlagener Mensch befindet sich gerade in der Lage, die man im medizinischen Sinne durch niederschlagend Pulver präcaviren will.

Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Füßen haben; wurde den Boten und Orgelspielern zum Besten ersonnen; bei erstern begiebt sich die Seele zuweilen ganz herunter aus dem Kopfe zu den Füßen; und sie kommen bei dieser Herablassung ihrer Regentinn zuweilen weiter, als andere Leute, bei welchen sie ihre Residenz nie verläßt; der Orgelspieler ersetzt zuweilen durch ein kraftvolles Pedal die schönsten Phantasien, die einem andern aus dem Kopfe kommen,

das Hutabnehmen zugleich ein Zeichen der Aufrichtigkeit ist, daß man sich einem zeigt, wie man ist, gleich als ein: Homo sum, nihil humani u. s. w. oder als ein Ecce homo, wodurch man zugleich die Leute aufmerksam darauf macht, daß man einen Kopf, hat! Die Chapeaurpasgänger sind daher die aufrichtigsten Menschen, die ihren bloßen Schädel immer vorstrecken, wie die Schnecke ihre Fühlhörner; aber die meisten sind schlau genug, daß sie durch die Kunst des Friseurs, diejenigen Organe zu verbergen wissen, welche die Leute nicht sehen sollen. Die Abschaffung des Hutabnehmens in den neuesten Zeiten beweist offenbar den Einfluß von Galls System.

Nebenbei hoffe ich den Exegesen einen Dienst zu thun, wenn ich erkläre, daß der Apostel Paulus nur deshalb den Weibern geboth, eine Macht auf ihrem Kopfe zu haben, um nicht den Schädelbeschauer beim öffentlichen Gottesdienste zu Randglossen über sie Raum zu geben.

Die neueste Mode unsrer Damen, welche die

richtige Erklärung bei: Es war nicht so böse gemeint. **)

Tot capita, quot sensus!

Görlitz. Struve.

Ueber Giftpflanzen, ihren Schaden und Nutzen für die Gesundheit des Menschen.

Ich habe öfters gelesen und gehört, und es lange Zeit in meinen Jugendjahren selbst geglaubt, daß sich die Giftpflanzen schon durch ihr trauriges Ansehn, durch ihren widrigen und betäubenden Geruch und dadurch verrathen, daß kein Thier sie anrühre. Wirklich läßt sich das von vielen behaupten, a) aber keineswegs von allen, und es ist daher dieses Merkmahl sehr unsicher, und macht eine genauere Kenntniß derselben nicht entbehrlich, wie manche Leute wähnen.

Die Schwarzwurz sieht traurig aus, ist aber gewiß nicht giftig; der Stechapfel ist sehr giftig; hat aber keinen widrigen Anblick: die Aaspflanze b) riecht, wie so manche andre Blume, häßlich, gehört aber nicht unter die giftigen Pflanzen. Die rothe und schmackhafte Plumerie sieht und riecht schön, die letztere soll sogar alle Blumen in Rücksicht auf ihren angenehmen Geruch übertreffen; dennoch ist sie giftig, so wie die scharlachrothe Kardinalsblume, welche einen schönen Anblick gewährt.

Alle starkriechende Pflanzen betäuben, und es giebt Menschen, welche in einer Jasmin- oder Hollunder-Laube ohnmächtig werden, Schwindel bekommen, oder sich erbrechen. Der Kellerhals sieht schön, und riecht nicht unangenehm, obgleich etwas betäubend. Er gehört unter die scharfen Gifte. c)

Viele Pflanzen schaden dem Viehe nicht, d) oder nur wenig, die dem Menschen nachtheilig sind, manche Pflanzen sind nur für manche Thierarten gefährlich, für andere nicht. Kühe, Schweine und Schaafe fressen Bilsenkraut, das dem Menschen, wenn auch nicht töttlich, doch schädlich ist. (Nur der Saame hat Kindern, bei welchen nicht gleich die gehörigen Heilmittel angewendet wurden, den Tod verursacht.) Die Schweine fressen die frische Erdscheibe ohne Schaden, die Ziegen, welche die gesundesten Kräuter zu ihrer Nahrung aussuchen, genießen das Läusekraut, und benagen den Elbenbaum, der Rindern, Eseln, Schaafen, auch wohl Menschen nachtheilig ist.

Der blaue Eisenhut, welcher Menschen, Ziegen, Schaafe und Kühe tödtet, schadet den Rindern nichts. Die Beeren des kleinen Nachtschattens und des Christophskrauts tödten Hüner und

---

**) Warlich nicht so böse gemeint. Keine Persiflage der Lehre des berühmten Gall, für den ich Achtung habe; vielmehr hat mir diese Lehre blos als ein Vehikel zu meinem Ridendo dicere verum über ganz andere Dinge gedient.

a) Das Letztere gilt namentlich vom kleinen Stumpfhahnenfuße, von dee hohlröhrigen Wassereebendolde u. a.

b) Stapelia. Ihr Geruch ist dem des Aases so täuschend ähnlich, daß die Fliegen ihre Eyer darauf legen.

c) Wer die Giftpflanzen kennen lernen will, wird in Halle's Deutschen Giftpflanzen zur Verhütung trauriger Vorfälle, in den Haushaltungen nach ihren botanischen Kennzeichen, nebst den Heilungsmitteln ꝛc. Vierte Aufl. mit ausgemalten Kupf. Berlin 1802., und noch besser in Mayers einheimischen Giftgewächsen, welche für den Menschen am schädlichsten sind, 3 Hefte mit illum. Kupf. Berlin 1800 u. 1801. (6 thl.) hinlängliche Belehrung finden. Das dritte Heft der Mayerschen Schrift enthält eine Beschreibung der eßbaren Schwämme. Die Auswahl ist strenge, und die Abbildungen sehr treu und sauber. Wem aber diese Bücher zu kostbar sind, den wird für den ersten Anlauf folgende Schrift befriedigen: Giftpflanzenbuch, mit illum. Kupf. Berlin 1797. Neue Aufl. 1805. nebst einem Anhang: die eßbaren Schwämme Deutschlands, nach der Natur abgebildet und beschrieben. Zur Verhütung nachtheiliger Vergiftungen. Mit 5 ausgemalten Kupfertafeln. (12 gr.)

d) Die Zeitlose.

Enten, und das Kraut des erstern die Schweine, dennoch soll der Absud und der Saft dem Menschen nichts schaden. e) Kein Thier frißt die weiße Niesenwurz, aber die Maulesel suchen sie sehr begierig; auch der wilde Kälberkropf, der in Menge dem Menschen schadet, wird von den Eseln ohne Nachtheil gefressen. Wohlverlei ist eine vortrefliche Heilpflanze, die nicht zu den giftigen gehört, und doch rührt sie kein Thier an, die Ziege ausgenommen. Obige Behauptung also ist nicht sicher, und man muß durchaus die Giftpflanzen früh kennen lernen, um sich vor Schaden zu hüten. Sie mögen dann dem Vieh bekommen oder nicht, das geht uns nichts an. Buttermilch ist den Pferden Gift, und uns ist sie gesund. Daß die Thiere ohne eine solche Pflanzenkenntniß, die wir uns verschaffen können, blos vom Instinkt geleitet, die Giftpflanzen, welche ihrem individuellen Körper schädlich sind, vermeiden, das ist gewiß. Ich habe Stunden lang die weidenden Heerden beobachtet, und einmahl die bedenklichsten Pflanzen vorher, ehe sie kamen, mit Stäbchen bezeichnet, aber ich fand sie, nachdem sie die Weide verlassen hatten, fast alle wieder. Wenn sie aber manche Giftpflanzen, die sie sonst nicht anrühren, doch fressen, so ist die Ursache Theils in ihrem Heißhunger zu suchen, zumahl wenn sie zu Hause nicht viel Futter bekommen, Theils in Unvorsichtigkeit, wenn eine Giftpflanze mitten unter ihren Lieblingskräutern steht, oder sie sind krank, und genießen, vom Naturtriebe geleitet, absichtlich solche Pflanzen, um sich durch Erbrechen oder Purgiren zu heilen. Daß wir in dieser Hinsicht schon manches Gute von Thieren gelernt haben, ist bekannt.

Die Pharaosratz (Viverra ichnenmon) frißt die indische Schlangenwurz (Ophioniza Mangos), welche einen bittern Geschmack hat, nicht als gewöhnliche Nahrung, sondern Schlangen, Federvieh, die Eyer und Jungen des Krokodils ꝛc. aber wenn sie von der giftigen Brillenschlange gebissen wird, soll sie jene Wurzel ausgraben und verzehren, um die schädlichsten Folgen ihres Bisses abzuwenden. Die Einwohner in Zeylon ahmen in ähnlichen Fällen dies mit gutem Erfolge nach. Nach Halles Schrift von den Giftpflanzen soll das Vieh alle Arten von Wolfmilch fressen, ich habe dies aber blos bei den Ziegen und Schaafen bemerkt; wenn es auch andre Thierarten gethan haben, so geschah es vielleicht aus oben erwähnten Gründen, ich habe es nie gesehen, so aufmerksam ich auch auf diesen Umstand gewesen bin. Vermuthlich merkte der Landmann, daß die Thiere, die sie genossen, purgirten, oder sich erbrachen, daher braucht er sie noch jetzt bisweilen als Purgier- oder Brechmittel, aber ein verständiger Arzt wird sie gewiß nicht anwenden, ihr Genuß bewirkt heftige Entzündung und wohl gar den Tod.

Indessen giebt es auch Beispiele, daß manche gefährliche Giftpflanzen gar keinen, oder keinen großen Nachtheil im menschlichen Körper bewirkt haben, und diese Erfahrung hat schon manchen Menschen zu seinem Schaden sicher gemacht. Als ich in meiner Jugend die Giftpflanzen kennen lernte, und so manche traurige Beispiele von den schrecklichen Wirkungen las, die sie hervorgebracht haben, benutzte ich jede Gelegenheit sorgfältig, wo ich die Menschen vor ihnen warnen konnte, aber öfters glaubte man mir nicht, bisweilen lachte man mich sogar aus, weil man schon oft bemerkt haben wollte, daß die von mir als gefährlich geschilderten Pflanzen nicht geschadet hatten.

Aber wie mag es zugehn, daß der Genuß der Giftpflanzen manchem Menschen nicht schadet? Hier kömmt es darauf an, welche Theile der Pflo ze, wie viel, zu welcher Zeit, ob sie der Me frisch oder getrocknet, und auf welche Art be er sie genossen hat. Nicht alle Theile der f sind gleich wirksam, mehren Theils ist es zel, die Frucht oder der trockne Samr

e) Es fehlt indessen nicht an einigen Beispielen, wo das Kraut, unter dem Zugemüse genossen, den Tod bewirkt hat!

f) Bei manchen, z. B. beim Aaronskr Blätter schärfer, als die Wurzel.

gemeine Waldrebe zieht Blasen, dennoch ißt man die jungen Sprossen als Zugemüße und Sallat im Frühjahr. Die Dolleblume zählt man unter die scharfen Gifte, aber die Knospen kann man als Kapern genießen. Die Blätter des kleinen Schöllkrauts können statt Sallat dienen. Die mit Wein oder Essig abgekochten Wurzeln und Blätter des Aaronskrautes sollen den Magen stärken. Manche Pflanzen sind zu einer gewissen Zeit schädlich, und zu einer andern unschädlich; z. B. die Zeitlose nur im Frühjahre, weniger im Herbste, dagegen ist die sehr schädliche Wurzel des Gifthahnenfusses im Frühjahre unschädlich, so wie die Wurzel des knolligen Kälberkropfs, die man als Sallat genießt. Ehe die Wurzel des breitblätterigen Wessermerks blüht (im Juni), schadet sie nichts, aber im August macht sie rasend und tödtet. Die jungen Blätter der gemeinen Kermesbeere (Phytolacca decandra) kann man als Spinat- oder Kohl essen, aber die alten Blätter, die unreifen Beeren und die Wurzel sind giftig, letztere jedoch nur in Herbste, nicht so im Frühling. Die Samen und Beeren des Spillbaums sollen giftig sein, aber die Blätter können als Thee getrunken werden, den manche dem chinesischen Thee vorziehen. Ueberhaupt aber verlieren viele Giftpflanzen gekocht oder getrocknet ihre Schärfe ganz oder zum Theil. Die oben erwähnte Zwiebel der Zeitlose und Kaiserkrone ist frisch giftig, getrocknet aber ein kräftiges Heilmittel bei der Wassersucht und bei Brustbeschwerden. Das Salzmehl der Kaiserkrone kann man in Küchen ohne allen Schaden gebrauchen.

(Der Beschluß folgt.)

Paradoxon.

Das ist ein trockener Mensch.

„Das ist ein trockener Mensch!" — hat schon mancher sich nachsagen lassen, oder wohl selbst noch hören müssen, während er eine Gesellschaft verließ, wo die Kunst über Nichts und abermahls Nichts Stunden lang das geistreichste Gespräch zu halten, zur schönen erhoben worden ist. „Das ist ein trockener Mensch!" — ist das Anathema, das über die Verfasser aller der Schriften ausgerufen wird, die dem flachen Modegeschmack nicht huldigend lediglich gründliches Wissen und Humanität zu befördern suchen. „Das ist ein trockener Mensch!" der bitterste Vorwurf, der einem modernen Elegant gemacht werden kann, war bei den kräftigen Alten, den Griechen und Römern, die preiswürdigste und gepriesenste Eigenschaft, die bei dem, cui mens sana in corpore sano, nahmhaft gemacht werden konnte.

Wenn der freundlich geschwätzige Cato, Cicero's liebenswürdiger Schutzredner des Alters, den Beweis zu führen sucht, daß auch das hohe Alter noch immer munter und kraftvoll sein könne; so beruft er sich unter andern auf das Beispiel des neunzigjährigen Masinissa: „Wenn derselbe eine Reise zu Fuß angetreten hatte, so bestieg er niemahls ein Pferd, saß er aber einmahl zu Pferde, so stieg er auch nie ab; weder Kälte noch Regen konnte ihn bewegen, sich das Haupt zu verhüllen; in seinem Körper wohnte die größte Trockenheit, so daß er alle Pflichten und Geschäfte eines Königs zu erfüllen im Stande war." — Ein sehr gelehrter Jurist des vorigen Jahrhunderts, ein Mann, dessen Schriften von wahrer humanistischer Bildung zeugen, ein Jurist, wie es jetzt wenige giebt, der ehrliche Duker, fand jenen Ausdruck: „Trockenheit des Körpers," (siccitas corporis) so wenig schicklich, so sonderbar, daß er einen Schreibfehler witterte, und ein anderes Wort zu lesen vorschlug, wodurch die Stelle den verständlichen Sinn erhielt: „der Körper des Masinissa habe die größte Dauerhaftigkeit und Abhärtung (firmitatem) gehabt, er sei ein unverwüstlicher Mann gewesen — würden wir sagen." Sinnreich, und doch unrichtig; die Sache hat ihre volle Richtigkeit: Masinissa war ein äußerst trockener Mensch.

Nach der Nosologie des Hippokrates, und der alten Aerzte und Physiologen überhaupt, entstehen

zeugen; man muß
n, daß der Körpe
der Mond hat ein
lauben der Alten
rdirbt, bei Mond
r, bei Mondschei
, indem durch die
machte Luft die
ripatetikern verw
γρος βιος war bei
ηξιον. Wer zw
Wahrheit des H
trockene Seel

fahrung, daß U
otzender Körper
Alten. Ihre E
n Zwecken auch
gen, durch die
erkräfte, Sch
weiß die überfl
iben. Als d
Römern die G
en, um doch
, an die S
Dampf=Bä
kochte.
sich das schn
serst selten
igte Figur
dem untre
ikelbildner
des Esels,
einzige an

klimatisch
, auch un
de geword
barba
ewänder
schen wi
dikuls tr

ten an ihre Stelle. Es muß einem dabei die Frage einfallen: wo denn die ehrbaren Damen, die Matronen der Alten, wenn sie wegen ihrer einfachen, dünnen Gewänder auch keine Taschen hatten, ihre Schlüssel, ihr Geld, und ihr Schnupftuch hinsteckten? Dinge, die doch einer ehrlichen Hausfrau unentbehrlich zu sein scheinen. Die Antwort ist leicht; denn erstlich: — sie gebrauchten keine Schlüssel! — nicht, als ob sie, wie mehrere unserer Damen, es für unanständig gehalten hätten, sich um die Hauswirthschaft zu bekümmern, und die Schlüssel zum Speisegewölbe rc. zu führen, — die griechischen Matronen hatten etwas anderes, das bei ihnen die Stelle der Schlüssel vertrat — einen Siegelring, womit sie alles versiegelten. Schlösser kannte man nicht. Zweitens: sie hatten kein Geld bei sich! Zum Markte giengen sie nicht, sondern der Mann besorgte den Einkauf; und sonst diente ihnen anstatt des Beutels, wie unsern Damen der Hausfreund, ein Sklav. Und so hätten sie vielleicht drittens auch kein Schnupftuch bei sich geführt? — — Richtig, sie schneutzten sich nicht!

Da die Diät der Alten hauptsächlich im Ableiten aller überflüssigen Säfte bestand, so begreift man, warum bei ihnen das Schneutzen und Spucken in Gesellschaft wenigstens für unanständig gehalten werden konnte; wer an einem Schnupfenfieber litt, konnte ja wohl so lange die Gesellschaft vermeiden. Nicht bloß bei Griechen und Römern, selbst bei den Persern galt diese Regel des Wohlstandes. „Noch jetzt" — erzählt uns der große Kenner Persischer Sitten und Gebräuche, Xenophon — „noch jetzt wird es bei den Persern für unanständig gehalten, auszuspucken, oder sich zu schneutzen; oder überhaupt etwas fetter Natur zu sein. Das konnten sie nicht thun, wenn sie nicht eine sehr mäßige Diät beobachteten, und sich bemühten, die Säfte auszuarbeiten, damit sie auf einem andern Wege ihren Abgang finden." — Wenn der Sittenmahler Theophrast das Ideal eines schmutzigen, unsaubern Menschen (homme vilain) zeichnen will, so sagt er von ihm: „beim Essen schneutzet er sich, und sobald er sich mit Jemanden in ein Gespräch einläßt, wirft er Speichel aus dem Munde." Beim Arrian sagt Epiktet zu einem Kerl, der aller Schändlichkeiten fähig ist: „würdest du es bei deiner Frechheit wohl wagen, dich im Tempel auszuschneutzen, oder daselbst auszuspucken?" Nur einem Diogenes konnte man es verzeihen, wenn er seinem Gast ohne Umstände ins Gesicht spie, und sich mit der Entschuldigung half, auf den Boden könne er nicht speien, weil da lauter Bilder der Götter gemahlt wären.

Als in den spätern Zeiten des römischen Reichs, wo Sittenverderbniß aller Art, wie eine verheerende Pest, sich verbreitete, und man auf nichts sann, als auf sinnlichen Wechsel der Lust: da waren auch Ehescheidungen, die leichtfertigsten und gewissenlosesten, die gedacht werden können, eine Sache der Mode; der geringste Fehler der betagteren Gattinn war hinreichend, die Klage gültig zu machen; es war ein entscheidender Grund, wenn der Gatten einer — keine trockne Nase hatte. Daher der strafende Satyriker b):

Mögen der Runzeln nur drei sich zeigen, und spröde die Haut sich
Falten, die Zähn' ausfallen, zusammenschrumpfen die Aeuglein;
Gleich ruft der Gatte, vor Kurzem noch Sklav: „geh, packe dein Bündel!
Deiner hab' ich schon satt; stäts rinnt dir die Näse, fort, pack dich,
Schnell nur, und eile, da kommt schon die andre mit trockener Nase!" —

Die Sache wurde in physiologischer Hinsicht für so ernsthaft gehalten, daß sogar nach dem alten Sprachgebrauch metaphorische Ausdrücke von derselben entlehnt wurden. Ein Mensch mit ausgeschneutzter Nase (emunctae naris) war so ziemlich dasselbe, was wir einen Menschen mit einer feinen Nase nennen; ein verständiger, sinniger Mensch: wer hingegen, nach moderner Sprachweise, eben das Pulver nicht erfunden hatte, dem Thoren und Blödsinnigen, oder dem auch eine Dosis Narrheit zugekommen war, dem legte man eine fette Näse bei (obesae naris homo). Die trockne Seele war die beste; zu viele Säfte waren dem Verstande nachtheilig. So sagt in einem Lukianischen Todtengespräch Menippus zum Höllenrichter Aeakus, Empedokles habe sich nicht etwa aus Melancholie in den Aetna hinabgestürzt, sondern aus Narrheit und Aufgeblasenheit, und weil er zu viele Feuchtigkeit in der Nase gehabt habe (πολλη κορυζα). Allen denen, die an dieser verrufenen Saftfülle laborirten, empfahl man Nießwurz (helleborum, veratum) zu trinken; und es war kein Kompliment, das man dem Verstande dessen machte, dem man den Rath gab, nach Anticyra zu schiffen!

b) Juvenal 6, 147 ff.

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

32. Stück. Freitag, den 7ten August. 1807.

Feine Lebensart.

Was im Umgang für Feinheit verkauft wird, ist meistens nichts weiter,
Als vergoldetes Holz. Reibe! die Grobheit scheint durch. Fr. Kaßmann.

Auszug aus dem Regierungsblatt.

Konstitutions-Urkunde der königlichen Akademie der Wissenschaften.

Wir Maximilian Joseph, von Gottes Gnaden König von Baiern.

Die Erfahrung aller Zeiten hat bewähret, daß die Erhöhung des Wohlstandes eines Staates durch eine mannigfaltigere und vollkommenere Benützung der physischen Vortheile seines Bodens und seiner Lage, mit der geistigen Ausbildung seiner Einwohner immer gleichen Schritt gehalten hat, und die Zunahme dieses Wohlstandes immer von dem Grade abhieng, in welchem die Wissenschaften in einem solchen Staate betrieben, die Entdeckungen und Erfindungen der Vor- und Mitwelt von ihm der Aufmerksamkeit und Anwendung gewürdiget, und Veranlassungen und Antriebe gegeben wurden, zum Wetteifer in solchen Bestrebungen gegen andere Staaten nicht zurückzubleiben.

Von dieser Ueberzeugung geleitet, und zu diesem Zwecke haben Unsere Regirungs-Vorfahren die baierische Akademie der Wissenschaften gegründet, und ihre Emporbringung sich angelegen sein lassen. Auch Wir wurden dadurch bewogen, ihr während Unserer Regirung vielfache Beweise Unserer Aufmerksamkeit und gleicher Absichten und Gesinnungen zu geben.

Da aber sowohl die Fortschritte der Wissenschaften selbst seit der Errichtung der Akademie, als die größere Ausdehnung Unseres Reiches in den letzten Jahren, und das hieraus hervorgegangene Bedürfniß einer vielseitigeren Ausbildung ein offenbares Mißverhältniß zwischen dem Zwecke und den Mitteln des erwähnten Institutes hervorgebracht haben, so glauben Wir, Unsere Sorgfalt für die Vervollkommnung desselben, und für die Beförderung der Wissenschaften und Künste überhaupt nicht besser an den Tag legen zu können, als indem Wir ihm nachstehende, sowohl seinem Stiftungszwecke, als den gegenwärtigen Verhältnissen angemessenere neue Einrichtung geben.

Wir verordnen demnach, wie folgt:

I. Die Akademie der Wissenschaften gehört als eine Central-Anstalt Unserm Gesammtstaate an, und hat ihren Sitz in der Haupt- und Residenzstadt.

II. Ihr nächster Zweck soll sein, durch Nachdenken, Erforschungen, fortgesetzte Beobachtungen und andere Bemühungen entweder neue Resultate im Gebiethe der Wissenschaften zu liefern, oder die alten ergiebiger zu machen, und sowohl jenen, als diesen zur Verbreitung des Wahren, Nützlichen und Schönen, Anwendung in Unserm Reiche zu verschaffen.

Zu diesem Zwecke soll eine Anzahl gelehrter und einsichtsvoller Männer ihr Leben ausschließend den wissenschaftlichen Forschungen widmen — in eine Gesellschaft an einem Orte verbunden, einander sich mittheilen, unterstützen und gegenseitig sich erregen, damit im Reiche der Wahrheit und der Kenntnisse hervorgebracht werde, was einzelne Kräfte, nähme man jede derselben auch als die möglich größte an, nie vermögen würden.

III. Wir wollen hierbei dem Forschungsgeiste durch bestimmte Weisungen keine Schranken setzen, und überhaupt den Zweck der Akademie nicht durch unmittelbare Anwendbarkeit der wissenschaftlichen Untersuchungen bedingen; jedoch ist diese davon keineswegs ausgeschlossen, und es sollen deßhalb diejenigen Mitglieder, welche ihr Nachdenken mehr auf practische Gegenstände, als auf theoretische Untersuchungen gerichtet haben, ihre Kräfte und ihren Fleiß vorzüglich dem Vaterlande widmen, und diejenigen unter ihnen werden den größten Dank verdienen, welche die angemessensten Mittel, besonders zur Verbesserung der Agrikultur, zur Belebung der Industrie, und vor Allem zur Vertilgung der noch herrschenden, dem Kunstfleiße nachtheiligen Vorurtheile vorschlagen, und ihnen Eingang zu verschaffen trachten werden.

IV. Die wesentlichen Gegenstände der Akademie sind:

1. Philologie, alte und neue Litteratur, Philosophie im allgemeinen und höchsten Verstande, wo sie die Erforschung der Prinzipien überall und nach allen Seiten hin zum Gegenstande hat, folglich Anfang, Mittel und Ende aller wissenschaftlichen Bildung, wie der theoretischen, so auch der practischen, ja aller Geistes-Kultur überhaupt ist.
2. Mathematik, und sämmtliche Natur-Wissenschaften in der weitesten Ausdehnung.
3. Die Geschichte in ihrem ganzen Umfange mit ihren Hilfswissenschaften.

V. Nach diesen Hauptgegenständen theilt sich die Akademie in drei Klassen. Die erste Klasse wird nicht in besondere Sectionen abgetheilt, weil die darunter begriffenen Erkenntnisse sich gegenseitig voraussetzen, und bedingen; — die zwei letzten Klassen hingegen werden es zuträglich finden, sich weiter in Sectionen nach den Zweigen der einzelnen, hier mehr auseinander liegenden Wissenschaften abzutheilen.

Der historischen Klasse liegt vorzüglich ob, die vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik, Archäologie u. s. f. zum besonderen Gegenstande ihrer Nachforschungen und Arbeiten zu machen.

Sie soll sich daher vornehmlich damit beschäftigen, daß sie alle darauf Bezug habende Denkmähler und Beiträge mit Fleiß und Kritik sammle, und aus denselben

a. die Berichtigung und Ergänzung der monumentorum boicorum,
b. ein vollständiges geographisch-historisches Lexikon von Baiern, nebst andern historischen Sammlungen und Beiträgen zu Stande bringe.

Die Klasse der Mathematik und Naturwissenschaften wird sich vorzüglich beschäftigen mit der Untersuchung der gesammten inländischen Produktion und Industrie, und mit Vervollkommnung derselben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Giftpflanzen, ihren Schaden und Nutzen für die Gesundheit des Menschen.

(Beschluß)

Das gefleckte Arum (Arum maculatum) ist frisch ein scharfes Gift, aber getrocknet ohne *alle* Kräfte. Die gerösteten Knollen der giftigen Erdscheibe sind eine angenehme und unschädliche Nahrung, sie haben den Geschmack gebratener Kastanien. Das Tollkorn schadet vielen Menschen nicht, wenn es ein Jahr alt ist. Manche Pflanzen verlieren ihre Schärfe durch Beimischung anderer Pflanzen oder des Essigs. Die giftigen Schwämme a) schaden oft deswegen nichts, weil sie im letzteren gekocht werden, wiewohl sie, wie alle Schwämme, eine ungesunde Nahrung bleiben, wenn sie auch keine Schärfe mehr haben, denn sie sind unverdaulich; und nur die Brühe eßbarer Schwämme ist trefflich, sie soll noch kräftiger sein, als vom besten Rindfleische, daher man sie auch nur in dieser Hinsicht benützen sollte.

Manche meiner Leser werden mir vielleicht noch das eine oder andere Beispiel anführen können, wo die erwähnten Ursachen nicht Statt fanden, und die genossene Giftpflanze doch nicht schadete. Al-

a) Z. B. der blutrothe Fliegenschwamm, der weiße Pfefferschwamm rc.

lein es ist die Frage, was der Vergiftete *vor* oder *nach* dem Genusse des Giftes genossen hat? In vollem, verschleimten Magen, wenn man viel Fett gegessen hat, schadet es oft nicht, weil sich die Schärfe im Schleime und Fette einwickelt, und dadurch die feine Wirkung derselben gehindert oder geschwächt wird. Mancher genießt auch wohl, ohne die Absicht zu haben, das genossene Gift zu entkräften, nach dem Genuße desselben viel Essig oder Baumöl, Butter, Milch Hafergrütze, Honig oder Kaffee u. s. w., und so ist es begreiflich, warum es ihm nicht schadet. (Vorzüglich ist der Kaffee ein treffliches Mittel gegen alle scharfe und betäubende Giftpflanzen.) Oefters erbricht sich auch der Kranke oder larirt, und so wird das Gift aus den Gedärmen fortgeschaft, ehe es noch den Magen entzünden kann; und Oel, Milch, Butter, Haferschleim verhindern die Entzündung. Ueberhaupt aber wirkt ein und dasselbe Gift nicht auf dieselbe Art in jedem Menschen, und es kömmt hier viel auf seine individuelle körperliche Beschaffenheit an; was dem Einen den Tod bringt, macht den Andern vielleicht nur krank. Der Taumellolch schadet fetten Personen und Kindern lange nicht so sehr, als erwachsenen magern Personen, und da, wie ich unten zeigen werde, die Giftpflanzen die wohlthätigsten Heilmittel gegen manche Krankheiten sind, so ist es möglich, daß der Vergiftete wohl gar nach dem Genusse des Giftes gesund wird; aber welcher vernünftige Mensch wollte sich dadurch und durch die Bemerkung, daß auf das Gift weder Krankheiten noch Tod augenblicklich erfolgten, sich sicher machen lassen, und glauben, daß es mit demselbigen nicht so viel auf sich habe, als einsichtsvolle Aerzte behaupten? Oft gehet es langsam im Körper, und bewirkt allmählich Gicht, Lähmung und andere Zufälle, die noch schlimmer sind, als der Tod.

Auch die Gewohnheit thut hier viel. Ganze Völker essen giftige Wurzeln als Sallat, und giftige Schwämme als gewöhnliches Nahrungsmittel oder als Leckerei, die uns Krankheit oder Tod bewirken würden! Der Russe trinkt Scheidewasser wie Brauntwein, und vor etwa 14 Jahren tödtete eine kleine Quantität die Frau eines benachbarten Landpredigers, welche aus Versehn ihr Arzneyglas mit einem Gläschen von Scheidewasser verwechselte! Die Türken berauschen sich mit Opium, um sich aufzuheitern, uns aber würde er, in gleicher Menge genossen, auf ewig einschläfern!

Ich kann endlich nicht umhin, zu bemerken, daß man bis jetzt noch manche Pflanzen für giftig erklärt, die es nicht sind, und wenn man ein- oder zweimahl bemerkt hat, daß ihr Genuß schädlich ward, so war dies blos Zufall.

Das *beständige Bingelkraut* (Mercurialis perennis) z. B. soll tödten, allein ich kann dies aus eigener Erfahrung widerlegen. *Roßfenchel* (Phellandrium aquaticum) soll Menschen und vorzüglich Pferden schädlich sein, aber er ist es gewiß nicht, sondern die Puppe des Rüsselkäfers (Curculis paraplecticus), welche sich in den Stengeln des Roßfenchels befindet. So hielt man das *große Schöllkraut*, die *Gemswurzel*, den *Bastard-Gänsefuß* (Chenopodium hybridum), den *Feld-Rittersporn* (Delphinium Consolida), die *Seidenpflanze* (Asclepias syriaca) lange für giftig, aber gewiß mit Unrecht. Der milchiche Saft der letzteren ist zwar etwas scharf, aber nicht giftig. Daraus folgt nun aber nicht, daß man diese Pflanzen essen soll, sondern ich habe diese Beispiele nur angeführt, um zu zeigen, warum ihr Genuß nicht geschadet hat. Wer seine Gesundheit lieb hat, nimmt keine Pflanze in den Mund, und noch weniger genießt er sie, wenn er sie nicht genau kennt, und wenn sie nicht zum Essen bestimmt ist.

So vorsichtig man aber auch in dieser Hinsicht sein muß, b) so ist doch der Abscheu und die Ver-

b) *Halle* behauptet in seinem Vorberichte zu seinen deutschen Giftpflanzen, daß wohl kein Jahr vergehe, daß nicht Familien und einzelne Personen, am Meisten aber Kinder durch Nicht- oder Mißkenntniß der Giftpflanzen, klägliche Schlachtopfer des Todes, oder doch wenigstens langwieriger Krankheiten werden. Die in öffentlichen Nachrichten gegebenen Berichte seien gewiß nicht der hundertste Theil der jährlichen Fälle, welche man erfahre, und nicht der tausendste derer, die man auf Rechnung anderer Ursachen schreibe, die aber nichts, als die langsamen Folgen genossener Giftpflanzen wären. Es scheine, daß es auch nicht einen Menschen, noch weniger eine Familie geben könne, die nicht Giftpflanzen genossen haben sollte, es sei nun im Genusse mit den Kohlarten, dem Sallate, oder an Suppen als Wurzeln, und ich stimme ihm völlig bei.

achtung, welche manche Menschen gegen Giftpflanzen haben, übertrieben, und ich weiß nicht, ob der Eifer, mit welchem man sie an manchen Orten überall gänzlich ausrottet, so sehr zu empfehlen ist. c) Die Pflanzen, die der Laie Gift nennt, sind die wohlthätigsten Heilmittel in der Hand eines verständigen Arztes, der ihre gehörige Anwendung kennt, und man thut dem letzten Unrecht, wenn man ihn deswegen, weil man sich ihrer fleißig bedient, einen Giftmischer nennt, wie ich bisweilen, selbst unter gebildeten Ständen, bemerkt habe. Aber freilich, wenn ein junger unerfahrner oder gewissenloser und dummdreuster Arzt sie in Fällen anwendet, wo sie eher schädlich als nützlich sind, wenn er sie in größerer Quantität gebraucht, als er sollte, wenn er, ohne ihre besondern Wirkungen genau zu kennen, erst an einem Kranken versuchen will, ob und wie sie ihm bekommen werden, um im glücklichen Falle, sich durch seine Entdeckung Ruhm und Geld zu erwerben, dann ist es eine andere Sache, und vor einem solchen Arzte mag sich Jeder hüten, wenn er nicht ein Opfer des Grabes, oder auf seine ganze Lebenszeit unglücklich werden will!

Um manchen Leser zu gewinnen, daß er die sogenannten Giftpflanzen mehr schätzen lerne, will ich einige Beispiele ihrer wohlthätigen Wirkungen anführen, welche erprobte Aerzte in dem letzten Jahrzehend bestätigt gefunden haben. Gewiß würden viele bedenkliche Krankheiten und heftige Schmerzen weder gehoben noch gemildert, manche dem Tode nahe Menschen würden nicht gerettet werden, wenn die so sehr verabscheuten Giftpflanzen nicht wären.

Belladonna-Blätter im Keuchhusten, bei Fiebern, (im Scharlachfieber den eingedickten Saft derselben) bei der Wassersucht, in der Hundswuth, gegen das Mißgebären, gegen den Starr;

Bilsenkraut gegen erfrone Glieder, bei Augenkrankheiten: Bilsenkrautöl beim Lungenbluthusten und als schmerzstillendes Mittel;

Bittersüß (Dulcamara) bei der Lungensucht;

Rother Fingerhut in der Schwindsucht, Wassersucht und Brustwassersucht;

Koloquinten-Extrakt (in Verbindung mit Oel und Opium) bei eingeklemmten Brüchen;

c) In manchen Gegenden findet man manche treffliche Giftpflanzen gar nicht mehr, die ich vor 12 Jahren häufig dort sah. Ich glaube, nur in der Nähe der Häuser und in solchen Gärten, wo sich Kinder beständig aufhalten, oder wo von unwissenden Gesinde durch Verwechselung Schaden angerichtet werden kann, sollte man jene Vorsicht anwenden.

Kirschlorbeerwasser gegen die Flecken der Hornhaut;

Krähenaugen bei der Ruhr;

Weiße Nießwurzel (Veratrum album) gegen Erstickungszufälle;

Porst (Ledum palustre) beim Keichhusten und bei der Ruhr;

Purgierkraut bei Geschwüren an Füßen.

Schierlings-Extrakt bei asthmatischen Beschwerden;

Großes Schöllkraut (Chelidonium majus) bei hartnäckigen Fiebern, Verhärtungen des Unterleibs, in der Gelbsucht rc. d)

Blauer Sturmhut (Aconitum napellus) bei Lähmungen, in der Lungensucht und bei Rheumatismen;

Wasserfenchelsaamen e) bei der Lungensucht;

Zaunrübe (die Wurzel) mit Weinessig und Kochsalz vermischt, gegen Kniegeschwulst von äusserer Verletzung und vom Rheumatismus (neben dem Gebrauche innerlicher Mittel).

Daß der Laie solche Pflanzen in eben genannten Fällen nicht anwenden darf, versteht sich von selbst, und für einen solchen Zweck habe ich dies auch nicht erzählt; denn er weiß weder, unter welchen Umständen, noch in welcher Quantität sie anwendbar sind; aber er wird, wenn er ihre wohlthätige Wirkung kennt, nicht mehr erschrecken oder sich weigern, eine Arznei einzunehmen, welche Theile einer sogenannten Giftpflanze enthält, ein Fall, den ich schon mehrere Mahle erlebt habe. f)

d) Porst, Purgierkraut und Schöllkraut sollte man wohl nicht unter die eigentlichen Giftpflanzen zählen.

e) Daß ich den Wasserfenchel nicht für giftig halte, habe ich schon oben erinnert, ich führe ihn aber hier auf, weil er gewöhnlich unter die Gifte gerechnet wird.

f) Ich halte es überhaupt nicht für rathsam, daß diejenigen, welche die Formeln der Rezepte verfertigen, sie dem Kranken erklären, der freilich oft gern wissen möchte, aus was für Bestandtheilen seine Arznei zusammengesetzt ist. Was hilft ihm denn das? Eine solche Entdeckung hat oft die Folge, daß er die Arznei zum Fenster hinaus schüttet, wie soll er dann gesund werden? Und der Arzt ist in großer Verlegenheit, wenn er, weil er nichts davon weiß, glaubt, daß seine Heilmittel nicht wirken wollen. Wählt er daher noch wirksamere Mittel, so ist der Kranke in Gefahr, noch kränker zu werden, oder gar sein Leben zu verlieren.

Sie haben also nicht zu erweisen, daß Gall die absolute Freiheit aufhob, sondern nur, daß sie nie da wae. Sagen Sie mir, liebee Freund, wenn wir eine absolute Freiheit haben, wie ist es denn möglich, daß nicht jeder Mensch ganz durch-aus so handeln und begreifen kann, wie er will? Lehret uns dieß nicht die Tagegeschichte? Tau-sende wollen oft so handeln, wie ein Einziger, und sie haben nicht das Vermögen dazu. Ist denn et-wa der Geist in einem Blödsinnigen ein anderer, als der des Kants, Fichte, Schellings, u. s. w.? Ich glaube nicht, daß Sie dieses behaupten wee-den. Ist es denn nicht immer einer und der näm-liche Geist, der in jedem Menschen, aber nur unter verschiedenen Umständen, thätig ist? Sagt man denn nicht z. B. schon im gemeinen Leben: der hat einen schwachen, feigen, niede trächtigen Geist? Glauben Sie, daß man dieß wohl von einem Geist sagen kann, oder ist nicht die Konstruktion und der Organismus des Menschen so gestaltet, daß er so und nicht anders antreibt? Wenn unser Geist ab-

und das ermattete Organ wird sich indessen erhoh-len, u. s. w. Betrachten Sie sich selbst, und Sie werden diese Erfahrung als Wahrheit in sich selbst bestättigt finden.

Dann, behaupten Sie, wäre auch jede an-dere Freiheit aufgehoben, die höher stände, als jene des Thieres. — — Gall hat gezeigt, daß sich im Thiere nur eines oder zwei Organe, je-doch in einem höhern Grade als bei den Menschen, vorfinden, z. B. beim Fuchs das Organ der Schlau-heit. Das Thier kann also nicht anders als schlau, und auf keine andere Weise wirken. Die Thiere sind also bloße Partikeln, indem die Organe, wel-che im Thiere zerstreut und getrennt gefunden wer-den, bei dem Menschen vereint erscheinen, und zwar bei einigen in einem höheren, bei anderen in einem niederern Grade (der Mensch hat aber auch viele andere Organe, die das Thier nicht hat, z. B. das Organ der Sprache und der Theosophie) so, daß also dee Geist desselben mit jedem seiner Or-gane wirken kann, mit welchem er will ...

gen. Was Sie von der höhern Freiheit verstehen könnten, als wenn wir nämlich dadurch keine moralische oder religiöse Freiheit haben würden, dieß hebt sich durch Gall's Lehre nicht auf, weil der Geist in seinem Organ der Theosophie wirken kann, wie er will. Die Philosophen, wie Schelling, Weiller ꝛc. behaupteten schon eine geraume Zeit, daß man dem, der kein Organ für das Absolute hat, auch keines geben, folglich sich bei diesem der Geist auch nicht so hoch schwingen könne u. s. w. Man gab ihnen diesen Satz so leicht und gerne zu; dem Gall aber, der das nämliche, nur mit andern Worten vorträgt, und seine Lehre aus der Erfahrung mit manigfältigen Beweisen unterstützt, dem will man es geradezu abstreiten. Ich kann es unmöglich einsehen, wie der Geist anders frei sein könnte? Sie selbst können doch unmöglich abstreiten, daß der Geist z. B. bei der Bewegung nur mit den Füßen und den Händen arbeitet, und daß er, wenn diese einmahl ermattet sind, sich auch nicht weiter bewegen kann, u. s. w. Eben so denkt der Geist auch nur durch die Organe, und sind diese einmahl ermattet, so muß auch er seine Thätigkeit aufgeben. Wenn der Mensch krank ist, so wirkt der Geist, als wenn er selbst ganz abgemattet und schlapp wäre. Hätten wir also eine absolute Freiheit, und wären wir nicht an unsern Körper gebunden, so könnten wir auch jederzeit wirken wie wir wollten, u. s. w.

Weiter behaupten Sie, daß durch diese Lehre **die durch die Pädagogik aufgestellte Unbestimmtheit aufgehoben würde**, und ich antworte: ja sie wird aufgehoben, oder vielmehr nur die Hypothese davon. Der Mensch ist in seiner Kindheit unbestimmt, das heißt, er kann werden, was er will. Nun erziehen Sie aber einen Knaben, und nehmen Sie sich vor, ihn zu einem vortrefflichen Mathematiker zu bilden. — Glauben Sie wohl, daß Sie ihren Zweck erreichen werden, wenn er nicht eine vorzügliche Anlage zur Mathematik besitzt? Sagt nicht die Pädagogik selbst: man kann in den Knaben nichts hinein legen, wenn nicht schon die Anlage darin ist? Also setzt sie schon Anlagen voraus, und bestimmt dadurch ihren Zweck selbst, daß sich nähmlich nichts anders, als die schon vorhandenen Anlagen entwickeln kann, dabei aber suchen muß, jene, die eine schlechte Tendenz hervorbringen könnten, zu unterdrücken. Aber wie kann die Pädagogik ohne der Lehre des Gall's diese letztere Anlage erkennen, um ihren wohlthätigen Endzweck zu erreichen? Um hierinfalls bestimmt und mit Erfolge wirken zu können, setzt ja die Pädagogik die Lehre des Doktor Gall voraus. Ohne dieser Lehre hat die Pädagogik auf keinen Fall einen sichern Anhaltspunkt; denn nur durch das Erkenntniß der üblen Anlage können die dagegen wirkenden Aushülfsmittel aufgefunden und angewendet werden. Daß hingegen ein Mensch mehr, der andere weniger Anlage zum Raufen, Stehlen, Morden u. s. w. hat, das ist ja, wenn Sie es beobachten, wohl in der täglichen Erfahrung zu finden, und wenn man die so verschiedenen Anlagen nicht zu beurtheilen weiß, wie soll es denn möglich sein, sich der dagegen wirkenden Mittel zweckmäßig zu bedienen? Machen Sie Beobachtungen an Menschen, die auf ihre Meinungen, z. B. Rechthaberei versessen sind, und sich nichts nehmen lassen; und Sie werden bei ihnen zuverläßig das Organ des Raufsinnes antreffen, wovon aber der erste heftigere Reitz durch eine gute Erziehung, jedoch nur zufälliger Weise, gemildert wurde; und so könnte ich Ihnen eine Menge Beispiele aufführen, die uns immer wieder das nähmliche zeigen, daß der Geist nähmlich an den Organismus gebunden ist: und zwar Beispiele, die nicht von den Gallianern, sondern von den noch gegenwärtigen Antigallianern aufgeführt werden.

So hat z. B. N. öffentlich erzählt, daß er vor etwelchen Jahren mit einem honetten Mann, bei dem man sogar eine vortreffliche Erziehung voraussetzen mußte, in Frankfurt speiste, der einen silbernen Löffel einschob, und als er entdeckt wurde, ihn ganz gleichgültig mit den Worten heraus gab: wenn sie es verlangen, so will ich es beweisen, daß ich stehlen muß, hingegen alles Entwendete durch

r Lehre hat die Pädagogik auf [illegible]
rem Anhaltspunkt; denn nur [illegible]
niß der üblen Anlage können [illegible]
en Aushülfsmittel aufgefunden [illegible]
werden. Daß hingegen ein Mensch [illegible]
ere weniger Anlage zum Raufen, [illegible]
u. s. w. hat, das ist ja, wenn [illegible]
, wohl in der täglichen Erfahrung [illegible]
nd wenn man die so verschiedenen [illegible]
beurtheilen weiß, wie soll es denn [illegible]
h der dagegen wirkenden Mittel [illegible]
nen? Machen Sie Beobachtungen [illegible]
ie auf ihre Meinungen, z. B. [illegible]
n sind, und sich nichts nehmen lassen; [illegible]
rden bei ihnen zuverlässig das [illegible]
nes antreffen, wovon aber der [illegible]
itz durch eine gute Erziehung, [illegible]
r Weise, gemildert wurde; und [illegible]
r eine Menge Beispiele anführen. [illegible]

diese Art alle Strafen wegfallen müßten rc. allein dieses ist nicht die Folge, sondern es erfolgt nur daraus, daß, da bei solchen Menschen die Organe vorzüglich gereitzt sind, man auch einen anpassenden, sogar verschärfenden Gegenreitz anwenden müsse, um durch den größern den kleinern zu vermindern: solche Menschen hingegen, bei denen ein für den Staat gefährliches Organ im höchsten Grade erscheint, verdienen besondere Aufmerksamkeit, und könnten im äußersten Falle an einem sichern Orte für die menschliche Gesellschaft unschädlich, und derselben nützbar verwahrt werden. Dieser Art Menschen können auch die Verbrechen nicht in so hohem Grade zugerechnet werden, nachdem sie nicht aus eigener Schuld fehlen, und bleibt daher immer ungerecht, wenn man sie, besonders ohne daß die Gesellschaft je dabei gewinnt, mit dem Tode bestraft.

Sie glauben endlich und sagen: **wenn sich nun alles so verhielte, wie es Gall vorträgt, so** [illegible]

ein oder mehrere Gehirne des Menschen, und sagt: das ist z. B. nicht ein grosser Klumpen Fleisch, sondern lauter [illegible] zerlegen müsse, um die Wahrheit zu entdecken, nach der alle Menschen streben sollen.

Dann schliessen Sie weiters; **wenn nun alle Fakta richtig sind, so glaube ich kaum, daß ein Menschen-Alter hinreiche, um dieß alles zu finden.** Aber soll man denn aus diesem Grunde Galls Lehre verwerfen? Ist dann jede Wissenschaft bei ihrem Entstehen so vollkommen gewesen, als in unseren Tagen? War die Chemie das vor 200 Jahren, was sie heut zu Tage ist? Aber wenn Sie nun selbst von irgend einer Sache eine Hypothese aufstellen, und Sie finden solche in mehrern Tausend Erfahrungen bestättiget, werden Sie dann nicht urtheilen und sich überzeugen; ja es ist richtig so; das ist der Grund u. s. w.?

Wollen Sie aber dieses läugnen, so kommen Sie nie vorwärts; denn was ist dann die Physik, [illegible]

er in seiner Sammlung an die Tausende besitzt, so ist doch keiner dem andern gleich, das ist, durch eben dieselben Organe gebildet. Was würden Sie aber sagen, wenn Gall Ihnen Köpfe von Thieren z. B. von einem Fuchse zeigte und sagte: sehen Sie, dahier ist eine Erhabenheit; diese hat kein anderes Thier, und nehmen wir Menschen-Schädel, da finden wi. sie oft im großen Grade ausgebildet, und so oft ich mich nach ihrem Lebenslauf erkundigte, so hieß es immer, der Mensch war außerordentlich schlau. Könnten Sie ihm seine Hypothes wohl umwerfen? Aber Gall besteht ja selbst darauf, daß seine Lehre noch sehr unvollkommen ist, weil der Mensch mit einer Menge Organen begabt ist, und nur in dieser Hinsicht haben Sie recht, daß ein Menschenalter nicht hinreiche, um dieß alles zu enthüllen, indem Gall selbst in seinen Vorlesungen die Vervollkommung auf den Fall, wenn seine Lehre unausgesetzt verfolgt wird, auf beinahe 200 Jahre hinausgesetzt hat. Aber soll man denn schon durch diese Voraussicht erschreckt das Fundament des Gebäudes wieder einreissen, oder wenigstens zur Aufführung desselben durch ein unzeitiges Geschrei die Mitarbeiter entfernen, oder soll es nicht vielmehr Pflicht aller Gelehrten sein, ihre Kräfte zu vereinigen, um das Gebäude (indem das Vermögen eines Individuums dazu nicht hinreicht) nach und nach zu vollenden, oder wenigstens den Wirkungen der Natur immer näher zu kommen, besonders da sich diese hierinfalls in ihren aufgestellten Hypothesen bisher immer so gewaltig widerspochen haben?

Daß Gall gegen junge Menschen in Hinsicht seiner Vorlesungen gefällig ist, kann für keinen Beweis, wie Sie glauben, gegen ihn, sondern nur für ihn gelten: denn es liebet ja jeder sein eigenes, ja sogar ein angenommes Kind. Der junge Mann hingegen, der noch von keiner Sekte eingenommen ist, nimmt diese neue Natur-Erscheinung um so leichter auf, und vergleicht sie, desto unpartheiischer mit den übrigen, so wie Sie nicht widersprechen können, daß sich nicht schon der größte Theil seiner Gegner (unter denen sich ausser Ihnen kein Theolog, sondern nur Naturforscher und Philosophen, vorzüglich aber jene befinden, die Gall selbst zu hören nicht Gelegenheit gehabt, oder ihn, durch das Vorurtheil ihrer eigenen Sätze wegen zurückgehalten, nicht hören konnten) mit seiner Lehre vereiniget habe. Ich habe daher viel mehr Grund zu behaupten, daß, da Gall alle junge Menschen, die sich bei ihm über ihre Fortschritte in den Wissenschaften ausgewiesen haben, unentgeltlich seine Vorlesungen besuchen ließ, man denselben, da die Zahl derselben so beträchtlich war, auch keines Eigennutzes beschuldigen dürfe, sondern daß er vielmehr, seiner Sache gewiß, das edle Bestreben vor Augen habe, durch die jungen Männer in der Folge der gedrückten Menschheit nützlich zu sein.

Daher weiters die Schlußfolge, womit Gall freimüthig mit folgenden, oder doch ähnlichen Worten am Ende des Vorlesungen seine Lehre besiegelt. „Da Sie (nähmlich die Zuhörer aller Klassen und „Stände) den Organismus des Menschen und seine „Wirkungen dergestalt bestättigt gefunden haben, „daß der Geist nur nach den von der Natur so „manchfaltig erhaltenen Organen wirket, es folg„bar nicht in der Macht des Menschen liegt, im„mer nach unserem einseitigen Willen zu handeln, „so werden auch die Regierungen veranlaßt werden, „für das Menschengeschlecht tollerante Gesetze zu „geben.“

Wenn Sie aber lieber Freund! durch diese meine Bemerkungen noch nicht eines bessern überzeugt sein sollen; so muß ich Ihnen aus dem Munde des edlen Mannes selbst die Versicherung ertheilen, daß er zwar nicht der erste Naturforscher ist, der diese Bahn betretten, jedoch mit dem Unterschiede, daß keiner seiner Vorgänger sowohl ältern als neuern Zeit so, wie er, den angeknüpften Faden soweit verfolgte, das ist, keiner blieb bei der Natur und ihren Wirkungen allein stehen, sondern jeder wollte sich mitunter in eine höhere Region schwingen, weil es bisher immer die Sache unserer Lehranstalten war, uns eher den gestirnten Himmel, als die Erde, für welche wir allein erschaffen sind, kennen lernen zu machen. Durchgehen Sie mit Aufmerksamkeit die Gesetze Josephs und Leopolds des Zweiten in Hinsicht der vom Gall empfohlenen Tolleranz, und lesen Sie zugleich den göttlichen Herder über diese neue Lehre, und ich bin überzeugt, Sie werden jeden menschlichen Fürsten im Nahmen der Menschheit segnen, das Buch des letztern aber ans Herz drücken. So viel für dermahl. Ich bin ohne nur von Ferne zu glauben, daß das Ey schon klüger seie, als die Henne, mit vieler Achtung

Ihr

Zögling.

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

33. Stück. Freitag, den 14ten August. 1807.

„In Muße und Stille entstehet am leichtesten die ruhige Erhabenheit der Seele über Zufälle, über Glück und Unglück, über Lob und Tadel, ja selbst über Leben und Tod; da werden die Ideen, die Grundsätze gefunden, die den großen Mann machen, und ihn unterstützen."

Auszug aus dem Regierungsblatt.

Konstitutions-Urkunde der königlichen Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

VI. Die Akademie als eine blos gelehrte Korporation hat auf die Regirungsgeschäfte keinen unmittelbar leitenden oder unmittelbar einwirkenden Einfluß.

Sie wird jedoch dadurch in Verbindung mit der Staatsverwaltung gesetzt.:

a. Daß sie verpflichtet ist, der Regierung jede neue Entdeckung mitzutheilen, die entweder eines ihrer Mitglieder, oder irgend ein auswärtiger Gelehrter gemacht hat, sobald sie glaubt, daß die praktische Anwendung derselben zu irgend einem gemeinnützlichen Zwecke beförderlich sein könnte.

b. Daß die Regirung selbst über wissenschaftliche Gegenstände ihr Gutachten, so oft sie es angemessen finden, abfordert.

VII. Die Akademie setzt sich nicht nur mit den Akademien und gelehrten Instituten des Auslandes, sondern auch mit den vorhandenen gelehrten Anstalten in Unseren Erbstaaten in eine umfassende literärische Verbindung.

VIII. Die Resultate ihrer Forschungen hat die Akademie in fortlaufenden Jahrbüchern dem Publikum vorzulegen.

Außerdem kann sie andere Ausarbeitungen nach eigenem Gutfinden in selbst gewählten periodischen Schriften oder besonderen Sammlungen unter ihrem Nahmen erscheinen lassen. Auch wird sie jährlich durch ein Programm die Gelehrten aller Länder zur Beantwortung aufzugebender Preisfragen einladen.

IX. Das Personale der Akademie soll künftig bestehen:

a. Aus einem Präsidenten.
b. Einem beständigen General-Sekretär.
c. Klassen-Sekretären.
d. Ordentlichen in München residirenden Mitgliedern.
e. Ehren-Mitgliedern.
f. Auswärtigen wirklichen Mitgliedern.
g. Korrespondenten.
h. Adjunkten.
i. Zöglingen.

X. Der Präsident wird von Uns selbst ernannt. Wir werden dabei immer auf solche Männer Unsere erste Rücksicht nehmen, welche ein unbestrittenes literarisches Ansehen, und anerkannte persönliche Würde für sich haben.

Der Präsident wacht über die genaue Beobachtung der Gesetze und die Erfüllung der Pflichten eines jeden Mitgliedes oder Angehörigen des Institutes.

Er präsidirt in den allgemeinen Versammlungen, und so oft er es zuträglich findet, auch in den besonderen oder Klassenversammlungen. Er kann außerordentliche Versammlungen zusammen berufen. Er unterzeichnet alle Ausfertigungen, welche unter dem Nahmen der Akademie geschehen,

so wie er auch alles eröffnet, und an die Behörde austheilt, was an die Akademie gerichtet ist.

Ihm liegt insbesondere ob,

a. für die Erhaltung der guten Ordnung,
b. für die Erhaltung und Vervollkommnung aller der Akademie beigegebenen Sammlungen und gewidmeten Anstalten,
c. für eine genaue Verwendung der für die Akademie bestimmten Gelder, nach den unten vorkommenden näheren Vorschriften zu sorgen,
d. am Schlusse des Jahres über den Zustand der Akademie im Allgemeinen, über die wichtigsten Arbeiten ihrer Mitglieder, über alles, was in den Angelegenheiten des Instituts zu Unserer unmittelbaren Kenntniß sich eignet, Berichte an Uns zu erstatten

In Allem, was der Präsident zur Handhabung der Gesetze und der guten Ordnung vorschreibt, werden ihm die Mitglieder der Akademie Folge leisten, ihm in solchen Weisungen nicht nur nicht widerstreben, sondern vielmehr ihrerseits mit zuvorkommendem Eifer auf den allgemeinen Zweck unter seiner Leitung hinarbeiten.

Auf den Fall seiner Abwesenheit oder sonstigen Verhinderung übernimmt der General-Sekretär einsweilen die Leitung der Geschäfte.

Uebrigens erwarten Wir von ihm, daß er die ihm anvertraute Leitung stets in dem hohen und liberalen Geiste führen werde, welcher das Institut durchaus beleben soll.

XI. Der Präsident überträgt vorläufig die Geschäfte eines General-Sekretärs einem akademischen Mitgliede nach eigener Wahl, bis von Uns selbst eine definitive Ernennung zu dieser Stelle nach dem Gutachten des Präsidenten erfolgen wird.

Der General-Sekretär kontrasignirt die Aussertigungen der Akademie. Siegel, und Archiv sind in seiner Verwahrung. Er führt das Protokoll in den allgemeinen Versammlungen.

Er besorgt die Redaktion der Jahrbücher der akademischen Arbeiten, verfaßt die biographischen Notizen, und in besonderen Fällen die Ehren-Reden auf die der Akademie durch den Tod entrissenen Mitglieder.

Er redigirt den Jahrbericht und die übrigen allgemeinen Berichte zur Regirung.

Er verfertiget mit Beihülfe der Klassen-Sekretäre die Auszüge aus den gekrönten Preisschriften, und liest sie in den öffentlichen Versammlungen vor. Er verzeichnet alles, was zur fortlaufenden Geschichte der Akademie gehört, und ist überhaupt unter der Oberleitung des Präsidenten ihr allgemeiner Geschäftsführer in allem, wo dieselbe als ein Gesammtes in Betracht kommt.

XII. Die Klassen-Sekretäre werden von Uns selbst benannt.

Sie vertreten die Stelle der ehemahligen Direktoren, geben in Abwesenheit des Präsidenten und General-Sekretärs die Gegenstände der Verhandlung in den Versammlungen ihrer Klassen an, führen das Protokoll, und besorgen die Ausfertigung der Beschlüsse, führen die Korrespondenz der Klasse, nehmen in Empfang, was besonders an dieselbe gerichtet ist, und unterstützen den General-Sekretär vorbereitend in der Redaktion der Jahrbücher.

Außerordentliche Versammlungen einer Klasse werden von den Klassen-Sekretären dem Präsidenten und dem General-Sekretär, und von diesem allen Mitgliedern angezeigt.

XIII. Wir bestimmen zwar vorläufig, daß künftig die Akademie ihre Mitglieder durch eigene Wahl mit Vorbehalt Unserer jedesmahligen Bestättigung zu ersetzen haben soll; dieses Wahlrecht soll aber erst dann in Anwendung kommen, wenn die Akademie vollständig eingerichtet, und mit hinreichenden Fonds versehen sein wird.

Vorerst behalten Wir Uns sofort die Ernennung aller ordentlichen Mitglieder vor, und erwarten über die feste Bestimmung ihrer Zahl und der künftigen Wahlordnung ein Gutachten von dem Präsidenten der Akademie.

Bis dahin werden Wir Uns bei jeder Benennung neuer Mitglieder durch das Organ des einschlägigen Ministerium mit dem Präsidenten besonders berathen.

Inzwischen setzen Wir fest:

1. Daß jeder, der als ordentliches Mitglied aufgenommen werden soll, der gelehrten Welt

Betracht kommt.

ie Klassen-Sekretäre werden ...
ernannt.

treten die Stelle der ehemahligen ...
en in Abwesenheit des Präsidenten ...
ekretärs die Gegenstände der ...
Versammlungen ihrer Klassen ...
rotokoll, und besorgen die ...
isse, führen die Korrespondenz ...
in Empfang, was besonders ...
et ist, und unterstützen den ...
vorbereitend in der Redaktion der ...

dentliche Versammlungen einer ...
den Klassen-Sekretären dem ...
m General-Sekretär, und ...
liedern angezeigt.

ir bestimmen zwar vorläufig, daß ...
demie ihre Mitglieder durch eigene ...
alt Unserer jedesmahligen Bestätigung ...
haben soll; dieses Wahlrecht ...
Anwendung kommen, wenn ...
eingerichtet, und mit ...

durch ihre unmittelbare praktische Beschäftigung zugleich zu beständigen theoretischen Erforschungen geführet, sondern auch durch die Art ihrer Amtsgeschäfte durchaus nicht gehindert sind, an den Verhandlungen und Arbeiten der Akademie nach der nun eingeführten Ordnung Theil zu nehmen.

XIV. Die Pflichten des ordentlichen Akademikers liegen unmittelbar im Zwecke der Anstalt. Seine wesentliche Verbindlichkeit ist, mit aller Kraft für die Erweiterung und Vervollkommnung der Wissenschaft, der er sich gewidmet hat, zu arbeiten.

Man erwartet, daß er jährlich entscheidende Beweise davon durch Beiträge liefere, die er der Akademie übergiebt. Ueber die Denkwürdigkeit derselben erkennt vorerst jede betreffende Klasse, und berichtet hierüber durch ihren Sekretär in allgemeinen Versammlungen.

Insbesondere übernimmt auch noch jedes Mitglied der Akademie ein Fach der Wissenschaften, in welchem es den Innhalt der wichtigsten neu erschienenen literarischen Produkte ohne Einmischung eigener Urtheile zur Kenntniß der Akademie bringt.

Ueberhaupt soll in den schriftlichen Arbeiten der Akademiker sowohl, als in ihren mündlichen Vor-

handelt.

XVI. Die ordentlichen Mitglieder der Akademie, welche sich ihr ausschließend gewidmet haben, und nicht schon eine andere, nach obigen Bestimmungen mit einem Akademiker vereinbarliche, mit Einkünften versehene Stelle begleiten, werden verhältnißmäßig besoldet, und wenn ihnen von Uns kein höherer Karakter ertheilet worden ist, so genießen sie den Rang der höheren administrativen Stellen, und ihre Witwen und Waisen werden nach der Pensions-Pragmatik behandelt, wenn bei ihrer Annahme nichts besonderes hierüber zu ihrem größeren Vortheile bestimmt worden ist.

XVII. Jedem Mitgliede stehet frei, die Akademie zu verlassen. Zur wirklichen Ausschließung aber wird Unsere ausdrückliche Sanktion erfordert.

XVIII. Die Zöglinge sind der Akademie beigegeben, um vom ihr in den verschiedenen wissenschaftlichen Fächern die vollendetere Ausbildung zu erhalten. Jeder Zögling wird zu dem Ende einem der ordentlichen Mitglieder zur besonderen Leitung übergeben. Die natürlichen Anlagen und schon erworbenen wissenschaftlichen Kenntnisse und darauf gegründete freie Wahl bestimmen das Fach, dem ...

Die Zöglinge sollen aus Inländern gewählet werden, welche durch sittliches Betragen, Talente und wissenschaftliche Fortschritte sich ausgezeichnet haben. Ihre Aufnahme muß von Uns genehmiget werden.

XIX. Die geprüften, und nach dem Urtheile des Präsidenten nnd der einschlägigen Klasse zu einem hinreichenden Grade von Vollkommenheit gebildeten Zöglinge werden mit Unserer Genehmigung zu Adjunkten befördert, welche als die eigentlichen Gehilfen der Akademie anzusehen sind. Sie wohnen den Klassen-Versammlungen mit einer deliberativen Stimme bei, und nehmen Antheil an allen Arbeiten der Akademie in dem Fache, dem sie sich gewidmet haben.

Sie haben jährlich wenigstens zwei Abhandlungen zu liefern, und wenn sie auf diese Art fortgesetzte Beweise ihres Fortschreitens gegeben haben, so konkuriren sie zu den Lehrstellen auf Unseren Gymnasien, Lyzäen und Universitäten, oder zu erledigten Stellen der Akademie; und es soll auch auf ihre Beförderung vorzügliche Rücksicht genommen werden: nimmt im Gegentheil ihr Fleiß oder ihr Fortschreiten während der Probezeit ab, so kann auf ihre Entlassung bei Uns angetragen werden.

Es sollen auf den Etat Unserer Akademie verhältnißmäßige Gehalte für die Adjunkten sowohl, als für die Zöglinge in Vorschlag gebracht werden. Uebrigens sind die Adjunkten nicht nothwendig aus Zöglingen zu wählen.

Insbesondere behalten Wir Uns für itzt, da sonst die Akademie einige Zeit ohne Adjunkten sein würde, bevor, einige nach dem Vorschlage des Präsidenten, sobald Wir es zuträglich finden werden, zu benennen.

XX. Zu Ehrenmitgliedern werden solche einheimische oder auswärtige Individuen gewählt, welche nach ihren Verhältnissen die Bedingungen zu ordentlichen Mitgliedern nicht erfüllen, aber sonst durch ihre Kenntnisse und ihre Liebe zu den Wissenschaften zur Beförderung des Zweckes der Akademie beitragen können. Die Akademie legt ihnen keine Pflichten auf, aber es steht ihnen frei, mit Erlaubniß des Vorstandes den Sitzungen beizuwohnen, und Abhandlungen vorzulesen, oder einzusenden, welche, wenn sie des Druckes würdig befunden werden, in die Akten der Akademie oder in irgend eine andere akademische Sammlung aufzunehmen sind.

Zu Korrespondenten werden von den berühmtesten auswärtigen Gelehrten diejenigen auserssehen, von welchen die Akademie durch eine solche Beigesellung sich eine gewiße Mitwirkung bei ihren Arbeiten versprechen kann.

XXI. Alle Jahre hält die Akademie an einem noch bestimmenden Tage eine feierliche Versammlung, zu welchen nebst den ordentlichen Mitgliedern nicht nur alle hier anwesenden Ehrenmitglieder und Korrespondenten, sondern auch alle ausgezeichneten Liebhaber und Beschützer der Wissenschaften einzuladen sind.

In dieser Versammlung stattet der General-Sekretär über die Arbeiten der Akademie während des verflossenen Jahres öffentlichen Bericht ab. Es werden ferners in dieser Versammlung die Auszüge aus den gekrönten Preisschriften bekannt gemacht, die Nahmen der Gelehrten, welchen die Preise zuerkannt worden sind, und die neuen Preisfragen für das künftige Jahr proklamiret. Die Nahmen der Gelehrten, welche die Akademie im Laufe dieses Jahres sich beigezählet hat, werden ebenfalls angezeigt: auch einige biographische Notizen über diejenigen Mitglieder gegeben, welche der Tod ihr geraubt hat.

Die Akademie behandelt überhaupt in allgemeinen Versammlungen, deren bis zu ihrer näheren Bestimmung wenigstens eine in jedem Monathe gehalten werden soll, die Gegenstände, welche auf das ganze derselben Bezug haben.

Die besondern Versammlungen der Klassen und Sektionen sind vorzüglich zur Behandlung solcher wissenschaftlicher Gegenstände bestimmt, welche einem besondern Fache ausschließend angehören.

Ueber den Geschäftskreis dieser verschiedenen Versammlungen, ihr Verhältniß zu einander, ihre innere Einrichtung, die Bestimmung der Zeit, wann jede derselben gehalten wird, so wie über die Ferien der Akademie soll Uns ein näheres Reglement vorgelegt werden.

Bis dahin bleibt es bei der bisherigen Einrichtung.

XXII. Unter den Akademikern selbst hat keine Verschiedenheit des Ranges Statt. In den Versammlungen sitzen zur Rechten des Präsidenten die anwesenden Ehrenmitglieder; zur Linken der General-Sekretär und die ordentlichen Mitglieder nach der Klassenfolge. In der Klasse nehmen die Mitglieder nach dem Alter ihrer Aufnahme Platz.

Uebrigens genießen die Akademiker außer ihren Versammlungen den ihnen oben zugesicherten Rang, und die damit verbundenen Vorrechte. Auch werden Wir für das gesammte Personale der Akademie und der damit verbundenen Anstalten nach dem Vorschlage des Präsidenten eine eigene Uniforme bestimmen.

XXIII. Wir haben vorläufig, bis über die künftig der Akademie zu überlassende Wahl ihrer Mitglieder das Nähere bestimmt werden wird, die Benennung des gesammten Personals Uns selbst vorbehalten.

XXIV. Demnach ernennen Wir:

1. Als Präsidenten der Akademie Unsern geheimen Rath Friedrich Heinrich Jacobi.
2. Für die Stelle des General-Sekretärs wird die Ernennung seiner Zeit folgen.
3. Bis die organischen Gesetze über die Art der Ergänzung der Akademie Uns vorgelegt sein werden, und Unsere Genehmigung erhalten haben, werden indessen als Klassen-Sekretäre ernannt:

Für die erste Klasse.

Der Oberhofbibliothekär Christoph Freiherr von Aretin.

Für die zweite Klasse.

Der geheime Rath Karl Ehrenbert Freiherr von Moll.

Für die dritte Klasse.

Der geistliche Rath Lorenz Westenrieder.

Als ordentliche residirende Mitglieder werden ernannt und bestätigt:

Für die erste Klasse.

Oberhof-Bibliothekär Christoph Freiherr von Aretin.

Hoftheater-Intendant Jos. Marius Babo.

Oberbergmeister und Landes-Directions-Rath Franz Xaver Baader.

Unterbibliothekär Ignaz Hardt.

Professor Friedr. Wilh. Jos. Schelling.

Rector Kajetan Weiller.

Für die zweite Klasse.

Landes-Directions-Rath Jos. Baader.

Professor Anselm Ellinger.

Kanonikus Maximus Imhof.

Geheimer Rath Karl Ehrenbert Freiherr von Moll.

Director Mathias Flurl.

Landes-Directions-Rath Georg Grünberger.

Medizinal-Rath Johann Melchior Güthe.

Commenthur Joseph Petzl.

Oberst Adrian von Riedl.

Professor Johann Wilhelm Ritter.

Professor Ulrich Schlegg.

Hofrath Karl Felix Seiffer.

Geheimer Rath Samuel Thomas Sömmering.

Geheimer Rath Karl Friederich Wiebeking.

Für die dritte Klasse.

Hofrath Karl Wilhelm Friedr. Breyer.

Geheimer Staats-Archivar Vinzenz von Pallhausen.

Geheimer Legations-Rath Johann Ludwig Rheinwald.

Director Ignaz Streber.

Geistlicher Rath Lorenz Westenrieder.

Professor Peter Philipp Wolf.

Diejenigen bisherigen Mitglieder der Akademie, welche nach den Anordnungen des §. XIII. dieser Constitutions-Urkunde in den Klassen der ordentlichen Mitglieder nicht ferner verbleiben, treten in die Klasse der Ehren-Mitglieder; auch sind die abwesenden ordentlichen Mitglieder der vormahls in Mannheim bestandenen Akademie der Wissenschaften bei der hiesigen als auswärtige Mitglieder anzusehen, und in diese Klasse nahmentlich einzutragen.

Ueber das bei der Akademie und bei den ihr untergeordneten Anstalten und Sammlungen anzustellende Dienstpersonale, welches dem Präsidenten der Akademie und den einschlägigen Vorstehern untergeben ist, erwarten Wir einen umständlichen Vorschlag von denselben, wenn das bereits angestellte nicht hinreichend sein sollte, oder Erledigungsfälle sich künftig ergeben. Bei solchen Vorschlägen soll aber allezeit auf Individuen Rücksicht genommen werden, welche bereits eine Pension genießen, und noch Dienste zu leisten im Stande sind.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber den Einfluß der Musik.

Daß die Musik mehr, als irgend eine andere Kunst oder Wissenschaft, mit unserer Natur verwandt, und innig in ihre Einrichtung verwebt sei, bemerkt ein berühmter musikalischer Schriftsteller der gegenwärtigen Zeit (Dr. Busby in der Einleitung zu seinem Musical-Dictionary); und in diese Behauptung wird jeder einstimmen, der Musik beachtet, und ihre wunderbare Kraft kennen gelernt hat.

Musik ist zu allen Zeiten und unter allen Nationen stäts nach dem Grade der Kultur geschätzt und geübt worden, zu welchem jedes Zeitalter und jede Nation gelangt waren; und wer mit musikalischem Talent begabt war, der wurde hoch in Ehren gehalten. Die Troubadours der Provence und der Normandie, die Sennachies der Schottischen Gebirge, die Barden von Wales, die Romanzensänger von Irland waren die Historiker ihrer Zeitalter. Ihnen wurden Unterhandlungen anvertraut, und an den Tafeln ihrer Fürsten und Feldherren besangen sie bei festlichen Abendzirkeln die heroischen Thaten des Tages. Durch Musik wurden die Kriegsheere der Alten zu siegreichen Eroberungen entflammt, und ihre Führer munterte in der Stunde der Gefahr der Gedanke des zu erringenden unsterblichen Ruhmes auf, von dem die Barden sangen.

Weder Klima, noch gesellschaftliche Verfassung, so ungünstig beides im Ganzen den Erzeugnissen des Genies seyn mag, kann den Einfluß der Musik hemmen. Die eisigen Gränzen des Nordens, und die brennenden Flächen des Südens, beide erkennen die Herrschaft jener bezaubernden Kunst.

Die böhmischen Bauern, die Bergleute und die Neger-Sklaven der westindischen Inseln finden in den Tönen der Himmelstochter einen Trost in ihren Sorgen.

In den Alpengegenden, besonders im Umkreise der schönen Thäler des St. Gotthard, an den Ufern der Donau, des Rheins oder des Oby (in Moskau) sowohl, als an den Ufern des Arno, der Loire und des Douro, wird die Macht der Musik empfunden.

In Irland, vorzüglich in der nördlichen Provinz Ulster, hört man, wenn man an einem schönen Abend die milden, interessanten Gegenden dieses reizenden Landes durchstreift, von Gebirgen zu Gebirgen, und längs des Ufers der Seen die Töne der Harfen von den Hüttenbewohnern wiederhallen, welche vor den Thüren sitzen, und die kunstlosen Melodien des Landes auf diesem Instrumente spielen.

Das Instrument, welches in den Schottischen Gebirgsgegenden am meisten im Gebrauche ist, die Sackpfeife (der Dudelsack), ertönte seit undenklichen Zeiten von den melancholischen Melodien Schottlands. Die Sackpfeife wirkt wunderbar kräftig die Bergbewohner zum Kampf anzufeuern, oder nach einer Niederlage sie wieder zu sammeln. In einer von den Engländern im amerikanischen Kriege verlornen Schlacht klagte der General gegen einen Offizier, der ein Regiment des Gebirglandes kommandirte, über das schlechte Betragen seiner Truppen. Herr General, sagte der Offizier, Sie thaten sehr unrecht, diesen Morgen die Sackpfeifen nicht spielen zu lassen; nichts kann die Hochländer am Tage der Schlacht mehr aufmuntern: es ist auch noch nicht zu spät, sie wieder in Ordnung zu bringen. So laßt sie denn, wie der Teufel blasen, rief der General, wenn sie meine Leute wieder zurückbringen. Die Sackpfeifer mußten nun eine Schottische martialische Melodie spielen, und die Truppen kehrten wieder mit erneuertem Muth zu ihrer Pflicht zurück.

In Wales sowohl als in Irland ist die Harfe das vorherrschende Instrument. Die Melodien charakterisiren sich ebenfalls durch eigene Naivität und Wildheit. Es ist bekannt, daß Eduard I., als er Wales angriff, alle Barden umbringen ließ, damit sie nicht ihren Landsleuten Widersetzlichkeit gegen ihn einflößten; so viel vermochte ihr Gesang und ihr Spiel.

Es wäre gewagt, zu behaupten, daß niemand,

der musikalisches Genie besitzt, böse sei; aber man kann doch behaupten, niemand, wem Musik zuwider ist, wird gut sein: es ist ein Zeichen eines engherzigen Charakters, gefühllos für die Kraft der Harmonie, unempfänglich für die Schönheiten des Ausdrucks dieser Kunst zu sein. Musik ist bei Kummer und Gram die sanfteste Trösterinn, und gewährt zu allen Zeiten einen veredlenden und erhebenden Genuß. Sie bringt das menschliche Gemüth in Eintracht, und bereitet es vor zu jeder edlen und großen Empfindung.

Vom Porzellän.

Das Wort Porzellän kommt von dem Portugiesischen porcellana, welches eine kleine Schale oder Tasse bedeutet. Diese Benennung läßt vermuthen, daß die Portugiesen, nachdem sie das Cap der guten Hoffnung im 16ten Jahrhundert beschifft hatten, die ersten waren, welche Präsentir-Teller von Porzellän aus China nach Europa brachten. Das chinesische Wort für Porzellän heißt tseki. Man kennt den Erfinder des Porzelläns nicht; es ist sehr alten Ursprungs.

Ein Chinesischer Kaiser hatte einem Arbeiter einige Porzellänstücke nach seiner Idee aufgegeben. Der arme Mann stürzte sich aus Verzweiflung, den Entwurf seines Herrn nicht ausführen zu können, in den Ofen, und fand seinen Tod in den Flammen. Die Stücke, die übrigens aus diesem Ofen hervorgiengen, waren so schön und so sehr nach des Kaisers Geschmack, daß der Künstler für einen Halbgott gehalten, und endlich als Schutzgott des Porzelläns unter dem Nahmen Pu verehrt wurde.

In der Mitte des 17ten Jahrhunderts fieng Frankreich mit Japan einen lebhaften Verkehr an, um dessen Porzellän kennen zu lernen, und dieses wurde seitdem dem Chinesischen vorgezogen. Wahrscheinlich suchten Holländer es zuerst beliebt zu machen, weil der Eingang nach Japan allen andern Völkern untersagt war. Der Japaner Lack oder Firniß wird dem Chinesischen vorgezogen; aber die Masse des Chinesischen Porzelläns ist viel feiner, als die des Japanischen.

Es ist ungefähr ein Jahrhundert, daß ein sächsischer Edelmann am Dresdner Hofe in der Nachahmung des Porzelläns glücklich war. Er theilte sein Geheimniß dem damahligen König von Pohlen August II. mit, welcher die berühmte Porzellänmanufaktur zu Meißen errichten ließ. Nach mehreren in Frankreich gemachten Versuchen, das sächsische Porzellän nachzuahmen, überreichte Charles Adam Ludwig XV. einige Stücke seiner Arbeit. Madame de Pompadour empfieng den Künstler, und begünstigte die Errichtung der Manufaktur zu Sevres. Man sah damahls Meisterstücke, von einer nicht nur viel glasartigeren Masse, als die des Chinesischen Porzelläns, sondern auch von einer Eleganz der Formen, von einer Regelmäßigkeit der Zeichnung, und von einer Lebhaftigkeit des Kolorits, wodurch es mit den schönsten Stücken des Chinesischen, Japanischen und Sächsischen wetteiferte.

Kurze Geschichte des türkischen Reichs.

Osmann, ein Fürst von einem Stück Landes am Caspischen Meer in Asien, war der Stifter dieses Reichs, und von ihm hat es auch den Nahmen **Ottomannische Pforte** erhalten. Der Ausdruck **Pforte** aber ist eine bei den Morgenländern gewöhnliche Benennung eines königlichen oder fürstlichen Thrones oder Hofes. Sein Groß-Vater **Schach Solimann** hatte ihm vorher den Weg dazu gebahnet. Er war im 13ten Jahrhunderte in **Klein-Asien** eingefallen, und hatte sich verschiedener Länder bemächtiget. **Othmann** aber gieng noch weiter. Er eroberte verschiedene Länder des **Griechischen Kaiserthums**, nahm im Jahre 1300 den Titel eines **Kaisers der Ottomannen** an, und bemächtigte sich auch endlich der Hauptstadt in Klein-Asien, **Bursa**. Hier schlug sein Sohn **Orchanes** in der Folge seine Residenz auf. Dieser heirathete des damahligen **Griechischen Kaisers Cantacuzenus** Tochter, und deßwegen sollen die

Türkischen Kaiser nachmahls ihr Recht zu dem Griechischen Kaiserthum auf die Erbfolge gegründet und die Griechen dadurch zu desto willigerem Gehorsam zu bewegen gesucht haben. Sein Sohn und Nachfolger Amurath I. gieng zuerst nach Europa, eroberte da viele Länder und Städte des christlichen Kaiserthums, und endlich selbst Adrianopel. — Bajazeth I. setzte zwar anfänglich diese Eroberungen fort; da er aber hernach wider die Tartaren sehr unglücklich war, und von dem berühmten Tamerlan gefangen genommen wurde, auch hernach seine Söhne sich einander in die Haare fielen: so hätten sich die Christen gar leicht wieder erhohlen können, wenn sie nicht so schläfrig gewesen wären.

Der Untergang ihres Kaiserthums war nun einmahl beschlossen; Muhamed II., der größte unter allen Kaisern, der während seiner Regierung 2 Kaiserthümer, 12 Königreiche und 200 Städte eroberte, trat nun auf den Schauplatz, und gieng 1453 vor Constantinopel (sonst Byzanz) die Residenz der griechischen Kaiser. Er belagerte diese große Stadt 54 Tage mit 300,000 Mann, eroberte sie am dritten Pfingsttage mit Sturm, erbeutete 12 Millionen, tödtete 40,000 Christen und machte 60,000 zu Sklaven, brachte den letzten christlichen Kaiser Constantin IX. um, machte Constantinopel zu seiner Residenz, und also dem griechischen Kaiserthum ein trauriges Ende.

Es bestimmt in der Türkei oft bloß die Wahl den Thronfolger, der aber doch allzeit aus dem Othmannischen Hause sein muß. Gemeiniglich wird der Bruder des vorstorbenen Kaisers auf den Thron gesetzt, damit kein allzu junger Herr die Regierung bekommt. Es war sonst in der Türkei die entsetzliche Gewohnheit, daß die neuen Kaiser beim Antritt ihrer Regierung ihre Brüder und Anverwandten umbringen ließen. Bajezet I. brachte sie zuerst auf, und seine Nachfolger folgten seinem Beispiele. So ließ z. B. Muhamed III., da er Kaiser ward, seine 12 Brüder stranguliren, und seines Vaters hinterlassene Concubinen im Meer ersäufen. In den neuern Zeiten hat aber diese unmenschliche Gewohnheit aufgehört, und die Kaiser begnügten sich nun damit, daß sie ihre Brüder als Staatsgefangene bewachen ließen.

Russischer Klee.

Vor zwei Jahren las ich in einem sehr alten Buche eines sächsischen Oekonoms „daß der russische Klee das vortheilhafteste Futtergras sei; indem dieser Klee auf den magersten Gründen Wurzel fasse, und ewig dauern müße, weil er in 58sten Jahre eben so vollkommen da stehe, wie im zweiten oder dritten Jahre seines Anbaues.“ Ich ließ mir daher Samen kommen, streute auf ein ödes, steiniges Fleckchen, und auch auf einen magern Wieshügel einige Körner aus, die durch den Viehtrieb an die Erde fest getretten, und deren dicke Schalen durch die Winterfeuchtigkeit aufgelöset wurden. Im Frühling des vorigen Jahrs giengen diese Körner zu meiner Freude und Verwunderung alle auf, setzten dicht an, und erlangten bis zum Herbst die Höhe eines Schuhes. Heuer zeigte sich dieser Klee gleich zu Anfang Frühlings sehr buschicht und erlangte bis zum 20sten Junius eine Höhe von dritthalb Schuhen. Ich ließ 3 bis 4 Stauden zu Samen stehen, und am 20sten Julius löste ich eine halbe Maß Samen, obwohl dessen schon viel abgefallen war. Würde man 14 Tage später Heu machen, so könnte man zu der Heu- noch eine reichliche Samen-Aerndte erziehlen. Der abgemähte Klee wuchs seit 24 Tagen schon wieder zur Höhe eines halben Schuhes heran. Ohne Müh, und ohne zu ackern oder zu düngen, steht also itzt Klee, wo ehevor nur Steine und ausgedorrtes Gras waren.

Dieser Klee geht mit seinen Wurzeln tief zwischen Kies und Steinen durch, wächst sehr buschicht, und brennt bei der größten Hitze nicht aus; das Vieh frißt ihn gerne, und die Bienen sammeln reichlich von seinen schönen und vollen Blühten.

Menzing, den 20sten Julius 1807.

Joseph Fleischmann, Benef.

as vortheilhafteste Futtergras ist; a
Klee auf dem magersten Grunde
nd ewig dauern müsse, weil er in
so vollkommen da stehe, wie er
itten Jahre seines Anbaues." Ich
Samen kommen, streute auf
leckchen, und auch auf einen
einige Körner aus, die durch
e Erde fest getretten, und
ch die Winterfeuchtigkeit
Frühling des vorigen Jahrs
meiner Freude und Verwunderung
dicht an, und erlangten bis
nes Schubes. Heuer zeigte
zu Anfang Frühlings
s zum 20sten Junius eine
chuhen. Ich ließ 3 bis 4
en, und am 20sten Julius
ß Samen, obwohl dessen
r. Würde man 14 Tage
könnte man zu der Heu

Auszug aus dem Regierungsblatt.

Konstitutions-Urkunde der königlichen Akademie der Wissenschaften.

(Beschluß)

XXV. Wir setzen mit der Akademie in unmittelbare Verbindung:

A. Unsre Hof- und Central-Bibliothek zu München.
B. Das Naturalien-Kabinet.
C. Das Kabinet der physikalischen und mathematischen Instrumente.
D. Das polytechnische Kabinet.
E. Das chemische Laboratorium.
F. Das Münz-Kabinet und das Antiquarium.
G. Das astronomische Observatorium.

Für einige noch fehlende Anstalten wird nach dem Vorschlage der Akademie in der Folge gesorgt werden.

Wir werden zu den ersten Vorstehern dieser Sammlungen und Anstalten allzeit solche Männer ernennen, welche die Eigenschaften eines Akademikers in sich vereinigen, weßhalb jeder erste Vorsteher

halb die Provinzial-Bibliotheken angewiesen worden sind, dieselben dahin abzuliefern.

Jedoch werden Unsre Universitäts-Bibliotheken davon ausgenommen, auch die übrigen größern Bibliotheken Unsers Reiches, wenn Unsre Hof-Bibliothek die nämlichen seltenen Werke schon besitzt, und dadurch nur Doubletten sammeln wollte, indem Wir nicht wollen, daß alle litterarischen Schätze nur an Einem Orte zusammengedrängt werden.

4. Die Akademie der Wissenschaften soll künftig keine eigene Bibliothek mehr haben; die Bücher, welche sie dermahl besitzt, so wie die Werke, welche sie künftig erhält, sollen an die Hof-Bibliothek abgeliefert werden.

XXVII. Zur Besorgung der Geschäfte bei dieser Bibliothek haben Wir durch Unser Rescript vom 31. März vorigen Jahres das erforderliche Personal angeordnet.

Der Wirkungskreis des Oberhof-Bibliothekärs soll in Zukunft einzig auf die hiesige Hof-Bibliothek beschränkt sein, derjenige, welcher vormahls dem Oberhof-Bibliothekär in Ansehung der Provinz-

XXIX. Unter dem Vorsitze des Präsidenten der Akademie soll eine eigene Bibliothek-Administrations-Kommission angeordnet werden; diese besteht: aus dem Oberhofbibliothekär, aus dem General-Sekretär und den übrigen Klassen-Sekretären. Auch können, nach Gutbefinden des Präsidenten, einige Individuen des übrigen Bibliothek-Personals zur Berathschlagung beigezogen werden.

Der Oberhofbibliothekär hat bei dieser Kommission allezeit den Haupt-Vortrag.

Sie versammelt sich alle Monathe, und, wenn es nöthig ist, auch öfter. Ihr Geschäftskreis begreift Folgendes:

a. Sorge für die Sicherheit und Erhaltung der Bibliothek; folglich Anordnung oder Begutachtung an das einschlägige Ministerium der dafür erforderlichen Maßregeln und Einrichtungen.

b. Die Bestimmung eines Planes, nach welchem die Bibliothek, um bald vollkommen brauchbar zu werden, zu ordnen sein möge; dann Sorge für die allmählige Herstellung der verschiedenen Kataloge.

c. Fortgesetzte Aufsicht über die Ausführung des angenommenen Planes, und über die Beobachtung einer strengen Ordnung von Seite des angestellten Personals nach den ertheilten Instruktionen.

d. Der Entwurf bestimmter Gesetze, die Unserer Sanktion vorzulegen sind, über das Ausleihen der Bücher, und über die in den Lesezimmern zu beobachtende innere Polizei.

e. Die Bestimmung über den Ankauf neuer Werke, und die Fortsetzung der alten, mit Rücksicht auf den ausgesetzten Fond und auf die eingegebenen Verlangen der Mitglieder der Akademie.

f. Die Verwendung der Doubletten nach Unseren Verordnungen.

Als Doublette, worüber dem Oberhofbibliothekär eine andere Verwendung, nämlich: entweder öffentlicher Verkauf oder Tausch zum Vortheile der Bibliothek, gestattet ist, wird nur dasjenige Buch, es sei ein Inkunabel, oder anderes gedrucktes Werk, angesehen, auf welches weder Unsere Universitäts-Bibliotheken, noch eine andere öffentliche Bibliothek in Unserem Königreiche Ansprüche zu machen hat, und welches zu dem Bedürfnisse der Central-Bibliothek selbst nicht weiter nöthig ist.

Die entbehrlichen Doubletten, welche verkauft, oder vertauscht werden, sollen vorläufig unparteiisch abgeschätzt, in einen besondern Katalog gebracht, und in diesem soll ihre Verwendung jedesmahl ordentlich angemerkt werden. Doubletten von wichtiger Seltenheit sollen gar nicht veräußert, sondern bei anderen inländischen Bibliotheken für unvorgesehene Fälle aufbewahret werden.

g. Justifizirung der Rechnungen über angeschaffte neue Bücher, die Fortsetzungen der alten, über den Verkauf der Doubletten nach obiger Bestimmung, und die übrigen Auslagen.

Es ist hierbei zu wachen, damit die Anschaffungen in den wohlfeilsten Preisen geschehen. Den inländischen Buchhändlern soll, wenn sie Lieferungen in gleichem Preise, wie die Ausländer übernehmen wollen, der Vorzug gegeben werden.

h. Die Begutachtung der erforderlichen Summen für das jedesmahlige Etatsjahr, mit Beilegung der justifizirten Rechnungen von dem verflossenen Jahre.

i. Die Begutachtung der Annahme, Bestrafung und Entlassung des subalternen Personals.

Diese Kommission soll ihre erste Arbeit damit beginnen, daß sie den gegenwärtigen Zustand der Bibliothek genau untersuchet, und Uns einen treuen pflichtmäßigen Bericht, wie sie denselben gefunden hat, darüber erstattet.

XXX. Für die Erhaltung, fortschreitende Vermehrung und zweckmäßige Einrichtung der unter Buchstaben B bis G genannten Sammlungen und Anstalten sorgt, nebst den besonderen Vorstehern, eine gemeinsame Verwaltungs-Kommission von zwei akademischen Mitgliedern, welche aus den einschlägigen Klassen und Sektionen vom Präsidenten ernannt werden.

Ihre Berichte und Gutachten werden durch den Präsidenten an das einschlägige Ministerium gesendet, und durch dieses wird Unsere Entschließung darüber eingehohlet.

XXXI. Es ist Unser Wille, daß, was an Naturalien, Instrumenten und anderen zum Behufe der Wissenschaften dienenden Sammlungen in Unse-

rung der Rechnungen über die

ücher, die Fortsetzungen der alten, die

kauf der Doubletten nach obiger Bein

und die übrigen Auslagen.

hierbei zu wachen, damit die Bibl

den wohlfeilsten Preisen geschafft. De

n Buchhändlern soll, wenn sie keinen

Preise, wie die Ausländer überlassen

r Vorzug gegeben werden.

egutachtung der erforderlichen Sum

jedesmahlige Etatsjahr, mit Beim

ifizirten Rechnungen von dem vorh

gutachtung der Annahme, Besoldung

ung des subalternen Personals.

Kommission soll ihre erste Arbeit

daß sie den gegenwärtigen Zustand

genau untersuchet, und Uns einen um

den Bericht, wie sie denselben gefund

er erstattet.

Für die Erhaltung, fortschreitende Ver

und zweckmäßige Einrichtung der am

G. genannten Sammlungen

XXXIII. Der Präsident hat dafür Sorge zu tragen, daß

a. vor allem über jene Sammlungen vollständige Inventarien durch eigene Kommissionen hergestellt werden.
b. Von diesen Inventarien sollen vidimirte Abschriften zum Ministerium des Inneren eingesendet werden.
c. Alles, was zu diesen Sammlungen jedes Jahr beigeschafft wird, muß fortsetzungsweise in den Inventarien nachgetragen werden.
d. Jährlich ist vom Präsidenten selbst, mit Beiziehung des General-Sekretärs und eines Mitgliedes aus jeder Klasse, eine durchgängige Untersuchung sämmtlicher der Akademie untergebenen Sammlungen und Anstalten vorzunehmen, und über deren Resultat Bericht an Uns zu erstatten.

XXXIV. Mit Einschluße des Fonds der vormahligen Akademie der Wissenschaften zu Manheim, welche Wir der hiesigen, worin diese fortgesetzt wird, zugewiesen haben, werden Wir einen hinlänglichen, unabhängigen Fond bestimmen, und bis dahin zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse das Erforderliche auf

sind, den erforderlichen Raum darin anweisen, und zu seinem Gebrauche zweckmäßig einrichten lassen, welche Einrichtungskosten von dem Fonde der Akademie geleistet werden müssen: die Hauptunterhaltung des Gebäudes aber wird auf den für Staatsgebäude ausgesetzten Fond übernommen.

XXXVII. Wir wollen, daß nach diesem neuen Grundplane die Akademie unverzüglich in Thätigkeit gesetzt werde; der Präsident hat sich sodann zur nächsten Angelegenheit zu machen, die hier noch unbestimmt gelassene Punkte zu Unserer endlichen Entscheidung vorzubereiten.

Gegeben in Unserer Haupt- und Residenzstadt München, am ersten Tage des Monaths Mai, im Eintausend achthundert und siebenten Jahre, Unseres Reiches im zweiten.

Max Joseph.

Freiherr v. Montgelas.

Auf königl. allerhöchsten Befehl.
von Krempelhuber.

Seine Majestät haben unterm 8ten Mai den herzogl. Sachsen-Gothaischen Rath, Bibliothekar und Direktor des Münz-Kabinets, Friderich Schlichtegroll, als General-Sekretär der Ak

drei Personen bestand. Der Hausvater war ein Zimmermann. Arbeitsam und Gott vertrauend, fleißig und fromm, voll herzlicher Liebe zu Gott und den Menschen — verband er mit seinem niedrigen Stande hohe Tugend.

Dieser Mann war mit einer Jungfrau vermählt, welche die Zierde ihres Geschlechtes war. Eine reinere Seele hatte noch nie einen irdischen Körper bewohnet. Arm zwar an zeitlichen Gütern, war sie reich an jeder wahrhaft guten Gabe. Voll Unschuld, Sanftmuth, Gottergebenheit — trug sie auf Erden schon den Himmel in ihrem Herzen.

Aber der Schmuck der Familie war ein Sohn von mehr als irdischer Größe. Wie an Alter und Jahren, so nahm er auch an Geistesgröße, an Weisheit und Liebenswürdigkeit zu. Seine Bestimmung war keine geringere, als dem Menschengeschlechte, an dem das Bild Gottes verunstaltet war, eine bessere, Gott ähnlichere Gestalt zu geben.

Jesus, Maria, Joseph — das war das edle Drei, wovon hier die Rede ist, wie meine werthen Zuhörer wohl ohne meine Erinnerung bemerken werden. Diese drei Personen machten die edelste Familie aus, die je auf Erde gewohnet. Wir begehen heute das Fest des heiligen Josephs, welcher der Hausvater, das Haupt dieser Familie war. Wenn ich daher in dieser Erbauungsstunde das Bild einer guten, christlichen Familie entwerfe; so denke ich, daß meine Rede der Feier dieses Tages und dem Zwecke unserer christlichen Versammlung entspricht.

Nicht alle Familien — Haushaltungen — die sich in der Christenwelt befinden, verdienen auch darum schon den Nahmen „christlicher Familien.“ Auf diesen ehrwürdigen Nahmen hat eine Familie nur dann Anspruch zu machen, wenn die Glieder derselben — die, welche eine Familie ausmachen — der Hausvater, die Hausmutter, die Kinder, die Dienstbothen, Hausgenossen, alles, was sie ihrem Berufe gemäß zu thun, zu meiden, zu ertragen haben, auf eine christliche Weise, nach der Lehre, dem Beispiele, im Sinne und Geiste Christi thun, meiden, und über sich nehmen. Eine so beschaffene Familie ist aber auch ein Schauspiel von der herrlichsten Art — werth, daß sich daran die Engel ergötzen! Und je mehrere solche Haushaltungen es gäbe, desto glücklicher wäre die Welt, desto besser wäre in ihr zu leben, desto ähnlicher würde die Erde dem Himmel sein. Wenn es doch die Menschen glauben möchten, daß das, was christlich ist, wahrhaft gut ist, und wahrhaft glücklich macht!

Das Haupt einer Familie ist der Hausvater, wie es schon der Nahme andeutet. Natur, Vernunft und bürgerliche Verfassung räumen, wegen der Ueberlegenheit seiner Geistes- und Körperkräfte, dem Manne diesen Vorzug ein. Da kömmt es nun darauf an, daß er sich dieses Vorzuges und Vorrechtes auf eine billige, bescheidene, vernunftgemäße Weise gebrauche. Der Mann ist Herr im Hause — aber er darf nicht der Tiran des Hauses, die Geisel seiner Untergebenen, der Plagegeist der Familie sein. Der Mann hat zu befehlen und anzuordnen — aber seine Anordnungen und Befehle müssen das Gepräge der Vernunft, der Klugheit, und der Liebe an sich tragen. Wo die Liebe befiehlt, da ist das Gehorchen eine ganz leichte Sache. Aber wo blinde Willkühr, wo Eigensinn und Eigenwille herrschen, da ist es um das Untergebensein eine unerträgliche Sklavensache — und heidnischer Sklavendienst verträgt sich mit dem milden, liebevollen Geiste des Christenthumes nicht.

Das Evangelium für Herrschaften, Hausväter und Hausmütter ist in folgenden Worten des Apostels enthalten: „Wisset, was ein jeder Gutes thun wird, das wird er von dem Herrn empfangen, es sei ein Knecht, oder ein Freier. Und ihr, Herren! thut auch dasselbe gegen sie, und lasset das Drohen — und wisset, daß auch euer Herr, wie der Herr eurer Knechte, im Himmel ist; und bei ihm ist kein Ansehen der Person.“

Herrliche Wahrheiten, vortreffliche Lehren des Christenthums! in christlichen Familien solltet

Christlichen Dienstbothen gibt ihre Religion folgende Lehre: „Seid in allen Dingen euern leiblichen Herren gehorsam — nicht mit Augendienste, als die ihr dem Menschen gefallen wollet, sondern als Knechte Christi, mit Einfalt des Herzens, als die ihr Gott vor Augen habt: daß ihr den Willen Gottes von Herzen thut, und mit Gutwilligkeit dem Herrn dienet, und nicht dem Menschen; weil ihr wisset, daß ein jeder, was er Gutes thun wird, die Belohnung dafür von dem Herrn empfangen wird."

So weiset die christliche Religion ihre Bekenner immer auf die Aussprüche ihres eigenen Herzens und Gewissens, und mittels derselben auf Gott hin. Denn er ist es, der durch das Gewissen zu dem Menschen spricht. Und indem man in der Stimme des Gewissens Gottes Sprache erkennt, so erhalten die Aussprüche des Gewissens eine verdoppelte, verstärkte Kraft auf das gläubige Gemüth des Gottesverehrers. Ueberzeugt von der Wahrheit, daß das, was ihm sein Beruf auflegt, Gott auferlegt — bestrebt er sich, durch emsigen Gehorsam gegen die Befehle seiner menschlichen Obern,

und wenn mit Klagen etwas ausgerichtet wäre, so wollte ich wohl auch ein eben so langes, als trauriges Klaglied hierüber anstimmen. An Stoff dazu würde es mir sicher nicht fehlen; die Zeitgeschichte liefert mehr als zu viel. Diese Pestilenz der Ehen, wie man sie billig nennen darf, weil nichts so sehr die Ruhe und das Glück des Ehestandes stört — hat, von der Ueppigkeit erzeugt, vom Leichtsinne genährt, und vom Unglauben unterhalten, in größeren Städten schon länger grassirt, und hat von da aus sich weiter verbreitet, und richtet bereits in Dörfern, wie in Städten des Unheils vieles an. — Wie viel Unruhe, Elend, und Plage könnten sich doch die Menschen ersparen, wenn sie das sanfte Joch des Christenthums ertragen, und nach Anleitung der christlichen Sittenlehre ihre Leidenschaften bezähmen, und sich innerhalb den Schranken der Zucht und Ordnung halten möchten, die ihnen ihr Stand und Beruf anweiset! Es gibt kein drückenderes Joch, als das Joch der Leidenschaften; es gibt keine grausamere Tirannei, als die Tirannei des Lasters — schrecklich züchtigt es seine Sklaven mit Geiseln, die sie

Unheil bringen. Der allzu große Hang zur Zerstreuung gehört überhaupt unter die schlimmen Zeichen der Zeit, und hat schon das Glück und die Ruhe vieler Familien untergraben, und sie in Elend und Verderben gebracht. Solche Beispiele mögen mehr, als Worte belehren. Wohl dem, der aus fremden Schaden Klugheit lernt, und es nicht darauf ankommen läßt, erst durch selbstgemachte traurige Erfahrung zur Besinnung gebracht zu werden! — Es heißt: „Gott, das gütigste, wohlwollendste, liebevolleste Wesen, hat den Menschen zur Freude geschaffen.“ Recht verstanden — ist das wahr. Gott hat den Menschen zur Freude erschaffen. — Aber zu einer Freude, die aus der Tugend quillt. — Aber zu einer Freude, die der schuldigen Erfüllung seiner Standes- und Berufspflichten keinen Abbruch thut. — Aber zu einer Freude, die vor dem Richterstuhle der Vernunft und des Gewissens besteht!

Solche Freude, Heiterkeit und Frohsinn ist auch, und wohl vorzugsweise, in christlichen Familien zu Hause. Aber was unerlaubt, was unsittlich, schändlich und verderblich ist, das wird da durchaus nicht geduldet. Christliche Hausväter und Hausmütter haben die Pflicht, für Tugend und moralische Ordnung in ihrem Hause zu sorgen, und das Gegentheil davon bei ihren Untergebenen, Kindern und Hausgenossen nach Möglichkeit zu verhindern. Paulus sagt es ganz deutlich: „Wer für die Seinigen nicht Sorge trägt, der verläugnet seinen Glauben, und ist ärger als ein Ungläubiger.“ Freilich muß hier die Kraft des Beispiels sich wieder ganz besonders wirksam zeigen. Wer andere mit Erfolg zum Guten anhalten, vom Bösen zurückhalten will, der muß erst selbst gut seyn. Daß gute Lehren und Ermahnungen nicht immer die gehörige Wirkung machen, kommt gar oft daher, weil das Beispiel derer, welche den Beruf haben, andere zu belehren und zum Guten anzuweisen, selbst ihren Worten widerspricht. Daher haben Vorgesetzte aller Art, und sohin auch Aeltern und Herrschaften gedoppelte Pflicht, sich eines tugendhaften, christlich weisen Verhaltens zu befleissen, — einmahl schon als Menschen und Christen, und dann auch noch, weil ihr Beispiel auch auf ihre Untergebenen wirket.

Dieß ist besonders rücksichtlich der Erziehung zu bemerken, welche in christlichen Familien die wichtigste Angelegenheit sein soll. — Kinder haben die natürliche Anlage, das nachzumachen, was sie von den Erwachsenen, besonders von den Aeltern sehen, und hören. Da kommt es also hauptsächlich darauf an, daß sie nichts, als was gut, vernünftig, christlich ist, sehen und vernehmen. Wenn böse Beispiele überhaupt gute Sitten verderben, so sind böse Beispiele von Seite der Aeltern vollends das tödtlichste Gift für die Sitten der Kinder.

Möchten doch die Aeltern immer die Wichtigkeit eines Geschäftes einsehen, wodurch die Zahl der guten Menschen auf Erde, so wie die Zahl der Seligen im Himmel vermehrt werden soll — und das ist die Erziehung! Möchten sie doch das Ihrige nach Kräften dazu beitragen, daß ihre Kinder, gleich dem göttlichen Kinde in der heiligen Familie zu Nazareth, an Weisheit und Tugend eben so, wie an Alter und Jahren zunehmen! Möchten es aber auch die Kinder wohl bedenken und tief beherzigen, welche unsägliche Mühe sich ihre Aeltern für sie geben, wie viel sie sich um ihretwillen versagen, wie große Wohlthaten sie ihnen erweisen, wie viele Sorgfalt sie für sie verwenden, wie viele Beschwerlichkeiten sie für sie über sich nehmen — und wie sehr also sie, die Kinder, Ursache haben, sich gegen die Aeltern dankbar, ehrerbiethig, gehorsam, und liebevoll zu bezeigen, um solchergestalt das, was dieselben für sie gethan haben, ihnen wenigstens zum Theile zu vergelten — denn ganz können sie es nie vergelten!

Lasset uns, meine lieben christlichen Freunde! oft im Geiste hinblicken auf die musterhafte, heilige Familie zu Nazareth, an die uns der heutige Festtag erinnert. Joseph, der edle Haus-

vater, Maria, die jungfräuliche Mutter, Jesus, der göttliche Sohn — lehren und ermuntern uns durch ihre stille und anspruchlose; aber göttlich erhabene Tugend, in dem kleineren oder größeren Wirkungskreise, in den uns die Hand der Vorsehung gesetzt hat, unsre Pflicht mit standhafter Gewissenstreue zu erfüllen, und dann von dem höchsten Hausvater getrost zu erwarten, daß er uns zu seiner Zeit in seine überirdische Hausgenossenschaft aufnehmen werde — dort, wo Jesus in seiner Herrlichkeit, und Maria, Joseph, mit allen auserwählten Freunden Gottes in dem beglückten Zustande sich befinden, den ihnen ihre Verdienste anweisen!!!

Ueber den Kaffee.

Es war eine Zeit, wo der jetzt so allgemein getrunkene Kaffee in Europa noch gar nicht bekannt war, denn nur in Ober-Aethiopien war er von jeher zu Hause. Hier, und darauf auch in Arabien, beschäftigte man sich am ersten mit dem Anbau des Kaffeebaumes, jedoch nicht früher, als um das 15ten Jahrhundert. Hirten hatten bemerkt, daß die Frucht des Kaffeebaumes ihre Heerden lebhafter machte und munterer erhielt, wenn sie davon fraßen, und daher gerieth ein Arabischer Klosterprior auf den Einfall, seinen Mönchen einen Aufguß auf diese Bohnen als ein schlafvertreibendes Mittel trinken zu lassen, um sie des Nachts zum Dienst der Religion wachsam zu erhalten. Durch diese geistlichen Herren lernten auch die Weltleute den Kaffee trinken, und der Orient nahm bald diese neue Sitte an. Es entstanden Häuser, wo man diesen Trank bereitete und verkaufte, und diese Kaffeehäuser wurden schon bei ihrer Entstehung der Vereinigungsplatz der Müßiggänger und Politiker. Man predigte daher kalt gegen diese Sitte, und in Konstantinopel wurden die Kaffeehäuser mehr als einmahl verschlossen, aber immer unter steigendem Beifalle dieses Getränks wieder eröffnet. Noch im Jahr 1525 fielen solche Auftritte vor.

In der Mitte des 17ten Jahrhunderts wurde der Kaffee in London und Paris bekannt. Es entstanden ebenfalls Kaffeehäuser, die anfangs, wie im Orient, Gelegenheit zu Streit und geistlichen und obrigkeitlichen Verboten gaben. In London wurden die Kaffeehäuser im Jahr 1676 als Pflanzschule des Aufruhrs unterdrückt. Im Jahre 1669 hatte sich Soliman Aga ein Jahr lang zu Paris aufgehalten, und hier einer großen Anzahl Personen das Kaffeetrinken gelehrt.

Man wußte anfangs von keinem andern als vom Arabischen Kaffee. Erst die Holländer verpflanzten den Kaffeebaum von Mocka nach Badavia. In den Gewächshäusern zu Amsterdam und Paris zog man zu Anfang des 18ten Jahrhunderts Kaffeebäume auf, und von diesen kamen erst Pflanzen nach den Westindischen Inseln. Der Schiffslieutenant Clieux brachte aus eigenem Antriebe im Jahr 1720 eine Kaffeepflanze von Paris nach Martinique, mit welcher er bei der langen Fahrt seine kleine Portion Wasser brüderlich theilte. In Martinique ward später aus dem Samen dieses Bäumchens die ganze Insel mit Kaffeebäumen angepflanzt, denn dieses neue Gewächs wurde mit desto größerer Bereitwilligkeit aufgenommen, da ein heftiger Sturm alle Cacaobäume auf der Insel ausgerissen hatte. Von Martinique kam der Kaffebaum nach St. Domingo, Guadeloupe und den andern Inseln in Westindien. Ungefähr um dieselbe Zeit (1710) war der Kaffee schon auf den Holländischen Besitzungen in Amerika, nahmenthich in Surinam, angepflanzt. Von Mocka aus wurde die Insel Bourbon mit Kaffeebäumen versehen.

Nach den chemischen Untersuchungen des Hrn. C. L. Cadet zu Paris enthält die Kaffeebohne viel Schleim, viel Gallussäure, ein Harz, ein concretes flüchtiges

Oehl, Eyweißstoff, und einen flüchtigen aromatischen Stoff. Die Untersuchung hat auf eilf Unzen Kaffee folgende Verhältnisse der unmitelbaren Bestandtheile gegeben: Schleim 1 Unze, Harz 1 Quentchen, anziehbaren Farbstoff 1 Quentchen, Gallussäure 3¼ Quentchen, Parenchyma, (Pflanzensubstanz) 5 Unzen, 3¼ Quentchen, vegetabilischen Eyweißstoff 18 Gran. Zu diesen Ingredienzien kommen noch die bei den meisten Vegetabilien vorkommenden Elemente, als Kalk, Potasche, Eisen, Kohle und u. dgl. Das Brennen entwickelt die auflöslichen Theile.

Das Brennen darf nicht zu weit getrieben werden, wenn man den Wohlgeruch beibehalten, und nicht die Säure, den Gummi und das Harz zersetzen will. Das Brennen bewirkt einen neuen Bestandtheil im Kaffee, nähmlich den Gerbstoff, jedoch in sehr geringer Quantität. Der kalte Aufguß auf gebranten Kaffee ist sehr aromatisch, aber wenig mit Schleim und Gallussäure beschwert. Der heiße Aufguß behält noch Wohlgeruch und die aufgelösten Bestandtheile sind in solchen Proportionen vorhanden, welche dem Geschmack annehmlich sind. Das Abkochen des Kaffees giebt eine Flüssigkeit, die wenig Wohlgeruch, viel Gummi und Gallussäure hat, und worin auch das Harz aufgelöst schweben kann; der Absud ist nicht so angenehm als der Aufguß

Zwischen Kaffee Martinique und Kaffee Bourbon ist kein merklicher Unterschied, nur der Mocka Kaffee ist aromatischer, harzigter und mit weniger Gummi beschwert. Es ist wahrscheinlich, daß das Harz des Kaffees, wie bei den meisten adstringirenden Vegetabilien, besondere medicinische Kräfte hat. Da man es weder durch Aufgüsse noch durch Absud in Wasser erhalten kann, so kann der tägliche Gebrauch des Kaffees über dessen Einwirkung in die thierische Oekonomie keinen Aufschluß geben. Versuche darüber bleiben also nur den Aerzten überlassen.

Der Kaffee verhält sich ungebrannt ganz anders als gebrannt, und hier in kalten Aufguß anders als in heißem. Wer also z. B. einen angenehmen Geruch, einen nur ganz leicht bittern Geschmack, eine schöne Farbe, und eine gewisse Dicke hat, wird nur durch Mischung der auf verschiedene Art erhaltenen Kaffeeaufgüsse einen Kaffee von jenen Eigenschaften erhalten. Herr Kadet schlägt dazu folgende Regeln vor:

1) Man wählt einen Kaffee, der trocken ist, keinen schimmelnden Geschmack hat, und besonders nicht nach der See schmeckt.
2) Man zertheilt die zu brennende Quantität desselben in zwei gleiche Theile.
3) Die eine Parthie wird bloß so weit gebrannt, daß sie die Farbe von trockenen Mandeln bekommt, und ein Achttheil ihres Gewichtes verliert.
4) Die andere Parthie wird ganz kastanienbraun gebrannt, so daß sie ein Viertel ihres Gewichts verliert. (Beide Regeln gründen sich darauf, daß ein nur wenig gebrannter Kaffee viel Wohlgeruch, und einen Mandelgeschmack und *keine* Bitterkeit hat, während ein stark gebrannter seinen Wohlgeruch verliert, und einen brenzlichten, etwas bittern Geschmack bekommt, denn die Gallussäure tritt um so mehr hervor, je stärker der Kaffee gebrannt ist.)
5) Beide Theile werden unter einander gemischt und gemahlen.
6) Man brennt und mahlt nur an dem Tage, wann der Kaffee getrunken wird.
7) Auf vier Loth Kaffee gießt man vier Tassen kaltes Wasser, und hebt diesen Aufguß auf.
8) Hernach gießt man noch 3 Tassen kochendes Wasser auf, und vermischt diesen Aufguß mit dem vorigen, so daß man in allen 6 Tassen Kaffee hat.
9) Im Augenblicke, wo man diesen Kaffee trinken will, wärmt man ihn schnell auf, ohne daß er kocht.
10) Zur Bereitung dieser Aufgüsse bedient man sich porzellänener oder silberner Geschirre.

nach der See schmeckt.
zertheilt die zu brennende Quantität
in zwei gleiche Theile.
ne Parthie wird bloß so weit gebrannt
die Farbe von trockenen Mandeln
, und ein Achttheil ihres Gewichts

ndere Parthie wird ganz kohlschwarz
nt, so daß sie ein Viertel ihres Gew
t. (Beide Regeln gründen sich
n nur wenig gebrannter Kaffee
, und einen Mandelgeschmack
eit hat, während ein stark geb
Wohlgeruch verliert, und einen
etwas bittern Geschmack bekommt
llnssäure tritt um so mehr her
der Kaffee gebrannt ist.)
heile werden unter einander gem

en.
ennt und mahlt nur an dem Tag
ffee getrunken wird.

Wer will vergnüglich alten,
Soll mit Niemand Feindschaft,
Mit Jedermann Freundschaft,
Mit Wenigen Gemeinschaft,
Mit Vielen Kundschaft halten,
Und lassen Gott dann walten.

Auszug aus dem Regierungsblatt.

Provinzial - Verordnung.

(Die rechtlichen Grundsätze bei Entscheidung der durch die Herabwürdigung der Bankozettel in Tirol entstandenen Rechtsstreitigkeiten betreffend.)

Wir Maximilian Joseph, von Gottes Gnaden König von Baiern.

Wir haben aus den Uns gemachten Vorstellungen über die Anwendung rechtlicher Grundsätze für die Bezahlung der vor Abwürdigung der Bankozettel in Tirol kontrahirten Schulden, und aus den über diesen Gegenstand von Unseren Tirolischen Behörden erstatteten Berichten die Ueberzeugung geschöpft,

I. Die seit dem 1sten Jäner 1797 in Tirol unter Privaten kontrahirten Schulden sollen in allen Fällen, wo nicht eine bereits bestehende Uebereinkunft zwischen Gläubiger und Schuldner, oder eine in Rechtskraft erwachsene richterliche Erkanntniß eine andere Bestimmung darüber getroffen hab[illegible], vom Tage der Kundmachung des gegenwärtigen Gesetzes, nunmehr in Metallgelde, zwar nach der Ziffer der Schuldverschreibung, jedoch so bezahlt werden, daß die in zwanzig, und einundzwanzig [illegible]enfuße kontrahirte Schuld in dem dermaligen vierundzwanzig Guldenfuße zu entrichten komme.

II. Es würde zwar Unseren Tiroler-Aerarial- und landschaftlichen Kassen zum Vortheile gereichen, wenn diese gesetzliche Bestimmung auch auf [illegible]

zur Grundlage genommenen Norm, als auch dem bisher hierbei Statt gehabten Verfahren bewenden lassen.

III. Ferners werden die Fälle ausgenommen, in welchen Wechsler und Kaufleute unter sich bloße Handelsgeschäfte gemacht haben.

Die aus Geschäften dieser Art entsprungenen, und noch ungetilgten Schulden sind, wenn es nicht schon bei ihrer Konstituirung von den kontrahirenden Theilen ausdrücklich bestimmt worden ist, nach dem Kommerzial-Kurse der Bankozettel abzutragen, wie es zu der Zeit, und an dem Orte des gemachten Darlehens bestand.

War aber an dem Orte des Darlehens der Kommerzialkurs nicht in notorischem Bestehen; so wird der Kurs zur Richtschnur genommen, den die Bankozettel zur Zeit des Darlehens in der dem Darlehensorte zunächst gelegenen Handelsstadt hatten.

IV. Unter obigen Schulden der Wechsler und Kaufleute sind aber keineswegs diejenigen zu verstehen, die aus den trockenen Wechseln entsprungen sind, welche Wechsler oder Kaufleute, zur Beförderung ihres Handels, an Private, die nicht Wechsler oder Kaufleute sind, ausgestellt haben.

V. Da der Schuldner des in Bankozetteln, vor der Abwürdigung derselben, erhaltenen Darlehens sehr oft in große Verlegenheit gerathen dürfte, wenn er durch richterlichen Spruch zur starken baaren Bezahlung dergleichen Ziffer, den die Obligation ausspricht, obgleich in einem ihm nunmehr günstigeren Münzfuße, angehalten würde; so erneuern Wir nicht allein die auf diesen Fall in dem Edicte vom 26sten Juni 1806 über die Abwürdigung der Bankozettel den Justizstellen gegebene Vorschrift, daß sie nach Umständen bemessene Moratorien ertheilen sollen; sondern Wir befehlen ihnen auch, sich vor der Hand mit Bewilligung solcher Moratorien, oder mit angemessenen Fristen-Behandlungen nicht strenge zu bezeigen, so bald der Schuldner einen hinreichenden Vermögensstand, und daß keine Zahlflüchtigkeit unterliegt, gehörig nachweisen kann. Unser General-Landes-Commissariat in Tirol hat obige Vorschriften den dortigen Landesstellen unverzüglich mitzutheilen, und ihnen ihre genaue Befolgung aufzutragen. München, den 25. Juli 1807.

Max Joseph.

Frhr. von Montgelas. Gr. Morawitzky.
Frhr. von Hompesch.
v. Krempelhuber.

Ueber die Wirkungen des Wetterstrahls.

Die schrecklichen und erstaunungswürdigen Wirkungen des Blitzes, die ich bisher nur aus Büchern kannte, hatte ich Gelegenheit, am 14ten August d. J. mit eigenen Augen zu sehen.

Es war der 13te August ein äußerst schwüller Tag. Menschen, Thiere, und Pflanzen durch die Hitze ermattet, befanden sich in einem Zustande, daß sie die elektrische Materie häufiger als sonst in die Luft ausströmmen mußten. Es ließ sich daher für diesen Abend ein fürchterliches Donnerwetter erwarten.

Schon um 8 Uhr stand der westliche Horizont im vollen Feuer, und dasselbe fiel einigemahl wie fließend Metall in Klumpen zur Erde nieder.

Gerade vor 9 Uhr schreckte ein fürchterlicher Blitz, und der darauf erfolgte Knall die ganze Nachbarschaft auf: ich glaubte, die fatale Flamme habe sich in meinem Stadel, oder in der naheliegenden Emmeranskapelle, oder im Hause des benachbarten Chirurgen ausgeleeret, als ich und meine Dienstleute, denen ich, da die Gewitterwolke gerade über dem Zenith unsers Dörfchens schwebte, zur eignen und fremden Hilfe auf der Obhut zu sein befahl, nicht die geringste Spur einer Blitzeswirkung gewahr nahmen.

Unserm Dörfchen Kleinhelfendorf schonte er; aber nicht so den Posthause in Peiß.

Am Anfang des Dorfes Peiß erhebt sich ein unförmlicher Steinkolloß — das Posthaus. Mitten aus dem ungeheuren Plattendach steigt der Kamin

empor, auf welchem sich nördlich eine blecherne Windfahne befand: an dieser äußerte der Blitzstrahl seine erste fürchterliche Wirkung. Diese 10 Zoll lange, und 7 Zoll hohe Fahne ward von ihm wie ein Blatt Papier durchbohrt, und sammt Fuß, und Kugel zur Erde geschleudert. Die durch den Blitz verursachte Oeffnung beträgt in der Länge 17, und in der Breite 7 Linien.

Es ist ausser allem Zweifel, daß sich hier der Blitz in zwei Strahlen theilte, denn sowohl an der östlichen, als westlichen Dachesfläche richtete er ungemeine Verwüstungen an.

Nachdem er an der westlichen Seite des Winterkamins ein ovales einen Schuh grosses Loch hineinriß, und sich einige Schuhe tiefer durch Zersprengen des Schlottes eine Ausweg bahnte, sprang er auf eine westliche Dachspaare, welche er der Länge nach spaltete, an einem Orte zerschmetterte, die Trümmer um sich herwarf, und viermal einen Ausgang durch das Dach versuchte, in welches er eben so viele Oeffnungen riß, bis er auf dieser Seite die Dachplatten auf 20 Schuh hinwegschleudernd zwischen dem Holz, und der Rinde eines nahe an der Wand stehenden Weichselbaumes hinfuhr und verlosch. Bei der Untersuchung fand ich auf den ganzen Wege, den dieser Strahl machte, nirgends eine Spur vom Ruße, oder einer Verkohlung.

Die östliche Seite des Posthauses wurde fürchterlicher heimgesucht. Seine unbeschreibliche Gewalt zerspaltete auch auf dieser Seite einen Dachspaaren, warf die Trümmer um sich her, und nachdem er in die Dachfläche mehrere Oeffnungen hineinschlug, verließ er dieselbe, indem er durch ein 9 Schuh langes und 5 Schuh breites Loch seinen Ausweg suchte.

Von hier sprang er in senkrechter Richtung auf die Dachrinne, nahm seinen Weg, nachdem er dort einen schwarzen Fleck hinter sich ließ, zwischen der Mauer, und dem Kreuzstocke, dessen senkrechtes Holzstück er zerspaltete, in ein Gastzimmer. Mehrere Fenstertafeln zersprangen, an mehreren Punkten zerschmolz das Blei, und die eisernen Bänder und Nägel wurden von der Fensterrahme losgerissen. An einer unzerschmetterten Glastafel fand ich zwei Ecke, die auf dem Punkte einer nicht ganz vollendeten Schmelzung waren.

Ohne in diesem Zimmer größere Unordnungen anzurichten, fuhr der Strahl am linken Ecke des Kreutzstockes durch das Gesimsbrett, und hier hinterließ er Ruß und Verkohlung.

Nachdem er die Mauer durchbohrt hatte, an derer Aussenseite er mehrere Schuhe lang die Verkleidung weggerissen, drang er wieder in senkrechter Richtung zwischen Mauer und Kreutzstock in die Zechstube, riß ungefähr einen Schuh vom Fußboden an, 2 einen Zoll große, 3 bis 4 Linien tiefe Löcher aus der Wand, und nachdem die durch ihre ausgedehnte Luft in der anliegenden Küche die Viehmagd und eine Oehlflasche zu Boden geworfen, und zweien in der Zechstube anwesenden Gästen eine kurz andauernde Lähmung verursacht hatte, hörten seine Wirkungen auf.

Am Barometer zeigten sich folgende Erscheinungen:

1) In der Haarröhre, bis 1 Zoll über die Krümmung, und an dem Kügelchen fand sich kein Quecksilber mehr vor.
2) Die Harrröhre ward mit gemeiner Luft angefüllt.
3) An der gewöhnlichen Oeffnung des Glas-Kügelchens waren sehr kleine Scherben weggesprengt, und das Glas an diesen Sprüngen, so wie selbst die Glasröhre an ihrer Krümmung vom Rauche gefärbt. Die übrigen Theile des Instruments blieben unversehrt.

Aus der ganzen Beobachtung, die ich über die Wirkungen dieses Wetterstrahles, der, im Falle er gezündet hätte, das Posthaus — bei dem heftigen Sturme das ganze Dorf Peiß — und den eben im Posthause übernachtenden königl. Herrn Oberhof-Bibliothekär Freiherrn von Aretin mit seiner Suite in die traurigste Lage hätte versetzen können — genau anstellte, ergiebt sich nur zu sehr die Schädlichkeit der metallenen Windfähne auf den Gebäu-

den, wenn sie ohne einer mit Vorsicht und Kenntniß angebrachten Leitung aufgerichtet werden.

Es ist nun schon das zweite Mahl, daß das Posthaus zu Peiß vom Blitze heimgesucht wurde, und wenn gleich derselbe das erste Mahl die Windfahne nicht berührte, so hatte doch letztere den ersten, den Gesetzen der Elektrizität gemäß, aus der Entfernung herbeigelockt, und so zu einem fürchterlichen Ereignisse die Veranlassung gegeben.

Diese Lokalerfahrungen, die durch Hrn. Professor Epp gemachten Beobachtungen über die Wirkung des Blitzes, der 1773 den 15ten Junis ¾ 10 Uhr Nachts das Pfarrhaus zu Forstenried beschädigte, und vielleicht mehrere andere solche durch den Blitz veranlaßte Vorfälle, die man keiner Untersuchung würdigte, dürften wahrhaftig jeden Hauseigenthümer vorsichtig machen, keine metallenen Windfähne mehr auf Gebäude anzubringen. Hätte man auch wirklich die Absicht, den Lauf der Winde zu beobachten, so könnten Wetter- oder Windfähne, besonders auf dem Lande, auf hohen Baumgipfeln an daran befestigten Stangen angebracht, und mit einem Ableiter versehen werden.

Endesgesetzter glaubt zuversichtlich, daß sich der Posthalter zu Peiß, Herr Estermann, der ohnehin ein vorurtheilloser Freund des Nützlichen ist, an die Reihe der Unerfahrnen nicht anschließen, sondern vielmehr durch den letzten elektrischen kalten Fingerwink auf die fatalen Windfähne mißtrauisch gemacht, einen förmlichen Blitzableiter auf sein Posthaus und Stallungen durch geschickte Hände setzen wird.

Kleinhelfendorf Landgerichts Aibling, am 15ten August 1807. Joseph Krauß, Benefiziat.

Vergleichung der Verdauungswerkzeuge verschiedener Thiere, und daraus folgender Resultate.

In der Oekonomie des Organismus ist noch manches Problem, dessen Lösung dem Fleiß der Physiologen und dem guten Glücke überhaupt aufbewahrt ist. Blumenbach gesteht z. B. in seiner Naturgeschichte, daß der Zweck des Wiederkäuens noch nicht aufgezeigt sei, wodurch er also zu verstehen gibt, daß es doch einen Zweck haben müsse. Viele Phisiologen fragen noch über manche räthselhafte Gegenstände auf eine analoge Art. Oft ist es gewiß der Fall, daß die Natur sich nur in mancherlei verschiedenen Einrichtungen zu gefallen scheint, und daß ihr Zweck weiter nichts ist, als Darstellung von Verschiedenheit. Es könnte also z. B. das Wiederkäuen ebenfalls nur ein solcher, und kein eigentlich phisiologischer Zweck sein. Ehe man aber zu einer solchen Annahme schritte, könnte man indessen immer noch anatomische und phisiologische Beobachtungen anstellen, denn ergäbe sich aus ihnen ein anderes Resultat, so würde die allgemeine Phisiologie dadurch weiter gebracht.

Der Hr. Dr. Neergaard hat aus der vergleichenden Anatomie und Phisiologie der Verdauungswerkzeuge der Säugethiere und Vögel kürzlich mehrere interessante Resultate bekannt gemacht, welche in diesen und ähnlichen Untersuchungen als Wegweiser angenommen werden können.

Um vors erste beim Magen zu verbleiben, so scheint aus anatomischen Untersuchungen zu erhellen, daß dessen Bau sich in den verschiedenen Säugethieren veränderte, je nachdem die Nahrungsmittel leichter oder schwerer zu verdauen sind. Die wiederkauenden Thiere verschlucken ein am wenigsten zubereitetes Futter, daher erhielten sie einen Magen, der aus mehrern Höhlen zusammengesetzt ist, eine durch die verdickte Epidermis unempfindlichere Beschaffenheit der ersten Abtheilungen des Magens, und die Fähigkeit zu ruminiren. (Jedessen beobachtet man auch bei mehrern pflanzenfressenden Säugethieren, die nicht wiederkäuen, einen verschiedenen mehrfachen Magen. So besteht er bei dem Hamster aus zwei, bei dem Känguruh und den Bisamschwein aus dreien, bei dem Faulthiere aus vier Abtheilungen. Bei dem Haasen und Kanichen, deren Wiederkäuen noch nicht ganz ausgemacht ist,

Zweck weiter nichts ist, als Verschie-
schiedenheit. Es könnte also z. B. die
ten ebenfalls nur ein solcher, und kein
physiologischer Zweck sein. Ehe man zu
solchen Annahme schritte, könnte man
immer noch anatomische und physiologi-
ungen anstellen, denn ergäbe sich aus ih-
res Resultat, so würde die allgemeine
dadurch weiter gebracht.

Dr. Dr. Neergaard hat aus der vergle-
tomie und Physiologie der Verdauungs-
r Säugethiere und Vögel kürzlich
re Resultate bekannt gemacht, wo
d ähnlichen Untersuchungen als
kommen werden können.

vors erste beim Magen zu verbleiben,
ns anatomischen Untersuchungen
dessen Bau sich in den verschiedenen
veränderte, je nachdem die Nahrungs-
der schwerer zu verdauen sind. Denn
Thiere verschlucken ein

gen fällt weg. *)

Beinahe auf gleiche Weise zeigt sich der Bau des Magens beim Schweine, den Mäusen und mehreren alles fressenden Thieren, nur daß die verdickte Epidermis sich nicht so weit hinein erstreckt, und nicht so stark und dick bemerkbar ist.

Beim Hunde und andern verwandten fleischfressenden Thieren, dem Fuchse, Wolfe und der Katze, so wie auch beim Menschen, ist die Einrichtung des Magens die einfachste, und er hat eine mehr längliche Gestalt. Man findet hier keine Zusammensetzungen, keine veränderte innere Oberfläche, und die Epidermis ist dünn, fein, und unterdrückt die Empfindlichkeit der darüber liegenden Gefäßhaut nicht.

Man kann also beinahe schließen, daß der Magen um desto weicher und feiner erscheine, jemehr die Speisen schon zerkaut und zubereitet eingeführt werden, oder je auflöslicher letztere sind, und daß im umgekehrten Fall das Gegentheil Statt finde. Was die Größe betrift, so hat der Magen bei dem Rindvieh (welches wiederkäut) den größten Umfang. Beim Pferde ist er, wenn man auf die Größe des

verhanden sind. Der Magen der Vögel ist beinahe zirkelrund, und von oben nach unten plattgedrückt; der der Säugthiere hingegen länglich und gewölbt. (Die größere Stärke und Dicke der Muskelhaut am Vögelmagen ersetzt wahrscheinlich den Einfluß der starken Bauchmuskeln und des muskulösen Zwerchfells auf die Verdauung der Säugthiere. Die Vögel haben nur dünne Bauchmuskeln, und das Zwerchfell fehlt ganz.) Ausserdem hilft auch noch der Vormagen, den viele Vögel besitzen, zur Verdauung.

Vergleicht man die Mägen der fleischfressenden Vögel mit denen der pflanzenfressenden, so haben erstere einen mehr membranösen, letztere hingegen einen dickern, stärkern, und mehr muskulösen Magen. Was für eine Derbheit zeigt nicht der Magen des Huhns gegen den des Habichts? Auch die innere Magenhaut der pflanzenfressenden Vögel stellt eine wahre verdickte Epidermis dar, die eine große Festigkeit besitzt, und erzeigt nach innen starke Furchen und Runzeln, welche wechselseitig in einander greifen. Dieser Bau scheint das Zerreißen

Es ist nicht zu läugnen, daß den Thieren ein Trieb eingepflanzt ist, diejenigen Nahrungsmittel aufzusuchen, die ihren Verdauungswerkzengen am zuträglichsten sind; allein durch Gewalt oder Noth gezwungen, können sie eine entgegengesetzte Lebensart führen, wobei es ihnen noch ziemlich erträglich geht. Indessen ist hier einige Verschiedenheit. Wird z. B. ein pflanzenfressendes Thier zur Fleischnahrung gewöhnt, so befindet es sich nicht allein wohl, und behält seine Stärke und Munterkeit, sondern nimmt auch, wie es die Erfahrung lehrt, an Fettigkeit zu. Kehrt man aber dieses Verfahren um, und zwingt ein fleischfressendes Thier zur Pflanzennahrung, so wird man finden, daß diese Lebensart seinem Körper weniger zusagt. Ein solches Thier erhält freilich sein Leben, aber die körperliche Stärke und Munterkeit scheinen doch nicht den Grad der Intensität zu besitzen, welchen wir bei der Fleischnahrung an ihm bemerken. Hierzu kommt, daß der Magen und die Gedärme alle Vegetabilien nicht gleich gut ertragen können. Der Hund z. B. kann sich blos von gekochtem Gemüse und vom Obste erhalten; ungekochtes Gemüse und trockene Hülsenfrüchte vermag die Digestionskraft seines Magens nicht zu überwältigen. Ein Gleiches findet bei den fleischfressenden Vögeln statt. Der Mensch genießt zwar Vegetabilien, aber welche und wie? Alle sind von der Beschaffenheit, daß sie auch unzubereitet leicht verdaulich sind. Die Früchte sind saftvoll, die Salat-Arten weich, und die Gemüse und Hülsenfrüchte werden durch die künstliche Zubereitung so veränderlich, daß sie auch unzubereitet leicht verdaulich sind. Ueberhaupt sind alle Vegetabilien, deren sich der Mensch zur Nahrung bedient, von der Beschaffenheit, daß die Verdauung sogleich ihren Anfang nehmen kann. Der Hund ist im wilden Zustande ein blos fleischfressendes Thier, und bedurfte blos eines einfachen Magens, um seine Nahrungsmittel zu verarbeiten. Im gezähmten Zustande führt er mit dem Menschen eine fast gleiche Nahrungsart.

Nicht wiederkäuende, pflanzenfressende Thiere können sich an Fleisch gewöhnen, und es ist merkwürdig, daß einige das Fleisch den Kräutern vorziehen. Hearne erzählt, daß die gezähmten Biber von Fleisch leben. Aelian führt an, daß die Herodter und Gedruser ihren Pferden anstatt des Heues Fische vorwürfen. Georgi (Reise in Rußland) erzählt, er habe ein Pferd gesehen, das Austern verzehrte. Gleichfalls werden wiederkauende Thiere durch Noth oder Gewalt gezwungen, sich mit Fleisch zu nähren. So sagt Strabo, die Garamanten füttern die Schafe mit Fleisch und Milch, und besonders geschehe dieses in den benachbarten Orten Aethiopiens. Auch Marko Polo erzählt, daß in der Provinz Aden die Pferde, das Rindvieh, die Kamele und die Schafe mit Fischen gefüttert würden, welche ihnen eine tägliche Speise seien, weil man daselbst wegen der großen Hitze weder Kräuter noch Getreide genug erhalten könne. Die Einwohner trocknen die Fische, heben sie auf, und geben sie dem Viehe das ganze Jahr hindurch als tägliche Nahrung. Dieses frißt sie getrocknet lieber als frisch. Willich führt den Fall an, daß das Vieh im Herbste die Heuschrecken auf dem Felde fraß, und davon fett wurde. In Sibirien, und vorzüglich in Ochozk, wie Saver bemerkt, wird das Vieh mit Fischen gefüttert, die es lieber als Heu frißt.

Auf der andern Seite lehrt auch die Erfahrung, daß fleischfressende Thiere sich an Pflanzennahrung gewöhnen. So erzählen die Weltumsegler, daß die Hunde auf Otaheite von Früchten ernährt werden. Ja auch Weintrauben, Birnen und Aepfel haben sie schon ausschließlich gefressen. Daß sie viel Brod fressen, lehrt die tägliche Erfahrung. Die Katzen verzehren auch Brod und Hülsenfrüchte. Auch andere fleischfressende Thiere sind ohne Zweifel an Pflanzennahrung zu gewöhnen, wenn man sie zähmt, nur muß sie erst zubereitet sein.

Bei den Vögeln kann die Nahrungsweise gleichfalls verändert werden. Herr Dr. Neergaard hat mehrere Hühner eine lange Zeit hindurch mit Fleisch gefüttert, was sie sehr liebten, und welchem sie beim Fressen den Vorzug vor den Körnern gaben.

n. So sagt Strabo, die ...
Schafe mit Fleisch und Milch, ...
...che dieses in den benachbarten ...
...ens. Auch Marko Polo erzählt, ...
...ing Aden die Pferde, das Rindvieh ...
und die Schafe mit Fischen gefüttert ...
...che ihnen eine tägliche Speise ...
selbst wegen der großen Hitze ...
...reide genug erhalten könne. Die ...
...nen die Fische, heben sie auf, ...
Viehe das ganze Jahr hindurch ...

Dieses frißt sie getrocknet ...
Willich führt den Fall an, daß ...
...ie die Heuschrecken auf dem Felde ...
...n fett wurde. In Sibirien, ...
...bozk, wie Sauer bemerkt, wird ...
...en gefüttert, die es lieber als Heu ...
...er andern Seite lehrt auch die Erfahrung ...
...fressende Thiere sich an Pflanzennahrung ...

So erzählen die Weltumsegler, ...
...e auf Otaheite von Früchten ernährt ...

fleischfressenden Thiere. Man hat vorzüglich auf den Bau der Zähne mit gesehen, und daraus einiges für Fleisch, anderes für Pflanzennahrung gefolgert, ohne zu bedenken, daß die fleischfressenden Vögel so wenig spitze Fleischzähne haben als die pflanzenfressenden Vögel breite Backenzähne. Man hat hernach den Magen des Menschen bald mit dem des Pferdes, bald mit dem des Schweines verglichen, ob er gleich hiermit keine Aehnlichkeit hat, sondern am meisten mit dem Magen des Hundes.

Also weder die Zähne noch der Magen können als Beweise angesehen werden, daß der Mensch sich mehr zur Pflanzenkost hinneigen müsse. Sieht man aber auf die Gedärme, so erscheinen größere Aehnlichkeiten zwischen dem Menschen und den pflanzenfressenden Thieren. Man kann also behaupten, daß durch anatomische Vergleichung nicht bestimmt ausgemittelt werden kann, zu welcher Klasse man den Menschen rechnen müsse. Nur allein die Erfahrung stellt ihn als ein Omnivor dar. Denn er erhält sein Leben unter jedem Himmelsstriche, und genießt ohne Unterschied alles Eßbare, was die Erde ihm darbiethet. In

... kann als Grundsatz annehmen, daß jene Gegenden, wo die Traube reift, auch vorzüglich zum Anbau eines Gewächses geeignet sind, dessen großer Nutzen in vielen Ländern Europens anerkannt ist, da es verhältnißmäßig mehr Stoff zur menschlichen und thierischen Nahrung giebt, als alle übrige Getreide-Arten.

Das indische Korn ward aus Südamerika zuerst von den Jesuiten nach Spanien gebracht; Kaiser Karl der sechste brachte es von daher in seine östreichischen Erbstaaten, und ermunterte seine Unterthanen durch ein besonderes Edikt zum Anbau desselben, indem er diese Frucht auf ewige Zeiten Zehendfrei erklärte. Seit dieser Zeit wird dasselbe in allen südlichen östreichischen Staaten, und selbst noch in Mähren in großer Menge angebaut; Vorderöstreich und die Pfalz betreiben den Anbau dieser Frucht mit Vortheil; in Franken sah man hier und da einzelne Pflanzen, mehr aus Liebhaberei, als aus ökonomischer Absicht erzogen. Aber der Anbau einer Frucht, die, ohne den übrigen Getreidepflanzen den Acker zu rauben, einen so großen Zuwachs

Platz rauben sollte. Da aber das türkische Korn bloß in der Brache gebaut werden soll, so vermindert dasselbe nicht den für andere Getreid-Arten bestimmten Platz, und gewährt überdieß einen reichen Zuwachs an Nahrungsmitteln. Sie reiniget den Acker von allem Unkraute, und da man gemeiniglich für dieselbe jene Felder bestimmt, die im künftigen Jahre Weizen tragen sollen, so kann man darauf rechnen, daß man einen reinen, mit Raden, Wicken und anderem Samen unverfälschten Kern erhält. Sie leidet nicht von der Kälte, und wenn der Hagel das Getreide vernichtet, so widersteht ihm diese Frucht, und ist alsdann die beste Hülfsquelle für den beschädigten Landmann. Auch die den Sommerfrüchten verderbliche trockene Witterung schadet dem türkischen Korne nicht, und wenn Haber, Gerste, Sommerweizen rc. in trockenen Jahren nur eine kümmerliche Aernte geben, so steht diese Frucht, die ihre Nahrung tief aus dem Boden zieht, im stärksten Wuchse da. Eine Frucht also, die die Masse der Nahrung für Menschen und Thiere so beträchtlich vermehrt, die den übrigen Früchten den Platz nicht raubt, die das in die Erde gesenkte Samenkorn drei- bis vierhundertfältig wiedergiebt, die den Acker für den künftigen Anbau des Weizen reinigt, und die den Zufällen der Witterung weniger unterworfen ist, als jede andere, verdient gewiß zum Anbau empfohlen zu werden. Wir werden jetzt den Nutzen zeigen, den diese Frucht a) den Menschen, und b) den Thieren gewähret, und in der folgenden Numer die Zubereitung des Ackers, den Anbau, und die Behandlung dieser Frucht bis zur Aernte vortragen, wir werden alsdann die Art, sie aufzubewahren, zeigen, und endlich über das Verhältniß des Ertrags zu andern Früchten, nach den Versuchen, die wir durch eine lange Reihe von Jahren im Auslande, und in dem laufenden Jahre in Franken angestellt haben, Rechenschaft ablegen.

b) Nutzen des türkischen Weizen, in Hinsicht auf menschliche Nahrung.

Der türkische Weizen hat vor den meisten Früchten den großen Vorzug, daß er sehr wenige Kleie enthält. Von einem Malter dieser Frucht kommen kaum 4 Pfund Kleien, alles Uebrige ist reines Mehl; wenn man also ein Würzburger Malter dieser Frucht, das nicht unter 3 Zentner wägt, zur Mühle giebt, so wird man daraus 296 Pfund reines Mehl erhalten. Dieses Mehl, mit ⅓ Kornmehl vermischt, giebt ein kräftiges, gesundes Brod; die Versuche, die über diesen Gegenstand unter höherer Aufsicht angestellt werden sollen, werden hievon die überzeugendsten Beweise liefern. Schreiber dieses hat durch sechs Jahre dieses Brod mit seinen Hausgenossen als gewöhnliche Nahrung gebraucht, in Ungarn, in Steiermark, in Krain, und in allen jenen kaiserl. östreichischen Ländern, wo das Klima den Anbau dieser Frucht begünstigt, wird sie gewöhnlich vermischt mit Kornmehl als Brod genossen; man kennt das Polenta-Mehl der Italiäner, aus dem so wohlschmäckende Speisen selbst für fürstliche Tafeln bereitet werden; dies ist nun bloß vom türkischen Weizen. Zu Gries gemahlen dient er übrigens als angenehme und nahrhafte Suppenspeise; mit Milch eingeteigt giebt das Mehl schmackhafte Kuchen, und es kann überhaupt zu allen Arten von Backwerk gebraucht werden, nur nicht zu den Zuckerbäckereien. Ob daraus Brantewein gebrannt werden könne, ist mir nicht bekannt; aber es wäre wohl der Mühe werth, darüber Versuche anzustellen, so bald die Frucht selbst in hinreichender Menge vorhanden ist.

Die feinen Blätter, in denen die Frucht eingehüllt ist, dienen vorzüglich zum Ausstopfen der Strohsäcke in die Betten. Diese Blätter sind nicht nur doppelt so dauerhaft, als jedes andere Stroh, das sich sehr bald zermalmet; sondern sie gewähren auch ein sanftes Lager; um dieß zu bereiten, löset man die Blätter aus, und reinigt sie von den Stengeln, trocknet sie an der Sonne, und wendet sie einige Mahle um, dann füllt man die Strohsäcke damit an. Im künftigen Jahre füllt man etwas nach, und fährt damit alle Jahre fort; dadurch wird das Bettstroh erspart, und kann zu einem anderen Gebrauche verwendet werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

36. Stück. Freitag, den 4ten September. 1807.

Zweierlei Feinde.

Dein kleinster Feind ist der, der dir von Aussen droht;
Der dir im Busen wohnt, verursacht größere Noth.

Auszug aus dem Regierungsblatt.

Königl. baier. Armee-Befehle.

Auszug vom Armee-Befehl, d. d. München den 31sten Juli 1807.

Se. kaiserl. Hoheit der Herr Prinz Hieronimus Napoleon, Kommandirender en Chef des 9ten Korps der großen Armee, haben dem kommandirenden General der 1sten Division drei eroberte königl. preußische Fahnen mit dem Verlangen zugesendet, die allerhöchste Erlaubniß nachzusuchen, daß dieselben dem braven 1sten Linien-Infanterie-Leib-Regiment als Ersatz für diejenige gegeben werden möchten, welche dieses Regiment in der Affaire bei Kanth verloren hat, ohne daß ihm der mindeste Vorwurf gemacht werden kann, indem der Junker von Klingensberg, welcher, selbe zu retten, damit in den Fluß sprang, im Wasser erschossen wurde, und mit der Fahne verschwand.

Dem 1sten Linien-Infanterie-Leibregiment sind diese drei preußischen Fahnen als Eigenthum überlassen. Daßselbe wird sie in seiner Mitte hierher transportiren, und bei seinem erfolgenden Einrücken in hiesige Garnison an die Zeughaus-Haupt-Direktion zur Aufbewahrung gegen eine auf das Regiment lautende Quittung übergeben, diese Quittung aber in der Regimentskasse verwahren.

Vom 13ten August 1807.

In der am 14ten Mai bei Kanth vorgefallenen Affaire hat sich der Hauptmann von Sundahl — und der Unterlieutenant von Pigenot vom 10ten Linien-Infanterie-Regiment Junker gut und entschlossen benommen.

Bei dem am 24sten Juni auf das feindliche Lager bei Glatz muthvoll ausgeführten Sturm hat das 1ste Bataillon des 1. Linien-Infant. Leibregiments, unter Kommando des Obersten Baron Ströhl, — das 2te Bat. des 6ten Lin. Inf. Reg. Herzog Wilhelm, unter dem Oberstlieutenant von Braun; — das 10te Lin. Inf. Reg. Junker, unter dem Oberstlieutenant von Deroy; — das 1ste Dragoner-Regiment, unter dem Obersten Baron Vieregg, — das 2te Chev. Leg. Reg. König, unter dem Oberstlieutenant von Floret, mitgewirkt, und demnach an dem Ruhme dieses Tages Theil genommen.

Des 1ste Chevauxleger-Regiment Kronprinz hat sich seit dem in Preußen wieder eröffneten Feldzuge neuen Ruhm errungen; indem daßselbe das höchste Ungemach unverdrossen und standhaft erduldet, und in mehreren großen Gefechten mit der ausgezeichnetsten Tapferkeit sich betragen hat, worüber diesem braven Regimente das allerhöchste Wohlgefallen bezeigt wird.

Am 7ten Juni rückte daßselbe von Elbing vor; am 10ten griff die erste Division, durch eine Eskadron kaiserl. französischer Kürassiers unterstützt, bei Heilsberg ein russisches Husaren-Regiment an, und warf daßselbe zurück. Der Rittmeister von Ott — der Oberlieutenant Ruff — die Unterlieutenants Stieß — und Anton Perganin haben sich hie-

bei vorzüglich ansgezeichnet. Die zweite Division, unter Kommando des Majors Vieregg, warf, ebenfalls mit Beihilfe einer Eskadron Kürassiers, den vordringenden Feind. Die Russen wiederholten den Angriff, durch Kosacken und Scharfschützen unterstützt, wurden aber abermahls zurückgeschlagen. Der Unterlieutenant von Spizel — war mit den freiwilligen Korporals Wolf und Bock, — dann den Gemeinen Isidor Bauer — und Kaspar Delling der Erste, welcher in die russische Infanterie muthvoll eindrang. — Der Unterlieutenant von Spizel war zweimahl in großer Gefahr; — das erste Mahl rettete ihn der Koporal Wolf, indem er einen russischen Infanteristen mit der Pistole tödtete; das andere Mahl der Gemeine Bauer, indem er, als das Pferd des Unterlieutenants von Spizel einen Schuß in den Kopf erhielt, und derselbe durch die andringenden Kosacken in Gefahr kam, abstieg, und ihm sein Pferd überließ. Nach fünfmahl wiederhohlten Angriffen fand das Regiment erst Zeit, sich etwas zu erhohlen.

Der Rittmeister von Ott, — dann die Unterlieutenants Stieß und Parisell wurden leicht — der belobte Wachtmeister Hirth schwer verwundet.

Der Rittmeister Baumgartner, welcher schon mehrfältige Proben von Kaltblütigkeit, Diensteifer, und einer besondern Tapferkeit abgelegt hat, that sich auch an diesem Tage vorzüglich hervor; — ferner zeichnete sich der Rittmeister Boy — und der Oberlieutenant Schneegans sehr vortheihaft aus.

Am 12ten erreichte die Avantgarde des Regiments bei Eubinen die russische Arriergarde; der Korporal von Kern — dann die Gemeinen Ecker und Grundner haben sich dabei sehr tapfer benommen.

Am 16ten schwamm das Regiment bei Tobia über den Pregel, und verfolgte den fliehenden Feind bis tief in die Nacht. Am 19ten ward der Waffenstillstand angekündiget: — am 21sten traff das Regiment in Johannesburg an der Memel ein.

Seine Majestät der Kaiser von Frankreich und König von Italien, Napoleon, haben dem Oberstlieutenannt des 1. Chevauxlegers-Regiments Kronprinz, Baron Bourscheld, die Auszeichnung der Ehren-Legion verliehen.

Am 27. Juni rückte das 6. und 10. Linien-Infanterie-Regiment, dann das 1. Dragoner- und 2. Chevauxlegers-Regiment König mit zwei Batterien unter den Befehlen des General-Lieutenannt von Deroi vor Silberberg, und schloß diese Festung ein. Am folgenden Tage delogirten die Schützen des 6. Linien-Infanterie-Regiments, durch zwei Kompagnien unterstützt, den Feind aus Schönwalde, und hielten sich daselbst, ungeachtet des aus der Festung auf sie gerichteten lebhaften Feuers.

In der Nacht vom 28. auf den 29. drangen diese Truppen stürmend in die Stadt Silberberg selbst, bei welcher Gelegenheit die erwähnten zwei Kompagnien sowohl, als die durch die Unterlieutenannts von Maßenbach — und von Miller kommandirten Schützen sich sehr tapfer gezeigt haben. — Eine Kanone ward erobert. — Es wurden alle Anstalten getroffen, die Festung mit Nachdruck zu beschiessen, und zwei Batterien waren bereits fertig, und das Geschütz eingeführt, als am 2. Juli der Waffenstillstand eintrat.

Ueber die Vortheile des Anbaues des indischen Kornes.

Der starke Stamm dieser Frucht, von der Erde bis dahin, wo der Fruchtkolbe steht, enthält ein sehr süßes Mark, woraus mit mehr Vortheil Zucker fabricirt werden kann, als aus den Runkelrüben. Folgende Versuche sind darüber in Grätz gemacht worden: Hr. Doctor Neuhold, ein practischer Oekonom, ließ im October die Stämme des türkischen Weitzen zwischen zwey horizontal liegenden Zylindern durchlaufen. Er gewann eine reichliche Menge sehr süßen Saftes, wovon fünf Maß durch Einsieden einen Maß Syrup von so vorzüglicher Qualität gaben, daß man damit alle Arten von

Früchten dauerhaft, und wohlschmeckend einsieden konnte. Dieser Wink kann jenen patriotischgesinnten Männern Veranlassung zu weiteren Versuchen geben, die die Producte fremder Nationen durch die Gaben der Natur im Vaterlande zu ersetzen bemühet sind. Ein solcher Versuch wird ohne Zweifel günstig ausfallen. Die Pflanze enthält eine sehr große Menge Saft, und sie hat in ihrer Organisation sehr viele Aehnlichkeit mit dem Zucker-Rohre. Der Nord-Amerikaner bereitet seinen Zucker zum Hausbedarf, und zum Handel aus dem Safte des Zucker-Ahorn-Baumes. Sollten wir in unserm gesegneten Klima denselben nicht aus einer Pflanze ziehen können, die diesen Stoff so reichlich enthält, die seit langer Zeit bey uns einheimisch geworden ist, und deren Anbau vielleicht wegen unzweckmäßiger Behandlung, oder wegen Vorurtheilen unterblieb? Der Freiherr von Meidinger in Wien hat schon vor mehreren Jahren über diesen Gegenstand eine Abhandlung geschrieben; er rieth darin, man sollte den türkischen Weitzen bloß zur Gewinnung des Zuckers erziehen, und ihn abschneiden, bevor er die Kolbe zeigt, man würde dadurch zwei Aernten in einem Jahre erzeugen können. Allein es liegt in der Natur der Pflanze, und ist durch unwiderlegliche Proben bewiesen, daß der Zuckersaft vor der Reife der Frucht nicht gehörig destillirt ist, daß also eine bei weitem stärkere Quantität nöthig wäre, um den Syrup zu gewinnen; auch ist, soviel uns bekannt ist, diese Methode nirgend nachgeahmt worden.

Wir berühren nur obenhin den kleinen Vortheil, den die Auswüchse des türkischen Weitzen gewähren. So wie die Natur überhaupt jeder Pflanze mehr Blüthen gegeben hat, als Früchte zur Reife kommen sollen, so ist es auch bei dieser Pflanze. Während die Fruchtkolben sich verstärken, treiben am Boden, fest am Stamme, viele Auswüchse, deren jeder einen Fruchtkolben enthält, der aber nie zur Reife kömmt. Diese Auswüchse werden im August abgebrochen, und, wie wir weiter unten zeigen werden, zum Viehfutter verwendet. Will man sich die Mühe nehmen, die Fruchtkolben auszulösen, so erhält man davon eine herrliche Speise. Sie werden gleich den jungen Gurken mit Essig eingemacht, und mit diesen vermischt, als Salat zum Rindfleische, auf die Tafel gegeben.

Wir gehen nun zu den großen Vortheilen über, die der Anbau dieser Frucht für die Viehzucht gewährt. Es kommen dabei in Betrachtung a) die Frucht; b) das grüne Futter im Sommer; und c) das Winterfutter.

c) Gebrauch der Frucht zum Mästen der Hausthiere.

Eine Frucht, die nur eine sehr unbedeutende Quantität Kleye, übrigens aber das kräftigste Mehl enthält, ist gewiß jeder andern Gattung von Körnern vorzuziehen; dieser Vorzug ist in jenen Ländern, wo diese Frucht angebauet wird, so anerkannt, daß der Landmann lieber an Gerste, oder Haber Mangel leiden, als den türkischen Weitzen vermissen würde. Die natürliche Folge davon ist wohlfeilerer Preis des Schmalzes, dem durch das Schweinefett ein ausgiebiges und gesundes Surrogat gegeben wird. Die Schweine, mit türkischem Weitzen gemästet, werden sehr fett. Man sieht nicht selten Schweine, die 250 bis 300 Pfund Speck liefern, der alsdann zerschnitten, ausgeschmolzen, und in Tonnen gegossen wird. Zu den Speisen an Fleischtagen wird gewöhnlich in Oestreich bloß Schweinschmalz gebraucht. Bei der ungeheueren Menge Speck, die dort von Michaelis bis Ostern auf den Markt gebracht wird, kann dieß Product nicht anders als wohlfeil sein; man kaufte vor wenigen Jahren den Zentner für 15 fl., später um 20 fl. Daraus zog man etliche und neunzig Pfund Schmalz. Wie stark die Ersparung der Butter bei diesem Verfahren sei, ist sehr einleuchtend. In Franken zahlt man itzt das Pfund sogenannten Speck für 30 bis 36 kr., und dieser ist nicht einmahl Zoll dick. Es werden über die Mastung mit türkischem Weitzen hier Proben angeführt werden, worüber die Resultate seiner Zeit bekannt gemacht werden sollen. (Die Fortsetzung folgt.)

* 2



Unterstellung Europens gaben. Aber worin nun die Vorzüge der siegenden Armee lagen, darüber hadern selbst die feinwollenden Kenner.

Der eine rechnet dieses Uebergewicht der französischen Heere der neuern bessern Taktik derselben zu. Aber dagegen protestiren zehn andere, die, mit der Archenholz'schen Minerva in der Hand, schwarz auf weiß beweisen, französische und preußische Taktik hätten nichts voneinander voraus. Einige hingegen finden Frankreichs Uebermacht in der Superiorität seiner Feldherrn. Das läugnen wieder andere, und beweisen noch, daß die französischen Generäle nicht sämmtlich auserwählte Genies sein, und dennoch siegen können, weil auch der minder talentvolle Mann an der Spitze solcher Truppen, wie die Franzosen, Heldenthaten verrichten müsse. — Wieder andere finden, daß in Rücksicht der Tapferkeit, der Ausdauer, und alles dessen, was zum guten Soldaten gehört, der östreichische, russische, preußische Soldat dem Fran-

Ruhe. Er kannte nur seine Feldherren, seine Waffen, seine Kameraden; wußte von keinen andern Pflichten, als denen des Dienstes; von keiner andern Ehre, als der, die Unerschrockenheit und Schlauheit im Felde geben; von keinem andern Vergnügen, als dem, welches der tägliche Wechsel der Dinge, die Hoffnung auf Beute, die Aussicht auf Beförderung gewährten. Hundertmahl in Handgemengen, Treffen und Schlachten, und nie verwundet, ward ihm der Tod ein entfernter Gedanke. Raubte ihm eine Kugel Leben oder Gliedmaßen, so ward er den Augen seiner Kameraden schnell entrückt. Sie sahen nur sich und die Gesunden um sich her, und der Verlorne ward am andern Morgen beim ewigen Wechsel der Eräugnisse schon vergessen.

Diesen Vorzug des „Ganz-Soldat-Seins" konnten die Krieger anderer Mächte nur durch eben so lange Kriege erwerben; nicht aber in dem stillen Einerlei des Garnisonsdienstes. Der französische Krieger ist in Märschen, Schlachten und fremden Quartieren daheim, er kennt seit Jahren nichts

diese vermeiden, so wurden die Soldaten mit schwerer Arbeit in Thätigkeit erhalten. Publius Nasica ließ durch sie eine Flotte bauen, deren er nicht bedurfte. Emilianus Scipio ließ alles Lastvieh verkaufen, und die Soldaten den monathlichen Proviant selbst tragen. Andere ließen Dämme an den Meeren, andere wieder Festungen bauen, andere Felsen sprengen und Heerstrassen durch Sümpfe führen. So härtete der Soldat, in unaufhörlicher Thätigkeit gegen jede Beschwerde des Feldzugs, gegen jede Unbill der Witterung ab, und der Kampf mit dem Feinde selbst schien mehr Nebenarbeit, als Hauptsache zu sein. Daher forderte Sylla's Heer laut die Schlacht gegen Mithridates, weil es den Krieg leichter, als die mühevollen Arbeiten fand, die ihm der schlaue Feldherr aufgebürdet hatte. Die Römer nannten daher keinen Himmelsstrich fremd. In den winterlichen Wäldern Germaniens und auf dem heissen Sande Afrika's stritten sie nur mit dem Feinde, nicht mit Seuchen.

Napoleon und seine Feldherren übten in unsern Zeiten mit gleicher Klugheit diese Maxime. Nie konnte des Soldaten Kraft im Müßiggang und Nichtsthun erschlaffen. Die französischen Brigaden waren seit dem Anfange des Revolutionskrieges in rastloser Bewegung, auch wenn kein Krieg zu führen war. Nie verweilt eine Compagnie, ein Bataillon lange in der gleichen Garnison; es ist ein ewiges Hin- und Hertreiben und Verlegen der Truppen. Ihre Winterquartiere sind nur verkürzte Märsche, die sonst Wanderungen vom Rhein zu den Pyrenäen, von Neapel nach Holland, von Dalmatien nach Boulogne zu sein pflegen. Wenn gebietherische Umstände das Stillstehen einer Armee auf längere Zeit heischen, baut sie Städte von Erdhütten, kolossalische Pyramiden, Strassen über hohe Gebirge. An den Wechsel der Witterungen und Klimate gewöhnt, empfindet Napoleons Soldat den Einfluß derselben so wenig in Syrien, als im Tirol, so wenig in Kahiro, als in Königsberg.

Schon durch diese militärische Maxime hatten die römischen Legionen einen Vortheil über alle ihre Feinde, wie itzt die französischen Heermassen über die von Oestreich, Spanien, Preußen, welche in langen Garnisonen, bei immer gleicher Kost und gleichem Klima, auf ihren Wachtstuben und im Hausdienste der Bürger versauern, und beim ersten Wechsel körperliche Unbehaglichkeit leiden müssen. — Der Herzog von Braunschweig wäre vielleicht durch den ungünstigen Himmel von Champagne nie zum Rückzuge gezwungen worden, hätte er ein Heer geführt, nicht durch allzulange Ruhe entnervt. So lange das Einerlei des Garnisonlebens in Frankreich gebräuchlich war, konnte man Italien das Grab der Franzosen heissen. Heute ist's nicht mehr so. In den Spitälern der Lompardie fand man immer eine größere Anzahl Russen und Oestreicher, als Franzosen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Bienenzucht der Moldau und Wallachey.

Eine der edelsten Produktionen des Thiereichs ist gewiß der Honig, und es ist immer zu bedauern, daß nicht alle Länder gleich gut dazu passend sind, denn die Bienen verlangen eine ganz eigene Lokalität. In Ländern, die nicht zu sehr mit Menschen übersetzt sind, gedeiht die Bienenzucht am besten, denn diese Thiere wollen nicht gern gestört sein. Die Bienenzucht der Wallachei, vorzüglich aber der Moldau, hat daher vor der in vielen andern Ländern in Rücksicht auf Beträchtlichkeit vieles voraus. Die Nachbarn der Moldauer gestehen dieses selbst, wie denn z. B. die Walachen das fast unglaublich scheinende Beispiel anführen, daß vor dem letzten Türkischen Kriege ein einziger Moldauischer Bojar, ein gewisser Delean Kantakusán bis 13,000 Bienenstöcke gehalten, und daß nur damals der Bienenzehend dem Fürsten in der Moldau 200,000 Löwenthaler eingetragen habe.

Das Klima der Walachei und noch mehr der Moldau ist der Bienenzucht so günstig, daß man



mit den wenigsten Kosten sich einen großen Bienenstand anschaffen kann. Ein Bienenstock, für anderhalb Löwenthaler (30 Groschen) gekauft, gibt schon in der Walachei (noch mehr also in der Moldau) fünf bis sechs, wenigstens drei, und in einer Gegend zwischen Bukurest und der Donau bis zehn Schwärme jährlich. Diese faßt man in ausgehöhlte Baumklötze, deren einer 3 Kreuzer kostet, oder noch geschwinder, man kauft für 15 Gulden zehn solcher Bienenstöcke, so hat man im ersten Jahre einen Bienenstand von hundert, und im zweiten Jahre einen von 1100 Stöcken.

In den vielen Lindenwäldern und in den vortrefflichen Kräutern, womit die Moldau und Walachei versehen sind, und in dem milden Klima liegt der Grund der starken Produktion der Bienen. Nichts ist gewisser, als daß ein Stock sich jährlich beinahe verzehnfacht, und gesetzt auch, daß man wegen zu großer Hitze nur 3 bis 4 neue Stöcke von einem alten erhalten sollte, so ist diese Vermehrung doch immer bedeutend. Auch sind die Folgen der zu großen Hitze, welche die Kräuter versengt, nur allein in der Walachei zu spüren, nie in der Moldau, die in dieser Hinsicht gemäßigter bleibt. Durch unsere bei der Bienenzucht eingeführten Verbesserungen könnte freilich die Einträglichkeit der Bienen in diesen Provinzen noch mehr erhöht werden, aber bis jetzt ist daran nicht zu denken. Sonderbar ist es, daß die in den Wäldern zusammengefangenen Schwärme die allerarbeitsamsten und die allereinträglichsten sind. Die Bauern sind darauf auch sehr bedacht, und es gibt welche, die sich aus solchen geflüchteten Schwärmen ganze Bienengärten angelegt haben. Die Kunst, das Durchgehen der Schwärme zu verhindern, ist hier gar nicht bekannt.

Merkwürdigkeiten der Krebse.

Bei manchen Thierklassen der niedern Art ist die Reproduktion verlorner Theile des Körpers sehr leicht, und man hat Beispiele, daß sich sogar Augen wieder reproducirt haben. Auf dieser Reproduktionskraft beruht auch eine Eigenheit der Krebse, nähmlich die, sich selbst ihre Beine abzusprengen. So wie ihnen ihre verlorne Scheeren und Fühlhörner wieder wachsen, so wachsen ihnen auch die abgesprungene Beine wieder.

Die Krebse verrichten dieses Absprengen der Beine in jeder Stellung, am leichtesten aber, wenn man sie auf den Rücken legt, und mit einer starken eisernen Zange am dritten oder vierten Gelenke eines Beines die Schaale zerbricht und das Fleisch zerdrückt. Gleich nach der Verwundung fängt der Krebs an zu bluten, und reißt vor Schmerz das Bein hin und her. Nachher hält er es ganz stille in einer geraden und natürlichen Stellung, ohne es mit einem Theile seines Leibes oder mit einem andern Beine zu berühren. Hierauf springt der verwundete Theil des Beins auf einmahl mit einem ziemlichen Schalle am zweiten Gelenke vom Körper ab, auf eben die Art, wie der Hals einer Retorte abspringt, wenn der Theil, woran man vorher einen glühenden eisernen Ring gehalten hat, mit Wasser berührt wird. Eben so brechen sie auch die Scheeren ab. Der Bruch geschieht allemahl in dem weichsten Theile des Gelenks, und der Rand der Schale des Leibes thut nichts hinzu. Der kleine Durchmesser des Gelenks, die Lage der Fäserchen, und eine gewisse kleine runde Vertiefung tragen wohl am meisten zur Beförderung dieser Operation bei. Sobald das Glied abgebrochen ist, setzt sich an dem Stumpfe des Gelenks zunächst am Leibe eine Gallerte, welche das Blut stillt; wenn man diese Gallerte wegnimmt, so verblutet sich das Thier und stirbt. Diese Gallerte verwandelt sich nach und nach in ein kleines Bein oder Scheere, welches mit der Zeit die ganze Größe des verlornen erhält.

Alle Jahre wirft der Krebs seinen Panzer oder sein hornartiges Kleid ab, und bekömmt hierauf ein größeres. Dieses Mietern oder Häuten erfolgt bei den Männchen im Mai und Juni, bei den Weibchen im Herbste. Einige Tage vorher fasten

nach der Enthäutung findet man den Körper härter, als er von Natur ist, hernach wird er ganz weich, bis sich zuletzt nach zwei oder drei Tagen der weiche Ueberzug in eine ganz harte Schaale verwandelt.

Während dieser äußern Erneuerung erneuern sich auch beim Flußkrebse manche innere Theile, wovon man bei keinem andern Thiere etwas weiß. Der Magen löst sich nebst den Gedärmen ab, und es entsteht statt seiner ein neuer Magen, welcher den alten nebst den übrigen Abgängen verschlingt. Die Lage des Magens ist sonderbar. **Er befindet sich im Kopfe**, in der Nähe der Augen, und hat drei breite scharfe schwärzliche Zähne, die wie ein Dreieck auf einander fallen, und die Nahrungsmittel zermalmen. Zu beiden Seiten des Magens entstehen um die Zeit der Häutung zwei kalkartige Verhärtungen, welche Krebssteine heißen, von deren Bestimmung man nur Vermuthung hat (z. B. daß sie zur Nahrung, oder zur neuen Schaale dienen) und die mittelst einer Haut an den alten Magen befestigt sind. Diese Haut wächst während der Häutung des Krebses so, daß sie den alten Magen ganz einschließt und ihn nebst den Steinen aufzulösen oder zu verdauen anfängt.

ten, von dem Schleime, der wahrscheinlich die Steine formirt, gereiniget wurden. Wenn nun gleich Steine entstanden, erreichten solche nie die Größe, wie vormals, sondern giengen oft mit einiger, oft mit unmerklicher Empfindung zu zehn und mehrern ab.

Setzte ich den Gebrauch des Mittels zu lange aus, so waren gleich die Steine größer, und giengen mit mehr Empfindung ab. Merket man, daß Steine abgehen wollen, so trinke man gleich nach und nach ein oder mehrere Gläser; der Schmerz wird sich eher verlieren, da der Stein eher abgehet. Zu meiner innigen Freude habe ich dieses Mittel mehrern empfohlen, und alles, was ich selbst empfand, von andern bestätigt erhalten. Personen, welche ausser dem Stein, an der verkehrten goldener Ader litten, andere, welche mit der Strangurie behaftet waren, erfuhren die heilsame Wirkung dieses Mittels. So viel möglich, habe ich es bekannt gemacht; allein mich deucht, es verdient noch mehr verbreitet zu werden.

Dieses Mittel kann der geringste Mensch sich selbst ohne Kosten verschaffen, und zu seiner Hilfe anwenden. Es bestehet in folgenden:

„Man gräbt zu allen Jahreszeiten, doch besser

nichts von dieser daran bleibt, abgeschnitten, erst in kaltem Wasser, um von der Erde gereiniget zu werden, dann in lauwarmem Wasser, um den übrigen Erdgeschmack völlig zu tilgen, gewaschen, und an einem lüftigen Orte getrocknet. Zum Gebrauch werden 4 Loth abgewogen, und klein geschnitten, in einem reinen Topf, bei mäßigem Feuer 1 ½ Nösel Wasser langsam, verdeckt anderhalb viertel Stunde mit einem Kaffeelöffel voll reiner Kreide, gekocht, verdeckt abgekühlet, und durch ein Sieb abgegossen, da es dann klar und von brauner Farbe durchsichtig erscheinet. Hiervon trinkt der Patient des Morgens etwa eine Stunde nach den Kaffee, nach und nach, allenfalls bei einer Pfeife Taback, einen halben Schope oder Nösel, welches etwa ein gutes Bier- oder Wasserglas betragen möchte. Im Anfang thut der Patient wohl, daß er 2 bis 3 Monat hindurch mit zwei Glas des Tages, Morgens und gegen den Abend, fortfähret, um Nieren und Kanäle wohl zu reinigen; nachher kann man es zwei bis drei Wochen aussetzen, dann wieder einige Wochen trinken. Der Patient wird bald selbst beurtheilen, wie lange er aussetzen und wieder trinken muß. Hitziges Getränke und Käse müssen mäßig genossen werden; ein guter Wein wird nicht schaden."

Ich wünsche zu erfahren, ob dieses Mittel hier und da sich hülfreich bewiesen, um an der Freude der Patienten, welche ihnen die Hülfe gewähren wird, Theil nehmen zu können. Von der guten Wirkung dieses Mittels überzeugt, glaube ich, mich unter dieser Anzeige nennen zu müssen, weil das Zutrauen zu solchen empfohlenen Mitteln zu sehr von der Glaubwürdigkeit der Empfehlenden abhängt. Dömitz in Mecklenburg.

von Restorff, Generalmajor.

Dank sei dem menschenfreundlichen Generalmajor von Restorff für die Mittheilung des Mittels gegen Nierensteinschmerzen und Strangurie. Meine Gattin wurde dadurch von ersterm Uebel fast gänzlich befreit; denn alle medizinische Hülfe hat in 16 Jahren das nicht bewirkt, was dieses einfache Mittel leistete. Gerade im Mai 1803 waren die Schmerzen so anhaltend und fürchterlich, daß wir alle an ihrem Aufkommen zweifelten, und gerade da kam die schnelle Hülfe. Der hiesige, sehr geschickte Botaniker Schinkenhoer lehrte mich die Pflanze kennen; ich machte Gebrauch davon, und den dritten Tag gieng ein Stein von ihr, der nach Apothekergewicht 18 Gran wog, und den sie 7 Wochen lang in der Blase fühlte; der Menge kleiner Steine und des Sandes nicht zu gedenken, die damit abgiengen.

Von der Zeit an war jeder Anfall weniger schmerzlich und anhaltend; denn Steine, woran sie vorher Monat lang Schmerzen litt, giengen auf den Trank in ein Paar Tagen, ja einmal 26 unmittelbar nach einander ab. Jetzt ist es, Gott sei ewig Dank, so weit gekommen, daß seit anderhalb Jahren sich nur ein paarmal geringe Spuren zeigten, wo dann auf den Gebrauch des Trankes kleine nur sandartige Steinchen abgehen.

Ueber den Haarpuder.

Die Alten scheinen weder die Existenz, noch den Gebrauch des Haarpuders gekannt zu haben. Weder die Kirchenväter noch die romantischen Dichter, jene bei ihrem Eifer über die Koketterie der Weiber, diese bei ihren schönen Schilderungen der Trachten, haben des Puders gedacht. Man findet auf den alten Bildnissen keine Nachahmung des gepuderten Haars, wiewohl die Mahler den Kopfputz getreu nach der Natur darstellten. Man liest im Braetome, daß Magarethe von Valois, die sehr betrübt über ihr kohlschwarzes Haar war, alle Künste versuchte, diese Schwärze zu mildern. Wäre der Puder gebräuchlich gewesen, so würde sie sich dessen bedient haben. L'Etoile ist der erste Schriftsteller, der vom Puder spricht. Er meldet in seinem Journal unter dem Jahr 1593, daß man zu Paris Nonnen frisirt und gepudert spazieren gehen sah. Seit dieser Zeit kam der Puder allmählich in Frankreich mehr auf, bis zur Epoche der Revolution. Aus Frankreich verbreitete sich diese Mode unter andere Europäische Völker. Sollte man aber glauben, daß diese Mode aus Klöstern herstamme? — Ludwig XIV. konnte den Puder nicht leiden. Doch verminderte sich seine Abneigung zu Ende seiner Regierung. Da ließ er es geschehen, daß man seine Perücken ganz schwarz puderte.

Denn seine Last drückt sehr, und oft zur Hölle gar.

Auszug aus dem Regierungsblatt.

Königl. baier. Armee-Befehle.

München, den 14. August 1807.

§. 1. Die Oberstlieutenants, Anselm v. Epplen, vom 3ten Linien-Infanterie-Regiment Herzog Karl — und Fabricius Graf Pocci, vom Generalstab, avanciren zu Obersten, beide im Generalstab. Eben so wird der Oberstlieutenant und Flügel-Adjutant der Infanterie, Karl Baron Schönfeld zum Oberst befördert.

Ferners avancirt der Major im General-Stab, Eduard Anton Janson van der Stockh, zum Oberstlieutenant — und der Hauptmann des 1sten leichten Infanterie-Bataillons Habermann und Adjutant des General-Lieutenants von Deroy, Franz Joseph von Hertling, zum Major.

§. 2. Die Oberlieutenants des 11ten Linien-Infanterie-Regiments Kinkel, Franz Brentano — und Wilhelm Baron Horr, — dann der Unterlieutenant des 5ten Linien-Infanterie-Regiments

Dallwigk versetzt, — und der Med. und Chirurg. Doktor Schaffner, als Bataillons-Chirurg im 10ten Lin. Inf. Reg. Junker angestellt.

§. 4. Der kaiserl. königl. französische Brigade-General und Ritter des Militär-Max-Joseph-Ordens, Laplanche Mortières, ist nach eingekommener Anzeige gestorben.

§. 5. Den im Fuhrwesens-Bataillon angestellten Offiziers ist erlaubt, die in der Armee eingeführte Schärpe zu tragen.

München, den 18ten August 1807.

§. 1. Wegen ihrer zum Ruhme und Vortheil des allerhöchsten Dienstes mit Tapferkeit, Einsicht und Geistesgegenwart ausgeführten Krieges-Thaten werden in den militärischen Max-Joseph-Orden als Ritter aufgenommen:

1. Der Major des 3ten Chevauxlegers-Regiments Leiningen, Johann Nepomuck von Harscher, wegen des Streifzuges gegen Brieg, am 22. November 1806, dann jenes gegen Schweidnitz, am 21. Dezember 1806.

4. Der Hauptmann des 13ten Linien-Infanterie-Regiments, Wilhelm von Horn, wegen der nämlichen Affaire.

§. 2. Der Oberlieutenant des 7ten Linien-Infanterie-Regiments Löwenstein, Dettenhofer — dann die Unterlieutenants, Baron Widnmann — und Baron Laßberg, werden wegen des in der Affaire von Poplawy am 16ten Mai beobachteten tapfern Betragens belobt.

§. 3. Die Unteroffiziers und Gemeinen, welche von der zweiten Division sich vor dem Feinde durch vorzüglich tapfere Thaten ausgezeichnet haben, werden auf folgende Art belohnt:

Durch das goldene Ehrenzeichen.

Vom 3ten Linien-Infanterie-Regiment Herzog Karl: 1. der Feldwebel Johann Reder, vom Ueberrhein. — Vom 4ten Linien-Infanterie-Regiment: 2. die Sergeanten, Marcell Beer von Straubing, und 3. Andreas Eckert, von Weiden in der oberen Pfalz; 4. der Korporal Johann Pritzl, von Vilshofen; 5. der Gemeine Georg Reich, von Neumarkt in der oberen Pfalz. — Vom 7ten Linien-Infanterie-Regiment Löwenstein: 6. der Feldwebel Peter Dillmann, vom Ueberrhein; 7. der Hornist Joseph Loibl, von Neuburg an der Donau; 8. der Pfeifer Joseph Recher, von Wasserburg. — Vom 13ten Linien-Infanterie-Regiment: 9. die Sergeanten Karl Reiß, vom Ueberrhein, und 10. Jakob Laaber, von Moßbach; 11. der Gefreite Michael Holzmann, von Lichtenfels. — Vom 3ten leichten Infanterie-Bataillon Preysing: 12. der Fourier Mathias Engler, von Reichenhall, gegen Einlieferung des silbernen; 13. der Korporal Sebastian Brüderl, von Schrobenhausen. — Vom 4ten leichten Infanterie-Bataillon Wreden: 14. der Sergeant Dionis Fromm, von Teisbach. — Vom 6ten leichten Infanterie-Bataillon Taxis: 15. der Korporal Konrad Wünsch, von Bopfingen. — Vom 2ten Dragoner-Regiment Taxis: 16. der Gemeine Johann Thaler, von Troßburg, gegen Einlieferung des silbernen.

Durch das silberne Ehrenzeichen.

Vom 3ten Linien-Infanterie-Regiment Herzog Karl: 1. der Feldwebel Georg Balz; 2. die Sergeanten Kaspar Guttermann, 3. Peter Lehr, 4. Konrad Schugmann, 5. der Korporal Wilhelm Schifauer, sämmtlich vom Ueberrhein; 6. die Gemeinen Gottfried Schneider, von Elchingen; 7. Georg Müller, und 8. Xaver Winkler, von Mindelheim. — Vom 4ten Linien-Infanterie-Regiment: 9. der Feldwebel Michael Trautmann, vom Ueberrhein; 10. die Korporäls Adam Westermayer, von Regen, 11. Peter Bauer, von Ingolstadt; 12. die Gemeinen Andreas Hartinger, von Kellheim; 13. Mathias Winklmayer, von Deggendorf; 14. Joseph Hirner, von Stadtamhof; 15. Anton Rott, von Neuburg in der oberen Pfalz. — Vom 7ten Linien-Infanterie-Regiment Löwenstein: 16. der Feldwebel Wilhelm Hausmann, vom Ueberrhein; 17. der Sergeant Xaver Hartl, von Ingolstadt; 18. der Sergeant Xaver Spachert, und 19. der Korporal Joseph Lunzner, von Neuburg an der Donau; 20. die Gemeinen Joseph Weigler, und 21. Georg Lehr, von Parkstein; 22. Michael Schadmayer, von Schrobenhausen; 23. Jakob Reichard, von Sandizell; 24. Leonhard Urban, von Schwandorf; 25. Mathias Sterner, von Aurach. — Vom 13ten Linien-Infanterie-Regiment: 26. der Sergeant, Christian Weber, von Weimar; 27. der Gemeine Georg Bayer, von Sulzbach. — Vom 3ten leichten Infanterie-Bataillon Preysing: 28. der Korporal Michael Rappelmayer, von Freysingen; 29. die Gefreiten Georg Schauer, von Aichach; 30. Alois Sanktjohannser, von der Au bei München; 31. Joseph Egelseder, von Burghausen; 32. die Gemeinen Bartholomäus Oberpriller, von Moosburg; 33. Karl Endter, von Seefeld. — Vom 4ten leichten Infanterie-Bataillon Wreden: 34. der Korporal Joseph Mayer, von Schongau; 35. der Gemeine Johann Zentmayer, von Osterhofen. — Vom 6ten leichten Infanterie-Bataillon Taxis: 36. die Gemeinen Xaver Zörle, von Göggingen;

ldwebel Michael ...
, die Korporals Alex Nehr...
l, 11. Peter Bauer, ...
Gemeinen Andreas Hartinger
Mathias Winkelmayr, ...
Joseph Hirner, von ...
orf, von Neuburg in der ...
-ten Linien-Infanterie-Regim...
der Feldwebel Wilhelm ...
berrhein; 17. der Sergeant ...
elstadt; 18. der Sergeant ...
19. der Korporal Joseph ...
z an der Donau; 20. ...
gler, und 21. Georg ...
Michael Schadmayer, ...
Jakob Reichard, von ...
han, von Schwandorf; ...
von Aurach. — Vom 13ten ...
ment: 26. der Sergeant, ...
n Weimar; 27. der ...
Sulzbach. — Vom ...
illon Preysing: 28. der ...
... von Freysingen; ...

Graf, von Allersberg; 47. der Gemeine Andreas Griesbacher, von Neuburg in der oberen Pfalz.

Die Heere der Europäer.

(Beschluß.)

In den römischen Legionen durften nur Römer dienen. Die Desertion von der Armee war daher unbeträchtlich. In den französischen Regimentern stehen nur Franzosen. Man weiß daher von Ueberlaufen und dadurch entstehenden Verräthereien wenig, während bei anderen Armeen Desertion so lange gemein sein wird, als es Werbe-Commandos gibt, welche durch mancherlei Ränke liederliches oder armseliges Volk aus allerlei Ländern und Ständen gewinnen, um die Armeen zu completiren.

Man nennt den Soldatenstand einen Ehrenstand. Bei den Truppen der meisten europäischen Mächte ist die Ehre aber nur den Offizieren vorbehalten; den gemeinen Soldaten hingegen der Stock, ...

führt, läßt sich etwas unternehmen. Der Kriegsknecht verliert die Lust am Streit, wenn sich die Aussicht zur Beute verdunkelt; er flieht, wenn er den Stock des Korporals nicht zu fürchten hat. Der Kriegsmann, wenn ihm die lockere Beute verschwindet, hat noch seine und des Regiments Ehre zu erobern; wenn ihn von hinten keine Gewalt mehr vorwärts treiben kann, so hat noch immer eine Furcht, die Furcht vor Schande.

Mogten Taktik, Uebung, Abhärtung ehemahls auch noch so sehr in der französischen Armee vernachläßigt worden sein, dies Ehrgefühl des Soldaten, von dem ich rede, und welches jetzt die meisten europäischen Nationen als Augenzeugen kennen zu lernen Gelegenheit hatten, war schon lange vor der Revolution unter dem französischen Militär einheimisch. Napoleon und seine Feldherren schuffen es nicht erst; sie fanden es nur, und nährten es mit zarter Sorgfalt.

Ein Gendarme, auf einem wilden, verschüchterten Pferde, überrannte fast einmahl Ludwig XIV. an einem Schlachttage. In der ersten Bewegung hub der König den Stock gegen ihn, und schlug. Der Gendarme durch diese Beschimpfung außer sich,

eine Kugel traff. Er kam endlich zurück, stattete von seinen Beobachtungen Bericht ab, und zwar mit aller möglichen Ruhe, obgleich ihm das Blut häufig aus der Wunde floß. Vaubau wollte ihm einen Lonisd'or geben. „Nein, General, sagte der Soldat, und wies das Geld ab: das würde meine That entstellen."

„J'ai l'honneur d'être Français!" sagte ein Soldat, der unter dem Marschall von Sachsen diente, als man ihn fragte, wer er sei? Hat nicht mancher Soldat der großen Armee in unsern Tagen auf ähnliche Weise geantwortet?

Ehre ist eine Münze, die dem Staate am wenigsten kostet, und womit er sich ausserordentlichere Dinge, als mit Geld, erkaufen und bewirken kann. Wer weiß nicht, daß die bloße Hoffnung einer Krone von Lorbeer- oder Eichenlaub bei den Alten zu Thaten begeisterte, die man heutiges Tages durch alles Gold von Potosi nicht erhalten kann? — Um die willenlosen Maschinen, wenns einmahl gelten soll (und Taktik und Stock endlich doch nicht mehr ausreichen), zu begeistern, nimmt man bei verschiedenen Armeen Brannteweín. Welch ein trauriges Surrogat des Ehrgefühls aber ist der Branntewein!

Schon zur Zeit Ludwig's XIV. gab eine Grenadierkompagnie, die einen verdeckten Weg angreifen sollte, und unter welche ein Oberstlieutenant Branntewein austheilen ließ, zur Antwort: „Nous prend-il donc pour des Allemands?"

Die Gewalt der Meinungen (was man heutiges Tages auch wohl den Geist der Zeit zu nennen pflegt) ist eine Macht, welche von den wenigsten Fürsten anerkannt wird. Sie strebten ihr oft verwegen genug entgegen, und unterlagen der Riesinn. Denn die Menschheit ist keine Maschinenwelt, worin nur Einzelne leben und wollen; sondern eine Geisterwelt, worin sich alles regt, und alles handelt. Man kann einzelne Menschen unterdrücken, einkerkern, tödten, aber nicht den Geist der Menschheit. Aber die ganze sechstausendjährige Weltgeschichte konnte manche Fürsten und ihre Minister nicht belehren, und das Unglück der Vergangenheit und Gegenwart nicht warnen.

Die öffentliche Meinung ist gewaltiger, als Guillotine, Kreutz und Rad. Durch sie siegte einst das Christenthum; so nachher die Reformation Luther's und Zwinli's; so zuletzt Frankreich.

Für kein Gut der Welt opfert der Mensch freudiger alles, auch das Heiligste, Freiheit und Leben, hin, als für seine Meinung, wenn diese vom Enthusiasmus gehoben wird.

Anfangs stritten die Franzosen mit wunderbarer Kraft, und alles vor sich niederschmetternd, für die republikanische Freiheit — dann mit eben dem Enthusiasmus für den Frieden — endlich mit nicht wenigerm Ungestüm für die Ehre ihres Vaterlandes und ihrer Siege.

Der Regent kann durch bloße Kunst keine öffentliche Meinung erschaffen; sie ist die mächtige Tochter noch mächtigerer Eltern, der Umstände und des öffentlichen Bedürfnisses. Die ganze Politik eines Kabinets besteht darin, die öffentliche Meinung zu erkennen, zu beleben, zu leiten, anzuwenden. Frankreichs spätere Regenten und Feldherrn, seit der Revolution, verstanden sich darauf als Meister.

In träger Ruhe lagen andere Nationen inzwischen. Es fehlte ihnen nicht an einer öffentlichen Meinung; sondern an Männern, die es verstanden, den Funken derselben zum Vortheile und zur Ehre des Landes in Flammen zu verwandeln. Umgekehrt, man erdrückte vielleicht noch recht mühsam den Funken. So sah man, anstatt enthusiasmirter Heere, nur seelenlose Maschinen als Bataillone und Regimenter ins Schlachtfeld ziehen; sah Länder mit ihren Völkern in rentirende Güter verwandelt; an der Spitze der Armeen und öffentlichen Verwaltungen Männer des Zufalls. Nicht Verdienst und Genie, nur Geburtsrang, Herkommen, Anciennetät, Frauengunst u. s. w. hatte sie dahin gebracht.

Frankreich hatte seit Anfang der Revolution immer enthusiasmirte Armeen. Jeder Soldat, vom

sich für sie lebhaft interessiren?

Rom lernte die Kriegskunst im Kriege, und schämte sich nicht, diejenigen Waffen des Feindes zu gebrauchen, durch die es besiegt worden war. Er lernte dem Feinde den Vortheil der Bewegungen und Waffen ab, und machte ihn zum seinigen. Frankreich reformirte seine Heere nach den Verbesserungen, welche Friedrich der Große seinen Preussen in vielen Feldzügen gegeben hatte, und lernte sie im Revolutionskriege nicht nur anwenden, sondern auch vermehren.

Deutschland, Spanien, Italien, Rußland fochten immerdar, ihrer alten Kriegskunst, ihren alten Waffen getreu, gegen den sinnreichen Feind, und wurden besiegt.

Friedrich der Große hatte die neuere Taktik zu ihrer Höhe gebracht. Nachahmer wollten mehr thun, und verkünstelten sie durch überflüssige, kleinliche Spielereien, oder machten sie zur Hauptsache im Schlachtfelde. Die österreichische Taktik unter Feldmarschall Lascy ward durch eine ungeheure Menge von Vorschriften und Reglements verworren, peinlich, schwerfällig. Hatte man doch sogar das Ausplündern der Todten in Regeln ge-

sultat der studirtesten Kombinationen davon scheitern konnte." *)

Genug, die ganze Kriegskunst war zuletzt in eine bloße Manövrirkunst zusammengeschrumpft, bei der Zweck und Anwendung auf dem Schlachtfelde immer mehr aus den Augen verloren ward. Um große Massen bewaffneter Menschen, ohne die geringste Verwirrung, durch die einfachsten Evolutionen, auf einen beliebigen Punkt zu werfen, ist die Manövrirkunst vortrefflich. Aber auf dem Schlachtfelde, so nützlich sie auch noch dort oft ist, reicht sie nicht aus, sobald Waffen gegen Waffen fallen. Auf dem Exerzirplatz kann der Mensch Maschine sein. Auf dem Schlachtfelde und in der Todesgefahr wird er wieder Mensch mit eigenem Willen. Diesen müssen ganz andere Motive beseelen, als Komando, Trommelschall und Trompetensignal.

Die Nahrung hat auf den Muth der Truppen mehr Einfluß, als man glaubt. — „Mit einer sechswöchentlichen Diät will ich aus dem tapfersten Manne einen Poltron machen!" sagte ein englischer Arzt. Und Prinz Moriz gebrauchte, von diesem Grundsatz überzeugt, wenns irgend einen Kraft-

den, den sie betraten, mußte sie nähren; ihre Bedürfnisse stillten sie durch Requisitionen.

In neuern Zeiten thaten die französische Heere dasselbe, und dankten eben dieser Ursache einen großen Theil ihrer reissenden Fortschritte. Nichts hinderte sie, nach einem Siege, denselben zu verfolgen; während Magazine aller Art, und ihre Bedeckung und ihr Nachschleppen, die Bewegungen der Alliirten bleiern machten.

Der Krieg war natürlich für die Länder, wo er geführt ward, erschöpfend. Aber die Armeen erreichten ihren Zweck, und konnten ungefesselt sich bewegen und eben darum leichter siegen.

Anfangs hatte der römische Soldat keinen Gehalt, sondern nur Theil an der Beute. Die schönsten Grundstücke des eroberten Landes wurden der Armee zugetheilt. Als der Senat statt dessen die regelmäßigen Löhnung eingeführt hatte, hörte dies Vertheilen und Verkaufen der Grundstücke auf. Aber die bezwungenen Völker hatten darum kein

im Felde, der Bürger im Hause. So fand ichs in Frankreich; so ists noch.

Aber wie in vielen andern Staaten unsers Welttheils? — Der Soldat haßt den Bürger, der ihn ernährt; der Bürger den Soldaten, der ihn beschützen soll. Und dieser desorganisirenden Eifersucht der Stände bietet — wer sollte es glauben? — die taktlose Haushaltungspolitik manches Kabinets sogar die Hand, statt sie zu vernichten bei jeder Gelegenheit.

Aller Zeiten, aller Völker Geschichte hat es mit tausend Erfahrungen bewiesen, daß in einer Monarchie es noch immer vortheilhafter sei, die höchste Stelle des Staats, den Thron, durch das Erbfolgerecht zu besetzen, als durch freie Wahlen. Wird gleich durch die Erbfolge nicht immer der Würdigste und Verdienstvollste zum Haupte des Volks erhoben, so ist doch dagegen immer die Wahl gefährlich. Der Staat geht endlich das

heit besiegten.

D

Die eingeborne
haben das mit ih
träge, stolz, wollüs
ein Garde für heute
er nicht für den fol
derbar kommen, we
soll; er hält das g
In den Städten ist je
einen Degen trägt,
der nur etwas im
Principale schelten.
so wär' es sehr gege
zu sagen: ich habe
mit einem pordonai
die nur etwas bede

; Stand hat einen Begr…
ß an seiner angemessen…
…lande der liebste, der Erde…
…ger im Hause. Es ist …
…is noch.

…len andern Staaten …
…ldet haßt den Bürger, …
…r den Soldaten, der …
…desorganisirenden Einfluß …
…wer sollte es glauben? —
…aatspolitik manches Fehlers …
…t sie zu vernichten bei …

…der Völker Geschichte hat …
…en beweisen, daß in einem …
…ner vortheilhafter sei, …
…den Thron, durch das Erb…
…en, als durch freie …
…die Erbfolge nicht …
…erdienstvolleste zum …
…ist doch dagegen …
… Der Staat geht …
…allzuoft wiederholter Erfahr…

das Schicksal derer, die durch Geburtsadel auf Stellen berufen waren, denen sie kein Genüge leisten konnten, und welche sie durch Geistesüberlegenheit besiegten.

Die Sarden.

Die eingebornen Bewohner der Insel Sardinien haben das mit ihren Nachbarn gemein, daß sie träge, stolz, wollüstig, und rachgierig sind. Wenn ein Sarde für heute zu essen hat, so denkt und sorgt er nicht für den folgenden Tag, und es muß sonderbar kommen, wenn er für die Zukunft arbeiten soll; er hält das gleichsam für eine Schande. — In den Städten ist jeder armselige Pflastertreter, der einen Degen trägt, ein Cavallero, und jeder Bauer, der nur etwas im Vermögen hat, läßt sich einen Principale schelten. Fordert ein Bettler eine Gabe, so wär' es sehr gegen den Sardischen Wohlstand, ihm zu sagen: ich habe nichts. Man weiset ihn ganz mit einem pordonai! ab. Geht eine Bürgerinn aus, die nur etwas bedeuten will, so hat sie einen Cavalleri di Spada, mit dem Hute unter dem Arm, einige Schritte vor sich herlaufen, der sich fleißig umsehen muß, um immer gleiche Weite von seiner

Regierung ihre ganze Macht nöthig hat, diesem Unfuge zu steuern. — Hat ein Sarde dem andern ewigen Haß geschworen, so ist der Erfüllung dieses Schwurs nicht zu entgehen, als, entweder die Insel zu verlassen, oder das Prävenire zu spielen. — Man erzählt von einem Sarden, daß er seinem Feinde, der sich nach Neapel flüchtete, dahin nachfolgte, sich dort zum Schein mit ihm versöhnte, ihn in ein öffentliches Freudenhaus führte, und dort in den Armen einer Buhlerin erstach, um, wie er sagte, nicht nur seinen Leib, sondern auch seine Seele ewig zu verderben. — Ein Sarde begnügt sich nicht einmal, seinen Feind niederzustoßen, er mißhandelt auch noch den todten Körper.

Man darf jährlich gegen 400 Menschen rechnen, die in der Insel ermordet werden. Dabei gibt es wenig gerichtliche Exekutionen. — Ein Sarde kann nicht begreifen, wie die Justiz einem Mörder das Leben nehmen könne. Er schlägt ein Kreuz, und sagt: „Ich danke Gott, daß ich nicht unter einer so grausamen Nation wohne!„ — Er bringt ein Dutzend Menschen um, und findet das nicht grausam. — Mit dem Diebstahl nehmen sie es so genau auch nicht. Sie stehlen, beichten, finden sich mit

Künsten weit. Seine natürliche Lebhaftigkeit zieht ihn zum Wunderbaren. Poesie liebt der Sarde bis zum Enthusiasmus. Sardinien hat gute Dichter; aber da nur wenige Menschen dort lesen können, wird auch wenig gedruckt, und die Gedichte der Dichter bleiben größten Theils nur Impromptu's.

Die Kleidung der gemeinen Sarden ist etwas seltsam. Ein grünes oder rothes Netz umfängt ihre Haare, darauf sitzt ein kleines, rundes, schwarzes Käppchen. Die Jacke ist roth, mit schwarzen Näthen und Bändern ge leet. Ein breiter Gürtel, in welchem ein Messer steckt, umgibt die Lenden. Sie tragen weite, schwarze Hosen, unzugeknöpft, mit rothen Bändern besetzt. Die Stiefeln sind ganz gefaltet. Ein Aermel an der Jacke eines Bauern, der nur ein wenig Staat machen will, hat wenigstens 9 silberne Knöpfchen. Vorn herunter geht eine dichte Reihe solcher Knöpfchen. Andere tragen über die Jacke ein ledernes Koller ohne Aermel; zuweilen darüber einen braunen Ueberrock, oder

etlichen zusammengefügten Brettern, in die Runde geschnitten sind. Zwei Ochsen ziehen den Wagen. Der Bauer steht darauf, hat die Leitseile in der Hand, sticht mit dem Stecken die Ochsen, ruft sein Ei, ei, ya! und fährt in der Einbildung dahin, als führe er die künstlichste Wagen-Maschine in der Welt.

Unverheurathete Personen, besonders die Jünglinge, schlafen nicht in Betten. In Betten zu schlafen, ist nur das Vorrecht verheuratheter Personen. — Stirbt ein Sardischer Hausvater, so muß er, wenn er die Augen geschlossen hat, von seinen Anverwandten ein scharfes Examen aushalten. Man fragt ihn: Warum er gestorben sey? Ob er nicht sein Pferd, seine Flinte, sein Essen und Trinken gehabt habe? u. s. w. Ist dieses Verhör, ohne Antwort, geendigt, so bestellt man die Klagweiber, die um den Todten weinen und schreien, jammern und klagen müssen, bis er im Grabe

Auszug a

Allge

(Die in sämmtlic

Schutz

Wir M

von Gottes G

Wir haben bi
die ausgezeichneten
Impfung in Unser
liche Bereitwilligkei
Unterthanen zu der
fahrung der Aerzte
mittels gegen die
wahrgenommen.

Die aus den
Reiches darüber
aber auch in Kenn
noch aus Vorurthe

Betrüglich hat gekriegt, der durch das Gold gesiegt.

Auszug aus dem Regierungsblatt.

Allgemeine Verordnung.

(Die in sämmtlichen Provinzen gesetzlich einzuführende Schutzpocken-Impfung betreffend.)

Wir Maximilian Joseph,
von Gottes Gnaden König von Baiern.

Wir haben bisher mit besonderem Wohlgefallen die ausgezeichneten Fortschritte der Schutz-Pocken-Impfung in Unseren Staaten, so wie die rühmliche Bereitwilligkeit eines großen Theils Unserer Unterthanen zu der Annahme dieses durch die Erfahrung der Aerzte als unfehlbar erwiesenen Schutzmittels gegen die Verheerungen der Kindsblattern wahrgenommen.

Die aus den verschiedenen Provinzen Unseres Reiches darüber vorgelegten Berichte haben Uns aber auch in Kenntniß gesetzt, wie viele Menschen noch aus Vorurtheil oder Indolenz auf diese große Wohlthat verzichten, und dadurch sowohl sich, als andere in Gefahr setzen.

Es ist Unserer Aufmerksamkeit ferner nicht entwaren, sehr oft die sogenannten falschen Kuhpocken anstatt der wahren verbreitet, die damit geimpften Individuen vor der nachkommenden Kindsblattern-Krankheit nicht gesichert, und auf diese Art häufige und schädliche Zweifel gegen die unfehlbare Schutzkraft der ächten Vaccine erregt wurden.

Wir finden Uns dadurch bewogen, die Kindsblattern-Seuche für die Zukunft durch eine allgemeine und gesetzliche Einführung der Schutzpocken-Impfung gänzlich aus Unseren Staaten zu verbannen, und durch Beseitigung aller Anstände das Verfahren dabei, zur vollkommenen Sicherstellung Unserer Unterthanen, auf eine solche Art zu reguliren, daß hinfür über den Erfolg jeder einzeln gemachten Impfung kein Zweifel obwalten könne.

In dieser Hinsicht, und aus vollkommener Ueberzeugung, das physische Wohl der Bewohner Unserer Staaten dadurch ganz vorzüglich zu befördern, verordnen Wir:

§. 1. Alle diejenigen Unserer Unterthanen, welche das dritte Jahr bereits erreicht haben, weder die Kindsblattern gehabt, noch mit Schutz-Pocken

§. 3. Zum genauen Vollzuge dieser Unserer allerhöchsten Verordnung muß das Alter der impfungsfähigen Kinder aus den pfarrlichen Tauf-Büchern erhoben, den betreffenden Gerichtsstellen und Physikern übergeben, und durch die den letzteren zur Führung eigener Geburtslisten nächstens zu ertheilenden Vorschriften und Tabellen kontrollirt werden.

§. 4. Um der gegenwärtigen Verordnung den gehörigen Nachdruck zu geben, finden Wir nothwendig, die Saumseligen und Widersetzlichen mit angemessener Geldstrafe zur Annahme des Guten zu bestimmen; und befehlen daher:

a. Daß von einem jeden Kinde, welches mit dem ersten Juli eines jeden Jahres schon volle drei Jahre alt geworden, ohne bis dahin mit den Schutzpocken geimpft zu sein, eine den Vermögens-Umständen angemessene Geldstrafe von 1 fl. bis 8 fl. erhoben werden soll.

b. Daß nach Verlaufe eines Jahres (d. i. wenn am ersten Juli des darauffolgenden Jahres, an welchem das Kind vier volle Jahre zählt, die Schutzpocken-Impfung noch nicht vorgenommen sein sollte) die vorige Geldstrafe um die Hälfte erhöhet, und, wenn die Impfung immer unterlassen wird, jährlich damit bis zum sechsten, dann zweijährig bis zum achten, zehnten und zwölften Jahre fortgefahren werden müsse, wie nachfolgender Entwurf zeigt:

Minimum.	Maximum.
der Strafe nach Verlauf des dritten Jahres	
1 fl.	8 fl.
nach Verlaufe des vierten Jahres	
1 fl. 30 kr.	12 fl.
nach Verlaufe des fünften Jahres	
2 fl.	16 fl.
nach Verlaufe des sechs- und siebenten Jahres	
2 fl. 30 kr.	20 fl.
nach Verlaufe des achten und neunten Jahres	
3 fl.	24 fl.
nach Verlaufe des zehnten und eilften Jahres	
3 fl. 30 kr.	28 fl.
nach Verlaufe des zwölften Jahres	
4 fl.	32 fl.

Diese nach dem zwölften Jahre des Alters eines zu impfenden Subjektes festgesetzte Geldstrafe bleibt die alljährliche bis zur erfolgenden Impfung.

c. Von denjenigen, welche nach §. 1. strafbar werden, wird die Geldstrafe, rücksichtlich ihres Alters, nach gleicher Norm eingeheischt.

d. Von jenen Subjekten, welche Almosen beziehen, oder aus Gemeindekassen ernähret werden, wird diese Geldstrafe, Falls sie in solche verfallen sollten, durch Abzug nach dem Minimum erhoben.

e. Da für die in öffentlichen Findel-, Waisen- und Erziehungs-Häusern befindlichen Kinder, die Schutzpocken-Impfung schon gesetzlich eingeführt ist, und, wo dieß bisher noch nicht geschehen, hiermit verordnet wird; so treffen die eben bestimmten Geldstrafen, die säumigen und widersetzliche Aeltern, oder Pflegeältern und Vormünder bis nach Verfluße des achtzehnten Jahres des zu Impfenden, von welchem Zeitpunkte die Strafen auf Rechnung des letzteren gehen, wenn derselbe die unter obrigkeitlichem Schutze ihm noch einmahl angebothene Impfung ausschlagen sollte.

f. Von dieser Geldstrafe sind ausgenommen diejenigen Subjekte, welche wenigstens dreimahl in einem, nach dem Gutbefinden des Arztes, mehrere Monathe von einander abstehenden Zwischenraume mit Schutzpocken zu impfen versucht wurden, ohne daß doch die Impfung haftete, oder ächte Schutzpocken entstanden; desgleichen jene, an welchen die Impfung wegen besonderer Umstände, Kränklichkeit u. dgl. unterlassen werden mußte. Doch muß man sich über einen, wie den anderen Fall jederzeit durch ein legales Zeugniß eines zur Schutzpocken-Impfung in Zukunft berechtigten Arztes rechtfertigen.

dem Termine, nach fehlendem authentischen Impfscheine, hergestellter Widersetzlichkeit, und gemachter Taxation in eine oder die andere der stufenweisen Strafgebühren, die Einbringung derselben, ohne alle Weitläufigkeit, und ohne Appellation, im Erforderungsfalle mit militärischer Exekution, sogleich vor sich gehen solle.

h. Ueber diese eingebrachten Strafgelder hat jede der betreffenden Obrigkeiten eigene Rechnung zu führen, die Straffälligen nahmentlich zugleich mit den Impfungs-Tabellen vierteljährig an die Landesdirektion der Provinz einzusenden, und übrigens Unsere nähere Bestimmung, zu welchen medizinisch-polizeilichen Zwecken, zum Besten des nämlichen Gerichts-Bezirkes, diese Gelder verwendet werden sollen, zu gewärtigen.

§. 5. Vom Tage der Bekanntmachung des Gegenwärtigen ist jedem, der nicht ordentlich graduirter, und von einer der Sanitäts-Sektionen Unserer Landesstellen geprüfter und approbirter Arzt ist, ohne Ausnahme, und bei Strafe verbothen, Schutzpocken zu impfen; selbst denjenigen, welche

Landgerichtsarzt des Bezirkes abgeben.

Nur die Stadtphysiker in großen und volkreichen Städten, und die Landgerichts-Aerzte können, wenn sie es nöthig finden, sich einen der geschicktesten und zuverläßigsten Chirurgen aus ihrem Bezirke zum Gehülfen wählen, welcher aber in keinem Falle die Befugniß, für sich allein zu impfen, sondern nur, unter den Augen der Landgerichts-Aerzte und Stadtphysiker, bei den jährlich zweimahl vorzunehmenden allgemeinen Impfungen im Impfungs-Geschäfte beizuhelfen hat. Auch sind letztere für ihre Gehülfen darin verantwortlich.

(Der Beschluß folgt).

Klima und Naturgeschichte Persiens.

Persien, vom 41 bis 67 Grad der Länge und vom 25 bis 44 nördlicher Breite ausgedehnt, mag ohngefähr einen Flächeninhalt von 165,000 Quadratstunden (lieues) enthalten.

Die politischen Eintheilungen wechselten während der Revolutionen des achtzehnten Jahrhundert oft. Jetzt ist es in sechszehn große Provinzen

sind ziemlich unbeschränkt, und im Kriege die ersten Befehlshaber der Truppen.

Das heutige Klima dieses großen Landes ist sehr mannigfaltig. In der Nähe des kaspischen Meers sind die Winter sehr rauh, die Sommer sehr heiß. Im Innern des Reichs ist der Himmel milder, aber die Luft gewöhnlich trocken, fein und kühl: im mittäglichen Persien hingegen herschen brennende Hitze, Trockenheit, oder erstickende ungesunde Nebel, die vom persischen Meerbusen durch die Winde hergeführt werden. Vom Mai bis Ende Novembers regnet es in dem südlichen Persien nur selten, oder nie. Gras und Kräuter welken; die Hügel und Berge stehn kahl; die Ebnen sind nur dort angebaut, wo man sie wässern kann. Und da dies sehr schwierig ist (denn selbst an Bächen und Flüssen leidet das Land Mangel, kein einziger darunter ist ganz schiffbar, und die Bäche pflegen sich zuletzt meistens im Sande zu verlieren) so kann man rechnen, daß nur der zwanzigste Theil von dem ungeheuern Flächenraum Persiens angebauet ist. Der Ueberrest ist öde und kahl, mit dornigen oder saftlosen Gesträuchen überwildert, und schon im Juni überall das Grün der Fluren verschwunden. Aus dieser Dürre des Erdbodens kann man sichs erklären, daß man nirgends in Persien Landschnecken und Muscheln findet. Den Wasserschatz, welchen die Natur versagte, mußte daher der Fleiß der Menschen erst schaffen. Ueberall findet man tief gegrabene Brunen, Kanäle und Teiche, worin man die im Frühjahr dem Gebirge entströmten Wässer aufbewahrt, und welche unter obrigkeitlicher Aufsicht stehen.

Man baut in Persien Waizen, Gerste, Hülsenfrüchte, und besonders Reis an. Medizinische Pflanzen, Farbeflanzen, Gummi, Tabak, Seide, Oel, und besonders Baumwolle, findet man überall in großer Menge. Die fruchtbarste Gegend ist am Kaukasus und am schwarzen Meere. Dort sieht man fast alle Fruchtbäume Europens. Zitronen und selbst Zuckerrohr; der Weinstock schlingt sich, fast ohne Kultur, von Baum zu Baum. Die höhern Theile der kaukasischen Bergkette sind von Laub- und Nadelhölzern beschattet; hingegen die südpersischen Berge stehen unfruchtbar und nackt. Nur die Provinz Kerman am persischen Golf macht eine Ausnahme. Sie bringt alle zum Leben nützliche Vegetabilien hervor, auch viele Palmen, aber wenig andre Holzarten.

Persien ernährt alle Thierarten Europa's, auch einige Arten Afrika's, den Löwen, den Leopard und den Tiger. So sieht man auch alle europäische Vögel wieder, nur keine Wachteln. Fische sind wegen des Wassermangels selten, an den Küstenländern des großen Meerbusens erscheinen dagegen desto häufiger Heuschreckenschwärme.

Aus diesen wenigen Zügen kann man schon urtheilen, daß Persiens Inneres für den Handel nie sehr wichtig werden kann, weil die Ströhme fehlen; daß es auch in seiner natürlichen Beschaffenheit fast unüberwindliche Hindernisse höherer Kultur des Volks findet, und die Bevölkerung, mithin das Leben und Weben der Beisammenwohnenden, nie groß werden kann.

Der Perser Kleidung.

Die Perser sind sanft, gefällig, gastfreundlich; sie haben Sinn für Kunst und Wissenschaft; lieben den Handel; Thätigkeit und Industrie sind bei ihnen heimisch; sie schätzen die Fremden, ohne Anstoß daran zu nehmen, wenn dieselben keine Nachfolger Muhamets des Propheten sind. Auf diese Weise bilden die Perser das offene Gegenbild von den Türken, und haben doch mit diesen Klima und Religion und selbst despotische Regierungsformen gemein.

„Wenn sie," sagt ein Reisender von ihnen, „gleich den Türken Gelegenheit des häufigern Verkehrs mit Europäern gehabt hätten; wenn ihre Haupt- und Seestädte nicht allzuentlegen für uns gewesen wären; wenn ihre angesehenern Personen mit eben so vieler Leichtigkeit Reisen durch die polizirtern Länder des Erdbodens hätten machen kön-



nen, wie die Türken — die Perser würden längst schon den Europäern gleich gekommen sein.“

Sie sind beiweitem so intolerant nicht, als die Türken, obgleich eifrige Verehrer Muhamets, und strenge Beobachter des religiösen Gesetzes. Kein Perser würde gemeinschaftlich mit einem essen, der nicht seiner Religion wäre, würde aus keiner Tasse, aus keinem Glase trinken, dessen sich schon ein Christ, ein Jude, ein Indier bedient hätte; trotz dem gestatten sie euch nicht nur den Zugang in ihre Moscheen, sondern dulden es sogar, wenn ihr Einwürfe gegen ihre Religion machet. Sie werden nicht zürnen, sondern euch nur im Stillen bemitleiden.

Die Häuser in Persien sind gewöhnlich niedrig, mit einem aufgesetzten Stockwerk, von sehr einfacher, aber regelmäßiger Bauart. Jedes Haus hat seinen eigenen Garten, und wo das Lokal keinen gestattet, sind wenigstens einige Schattenbäume im Hof gepflanzt. Die Reichern haben fast immer Springbrunnen in ihren Sälen, um die Luft zu erfrischen. Das Ameublement ist eben so einfach. Der Fußboden der Wohnzimmer ist mit einem doppelten Teppicht bedeckt; ringsum an der Wand geht ein Sophe, das nicht hoch ist. Abends legt man auf den Teppicht oder aufs Sophe Matratzen; darauf schläft man des Nachts, und den Tag über behält man sie in Schränken auf.

Die männlichen Kleidungen bestehen aus vier Hauptstücken: Pandalons von Seiden- oder Baumwollenzeuge, die bis an den Untertheil des Beins geht; ein Hemd (die Reichern tragen es von rother Seide, die Aermern von Baumwolle), das ohne Hals, mit einem einzigen Knopf über dem rechten Arm zugeknöpft wird, und an der Seite offen ist; eine sehr kurze Weste mit zwei Knöpfen, ebenfalls auf der Seite zugeknöpft; entlich ein vorn und auf den Seiten offener Rock (oder im Winter einen Belz), der bis zum Absatz niedergeht, und von den Reichen mit einem Shawl von Cachemir oder von Kerman (sonst nur mit einem Ledergurt) um den Leib zusammengebunden wird. Große Staatsbediente und Militärpersonen tragen in diesem Gürtel einen Dolch; Geschäftsleute, Rechtsgelehrte u. dgl. hingegen ein — Schreibzeug.

Aber ächt-orientalischer Prachtaufwand herrscht in der persischen Garderobe. Alles wird mit Edelsteinen und Perlen geziert; besonders die Mütze oder der Turban und der Gürtel. Ausser den vielen Fingerringen tragen die reichern Herren noch eine goldene auf die Brust niederhängende Halskette, woran wieder Siegeringe, eine Börse, eine Uhr und zwanzig andre Bijoux hängen.

Besonders treiben sie mit den Waffen, ihren Ehrenzeichen, unglaublichen Luxus. Eine einzige Säbel- oder Dolchklinge wird zuweilen mit fünfzehn und zwanzig, ja selbst mit dreißig Tausend Piastern bezahlt! Der Griff ist manchmal noch kostbarer. Oft krönt ihn ein sehr großer Rubin, ein prächtiger Saphir, oder ein Diamant von ausserordentlichem Werth. Die gemeinsten sind mit wohl gearbeiteten Gold- oder Silberplatten belegt.

Nicht geringere Verschwendung waltet in der weiblichen Kleidung, an die man freilich gewöhnt sein muß, wenn man sie reitzend finden will. Die Hosen der Frauenzimmer sind viel weiter, aber von innen watirt, so daß man von den Formen der Beine nichts erkennt, die nur zwei enormen Pfeilern gleichen. Ihr Hemd und ihre Kleider sind vor der Brust offen, und mit einer großen Menge Schleifen und kleiner seidener, silberner oder goldener Knöpfe zugeschlossen; der Gürtel um den Leib ist von Leder, mit Tuch oder brodirter Seide überzogen, mit Silber- und Goldplatten und Juwelen geschmückt. Die Haare schweben in mehrern Flechten nieder, oder fallen auf den Seiten in langen Locken geringelt über die Achseln. Die Shawls, mit denen sie das Haupt umwinden, die Mützen, die Diademe, Turbane u. s. w. sind so bunt wechselnd, und in so tausend verschiedenen Formen, wie der Hauptschmuck der europäischen Damen.



Man kann wohl von einer angesehene Perserinn sagen, wenn sie in Gala erscheint, sie starrt von Gold und Edelstein. Schnüre der herrlichsten Perlen schlingen sich um ihre Haare, um ihren Hals; ihre Gürtel strahlen von Diamanten und Rubinen; ihre Finger sind von den prächtigsten Ringen bedeckt; um Arme und Beine schimmern die köstlichst besetzten Arm- und Beinbänder; oft sind noch alle Näthe der Kleider mit Goldblättern überzogen. — Auf den Straßen freilich wird solche Herrlichkeit nicht zur Schau getragen; da verhüllen sich die reichen Perserinnen in ihre großen Musselinschleier, die ärmern in einen Schleier von gemaltem Baumwollenzeig.

Aber dieser Pracht ungeachtet ist die Perserin, auch in dem üppigsten Harem, nicht beneidenswürdig in den Augen einer Europäerinn. Sie ist ohne Freiheit. Sie hat eine Menge eben so liebenswürdiger Nebenbuhlerinnen. Sie muß nur für ihren Gebieter athmen. Den einen Theil des Tages verlebt sie im Bade und an der Toilette, den andern Theil bringt sie damit hin, einigen Freundinenn, die sie besuchen, ihre Kostbarkeiten zu zeigen, oder geschmückt vor den Tänzerinnen und Musikantinnen zu erscheinen, die täglich kommen müssen, ihr die Langeweile zu vertreiben. Die lieblichsten Parfümerieen, die theuersten, ausgesuchtesten Speisen, die kostbarsten Kleider — Alles, was sie begehren, wird ihnen im Ueberfluß, nur keine Freiheit.

Nächst den Weibern im Harem sind es die Pferde, welche den vornehmen Persern das meiste Geld kosten. Es läßt sich nicht beschreiben, wie Gold und Silber, Stickereien, feine Perlen und Edelsteine am Geschirr der Rosse verschwendet sind. Zaum und Gurt sind mit goldenen Ketten überzogen; die Paradedecke über dem Sattel, bis zur Erde gehend, strahlt von Goldstickereien, Edelsteinen und Perlen. Kein Großer wird jemals auf der Jagd oder zu einem Besuche sein, ohne von mehren Domestiken begleitet zu werden, deren jeder ein oder zwei Pferde, prächtig geschirrt, führet. Der simple Privatmann sogar läßt sich, wenn er zu Pferde ist, immer von zwei bis drei Bedienten folgen, die eben so schön beritten sind, als er.

Freilich ist das nun so nicht auf dem Lande. Hier herscht Frugalität. Der Banee ist mit einer einzigen Frau zufrieden, die er dafür desto eifersüchtiger beobachtet. Der geringste Argwohn ist Ursache genug, sie zu mishandeln oder zu verstoßen; ist er von ihrer Untreue überzeugt, so straft er sie mit dem Tode. Hat er selbst nicht das Herz, ihr den Dolch in die Brust zu stoßen, so muß er einen seiner Verwandten darum bitten, um nicht entehrt zu bleiben. Eine Ehebrecherin mit dem Tode bestrafen ist aber nicht nur in den Dörfern, sondern durch ganz Persien Sitte; der Fall ist aber selten.

Wie bei den Türken, genießt auch der Bart des Mannes hohe Achtung. Jeder trägt ihn, der Herr, wie der Sklav. In ganz Persien sieht man nur schwarze Bärte; was die Natur nicht von dieser Farbe gab, das muß die Kunst dazu verwandeln. Je schwärzer und dickbuschiger der Bart, je schöner der Mann; das behaupten *alle* Perserinnen; und die Herren kokettiren daher mit dem Bart, sobald er hervorsproßt. Morgens und Abends, und vor und nach dem Essen wird er gekämmt, gewaschen, in Ordnung gelegt, gesalbt, parfümirt: genug, der Bart nimmt dem persischen Elegant viel Zeit weg. Dafür kostet die Frisur des Kopfes desto weniger Mühe. Man rasirt wöchentlich ein paarmal alle Haare vom Kopfe kahl ab, oder läßt zur Zierde ein Büschel mitten auf dem Scheitel stehen. Gemeine Leute tragen auch noch wohl über den Ohren einen Streif Haare.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hochzeitfeste der alten Zeit.

In unserm ökonomischen und zugeschnittenen Zeitalter labt sich zuweilen das Gemüth an Rückblicken in die Vergangenheit, wo die biedern Vorfahren in Fülle und Ueberfluß zechten und schmausten. Eini-

r Verwandten darum bien, u
bleiben. Eine Ehebrecherin
bestrafen ist aber nicht nur
ern durch ganz Persien Ga
lten.

Türken, genießt auch der Bu
che Achtung. Jeder ist a
r Sklav. In ganz Persien is
ze Bärte; was die Natur
gab, das muß die Kunst
schwärzer und dickbärtiger
der Mann; das bezeugt
die Herren kokettiren
er hervorsproßt. Morgens
und nach dem Essen wird
n, in Ordnung gelegt,
, der Bart nimmt dem
weg. Dafür kostet
weniger Mühe. Man
mal alle Haare vom Kopf
r Zierde ein Büschel
n. Gemeine Leute tragen

und Rhein-Wein, 40 Pipen spanischer Wein, 903 Fässer Weizen- und Gerstenbier, 40 Hirsche, 50 Gemse, 50 Fässer eingesalzenes Wildpret, 20 wilde Schweine, 2130 Hasen, 250 Fasanen, 4 Drosen (eine Art sehr seltener Vögel), 30 Auerhähne, 2050 Rebhühner, 20,688 Ziemer (Drosseln), Schnepfen und Holztauben, 150 gemästete Ochsen, 15 gemästete Kälber, 20 jährige Kälber, 526 saugende Kälber, 1526 Stück Würste, 150 gemästete Schweine, 45 Leberwürste, 326 Grützwürste, 450 gemästete Hammel, 395 Lämmer, 504 ungemästete Schweine, 20 geräucherte Ochsen, 40 geräucherte Hämmel, 330 Pfauen, 5735 gemästete Gänse, 450 junge Hühner, 2656 Kapaunen und Hühner, 18,120 frische und in dem Wasser spielende Karpfen, 13,209 große und kleine Hechte, 95 Barben, 6380 Forellen, 3400 andere große Fische mancherlei Art, 5200 Schock Krebse, 150 große Börse, 200 Eschen, 350 Aalraupen, 350 Börse der kleinern Art, 2309 geräucherte Neunaugen, 2309 geräucherte Forellen, 1972 geräucherte Karpfen, 956 geräucherte Börse und Plateisen, 450 geräucherte Hechte, 350 Stück Stockfische, 1200 Halbfische und Schollen, 675 grüne, lebendige Neunaugen, 300 Rösel Schmer-

hut mit der pohlnischen Prinzessinn Hedwig. Ganzer acht Tage dauerte das Ehrengelag, welches 77,766 Dukaten kostete. Verbraucht wurden dabei 300 ungarische Ochsen, 62,000 Hühner, 5000 Gänse, 75,000 Krebse, 75 wilde Schweine, 162 Hirsche, 17,720 Schäffel Haber, 170 Fässer Landshuter Wein, 200 Fässer ausländischer Wein, 70 Fässer wälscher Wein. Es waren der Kaiser und sein Sohn, 16 Fürsten und deren Gemahlinnen, 40 Grafen, 5 Erzbischöfe, und eine Menge Ritter, und 9,360 Pferde beisammen.

Im Jahre 1493 verheirathete der Augsburger Bäcker Veit Gundlinger seine einzige Tochter an den Zinkenbläser Blauch, der aber, weil Zinkenbläser bei weitem nicht den Rang eines Bürgers hatten, seinen musikalischen Stand aufgeben und Bürger werden mußte, um von dem Gelde seiner Frau zu leben, und nebenbei einen Weinhandel zu treiben. In den Augen eines Augsburger Bürgers war diese freilich eine Mesallianz, welche nur durch die Liebe des Vaters für seine Tochter, welche nun einmahl von dem Zinkenbläser nicht ablassen wollte, entschuldigt wurde.

ebenfalls eine Goldspange, und die Armbänder waren mit „edlen Gestein" besetzt. Die Strümpfe hatte sie mit „güldnen Fädlein" gebunden, und die Schuhe reich mit Silber beblecht. Kurz die Braut war so reichlich geputzt, und mit hochzeitlichem Schmuck geziert, daß die „Leutlein vff der Gassen" sie ins Angesicht lobten, und an dem „köstlichen Bräutlein sich nicht ersättigen konnten.

Der Zinkenbläser Blauch hatte, wie die Chronik meldet, nichts als ein grünes Röcklein an, große Schnäbel an den Schuhen, und eine breite Goldspange um seinen Hut.

Nach der Trauung, welche Mittags um zwölf Uhr geschah, wurde an 60 Tischen gespeist, und an jedem „Tischlein säßen 12 Männlein und Frawen," in allem also waren 720 Hochzeitgäste. Davon zählte die Verwandtschaft des Bäckers 213, die des Zinkenbläsers 157, und der Bäckerknechte, welche man dabei weidlich bewirthete, waren 170 — die übrigen waren „Rathsherrlein und fürnehme Herren und Frawen."

Dieses Ehrengelag dauerte ganzer acht Tage. Man aß und trank, schwärmte und tanzte so, daß am siebenten Tage schon viele wie todt hinfielen, und nur durch den Tumult der übrigen wieder ins Leben gebracht wurden. Auch der Mine vergassen die Gäste untereinander nicht.

Meister Gundlinger hatte zu dem Ehrengelag ins Haus geschafft „20 Oechslein, 49 Zicklein, 500 Stück allerlei Federvieh, 30 Hirsche, 15 Auerhähne, 46 gemästete Kälber, 900 Stück Würste, 96 gemästete Schweine, 25 Pfauen, 1006 Gänse, 15,000 Fische allerlei Art, u. dgl. mehr. Von dem Mehle, welches zu Kuchen und Brod verbacken wurde, heißt es: „es sei fast viel darauf gegangen."

Als der letzte Gast sich das letzte Mahl gesättigt hatte, waren der übrig gebliebenen Brosamen noch so viele da, daß Meister Gundlinger, wie die Chronik sagt, den Augenblick wieder eine Hochzeit hätte ausrichten können.

An barem Gelde gab er seiner Tochter 3000 güldene Stücke mit, eine für jene Zeiten sehr große Summe. Auch die übrige Ausstattung war reichlich. Den Tag nach der Hochzeit brachten die Gäste der Braut ihre Gaben. Hierbei wird noch bemerkt, daß die ärmsten Bürger mehr opferten, als die fettesten Rathsherrlein.

Zerstreutheit.

Männer, deren Geist einzig auf Ein Ziel hingerichtet ist, erscheinen oft in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens sehr sonderbar. Zu unbedeutend sind ihnen die kleinen Vorfälle und Ereignisse, als daß sie ihre Aufmerksamkeit reitzen, und ihren Willen zu irgend etwas bestimmen sollen.

Man erzählt vom Lord **Bako von Verulam**, der es versuchte, den menschlichen Geist mit sich selbst vertrauter zu machen, daß er in einer Gesellschaft, als er eben Tabak rauchte, einer neben ihm stehenden Dame Finger als Tabaksstopfer ganz unbefangen benutzte.

Newton, vertieft in seine mathematischen Studien, versicherte seinem, ihn zur Tafel rufenden Bedienten, er habe ja schon gegessen, und überzeugte sich nicht eher vom Gegentheile, als bis er an der gedeckten Tafel stand, wohin er dem dringenden Bedienten unwillig gefolgt war.

Auch **Lafontaine**, der französische Fabulist, gieng eines Tages am Hause eines Freundes vorüber, und fragte die am Fenster stehende Frau, wie es ihr und ihrem Manne gehe. Voll von Verwunderung glaubte die Frau, er wolle ihrer spotten; aber **Lafontaine** mußte erst von ihr erinnert werden, daß ihr Mann ja vor einigen Tagen gestorben, und er selbst seiner Leiche nebst andern Freunden gefolgt sei.

Zerstreutheit.

...ren Geist einzig auf Ein ...
...scheinen oft in den ...
...s Lebens sehr sonderbar. ...
...en die kleinen Vorfälle ...
...re ihre Aufmerksamkeit ...
... irgend etwas bestimmt ...
... vom Lord Bako von ...
..., den menschlichen Geist ...
...zu machen, daß er ...
...en Tabak rauchte, ...
...Finger als Tabakstopfer ...

...vertieft in seine mathematischen ...
... seinem, ihn zur Tafel ...
...gabe ja schon gegessen, ...
...eher vom Gegentheile, ...
... Tafel stand, wohin er ...
... unwillig gefolgt war.
..., der französische ...

Auszug aus dem Regierungsblatt.

Allgemeine Verordnung.

(Die in sämmtlichen Provinzen gesetzlich einzuführende Schutzpocken-Impfung betreffend.)

(Beschluß.)

§. 6. Durch diese Unsere Landgerichts-Aerzte und Stadtphysiker wird die öffentliche Schuzpocken-Impfung, nachdem sie sich, der gelegensten und schicklichsten Zeit wegen, mit den Gerichts-Obrigkeiten und den Pfarrern benommen haben, in jeder Stadt, und in jedem Landgerichte zweimal in jedem Jahre durch alle Pfarreien vorgenommen. Den Bezirks-Obrigkeiten legen Wir hiemit die spezielle Pflicht auf, zur Allgemeinmachung der Schuzpocken-Impfung und Ausrottung der Kindsblattern-Pest nach Kräften mitzuwirken, bei jeder öffentlichen Impfung ihrer Bezirker gegenwärtig zu sein, für die genaue Führung der Impfungs-Tabelle zu wachen, und für die Richtigkeit derselben sich

Meisterwerden und Heirathen, so weiter in Zukunft jederzeit nachgewiesen werden.

Auch haben dieselben, wenn Impfungs-Scheine zu Verlust gegangen, aus der bei ihnen hinterlegten Tabelle eine beglaubte Abschrift unentgeldlich auszufertigen.

Sollten an einem Orte Kindsblattern erscheinen, so haben dieselben nach gemachter Anzeige mit Benehmung des Landgerichts-Arzten oder Stadtphysikus, sogleich vorschriftsmäßig dagegen zu verfahren.

Der Pfarrer und Seelsorger haben dem Arzte die Listen der Impfungsfähigen Subjekte ihres Kirchenspiels jederzeit sogleich unverweigerlich zu übergeben; den zur Schuzpocken-Impfung festgesezten Tag, so wie den dazu bestimmten Ort mehrmalen von den Kirchen-Kanzeln, und auf die sonst gewöhnlichen Arten zu verkünden, und, da Wir dieses Geschäft mit der einer so großen Wohlthat für das Menschengeschlecht gebührenden Feierlichkeit behandelt wissen wollen, durch angemessene Re-

mit den Stadtphysikern, den übrigen praktischen Ärzten, und im Nothfalle mit den nächstgelegenen Landgerichts-Aerzten keiner großen Schwierigkeit unterliegen wird.

Dieser Impfstoff wird auf Begehren jedesmal sogleich und unentgeldlich an die aufgestellten Stadt- und Landgerichts-Aerzte in der verlangten Form, wenn die unmittelbare Mittheilung von Arm zu Arm, welche aber immer vorgezogen werden soll, weniger thunlich ist, abgeliefert worden.

§. 8. Für die von den Landgerichts-Aerzten und Stadtphysikern jährlich zweimal öffentlich vorzunehmenden Impfung ist Niemand zu bezahlen gehalten; sondern dieselbe wird durchaus unentgeldlich vorgenommen.

Doch werden diesen beiden Klassen der Aerzte, und wo chirurgische Gehülfen nöthig sind, auch diesen die Diäten, wenn dieselben von der gehörigen Gerichts-Stelle verifiziret sind, die eine Hälfte

tern nach Verlaufe des zur Schutzpocken-Impfung festgesetzten Termins befallen wird, sogleich nach geschehener Anzeige, welche jedem davon Kenntniß habenden ärztlichen oder wundärztlichen Individuum hiemit zur besondern Pflicht gemacht wird, und nach der von dem Physikus erhobenen Thatsache von seiner Gerichts-Behörde auf eigene Kosten auf 3 bis 6 Tagen ins Gefängniß gesetzt, und zur Warnung öffentlich bekannt gemacht werde.

Das Haus, worin ein Blattern-Kranker liegt, soll, wenn derselbe nicht gleich im Anfange der Krankheit in eine dazu geeignete Anstalt gebracht, und daselbst gehörig isolirt werden kann, jedesmal ohne Ausnahme, selbst, wenn es Fremde oder durch Unsere Staaten Reisende betrift, von der Ortspolizei als das Haus eines an der Pest Erkrankten behandelt, alle Gemeinschaft mit demselben möglichst aufgehoben, auch nach dem Verlaufe der Krankheit noch einer vier Wochen langen Quaran-

in dem Wir einen
suchung einer Fa
wiesen würde, F
von der Impfung
Kindesblattern üb
lich an Geld, od
durch Suspension
strafen werden.

München den

Max J

Freiherr

Beitrag zur (

Nach Inhalt
Februar 1647 w

ig ...
selbst, wenn es Fremde ...
Reisende betrift, von der ...
s eines an der Post ...
Gemeinschaft mit ...
, auch nach dem ...
ter vier Wochen langer ...
, und überhaupt alle ...
erden, welche gegen die ...
igen Krankheit erforderlich ...
nern Wir noch, daß es in ...
alle Ausnahme, und ...
emessenen unvermeidlichen ...
e Cod. juris bav. crim. ...
verbotten bleibt, die ...
oder zu ihrer Einführung ...
welche Art es immer ...

Beitrag zur Geschichte der Kriegssteuern in Baiern.

Nach Inhalt eines Spezialbefehls vom 16ten Februar 1647 wurde zur Verpflegung der nach Baiern verlegten Quartiere der kaiserlichen Truppen eine allgemeine Anlage auf das Land gemacht. Derselben gemäß mußte 1) jeder Landstand für so viele Gulden, als er in der Steuer-Anlage belegt war, wöchentlich so viele 18 kr., Städte und Märkte von jeden 5 fl. jährlichen Kamer-Einkommens wöchentlich 6 kr. erlegen. 2) Die Bürgerschaft, reich und arm ohne Ausnahme, mußte von 100 fl. ganzen Vermögens wöchentlich 6 kr.; jeder Bauer mit ganzem Hofe wöchentlich 2 fl., vom halben Hofe 1 fl., vom Viertelhofe 30 kr.,

vernahm, daß der König käme, schaffte er in größtem Ueberflusse alles an, was für einen solchen Fürsten sich geziemet, damit selbiger eben so gut und standesmäßig bei ihm bedient werden mögte, als er es gewohnt war in seinen Palaste zu Edimburg. Ließ demnach dieser erlauchte Graf einen aus der Maßen köstlichen Pallast bauen für den König, für des Königs Mutter und für den Abgesandten, in welchen sie möchten eben so ehrlich behauset und bewirthet werden, als in Betracht der Zeit und Umstände des Jagens und der Ergötzlichkeiten in Eugeland, Frankreich, Italien, oder Spanien nur hätte geschehen mögen. Es ward aber sothaner Pallast mitten in einer grünen Wiese aus grünem Holze erbauet, und mit grünen Birken, die oben und unten grün waren, tapeziert. Und

* 2

war derselbe in 4 Quartiere getheilt, in deren jedem ein großer Rundel erbauet, und höher aufgethürmt war, als 3 über einander gethürmte Häuser. Die Fußböden waren mit grünem und geblümten Scharlach belegt, so daß Niemand sehen konnte, worauf er träte, sondern es war, wie in einem Garten. Weiter waren an jeder Seite des Thorwegs zwei Rundele und ein großes Fallgatter von Bäumen, nebst einer Zugbrücke, auch ein großer Wasserbecker, 16 Fuß tief, und 30 Fuß breit. Inwendig aber war sothaner Pallast mit schönen Tapezereien und seidenem Gewande behängt, und war dermassen köstlich verziert, und mit allem Zubehör so köstlich versehen, als wäre der Fürst daheim gewesen in seinem eigenen Hause. Und weiter schafte dieser Graf großen Mundvorrath herbei für den König. seine Mutter und den Gesandten, daß alle Arten von Speisen und Getränk und Leckereien vorhanden waren, die nur irgend in den damahligen Zeiten in ganz Schottland aufgetrieben werden konnten, es sei in Städten, oder auf dem Lande. Da waren alle Arten des Getränks, als Ale, Bier, Wein, so weißer, als rother, Malvasier, Muskateller, Hippocras, Aqua-Vitä. Ferner alle Arten von Speisen, Weizenbrod, Hausbackenbrod, Pfefferbrod; alle Arten von Fleisch, Rind-, Hammel-, Lamm-, Kalbfleisch, Wild Gänse, Frösch!inge, Kapaunen, Kaninchen, Kraniche, Schwane, Rebhühnen, Taucher, Enten, Entriche, Auer- und Birkhühner, Haselhühner und Brachvögel; und die Teiche um den Pallast waren voll der köstlichsten Fische, als Lachse, Forellen, Barsche, Hechte, Aale, und was sonst von schönen Fischen ist, die im frischen Wasser leben. Und alles war fertig für die Tafel. Denn da waren gewandte Schaffner, kluge Becker, treffliche Köche und Kellner, nebst Konfituren und Spezereien zum Nachtisch; und die Hallen und Gemächer waren versehen mit kostbarem Bettzeug, Geräth und Gefäßen, also und dergestalt, daß der König es um nichts besser und kaum so gut zu haben gewohnt war in seinem eigenen Hause. Und der König blieb 3 Täge und 3 Nächte in solcher Wildniß auf der Jagd, sammt seiner Gesellschaft. Und bin versichert worden, es habe den Grafen jeden Tag an Ausgaben gekostet an die 1000 Pfund."

So lautet des ehrlichen Lindsay treuherziger Bericht. Das größte Kompliment aber, was der Graf Sr. Maj. zu machen wußte, war dieß, daß er in dem Augenblick seines Abzugs das Gebäude sammt allem darin befindlichen Hausrath in Brand steckte; so daß der König, als er von einem Hügel hinter sich schauete, alles in Rauch und Flammen aufgehen sah.

Die ehemahligen Gebirge der Erde.

Der Mond hat nach Schröters Beobachtungen eine eigene Art Gebirge, nämlich ringförmige. Sie sind von verschiedener Höhe, und größerm und geringerm Umfange, gehen aber nicht, wie unsre itzigen Gebirge in langen Reihen fort, sondern bilden isolirte Höhen und Tiefen.

Nicht der Trabant der Erde allein, sondern diese selbst hatte auch einst solche Gebirge. Mehrere auf der Erde vorkommende Erscheinungen führen auf das Dasein ringförmiger Erhöhungen und Vertiefungen der alten Oberfläche derselben.

Diese Erscheinungen sind das Todtliegende. Diese eigene Gebirgsart oder Flötzlager, welches der ursprünglichen Ordnung nach auf der einen Seite mit den primitiven Gebirgsarten, auf der anderen aber unmittelbar oder mittelbar durch das untere Zwischenlager mit dem älteren Kalkstein zusammengränzt, zeigt die allgemeine Erscheinung, daß sich seine Trümmer, wie die Gebirgs-Arten der umstehenden primitiven Berge verhalten. Diese Sonderbarkeit, daß die Trümmer des Todtliegenden immer von den zunächst gelegenen primitiven Bergen abstammen, setzt eine eigene Bewegung der Wasser voraus, durch welche dieselben abgerissen worden sind. Einen geraden Lauf können diese nicht gehabt haben; denn Ströhme dieser Richtung füh-

ren die Geschiebe auf weite Entfernungen mit sich fort. Die Fluthen, welche ihr erstes Bett aus den Trümmern der nächsten Berge beraten, müssen auf einen engen, nicht über diese Berge hinausgehenden Spielraum beschränkt gewesen seyn.

Die Fluthen müssen sich also auch in krummen Linien und Wirbeln umgedreht haben, und hiermit stimmt die an manchen Orten oft bis in das Unglaubliche gehende Abrundung der Trümmer überein. Haben aber die Fluthen, welche das Todtliegende absetzten, eine wirbel- und kreisförmige Bewegung gehabt, so muß ihnen dieselbe von den Bergen und Höhen der dermahligen Oberfläche der Erde mitgetheilt worden seyn; denn im freyen Laufe und sich selbst überlassen, folgt das Wasser der geraden Linie. Die Berge und Höhen müssen also zu jener Zeit eine eigene, von der gegenwärtigen verschiedene Anordnung und Stellung, also anstatt der länglichen eine ringförmige gehabt haben. Die Thäler waren damahls also nicht in der Länge fortstreichend; sondern sie bildeten Becken und Kessel. Nur in solchen konnte sich das Wasser in Kreisen drehen, und die dabey abgerissenen auf den Boden geworfenen Trümmer konnten von keinen, als von den benachbarten Bergen kommen, auch mußten die Trümmer, indem sie in die Runde umhergetrieben wurden, dabei selbst abgerundet werden.

Auf die primitiven Ur- und Uebergangsgebirgs-Arten folgen inner- und außerhalb eines jeden Gebirges die Flötzlager. Diesen Nahmen haben dieselben vermuthlich ihrer horizontalen Schichtung wegen von den Bergleuten erhalten, in deren Sprache Flötz die liegende, mit dem Horizonte gleichlaufende, so wie Gang die stehende, gegen den Horizont ansteigende Form eine Fläche bedeutet. Dasjenige Flötzlager nun, welches der ursprünglichen Ordnung nach auf der einen Seite mit den primitiven Gebirgsarten, auf der anderen unmittelbar oder mittelbar durch das untere Zwischenlager mit dem älteren Kalkstein zusammengränzt, sein Gestein sehe aus, wie es wolle, ist das Todtliegende. Seinen Nahmen hat es von den Bergleuten, die nach Durchbrechung des Kupferschieferflötzes auf Schichten gelangten, die für sie todt, d. h. taub und metallleer waren. Andere Benennungen sind Conglomerat, älterer Sandstein, Puddingstein, Breccie, Trümmerstein u. s. w., welche von äußeren oryktognostischen Merkmahlen hergenommen sind. Allein ein großer Theil des Todtliegenden besteht weder aus Conglomerat noch aus Sandstein, sondern auch aus einer dichten, zuweilen mit einem Antheile von Kiesel-Erde verbundenen, bald in mächtigen Schichten, bald in dünnen Schiefern brechenden Thonmasse.

Das Materiale des Todtliegenden besteht aus den Trümmern einer zerstörten Erdoberfläche. Es eröffnet ein ganzes Museum der Vorwelt. In der That, wenn alle primitiven Gebirgsarten von der Oberfläche der Erde verschwinden, und nur die Trümmer des Todtliegenden zurückbleiben sollten, so würde sich die Beschaffenheit jener Gebirgsarten noch immer auf dem Todtliegenden, wie der Inhalt verlohrner Schriften des Alterthums aus den von andern Autoren aufbehaltenen Fragmenten desselben, erkennen lassen.

Auch Trümmer aus dem Pflanzenreiche und Thierreiche befinden sich darunter; jene von Hölzern und allerlei Kräutern, besonders Farrenkräutern; diese von Fischen, die im Kupferschieferflötz, zuweilen auch bei den Steinkohlen vorkommen. Beide Arten von Ueberresten sind in der Folge in eine bituminöse Masse ungeändert, doch auch zuweilen die Hölzer versteinert, und die Fische in Schwefel- und Kupferkies metallisirt worden.

Zu dem eigentlichen Todtliegenden haben die Trümmer des Steinreichs die Hauptmasse hergegeben. Und diese sind nur von solchen Bergen und Gebirgsarten gekommen, welche zu jener Zeit vorhanden waren, von den primitiven nämlich, oder, mit Wernern zu reden, von den Urgebirgs- und Uebergangsarten. Alle andern, und mithin alle zur Flötz- und Basaltformation gehörige Geschiebe müssen darin fehlen, weil sie später entstanden sind.

Die schweizerische Nagelfluh scheint dazu zu gehören. Das Todtliegende ist ferner allemal aus den zunächst stehenden Bergen herabgerissen, und daher der unzweideutigste Beweis der oben angegebenen ehemaligen Gebirgsform an der Erde. Die Gewässer, in welchen das Todtliegende zusammengetrieben worden ist, sind hoch über alle Länder gegangen.

Welche umgreifende Veränderungen haben sich also nicht auf der Erde ereignet, und wer ist der Seher, der ihre Geschichte genau zu erforschen vermag!

Ueber Persien.

(Fortsetzung.)

Das persische Gastmahl.

Die Perser sind Gourmands; sie verstehen sich ganz vortrefflich darauf, den Gaumen zu kützeln. Aber Britten, Schweizer, Deutsche, und selbst Franzosen, würden, ohne andere nöthige Vorsorge, bei den Gastmählern dort Hungers sterben. Denn auf dem Erdboden findet man wohl kaum ein Volk so nüchtern, so mäßig, wie das persische. Es ist kaum zu begreifen, wie die Leute bei solcher Engelsdiät leben können.

Ein Reisender schildert uns ein Mittagsmahl, wozu ihn und seinen Gefährten einer der angesehendsten Einwohner von Kerman-Schah, Nahmens Aga-Riza, einlud. Dies Diner, welches der Wirth mit ihnen theilte, bestand in einem Schüsselchen geronnener Milch; dann kamen zwei hart gesottene Eier, in kleine Stücke zerschnitten, auf einem kleinen Teller, von der Größe einer gewöhnlichen Untertasse; dann etwas frischer Käse auf einem ähnlichen Teller, und dazu äusserst dünnes Brod, von ovaller Form, kein Pfund schwer. Das Alles ward von einer kleinen Portion Weinessig mit Traubensaft in einer artigen kleinen Kristall-Vase begleitet.

„Anfangs meinten wir", erzählt der Reisende, „dies Alles wäre nur Vorbothe des Mittagsessens, wo dann ohne Zweifel solidere Kost erscheinen würde. Aber wir irrten uns sehr. Man gab uns nichts weiter."

Das Abendessen bei den Persern ist wenigstens etwas nahrhafter. Da giebts gemeiniglich auch gekochtes und gebratenes Fleisch, Gemüse und besonders Reisbrei.

Das Brod ist ziemlich weiß, gut geknetet und meistens nur von Weitzenmehl; aber so dünn, wie unsere Kuchen, oft nur wie Oblaten. Nächst dem Brode ist der Reis die gemeinste Nahrung. Man läßt ihn leicht aufkochen, dann das Wasser davon in einen Durchschlag oder Linentuch ablaufen, gießt frisches Wasser nach, um alle schleimigen Theile abzuseihen, thut ihn dann, wenn man ihn auf solche Art gereinigt hat, wieder in einen Kessel, worin man Zwiebeln geröstet hatte, und würzt ihn mit Salz, Pfeffer, Gewürznelken, Fenchel u. s. w., mischt auch zuweilen geschälte Mandeln, Traubenbeeren ohne Kerne, Erbsen, oder kleine, grüne Bohnen darunter.

Wein wird heutiges Tages in Persien wenig gemacht; nur zu Schiras und Ispahan, wo sich Armenier, die dazu jährlich ein Privilegium kaufen müssen, damit beschäftigen. Ueberall sonst hätten sie nur Verfolgungen zu fürchten, wenn man in ihren Häusern Wein vorräthig fände. Sie heben daher auch lieber die Trauben trocken auf, und ziehen daraus von Zeit zu Zeit Branntewein für ihren Verbrauch.

Uebrigens ist der Weinstock in ganz Persien angebaut. Die Trauben sind von der ersten Güte, und man versteht die Kunst, sie sieben bis acht Monathe frisch aufzubewahren. Der größte Theil aber wird nach der Weinlöse getrocknet und nach Indien verführt, wo man davon schöne gebrannte Wasser auszieht. Eben so wird viel Traubenmuß (raisiné) daraus bereitet, das ungemein wohlschmäckend ist, und Theils mit Brod gegessen, oder mit Weinessig aufgelöst, und ein erfrischendes Getränk wird.

Noch viel üblicher aber ist der Genuß des Opiums. Man nimmt ihn mit allerlei aromatischen Dingen, wodurch er stärkender und minder narkotisch und betäubend wird. Die gewöhnlichsten Substanzen, die bei der Zubereitung des Opiums genommen werden, sind Muskus, Ambra, Benzoe, Muskatblühte, Muskatnuß, Fenchel, Zimmet und Safran.

Seit ihren bürgerlichen Unruhen hat sich bei den Persern die große Zahl der Kaffeehäuser sehr gemindert, und selbst die noch vorhandenen sind nicht mehr so stark, wie ehemahls, besucht, weil sie nicht mehr darin frei und gemüthlich sprechen dürfen. So entwöhnten sie sich allmählich vom Kaffee selbst, der sonst jedermanns alltägliches Getränk war. Statt dessen biethet man jetzt bei Zusammenkünften Sorbets, Essenzen, gebackene Sachen an; sie zünden Parfümerieen an, und lassen von Hand zu Hand den Nargil gehen.

Der Nargil, eine kristallene oder auch metallene Vase, ist bei ihnen der Stellvertreter der Tabakspfeife. Diese Vase ist halb mit Wasser angefüllt, woraus sich ein hohler Cylinder erhebt, der mit einem Schüsselchen endet, worein der Tabak gethau und angezündet wird. Am obersten Theil der Vase ist eine Röhre. Der Rauch geht also, ehe er zum Munde kommt, erst durch den Cylinder und das Wasser, und kommt dann ziemlich rein und kühl an. Man sieht daraus, die Perser sind keine geübte Tabakraucher; es gehört dazu ein großer Apparat; zudem ist die Art zu rauchen selbst ungesünder, weil man stärker ziehen oder saugen muß, und den ganzen Rauch in die Brust führt.

Was endlich Kuchenwerk, Konfituren, Bombons und andere Näschereien betrifft, so sind die Perser darin Meister, selbst vor allen Europäern. Es gibt nichts Delikateres. Sie machen fast alle ihre Landesprodukte in Zucker ein, den sie in ungeheurer Menge aus Ostindien beziehen. Sie machen Bombons von allen Formen und Farben; eben so heben sie Blumen und Früchte, worin sie alle Essenzen und Parfümerien des Orients dringen lassen, in Zucker auf.

Kultur des Volkes in Persien.

Das Merkwürdigste von ganz Persien ist für den Menschenbeobachter vielleicht die Kultur der Volksmasse, wo reich und arm, vornehm und gering, auf gleichen Stufen der Bildung steht.

Hören wir aber hierüber des Reisenden eigene Worte:

„In Europa waltet ein unermeßlicher Unterschied zwischen Bewohnern großer Städte und der Dörfer, zwischen wohlerzogenen und rohen Leuten. In Persien ist das fast gar nicht der Fall. Die ärmere Klasse in den Städten ist in Rücksicht des Geistes, der Kenntnisse und der Sitten wenig vom Landmann unterschieden, und eben so wenig von den höhern Ständen. Da findet man beinahe aller Orten das gleiche Betragen, die gleiche Weise, den gleichen Ton; überall dieselben Ideen, ich mögte sagen, dieselbe Erziehung. Ja, der Landmann, der sein ganzes Jahr unterm Zelt verlebt, und seine Heerden von einer Weide zur andern führt, schien uns viel feiner, gewandter, unterrichteter, klüger, als der europäische Bauer, der etwas fern von grossen Städten lebt."

„Ich glaubte zuerst, der allgemeine Mangel des Unterrichts, eine ungefähr ähnliche Erziehungsart, und der Despotismus, der auf alle Stände gleich schwer drückt, habe diese Gleichheit der Kenntnisse, der Bildung und des Betragens bewirkt. Aber bald entdeckte ich einen mächtigern Grund. Die häufigen Kriege, wodurch alle Perser in Waffen kamen, die bürgerlichen Unruhen, von denen sie beständig bewegt wurden, die Auszüge von einer Provinz zur andern, woran alle Theil nahmen, hatten alle Stände einander näher gebracht, und sehr oft vermengt. Dadurch verwilderte der Reichere; der Aermere hingegen nahm mehr an Bildung an. Jener verlor von seiner Urbanität, Milde und Artigkeit; dieser ward polizirter, in seinen Ideen entwickelter, in seinen Kenntnissen ausgedehnter. Geschmeichelt von seinen Anführern, unendlich nützlich denen, die sich der Gewalt bemeistern wollten, lernte er sich selbst mehr achten, und weniger Furcht

vor denen haben, die ihm ungefähr glichen. Der Reiche, in den Feldlagern erzogen, hatte nur Soldatenbildung; der Arme, der den Pflug und die Werkstätte mit dem Schwert vertauschte, wußte bald so viel, als der Reiche. Uebrigens stand auch ihm die Bahn der Ehre und des Glücks offen, und dies allein schon konnte in seinem Betragen, in seinen Ideen eine vortheilhafte Veränderung bewirken."

„Nicht so, wie mit den Männern, ists mit den Weibern. In den Städten haben sie, wie man uns sagte (denn, Bagdad ausgenommen, haben wir nur sehr wenige sehen können), alle Feinheit des Geistes, alle Liebenswürdigkeit, alle Grazie ihres Geschlechts, und wohl eben so viele Bildung, als die Männer. Hingegen die auf dem Lande, die wir als Aerzte zu sehen Gelegenheit hatten, schienen uns viel roher, unwissender, und sklavischer an Vorurtheilen zu hängen, als die Männer."

Wissenschaften und Künste in Persien.

Wissenschaft und Kunst sind in Persien sehr kultivirt. Der Mann von Kenntnissen, welchen Herkommens er auch sei, kann zu den höchsten Stellen gelangen. Man kennt dort die Thorheit nicht, um einen Posten zu besetzen, erst zu untersuchen, aus welcher Familie, oder aus welcher Stadt der talentvolle Mann sei. Der Reiche hält seinen Kindern Hauslehrer aller Art; der Arme schickt die seinigen in die Schule, die überall zahlreich, und von Königen und Partikuliren wohl dotirt sind.

In diesen Schulen wird Lesen, Schreiben, Grammatik, Arabisch, Türkisch, Rhetorik, Philosophie, und Poesie gelehrt. Grammatik ist den Persern, und gewiß mit hohem Recht, die Basis aller Erziehung; man muß die Grundsätze und den Geist seiner Sprache kennen, um gut und richtig zu denken und zu schreiben. Da das Arabische die Sprache der Religion, das Türkische die Sprache des Hofes und der nordwestlichen Provinzen des Reiches sind, so wenden sie an diese eben so vielen Fleis, als an die ihrige.

Wer nach höhern Stellen strebt, muß sich vorzüglich der Gesetzkunde, oder der Medizin, oder der Astrologie weihen.

Die Astrologie ist eben so hoch in Persien geachtet, als sie in Europa jetzt verschmäht ist. Da lebt kein angesehener, begüterter Mann, der nicht Sterndeuter bei sich hätte; kein Privatmann, der sie nicht bei wichtigen Angelegenheiten um Rath fragte. Die letzten Sophis hatten eine sehr große Zahl dieser Wahrsager in ihrem Gefolge; und Chardin berechnet die Revenüen der königlichen Astrologen seiner Zeit auf vier Millionen französischer Livres.

Die Arzneikunst wird nicht in öffentlichen Schulen, sondern von den Aerzten selbst gelehrt. Sie gründet sich aber auf keine anatomische und phisikalische Kenntnisse, sondern mehr auf blinde Erfahrungen. Man kennt zwar auch in Persien noch die Werke eines Galenus und Avicenna, aber man folgt ihnen nicht mehr.

Die Gesetzkunde führt zu den höchsten geistlichen und weltlichen Aemtern. Wen nicht das Geld lockt, welches die Astrologie reichlich spendet, widmet sich den vaterländischen Rechten, womit zugleich das verknüpft ist, was man bei uns Kameralwissenschaften zu nennen pflegt.

In der Mahlerei haben die Perser wenig Fortschritte gemacht. Vielleicht, daß die Religion Muhammeds, die das Darstellen einer menschlichen Gestalt verbietet, daran hinderte. — Eben so will auch die Bildhauerei bei ihnen nicht viel bedeuten — vielleicht, weil ihnen das nöthigste Material, der Marmor, dazu ziemlich abgeht. Doch findet man noch ziemlich artiges Schnitzwerk von Holz in den Verzierungen der Gebäude.

Die Musik der Perser ist durchgängig angenehm, melodisch, ausdrucksvoll. — Ihre Tänze und Pantomimen sind rührend, leidenschaftlich, auch schlüpfrig.

(Die Fortsetzung folgt.)

...tz ist, was man bei ... zu nennen pflegt.

...lerei haben die Perser ... Vielleicht, daß ... das Darstellen einer ... daran hinderte. — ... erei bei ihnen nicht ... weil ihnen das nöthige ... er, dazu ziemlich abgeht. ... ziemlich artiges Schnitzwerk ... ierungen der Gebäude.

... der Perser ist durchgängig ... ausdrucksvoll. — Ihre ... en sind rührend, ...

(Fortsetzung folgt.)

pocken zu impfen, und so weiter zu handeln, als welche Gegenstände ihnen hinlänglich bekannt angenommen werden können; nur wird hier in Hinsicht auf die Art der Impfung erinnert, daß in allen Fällen, wo es möglich ist, die Impfung von Arm auf Arm vorgezogen werden soll.

§. 2. Die aufgestellten Stadt-Physiker und Landgerichts-Aerzte müssen, der allerhöchsten Verordnung gemäß, die Schutzpocken-Impfung in ihren ganzen District zweymahl im Jahre, mit der vorgeschriebenen Solennität und Genauigkeit vornehmen. Bei der Impfung selbst muß in die ersten drei Columnen der besonders dazu entworfenen, und hier als Muster anliegenden Tabelle A. das Gehörige deutlich und leserlich eingetragen werden.

selbe vor, während, oder nach dem Verlaufe der Schutzpocken von dem Naturgemäßen abweichen sollte, dann die wirklichen und vermeintlichen spätern Folgen der Impfung, als Hautausschläge, und überhaupt alle aussergewöhnlichen Erscheinungen, in die betreffenden Rubriken — Wahrnehmung des Erfolges und Bemerkungen, eingetragen.

Hat der Arzt dieß Alles bei jedem einzelnen Individuum genau vollzogen, so unterschreibt er die Tabelle, welches schon bei der öffentlichen Impfung von der Gerichtsstelle und dem Pfarrer geschehen.

§. 3. Ganz auf die nämliche Weise haben die übrigen praktischen Aerzte zu verfahren. Auch diese müssen bei einzelnen Privat-Impfungen immer

wenigstens eine Auctorität beiziehen, und die Impf-Tabelle von derselben unterzeichnen lassen.

Sie kontrolliren ihre gemachten Impfungen vorschriftmäßig, und haften für die Wahrheit ihrer Angabe in der Tabelle, welche sie vor Abfluß eines jeden Vierteljahres an den Landgerichts-Arzt oder Stadtphysikus ihres Districts abgeben, welche selbe wieder mit ihrer eigenen der betreffenden Gerichtsstelle zur Copie und zur Einsendung zuschicken.

§. 4. An jedes Subject, an welchem sich die Schutzpocken, dem Verlaufe und der Form nach, als ächt erwiesen, stellt der Arzt, welcher dasselbe impfte, einen nach ebenfalls anliegendem Muster B. gedruckten Impfschein, womit, wie mit der Tabelle, die aufgestellten Impfärzte, die Landgerichts- und Stadt-Physiker, wie auch die Gerichtsstellen gratis versehen werden, und welche von den übrigen practischen Aerzten dort abgelangt werden können, mit seiner Unterschrift und ebenfalls mit Haftung für die darin enthaltene Angabe aus.

§. 5. In Fällen, wo die Impfung mißlingt, keine oder nur falsche Kuhpocken entstehen, wird dieß, wie sich von selbst versteht, in der Tabelle bemerkt; dergleichen Subjecten aber ein anderer geschriebener Schein über die unternommene, aber nicht gehaftete Impfung von dem Arzte zugestellt. Nach einem Zwischenraume von wenigstens einem Monath muß die Impfung zum zweiten Mahle vorgenommen werden; gelingt sie auch dann nicht, so ist sie nach längerer Zeit zum dritten Mahle vorzunehmen; und sollte auch diese ohne den gehörigen Erfolg sein, so fertiget der Arzt darüber ein eigenes Zeugniß aus, welches von der festgesetzten Geldstrafe dispensirt.

§. 6. Für Kinder, an welchen die Schutz-Pocken-Impfung wegen besonderer Kränklichkeit zur festgesetzten Zeit nicht vorgenommen werden kann (ein Umstand, der sich höchst wahrscheinlich sehr selten ereignen wird) gibt der Arzt ein Ausnahms-Zeugniß, welches die genaue Benennung des Uebels, und die Bestimmung der wahrscheinlichsten Zeitfrist, in welcher die Impfung Platz greifen könnte, enthalten muß.

Die allerhöchste Verordnung befiehlt in beiden Fällen (§. 5. und 6.) den Aerzten die größte Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit, und man erwartet von ihnen, deren erster und einziger Beruf, Beförderung des Menschen-Wohls ist, überhaupt die thätigste Mitwirkung zu dem großen Zwecke der Ausrottung der Blattern-Pest aus den königlichen baierischen Staaten.

A.

Schutzpocken-Impfungs-Tabelle.

Der im königlichen baierischen Gerichts-Bezirke der Pfarrei zu den ten des Monats und Jahres 18 , vom Med. Dr. in Gegenwart des von Seite der Gerichtsstelle, und des Pfarrers geimpften, mit Angabe des Erfolges.

Fortlaufender Numer der Impflinge.	Namen, Zunamen, Geburtsort und Alter des Impflings, desselben, oder der Aeltern Stand.	Woher die Mittheilung des Stoffes, welche Methode der Impfung.	Der wievielte Tag nach der Impfung zur Kontrolle.	Wahrnehmung des Erfolges an diesem Tage nach dem Verlaufe und der Form.	Bemerkung.

B.

Schutzpocken = Impfungs = Schein.

Daß im königlichen baierischen Gerichts = Bezirke zu der Pfarrei den ten des Monats und Jahres 18 , mit Namen alt , mit Schutzpocken geimpfet wurde, welche sich bei der am ten Tage nach der Impfung erfolgten genauen Untersuchung der Form und Verlauf gemäß als ächt erwiesen, und benanntes Individuum vor der Blattern = Krankheit schützen, dafür verbürgt sich

Gegeben zu den im Jahr 18

Unterschrift des Arztes.

Nrus.

Ueber Persien.

(Beschluß.)

Wissenschaften und Künste in Persien.

Ihre Architektur ist einfach, elegant, voll hohen Ebenmaßes, dem Klima entsprechend. Ihre Platfons und Kuppeln besonders sind zum Erstaunen trefflich in Anordnung, Vollendung und Pracht. Dahin verschwendet man alle Ornamente. Da das Holz sehr selten ist (denn selbst zum Brennen backen die Weiber auf dem Lande eine Torf aus gehacktem Stroh und Viehmist) findet man im Mauerwerk weder Holz noch Eisen, sondern alles von Quadern aus an der Sonne gehärtetem, mit kurzem Stroh gemengtem Thon aufgeführt, und wieder mit Thon zusammengekittet, oder auch gebraucht man, doch nur bei ansehnlichen Häusern, Backsteine und gehauene Steine. Von aussen und innen werden die Gebäude dann mit Kalk oder Gips überzogen. Die Dächer sind alle gewölbt, und oben eben. Die Kuppeln der Mescheen und Palläste sind mit Ziegeln gedeckt, auf Fayencer Art verglaset, und verschiedentlich gefärbt, was einen prächtigen Anblick gewährt.

Die Gold = und Silber = Arbeiter, Juweliere, Tischler, Ebenisten u. s. w. arbeiten mit ausgezeichneter Eleganz und ziemlich gutem Geschmacke.

Ueberhaupt haben in manchen mechanischen Künsten die Perser den Vorrang selbst vor den Europäern, wie zum Beyspiele in der Färberei. Sie geben ihren Stoffen lebendigere und solidere Farben, als wir, und drucken Kattun und Seide, sei es mit Farben oder Gold = und Silberblättern, so rein, so haltbar, daß man es nicht genug bewundern kann. Ihr Porzelän ist so schön, als das chinesische, und widersteht dem Feuer; aber ihr Glas ist minder gut. — Das Papier machen sie aus Baumwollen = Lumpen; es ist auf einer Seite geglättet, aber weniger fein und weiß, als das unsrige. Ihr Papier aus Seidenlumpen ist dünner, fester, glänzender, aber grau.

Handel der Perser.

Der Krieg und die Revolutionen haben das merkantilische Leben der Perser sehr gehemmt. Bei weitem ist der Handel jetzt das nicht mehr, was er einst unter Schah = Abbas I. war, wo Armenier, Banianer und Juden, in allen großen Städten Persiens etablirt, die Produkte Indostans und der Inseln des ostindischen Ozeans bezogen, und in die Türkei und nach Europa versandten; wo Europäer, zu Ispahan und Schiras angesessen, ihren vaterländischen Gegenden die Produkte und Fabrikate dieser Lande im Ueberflusse schickten.

Jetzt, vom Kriege verscheucht, flüchtete der Handel zu stillern Gegenden. Juden und Banianen



* 2

haben das tumultuarische Persien verlassen. Die indischen Waaren gehen nur direkt in die Türkei nach Bassora und Bagdad, von da sie nach Mossul, Haleb und Damask spedirt werden. Persien liefert nichts oder wenig nur an die türkischen Staaten, und ist mit den Europäern fast ausser aller Kommerzverbindung gekommen.

Einst war der Seidenhandel der wichtigste Persiens. Zu Chardin's Zeit giengen alle Jahre noch 22000 Ballen, jeder 200 Pfund schwer, nach Europa. Jetzt stockt er fast ganz. — Wolle und Kameelhaare gehören zu den vorzüglichsten persischen Produkten, werden aber meistens im Innern verbraucht. Der Handel mit Pferden ist noch jetzt ziemlich ansehnlich. Jährlich gehen deren 2000 (das Stück zu 200 Livres) in die Türkei, und 3000 (das Stück zu 700 Livres) nach Indien. — Baumwolle, obschon sie nicht der ostindischen gleichkommt, ist noch immer besser, als die türkische, die smirnische, und was man levantische Baumwolle zu nennen pflegt. Auch wird noch immer jährlich davon viel ausgeführt. Eben so liefert Persien in Ueberfluß Grapp, Manna von Alagi, Rosenessenz, Bezoar und andere Spezereien. Die persischen Manufakturwaaren von Katun, Seiden, Brokat, Sammet, Taffet, Satins u. s. w. waren immer sehr geschätzt, sind aber im Handel, besonders seit dem Stillstand der königlichen Manufakturen, selten geworden. Eben so waren sonst die persichen Shawls von Kammelwolle, obgleich minder schön als die von Kaschemir, sehr gesucht.

Einen regulären Handel unterhalten die Perser heutiges Tages eigentlich nur noch mit den Indiern und Türken. Russen und Engländer suchen ebenfalls daran Theil zu nehmen; aber es scheint, die Russen, vermöge ihrer nähern Verhältnisse mit Persien, werden die englischen Etablissements bald vernichten.

Hätte Schach-Abbas sein Genie auf seine Nachfolger vererben können, Persien würde vielleicht jetzt das Zentrum aller Handelsverbindungen zwischen Europa und Asien sein, und England nie den Einfluß in Ostindien gewonnen haben, welchen Persien zuerst in Anspruch nehmen konnte.

Persisches Kriegswesen.

In Friedenszeiten hat Persien keine stehende Truppen, und selbst, wenn Krieg geführt wird, läßt man während des Winters die Armee fast immer auf Urlaub aus einander. Was sich allenfalls stehende Truppen nennen läßt, ist die Garde des Monarchen, die auch ziemlich zahlreich und immer zum Ausrücken bereit ist. Inzwischen kann in unglaublich kurzen Zeit eine Armee zusammengezogen werden. Die Statthalter in den Provinzen, oder die Khans, sobald sie den königlichen Befehl erhalten, sind jede Stunde bereit, sich an die Spitze ihrer Krieger zu stellen.

Eben so werfen die im Reiche zerstreuten verschiedenen Völkerstämme, z. B. die Lesgier, Usbeken, Afghans, Kurden, Turkomanen u. s. w. ansehnliche Truppenkorps zum Dienst des Monarchen aus. Meistens bestehen diese Schaaren aber aus einer regellosen Kavallerie, gut zum leichten Dienst. Infanterie ist der schwächere Theil der persischen Macht, elend disziplinirt, und aus Landleuten aller Völkerstämme, ohne Unterschied zusammengerafft.

Der Oberfeldherr der persischen Armee führt den Titel Sardar. Die Khans der einzelnen Provinzen gelten gewissermaßen für Divisionsgenerale, doch müssen sie zu solchen Militärstellen wirklich ernannt sein. Die Mäm-Baschen kommandiren nur 1000 Mann; die Pansah-Baschen 500 Mann; die Yu-Baschen 100; die Panscha-Baschen 50; endlich die Dag-Baschen (gewissermaßen Korperal) 10 Mann.

Zwar kennen die Perser das Feuergewehr sehr gut; sie brauchen es aber im Felde viel weniger, als die Türken. Noch immer streiten sie lieber mit Pfeil, der Lanze, Streitart, dem Säbel und Kangiar. Die Kavalerie hat einen Karabiner (dessen

nach ziemlich ...
reit ist. Inzwischen kam ...
seit eine Armee zusammen...
athalter in den Provinzen ...
ald sie den königlichen Be...
Stunde bereit, sich ...

stellen.

en die im Reiche zerstreuten ...
stämme, z. B. die ...
ns, Kurden, Turkom...
che Truppenkorps zum Dienst ...
Meistens bestehen diese ...
zeilosen Kavallerie, gut ...
anterie ist der schwächere ...
elend diszipliniert, und ...
erstämme, ohne Unterschied ...

...herr der persischen Armee ...
ar. Die Khans der ...
...truppen für Dienst...

leicht, wie bei den Arabern, mit scharfem Stahlspitze; Pfeil und Bogen dienen ihnen, sei es beim Angriff oder auf der Flucht, gleich nützlich. Beim Fliehen legen sie sich rücklings auf den Rücken des Pferdes, und schiessen so, ohne sich aufzuhalten, gleich den alten Parthern, den Pfeil mit ausserordentlicher Geschicklichkeit über sich weg, gegen den sie verfolgenden Feind.

Eben die Seltenheit des Feuergewehrs macht den Persern noch heutiges Tages Kostüm und Schutzwaffen des Alterthums nützlich. Bei ihrer Reiterei sind Panzerhemden, Harnische und eine Art Helme noch sehr gewöhnlich. Kleine Schilder werden mehr von der Infanterie getragen.

Das Räthsel ist damit gelöst, wie eine verhältnißmäßig geringe Zahl russische Truppen, auf europäische Weise diszipliniert, die ganze persische Macht in Furcht halten und Eroberungen über Eroberungen machen konnte. Dazu kommt noch, daß die Perser, obgleich vortheilhaft an den Meeren

geographische Länge und Breite; 2) die Lage gegen die Sonne; 3) die Winde, welche gewöhnlich herrschen, und ihr Einfluß auf die Atmosphäre; 4) die Höhe des Orts gegen das Land, so wie gegen das Meer; 5) die Natur des Erdreichs in Hinsicht auf Trockenheit und Nässe, und seine Lage in Hinsicht auf Seen, Flüsse und Sümpfe in der Nachbarschaft; 6) die Qualität und Quantität des Wassers, welches die Einwohner trinken; 7) die mittlere Temperatur der Atmosphäre in den verschiedenen Jahrszeiten; 8) die Natur der Materien, welche gewöhnlich in der Luft schweben, und von mineralischen Ausdünstungen, von der Industrie und anderen Ortsursachen herrühren; 9) die Bauart der Häuser; 10) die Lebensart der Einwohner, worunter man ihre Sitten, (auch ihre Religion kann man hinzurechnen), ihre Gewohnheiten, ihre Nahrung, ihre Getränke, ihre Art zu schlafen, sich zu kleiden, ihre Leibesübungen und ihre Zeitverwendung rechnen kann. Auf jeden Fall würde man besonders zur Zeit ausländischer Seuchen durch dergleichen

der medizinischen Geographie dieses Landes, als daß wir Ursache und Wirkung in ihrem Zusammenhang genau einsähen. Es wäre also sehr zu wünschen, daß Aerzte von den verschiedenen Ländern, oder doch wenigstens von ihren größern Städten, medizinische Geographien oder Topographien lieferten. Von London hat bereits der erwähnte Herr Fordyce eine solche Topographie als Beispiel entworfen. Von den Zügen derselben heben wir folgende zur Probe aus, denn das Ganze selbst mitzutheilen, würde für den Raum unsers Blatts zu weitläuftig sein:

London, unter 51 Gr. 31 M. nördlicher Breite, und 5 Gr. 37 M. westlicher Länge von Greenwich gelegen, ist eine der größten Städte von Europa, und ungefähr 5 (engl.) Meilen lang, und 3 Meilen breit, ohne die Reihen von Häusern mit zu zählen, welche an den Heerstrassen liegen, die nach der Stadt führen. Der größte Theil der Stadt liegt am nördlichen Ufer eines Flusses, der die Themse heißt. Dieser Theil des Bodens ist ein abhängiger Hügel; im Nordwest ist der höchste Punkt der Stadt. Die Südseite an der Themse ist eben, und durch Dämme gegen den Fluß geschützt. Die Breite des Flusses ist eine Viertelmeile (engl.) im Durchschnitt, und seine Tiefe beträgt 12 Fuß; zur Zeit großer Dürre können ihn aber Pferde passiren. Die Fluth erstreckt sich bis auf 15 (engl.) Meilen über London, und beträgt zu London selbst im Frühling 12 bis 14 Fuß. Das Wasser ist einige Meilen über der Stadt sehr rein, bei der Stadt selbst aber schlammigt und schmutzig. Zur Zeit der Fluth ist es etwas salzigt; in Fässern reinigt es sich bald. Man leitet es durch hydraulische Maschinen in die Häuser. Sonst hat die Stadt auch noch eine Wasserleitung, die ungefähr 60 Meilen weit läuft. Dieses Wasser ist hell und rein, und führt zur Zeit großer Regen Thon mit. Auch dieses wird in die Häuser geleitet. Sonst findet sich auch überall noch Wasser in der Erde, wo man gräbt, welches gemeiniglich etwas Seesalz und schwefelsaure Magnesia enthält, so daß es an manchen Orten purgirend wirkt. Auch enthält es zuweilen viel Gas, daß es perlt und angenehm schmäckt. Jetzt bedient man sich dieses Quellwassers wenig, weil das Wasser aus dem Fluß und der Brunnenleitung wohlfeiler ist. Diese und die Pumpen liefern jede Stunde 109,440 Kubikfuß Wasser.

Um London stehen große Dörfer herum, besonders gegen Nordwest und Nordost. Der Boden ist kiesigt und trocken. Die herrschendsten Winde sind West- und Ostwinde. Die Westwinde streichen vorher über das Meer, über eine Strecke von Großbritanien von 200 Meilen und über ganz Irland, und sind meistens feucht, doch weniger, als an der Abendküste von Irland; das Barometer fällt während ihres Wehens. Sie herrschen vorzüglich im September, November, Dezember und Februar; meistens sind sie warm. Die Ostwinde kommen über das feste Land von Europa und den Kanal, sind trocken, steigern das Barometer, und herrschen vorzüglich im Januar, März und Anfangs Aprils. Sie sind kalt, ausser wenn sie im Julius und August kommen, was selten geschieht. Die Temperatur der Luft ist sehr verschieden, und bleibt sich selten einige Tage gleich, auch ist jedes Jahr hierin von dem andern verschieden. Manchmahl ist der Winter sehr kalt, und vom November bis im Mai gefriert es ununterbrochen; manchmahl aber dauert der Frost nicht länger als 10 bis 12 Tage nacheinander. Meistens gefriert es im November und Dezember etwas, und sonst sind diese Monathe sehr nebelig; erst mit dem Januar kommt dann der rechte Frost. Der Februar ist meistens feucht und gelind, der März trocken und kalt. Die Sommermonathe sind eben so unbeständig, und meistens empfindet man nur in der letzten Hälfte des Julius große Hitze. Im August regnet es gemeiniglich sehr stark. Die Höhe des Thermometers ist im Durchschnitt 65 — 75 F. im Sommer, nur selten geht sie bis 86, im Winter gewöhnlich 20 — 30 F., nur selten 0.

Bei trockener Luft ist immer feiner Staub und Rauch von den Steinkohlen, dem vielen Pferdedünger, und dem Fahren auf den Strassen darin schwebend, der sogar in die Häuser, und in das menschliche Gefäßsystem eindringt, und Husten und Brustdrücken verursacht. Sonst sind die Strassen breit, und nur wenige eng; sie werden ziemlich rein gehalten. Es giebt mehrere freie Plätze in der Stadt. Die meisten Häuser haben ein Stockwerk unter der Erde, und vier ober derselben. Alle Häuser sind vollzählig bewohnt.

Man kennt die Anzahl der Einwohner nur aus Muthmassungen. Von einer Million wird nichts fehlen. Man kann sie in mehrere Klassen abtheilen. Die erste sind die reichen Leute, welche von ihrem Geld leben. Diese gehen des Morgens spazieren, bewegen sich sonst viel, und leben des Sommers auf dem Lande, wo sie Jagd treiben. Sie sind robust, selten krank, aber heftig krank, wenn sie es werden, und verlangen starke Kuren. Die Frauenzimmer dieser Klasse fahren immer nur, sind viel zu Hause, arbeiten nichts, sind folglich zart, und leicht Krankheiten ausgesetzt, die aber leicht zu behandeln sind. Die Aerzte dieser Klasse werden sehr schnell reich. Die Bedienten dieser Klasse sind sehr faul, daher auch sehr schwächlich, und da sie oft und lange in der freien Luft stehen müssen, besonders zu Brustkrankheiten sehr geneigt; fast alle sterben jung, bloß die Kamerdiener ausgenommen. Die Kammerfrauen und Mädchen gleichen ihren Gebietherinnen.

Die zweite Klasse machen die Geistlichen, Rechtsgelehrten und Aerzte aus. Der Geistlichen sind nicht viele, sie leben regelmäßig und werden sehr alt; sie sind zur Hypochondrie sehr geneigt, vielleicht weil man sie nicht so schätzt, als sie wünschen. Die stark beschäftigten Rechtsgelehrten werden gern schwächlich, und chronischen Magen- und andern innerlichen Krankheiten leicht ausgesetzt. Der Aerzte sind wenig, fast keine 200, und darunter praktizirt kaum die Hälfte. Sie kränkeln häufig, werden aber doch sehr alt, wenn sie nicht im Anfang ihrer Praxis an Epidemien sterben. (Die Praxis härtet also ab!)

Zur dritten Klasse gehören reiche Großhändler. Die meisten haben Landhäuser an der Stadt, wo ihre Familie im Sommer lebt. Die Frauenzimmer dieser Klasse leben regelmäßig, genießen die freie Luft oft, legen sich schon vor Mitternacht schlafen (was die der ersten Klasse nicht thun), und sind daher meist gesund; krank verlangen sie eine energische Kur. Die Männer lieben die Freuden eines guten Tisches, und sind daher nur dann gesund, wenn sie bei ihrem vielen Schreiben auch brav reiten.

Die vierte Klasse sind die Krämer, Apotheker u. dgl. Leute. Diese leben regelmäßig, aber da sie nicht viel in die freie Luft kommen, werden sie selten sehr alt, und sie sind meist mit schweren Krankheiten geplackt.

Die letzte Klasse sind die Handwerker, Fabrikenarbeiter, Taglöhner, u. dgl. Diese Klasse ist die unmoralischeste und liederlichste, die es gibt. Sie verdienen viel Geld, bringen es aber mit Saufen und andern Debauchen gerne durch, und ihr Leben ist ein beständiger Wechsel von harter Arbeit und Faulheit, von Trunkenheit und Müssiggang. Ihre Weiber nehmen dieses Leben bald an, wenn sie es nicht schon kennen. Diese Klasse ist allen Arten heftiger Krankheit, besonders Brustkrankheiten ausgesetzt.

Der Aufenthalt zu London ist vorzüglich kleinen Kindern gefährlich. Von den in den Spitälern aufgezogenen Kindern stirbt in London allzeit ein Drittheil mehr als auf dem Lande. Auch in der letztangeführten Klasse ist diese Sterblichkeit auffallend, weil die Mütter anstrengende Arbeiten verrichten müssen, während der Vater oft allen Verdienst durchbringt. Ihre Kinder werden daher wenig gewartet, unsauber gehalten, und schlecht genährt.

* * *

Diese Züge sind immer interessant, erklären dem angehenden Arzte viel Erscheinungen, und man kann daraus urtheilen, wie wichtig es wäre, wenn auch andere größere und kleinere Städte Europas so beschreiben wären. Wie wir schon im Eingang gesagt haben, ist dieses nicht die vollständige Medizinaltopographie von London.

Ueber den Ursprung der edlen Obstsorten.

Ueber den Ursprung der edlen Obstsorten, besonders, ob man bloß den Holzapfel oder mehrere ursprüngliche Arten als Stammarten der vielen veredelten Aepfelsorten annehmen müsse, ist nicht so leicht eine Antwort zu ertheilen. Die besten Botaniker sind der Meinung, daß man nur eine Stammart, nemlich den Holzapfelbaum annehmen dürfe, und daß die vielen noch so verschiedenen Abänderungen nur durch den Einfluß eines mildern Klimas, und der sorgfältigern Behandlung und Pflege des Menschen entstanden sind. Dieses ist beim Apfel sowohl als bei der Birne nicht unmöglich. Hat die Hand des Menschen Gräser zu Getreid angezogen, so konnte sie auch die wilden Aepfel- und Birnbäume zum Ertrage besserer Früchte heranziehen.

Die Römer brachten zuerst feine Sorten von Aepfel und Birnen aus den Morgenländern, namentlich aus Kleinasien, Sirien, Griechenland, Egypten und Numidien, nach Italien und Gallien, von da sie sich in ganz Europa verpflanzt haben. Zur Zeit des Tazitus hatten unsere Vorfahren nur wilde Holzäpfel, und es verflossen Jahrhunderte, bis sich unsere Nation an den Gartenbau und die Obstkultur gewöhnte. Nachdem aber die Völkerwanderungen vorüber waren und Frieden und Ruhe etwas mehr Oberhand gewannen, auch der Handel mit dem südlichen Europa und mehr Aufklärung sich verbreitete, erwachte der Hang zu Anpflanzungen. Man sah nach und nach die deutschen Wälder und Wüsteneien sich in fruchtbare Gärten und Felder verwandeln, und später lernte man auch die Kunst zu pfropfen und zu okuliren den Italienern und Galliern ab. Durch den häufigen Verkehr mit Italien, und später durch die Kreuzzüge, kam manches edle Obst in das nördlichere Europa.

In Deutschland ist jetzt Franken eine derjenigen Provinzen, die sich durch ihren Obstbau vorzüglich auszeichnet. Die Kultur dieser Provinz kann man nicht über 750 hinaussetzen. Nemlich erst mit der Erhebung der Karolinger auf den Thron und mit der Errichtung des Bißthums Würzburg änderte sich Frankoniens düsteres Aussehen. Man rottete nach und nach Wälder aus, milderte das Klima dadurch, und machte den Boden zur Kultur von allerlei Früchten geschickt. Besonders mögen die damaligen königl. Meierhöfe den Anbau des edlern Obstes befördert haben. Der fränkische Weinbau hatte wenigstens zu dieser Epoche sein Entstehen.

So viel wird jeder zugeben, daß ein und derselbe Baum in südlichen Ländern besser gedeiht und edlere Früchte trägt, als im nördlichen. Unsere deutschen Holzäpfel konnten also unstreitig von derselben Abstammung sein als die kleinasiatischen, nur hatte der verschiedene Himmel auch den Früchten seine Verschiedenheit mitgetheilt. Erst als Deutschland freundlicher und milder wurde, konnte unter der Hand des Menschen der einheimische Holzapfel dem in Kleinasien näher gebracht werden. Bei der Frage über den Ursprung des edlen Obstes kommt es also gar sehr auf das Land an, das man dabei meint.

Königlich-Baierisches
Wochenblatt von München.

41. Stück. Freitag, den 9ten Oktober. 1807.

Leben oder Reichthum.

Liebst du Reichthum, magst du dich aufs Meer begeben;
Aber bleib' am Strande, liebst du mehr das Leben.

Auszug aus dem Regierungsblatt.

Provinzial-Verordnung.

(Die Freiheit des Holzhandels innerhalb der Provinz Tirol betreffend.)

Im Nahmen Sr. Majestät des Königs.

In Erwägung, daß jede Beschränkung des Handels überhaupt schädlich, und ins Besondere die Hemmung des freien Verkehrs mit den Produkten des Landes, eine Unbilligkeit gegen den Produzenten sei, findet sich unterfertigte Landesstelle bewogen, jene älteren Gubernial-Verfügungen aufzuheben, welche den Verkauf und die Verführung der aus den oberen Etschgegenden kommenden Hölzer in die unteren Gegenden der Etsch, und nahmentlich unter die Neviserbrücke bisher verbothen und beschränkt haben, und welche sich Theils auf die nunmehr erloschenen Verhältnisse mit dem säkularisirten Fürstenthume Trient, Theils auf den Privatnutzen einzelner Holzhandlungs-Kompagnien gründeten.

Es soll demnach, vom Tage der Publikation gegenwärtiger Verordnung anfangend, jedem Holz-Eigenthümer frei stehen, seine Hölzer, sie bestehen aus ganzen Stämmen, oder seien zu Weingarthölzer, Flecken, so anders verarbeitet, auf die Raifstätten, und von dort weiter auf der Etsch oder zu Lande zu verführen, oder durch die Käufer und Spediteurs verführen zu lassen; ohne daß es hierzu einer besonderen Bewilligung bedürfe, oder die Feilhaltung auf den Raifstätten auf bestimmte Zeit erforderlich wäre.

Jedoch versteht sich diese Freiheit des Holzverkaufes lediglich auf solche Hölzer, welche nach vorschriftmäßiger Auszeigung des einschlägigen Waldamtes geschlagen sind, welche Auszeigung von nun an von den Waldämtern in Privat- und Gemeindeswaldungen nur gegen Vorzeigung der obrigkeitlichen Bewilligung, und nach Zuläßigkeit des Waldbestandes vorgenommen werden darf. Wer daher ohne Beobachtung dieser Erforderniß einiges Holz zum Selbstbedarf oder zum Verkaufe schlägt, hat, bis eine allgemeine Waldstrafordnung eine andere Strafe bestimmen wird, den dreifachen Werth des Holzes als Strafe zu entrichten, wovon die Hälfte dem Denunzianten zufällt.

Damit man aber besonders bei dem zum Verkaufe auf der Etsch verführten Holze versichert sei, ob es mit obrigkeitlicher Bewilligung und waldämtlicher Auszeigung geschlagen worden, haben die Zollämter derlei Hölzer nicht anders, als gegen Vorzeigung und Einziehung der Original-Zeugnisse der Waldämter und Obrigkeiten passiren zu lassen.

Uebrigens hat es hinsichtlich der zu entrichtenden Zollgebühren, und des Verbothes der Ausfuhr außer Landes, bei den bisherigen Verordnungen bis auf weiters zu verbleiben.

Wornach die königlichen Landgerichte, Rent- und Waldämter sich zu achten, und die Unterthanen



nen zu belehren haben. Innsbruck den 14ten September 1807.

Königliches Baierisches Gubernium in Tirol.
Graf Arco.

Gaßler.

Ueber Anwendung der neuesten Entdeckungen in der Chemie, zur Vermehrung der Fruchtbarkeit der Erde.

Wenn die Natur auf eine mannichfaltige und wunderbare Weise für die Erhaltung aller ihrer Geschöpfe gesorgt hat, so scheint nur der Mensch von ihrer Vorsorge ausgeschlossen zu sein. Alle die Millionen und Billionen lebenden und webenden Wesen finden ohne ihr Zuthun ihre Nahrung und ihren Unterhalt schon vorbereitet, ob sie gleich weder säen, noch ernten; nur allein der Mensch, auf der ersten Stufe der Schöpfung, steht, wie es scheint, verlassen da. Was die Natur von selbst zu seiner Erhaltung hervorbringt, davon würden sich nur wenig Menschen erhalten können; die Erde könnte nur schlecht bevölkert sein. Für alles dieses aber erhielt er die Vernunft, durch diese weiß er sich die Mittel seiner Erhaltung selbst zu verschaffen, durch diese maßt er sich die Herrschaft über die Natur an und lenkt sie nach seinem Willen. Ueberall, wo Menschen wohnen, erhält die Oberfläche der Erde eine andere Gestalt, die Erde trägt Pflanzen und Gewächse, wo dieselben nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur niemahls würden zum Vorschein gekommen sein; Fruchtbäume, Wein und Getreide, wo vorher nur Wildnisse waren und Dornen und Disteln wuchsen.

Nicht auf einmahl, sondern nur nach und nach durch Anstrengung und vielfältig fehlgeschlagene Erwartung lernte der Mensch die Mittel kennen, durch die er den Gang der Natur lenken und Wildnisse in fruchttragende Gefilde umschaffen konnte. Jedoch wer kann sagen: ob der Mensch den geringsten Theil der Mittel, die in seiner Gewalt sind, kennt? — So wie der Geist des Menschen immer tiefer und tiefer in die Natur, in den Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen eindringen wird, werden sich ihm auch immer mehrere, einfachere und größere Mittel hierzu darbieten. So wie also in der Natur noch die größten Geheimnisse zu enträthseln übrig sind, eben so weit ist der Mensch noch in der Kenntniß dieser Mittel zurück.

In unsern von Natur so unfruchtbaren Gegenden würden sich nur wenig Menschen haben erhalten können, wäre nicht vor ihrer Bevölkerung das Mittel entdeckt worden, der Erde einen größern Grad von Fruchtbarkeit mitzutheilen, „die Erde zu düngen," das ist: durch Beimischung verwesender animalischer und vegetabilischer Körper die Erde in einen so fruchtbaren Stand zu setzen, daß sie die Früchte hervorbringt, die von Natur hier nie, sondern nur in sehr wenig fruchtbaren Erdstrichen wachsen. Das Fortpflanzungsmittel der Früchte, den Samen hierher zu versetzen, ist zwar eben sowohl eine nothwendige Bedingung; allein was könnte alles Säen und Pflanzen helfen, wäre jene Entdeckung nicht gemacht? die fruchtbarsten Auen haben kaum einige Jahre Getreide getragen, so ist ihre Fruchtbarkeit erschöpft; sie müssen wieder in fruchtbaren Stand gesetzt, das ist gedüngt werden. Gleichviel ob dieses durch jenes entdeckte Mittel, durch Beimischung verwesender Körper geschieht, oder der Natur überlassen wird, die nach unveränderlichen Gesetzen unaufhörlich wieder nach ihrem ersten ursprünglichen Zustande zurück strebt, so bald sie durch äußere Einwirkung aus demselben heraus gesetzt worden. Hören diese äußern Einwirkungen auf, so kehrt alles in seinen ersten Zustand zurück, die fruchtbaren Gefilde werden wieder Wildnisse, aber eben sowohl auch die der Erde entwendete natürliche Fruchtbarkeit kehrt wieder zurück. Bleiben die ausgebauten Aecker eine Zeit lang liegen, so erhalten sie ihren ersten natürlichen Grad von Fruchtbarkeit wieder, und können nun wieder Getreide tragen. Geschähe diese Wirkung der Na-



n Be-
ange-
als
nak-
er-
te-

keit des Himmels oder der Witterung, und F
barkeit der Erde. Bei der fruchtbarsten Witt
ist doch zugleich die Fruchtbarkeit der Erde u
behrlich, so wie die fruchtbarste Erde des fru
ren Einflusses der Witterung bedarf, wenn vo
liches Wachsthum der Früchte erfolgen soll.
Fruchtbarkeit der Erde besteht bloß in den, i
Erde vorhandenen verwesenden animalischen ur
getabilischen Körpern, die die sogenannte Dam
de bilden. In bloß roher Erde können
Pflanzen wachsen, man nehme die Oberfläch
immtlichen Dammerde hinweg, so wird kein W
um erfolgen. Nach dem alten Begriffe de
mente der Natur bestanden die Pflanzen
ser und Erde, indem man die verwesenden
die die Dammerde bilden, mit unter die
zählte. Nachdem aber die neuere Ch
n die Bestandtheile der Körper eingedru
diese verwesenden Körper nichts wen
. Alle Pflanzen bestehen aus Wasser
f und Sauerstoff, und die Pflanze r
on Wasser, Luft und Licht, durch
toffe ihres Wachsthums zugeführt
Mittel der Fruchtbarkeit, oder viel
keit selbst sind also diese Stoffe, r
nzige Nahrungsmittel der Pflan
Menge zu ihrem Bedürfniß ver
nöthige Grad der Temperatu
diese Stoffe im gehörig flüss
en. Da nun die Ueberreste
enthaltenen verwesenden Kö
toffen bestehen, aus denen
n, so kann die Wirkung i
ösung keine andere sein,
e zu entwickeln, die
n nöthig sind, die von i
enden Pflanzen als N
, und so das Mittel i
Wachsthums werden.
alle Pflanzen beste
legen lassen, sind l
sein, daß sie für

ser Auge unsichtbar sind, durch die Organisation aber zusammen vereiniget und zu einem, für uns sichtbaren Körper gebildet werden, dessen Daseyn und Fortdauer aus immerwährendem Zueignen und Absondern dieser Gase besteht. So wie nun das Lebensprinzip zu wirken aufhört, bleibt der aus diesen verschiedenen Gasen zusammen gesetzte Körper übrig; aber nicht mehr unter der Herrschaft des Lebensprinzips, das alle diese verschiedenartigen Gase zusammen in Verbindung erhielt, trennen sich dieselben wieder, da jedes nunmehr, wenn jene äußere Einwirkung aufhört, in seinen ursprünglichen Zustand zurück strebt. So wie verschiedene unter einander gemischte Flüssigkeiten bei aufhörender Bewegung eine jede in ihren Stand der spezifischen Schwere zurück geht, eben so steigen die sich trennenden Gase, vermöge ihrer spezifischen Leichtigkeit, in die Atmosphäre, die stäts mit einer großen Menge derselben angefüllt ist, oder vielmehr selbst bloß aus Gasarten besteht; hier werden sie durch anderweitige Veränderung in derselben, besonders durch Verbrennung im chemischen Sinn, das ist durch Beraubung des Wärmestoffs, wieder verdichtet, gerinnen zusammen, und nun dadurch spezifisch schwerer kehren sie wieder auf die Erde zurück, wo sie von den Pflanzen als Nahrungsmittel begierig eingesogen und aufgenommen werden, und nun wieder als Theile der Pflanzen erscheinen. Dieses ist der ewige Kreislauf der Natur, immer währendes Entstehen und Vergehen, unaufhörlich Verbinden und Trennen.

Im Verfolge dieser Beobachtungen über die Fruchtbarkeit der Erde sind wir unvermerkt zu der Fruchtbarkeit der Witterung übergegangen, und es ist nunmehr einleuchtend, daß die Fruchtbarkeit nicht zweifach, sondern immer eine und dieselbe sei, ein immerwährender Kreislauf, ein immerwährendes Aufsteigen und Niedersinken aus der Atmosphäre, Fruchtbarkeit der Erde immerwährende Auflösung der abgestorbenen organischen Körper in Gase und Aufsteigen derselben, Fruchtbarkeit der Witterung Niedersinken der nämlichen Theile aus der Atmosphäre.

Sonach ist nichts wandelbarer und vergänglicher auf Erden, als die Fruchtbarkeit der Erde! Da ihr Wesen in immerwährender Zerstörung und Auflösung der abgestorbenen organischen Körper besteht, die aufgelösten Theile aber in alle Winde des Himmels zerstreut werden, so kann diese Fruchtbarkeit nichts wenigers, als selbstständig sein. Vielmehr so bald die in der Erde vorhandenen Ueberreste organischen Körper völlig aufgelöst sind, hat ihre Fruchtbarkeit ein Ende; nichts bleibt weiter übrig, als rohe Erde, eine solche Erde, wo die obere Dammerde völlig hinweg genommen wird, und in welcher keine Pflanzen wachsen können.

Die Fruchtbarkeit des Himmels hingegen ist eine unversiegbare Quelle, aus welcher ohne Unterlaß die Mittel zum Wachsthum der Pflanzen herab strömmen; in diesem Betracht ist sie selbstständig, so lange, als diese Einrichtung der Natur dauern wird, in welcher diese Mittel in unerschöpflicher Fülle vorhanden sind, die nie abnehmen, nie die geringste Verminderung erleiden können, da alles in seine ersten Bestandtheile — Gas-Arten — zersetzt, wieder in die Atmosphäre unserer Erde zurück kehrt.

So wandelbar also auf der einen Seite die Fruchtbarkeit der Erde ist, um so unwandelbarer strömt die Fruchtbarkeit des Himmels unaufhörlich auf die Erde herab, so daß die Fruchtbarkeit der Erde ihren Grund bloß in diesem immerwährenden Zuströmen hat, selbst die fruchtbare Oberfläche der Erde dadurch gebildet wird. Denn, wenn an einem Orte die fruchtbare Oberfläche der Erde ganz hinweg genommen wird, so entsteht nach und nach von selbst wieder eine neue, wenn die rohe, ganz unfruchtbare Erde diesem immerwährenden Einflusse der Atmosphäre ausgesetzt wird. Der erste Anfang, den der bloße Einfluß der Atmosphäre hervorbringt, ist kaum sichtbar; die allerkleinsten Pflanzengattungen, die unterste Stufe der Organisation, Schimmel und Moose kommen zum Vorschein; diese verwesen, und es entstehen größere Pflanzen; diese verwesen wieder, und so geht es immerfort in vollkom-

mere Pflanzengattungen, in Sabarten und Holzgattungen über. Die abgestorbenen Schimmel- und Moospflanzen sind der erste Anfang der fruchtbaren Oberfläche, in welcher nunmehr schon größere Pflanzengattungen wachsen können; diese sterben ab, und geben dadurch wieder eine Vermehrung, und so geht es immer fort, so vermehrt sich die fruchtbare Oberfläche überall bis zu dem Verhältniß, wo Entstehen und Auflösen, Ab- und Zugang derselben im Gleichgewichte sind. Die Auflösung und Verwesung der abgestorbenen Pflanzen geschieht nur allmählig; ehe die ersten völlig verwesen, ist schon eine zweite, dritte Generation entstanden. Hierdurch nur ist eine Vermehrung möglich, denn geschähe die Auflösung so schnell, als die Hervorbringung, so bliebe es immer nur bei dem ersten Anfang. Die verschiedene Beschaffenheit der Erdarten ist Ursache, daß die Auflösung der Pflanzen schneller oder langsamer geschieht; hiernach ist auch die fruchtbare Oberfläche verschieden. In bloßen Sande und in Steinen ist die Auflösung so schnell, als die Generation; es bleibt immer bei der ersten Stufe bei Moospflanzen. Wo aber die Erde die abgestorbenen Pflanzen mehr vor der Verwesung schützt, die Auflösung langsamer geschieht, um so mehr kann die fruchtbare Oberfläche zunehmen. Die fruchtbare Oberfläche kann sich daher nicht immerfort, sondern nur so weit vermehren, bis Ab- und Zugang, Entstehung und Auflösung im Gleichgewichte sind. (Der Beschluß folgt.)

Einige historische Notizen über Lotterien.

Das Wort Lotterie ist italiänisch und stammt vom Worte Lotto ab, welches Loos bedeutet. Man gebraucht auch das Wort Lotto in Italien und Deutschland für Lotterie.

Man kann die Lotterien in zwei Hauptarten abtheilen, in die alte und neue, oder in die Klassen- und in die Zahlenlotterie. Beide haben ihren Ursprung in Italien. Das Jahr der Erfindung der Klassenlotterie, so wie der Nahme des Erfinders, sind nicht bekannt. So viel sich aber aus einer alten Schrift, welche unter dem Titel: Sigismundi Suevi Glückstöpfe, wie die bei der jetzigen Welt im Brauch sind etc. am Ende des 16ten Jahrhunderts, und zwar im J. 1582 herauskam, vermuthen läßt, so muß sie nothwendig schon zu Anfang des genannten Jahrhunderts, und vielleicht noch früher, existirt haben. Und wie Klock in seinem Traktate de Aerario anmerkt, hat der Senat zu Osnabrück im Jahre 1521 eine Lotterie errichtet. Aus dieser Schrift läßt sich aber vermuthen, daß die ersten Lotterien nicht in baarem Gelde, sondern in allerlei brauchbaren Sachen bestanden, auch bemerkt er, daß die Kaufleute in Italien auf diese Art ihren Waarenabsatz zu befördern gewohnt gewesen wären. Man suchte aber auch in den Lotterien zuerst ein Mittel, wenn gleich auch nur ein Palliativmittel, die Hazardspiele, die so sehr eingerissen waren, zu verdrängen, da man sie durch Gesetze nicht unterdrücken konnte. Die Klassenlotterien, als die ältesten, wurden am häufigsten in Holland zu der Zeit gebraucht, wo man wegen des Kriegs mit Spanien viel Geld nöthig hatte, so daß fast in jeder ansehnlichen holländischen Stadt eine Lotterie angelegt wurde, und daher heißt diese Art auch die holländische Lotterie. Die neue Art der Lotterien, die Zahlenlotterie, welche bei uns in Deutschland auch ausschließlich unter Lotto verstanden wird, ist erst gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts zu Genua erfunden worden, daher man sie auch in ganz Italien Lotto di Genova oder genuesische Lotterie zu nennen pflegt. In andern Ländern von Europa heißt sie die italiänische oder welsche Lotterie.

An der Klassenlotterie ist in der Folge beständig gekünstelt worden. Man hat Lotterien errichtet, wo die Gewinnste nicht in bloßem Gelde, sondern in Geld und Grundstücken zugleich, oder auch wohl in bloßen Waaren bestehen, ja man hat sie auch mit Tontinen und Leibrenten verbunden. Man hat sogar periodische Lotterien errichtet, welche das ganze Jahr hindurch, und zwar alle Monathe

gezogen werden. Selbst die Zahlen-Lotterie hat an verschiedenen Orten eine veränderte Einrichtung erhalten, indem man Statt eines einzigen Glücks-Rades zwei angeordnet hat, die zugleich gezogen werden, da man denn in beyde zugleich einsetzen kann.

Im Ganzen genommen, gewährt das Lotto der Regierung, die es hält, einen großen Gewinn. Einen Beweis der Art suchte ein Bürger zu Locle in Helvetien seinen Mitbürgern zu geben, welche sich einst von dem Lottospielen äusserst hatten hinreissen lassen. Er errichtete eine Lotterie, worin man nur mit Nüssen spielte. Jedermann setzte darein, und die Folge war, daß bald alle Nüsse der Gegend sein Eigenthum wurden. Gleichwohl half dieses Beispiel nichts, und man setzte noch nach, wie vor, das Geld in das Lotto. Von dem Lotto zu Neapel weiß man es auch ganz gewiß, daß der jährliche Ueberschuß 900,000 Dukaten betrug, und zwar nach Abzug aller Unkosten für Collecteure, Lottobeamte u. dergl. Dieser Ueberschuß war größer als die Hälfte der ganzen Einlage, also mehr als 50 Prozente.

Nicht nur in unsern Zeiten, sondern auch in den vorigen, haben sich manche Regierungen heftig gegen das Lotto gesetzt. So setzte sich der päpstliche Hof, besonders unter Benedict dem Vierzehnten, dem Lottospiele unter Bedrohung der Excommunikation und Galeerenstrafe entgegen, und diese Edicte wurden mit solcher Strenge befolgt, daß man sogar die Briefe auf der Post untersuchte, um die päpstlichen Unterthanen von dem Einsetzen in die Zahlen-Lotterien der benachbarten Länder abzuhalten; allein dieses half auch hier, wie überall, nichts, und man suchte alle mögliche Schleichwege auf, um in die fremden Lotterien zu setzen. Man muß gestehen, daß die Excommunikation und die Galeerenstrafe in jenen Zeiten eine viel härtere Strafe gegen Lottospieler war, als alle Strafen unserer itzigen Zeit dagegen. Aber entehrend hätte keine Strafe gegen Lottospieler sein sollen, indem ja noch keine Strafe darauf gesetzt ist, sein Vermögen durch ein lustiges verschwenderisches Leben durchzubringen; warum sollte es also eine Schande sein, in das Lotto zu setzen, und wie konnte ein Staat von Rechts wegen eine entehrende Strafe darauf setzen?

Der Buschmann in Paris.

Man hat schon manche Berichte der Reisenden über jene wilden Volksstämme, welche in den Wüsten des südlichen Afrika's einen unermeßlichen Flächenraum von Morgen gegen Abend bewohnen, die Nordseite der holländischen Kolonien am Vorgebürge der guten Hoffnung bestreifen, und sich nordwärts gegen das Innere des noch zu wenig bekannten Welttheils in Regionen verlieren, die nie der kühne Fuß eines europäischen Wanderers berührte. Allein man weiß, wie fabelhaft frühere Reisende von diesen Wilden erzählten, die unter dem holländischen Nahmen der Bosjesmann, Buschmänner, bekannt sind, (ein Nahme, der, im Vorbeigehen gesagt, ihnen sehr uneigentlich zukommt, denn es wachsen weder Wälder noch Büsche in den gränzenlosen Einöden, die sie durchirren).

Herr Janssens, der, bis die Engländer das Kap der guten Hoffnung eroberten, daselbst holländischer Gouverneur war, und gegenwärtig Staatsrath des Königs von Holland ist, ein Mann von vielen Kenntnissen und unermüdetem Eifer sie zu vergrößern, hatte in seiner Stelle besser, als irgend einer, Gelegenheit, die Buschmänner kennen zu lernen. Die Nachrichten, welche wir ihm über diese wilde Menschenrace zu danken haben, sind gewiß eben so interessant, als authentisch. Er hat selbst einen jungen Buschmann mit sich nach Europa gebracht.

Ehe wir aber vom Schicksal desselben sprechen, wollen wir die Bemerkungen des Hrn. Janssens über das Volk selbst mittheilen.

Die Buschmänner sind ein wildes, ungezähmtes, häßliches Volk, und über alle Vorstellung verwildert, elend. Sie bilden unter einander noch

nicht einmahl eine Nation; selbst die erste Stufe Gesittung, geselliges Beisammenleben, fehlt ihnen. Eine Familie schwärmt, getrennt von der andern, umher. Sie vereinigen sich nie in größern Massen, als wenn sie sich bei einem Angriff vertheidigen müssen, oder wenn sie auf Raub gegen die holländischen Bauern, gegen die Kaffern und andere Volksstämme, ausgehen wollen, die Eigenthum besitzen. Sie bauen die Erde nicht, haben kein einziges zahmes Hausthier, als den Hund. In der Hoffnung, man werde diese Söhne der Wüste vielleicht fixiren, wenigstens freundlich machen, und von der Sucht zu plündern entwöhnen können, gaben die Holländer schon manchmahl mehreren Familien eine gewisse Anzahl Schafe zum Geschenk. Aber umsonst! Anstatt sie aufzubewahren und eine Fortpflanzung dieser Thierart zu versuchen, um mit der Zeit zum Theil von den Heerden leben zu können, tödteten sie die Schafe auf der Stelle und fraßen sie auf.

Sie nähren sich gewöhnlich nur von Heuschrecken, deren Schwärme in diesen Ländern sehr häufig sind. Und gibts keine Heuschrecken, so suchen sie die Exkremente dieser Insekten auf. Uebrigens sind sie des Entbehrens so gewöhnt, daß sie im Stande sind, lange Zeit Hunger zu ertragen. Kommen sie aber auch einmahl dazu, ein Stück Wild zu erlegen, oder einen Ochsen oder einige Hämmel zu stehlen, so verschlingen sie in einer Mahlzeit so ungeheuer viel, als müßte sie für zwanzig gelten.

Hütten und Hausgeräth haben sie eigentlich gar nicht. Der brennende Himmel ist ihr Zelt, der heiße Sandboden ihr Bett. Ihre Waffe besteht aus kleinen Bogen und vergifteten Pfeilen, die sie mit erstaunlicher Bestimmtheit in große Fernen schiessen. Aber auch dringt ihr heller Blick in Fernen, davon Europäer keine Begriffe haben. Ihr Gift können sie nach verschiedenen Graden, stärker und schwächer, zusammensetzen. Das stärkste heben sie zu ihren Pfeilen für die Menschen auf.

Eine Sprache haben sie; allein man kann wohl denken, wie arm dieselbe sein muß. Auch besteht sie nur aus einem gewissen Klatschen mit der Zunge, und rauhen, hervorgegurgelten Tönen, die man mit keinen Buchstaben und Schriftzeichen ausdrücken kann.

Im Ganzen genommen, sind die Buschmänner von kleiner Gestalt. Etwas größer ist, und stärker, scheint die Race derer zu sein, die auf beiden Ufern des Orange-Strohms irren; vielleicht, weil hier das Land mehr Nahrung darbiethet. Ihr Wuchs ist gar nicht schön. Besonders haben die Weiber eine Unförmlichkeit, die man ganz falsch den Hottentottinnen zuschreibt, aber nur den Buschmänninnen angehört.

Ein Unbekannter, der neulich in London seine Reise nach Liteku, Hauptort der Buschmännischen Nation, im Innersten des südlichen Afrika's, so weit Europäer gekommen sind, herausgab, liefert folgendes Gemählde von den Buschmännern.

„Sie sind nicht groß; ihre Haut ist dunkelgelb; ihre Gelenke und vorragendsten Körpertheile sind so ganz mit Unflath bedeckt, daß sie schwarz zu sein scheinen. Ihre Haare sind in kleinen Zotteln oder Zöpfen zusammen gebacken, und, gleich dem Gesicht, mit Fett und rothem Ocher übersalbt. Ihre kleinen, kaum bemerkbaren Augen blinzeln in ewiger Unruhe umher; sie sind beständig auf ihrer Hut.“

„Eigenthum haben sie wenig. Ein Bogen, ein Köcher voller Pfeile, ein Gürtel von Fell, manchmahl auch ein Halbmantel von Fell, zwei bis drei sehr dünne, aus Binsen geflochtene Decken, die, an zwei Stäben über ein Loch im Boden ausgespannt, ihr Haus vorstellen können, endlich eine Flasche von einer Art Kürbis, oder einem Straußenei, was ihnen zum Wasserbehälter dient — ist ihr ganzer Reichthum. Zuweilen haben sie kleine Hunde zu Begleitern, welche dem Schakal nicht ganz unähnlich sind, und gegen den Untertheil des Halses eine Art Mähne haben.

Der Gebrauch des Tabakrauchens ist ihnen nicht unbekannt, gehört sogar zu ihren Lieblingsgenüssen.“ Allein anstatt des Tabaks rauchen sie eine Art Hanf, den die Kolonisten Daghu heißen. Er hat einen



zu zähmen. Aber die Eroberung des Kaps hinderte ihn an der Ausführung des menschenfreundlichen Entwurfs.

Ehe Herr Janssens nach Europa zurückgieng, wünschte er einen jungen Buschmann zu bekommen und mitzunehmen. Nur mit großer Mühe gelangte er zu einem, obgleich er dem Vater des Knaben versprach, ihn wie sein eigenes Kind zu halten, und in sein Land zurückkehren zu lassen, so bald er es begehren würde. Dieser Knabe gehört zu einer sehr kleinen Race. Der Vater war nur 4 Schuhe hoch. Man hieß ihn Flamings. Wie alt er ist, weiß man nicht, weil die Buschmänner gar keinen Begriff vom Zeitmaß besitzen.

Flamings hat bisher viel gesunden Menschenverstand, ein gutes Gemüth, gar keine lasterhafte Anlage gezeigt. Das Holländische lernte er leicht, und eben so das Englische nur von den Matrosen, während der Ueberfahrt nach Europa auf einem brittischen Schiffe.

Herr Janssens befand sich eben in Paris,

ung eines bessern, höhern Seins!

Ueber den Einfluß des Mondes auf die Erde.

Der Mond mag so entfernt und so klein gegen die Erde sein, als er will, so übt er doch einen Einfluß auf dieselbe aus. Durch seine anziehende Kraft, sagt man, hebt er das Meerwasser, und bringt Ebbe und Fluth hervor, und eben diese Wirkungen äussert er, wie es scheint, auf unsere Atmosphäre, und trägt etwas zur Veränderung der Witterung und der Winde bei. Mehr und gewisser thun dieses der Neumond und der Vollmond. Es ist z. B. fast kein Sturm auf dem Lande oder auf der See, der nicht zur Zeit des nahen Neumondes oder Vollmondes, und vorzüglich in dessen Erdnähe oder Erdferne entsteht. Eine Liste von Jahrhunderten hat dieses bestätigt, und aus genauen Registern von 18 Jahren fanden sich bei 81 Stürmen nur 3 Ausnahmen. Regen und Winde fangen an, oder endigen sich fast immer zur Zeit des Aufgangs oder Untergangs des Mondes, oder zur Zeit des Durchgangs desselben durch den Mittagskreis. Unter 760 Regen ist diese Beobachtung bei 646 Beispielen bestätigt worden.

Die Gärtner und Landleute schreiben dem Mon-

Aus

§. 1.
vielgeliebte
sind ernann
und der Me
von Wash

§. 2.
fanterie, R
den 11. Aug
2. Dragone
berg, den
Unterlieute
Budenhofer
tember in

§. 3.
Juli abdin

Auszug aus dem Regierungsblatt.

Armee-Befehle.

Vom 23sten September 1807.

§. 1. Zu ständigen Adjutanten bei Unserem vielgeliebten Kronprinzen Karl Ludwig August sind ernannt: der Oberst im Generalstab Graf Pocci, und der Major des 2. Linien-Infanterie-Regiments von Washington.

§. 2. Der Unterlieutenant des 3. Linien-Infanterie-Regiments, Karl August Morlock, ist den 11. August in Warschau — der Rittmeister des 2. Dragoner-Regiments Taxis, Georg von Loßberg, den 1. September in Breslau — und der Unterlieutenant des 4. Chevauxlegers-Regiments Bubenhofen, Christian Gademann, den 1. September in Greifswalde gestorben.

§. 3. Der vermöge Armee-Befehl vom 13ten Juli abhin zum Unterlieutenant im 6. Linien-Infanterie-Regiment Herzog Wilhelm beförderte Jun-

§. 4. Der Hauptmann des 7. Linien-Infanterie-Regiments Löwenstein-Werthheim, Adam von Thonus, wird wegen seiner zerrütteten Gesundheit mit der neuen Normal-Pension in die Ruhe versetzt.

Im nämlichen Regiment erhält der Kapitän Alexander Fortis eine Kompagnie, — und der Oberlieutenant Franz Frank avancirt zum Kapitän.

§. 5. Paul Pirkner, vormahls in hessischen Kriegsdiensten, erhält eine Unterlieutenants-Stelle im 7ten Linien-Infanterie-Regiment Löwenstein-Werthheim, — und Emerich Joseph Freiherr von Schrottenberg eine Unterlieutenants-Stelle im 9. Linien-Infanterie-Regiment Ysenburg.

§. 6. Im 2. Dragoner-Regiment Taxis wird der Oberlieutenant Balthasar Killani zum Rittmeister — und der Unterlieutenant Andreas Hottner zum Oberlieutenant befördert.

Der Regiments-Chirurg Lorenz Helm, vom obigen Dragoner-Regiment, erhält wegen seiner zerrütteten Gesundheit die Normal-Pension; —

tenant. — Der in königl. preuß. Kriegsdiensten gestandene Eduard Freiherr von Volderndorff wird als Oberstlieutenannt im nämlichen Korps angestellt.

§. 8. Der Fourier des Artillerie-Regiments, Max Heimsöd, ist zum Quartiermeister bei dem Fuhrwesens-Bataillon befördert.

§. 9. Der Kanonier Peter Paul von Hepp erhält eine Junkers-Stelle im 8. Linien-Infanterie-Regiment Herzog Pius.

Vom 26sten September 1807.

§. 1. Wegen der zum Ruhme des allerhöchsten Dienstes mit Tapferkeit, Einsicht und Geistesgegenwart ausgeführten Kriegsthaten werden zur Belohnung in den militärischen Max-Joseph-Orden als Ritter aufgenommen:

1. Der Kapitän des 5. Linien-Infanterie-Regiments Preysing, Heinrich von Stonor, wegen seiner Auszeichnung vor der Festung Großglogau am 13. November 1806.

2. Der Kapitän der Artillerie Franz Dietrich, wegen der Auszeichnung vor der Festung Brieg am 14. Jäner 1807.

3. Der Unterlieutenant des 2. Chevaurlegers-Regiments König, Ferdinand Baron Zandt, wegen der Affaire bei Glatz am 17. April 1807.

4. Der Unterlieutenant des 1. Linien-Infanterie-Leibregiments, Ludwig Kiefer, wegen der Affaire bei Kanth am 14. Mai 1807.

5. Der Kapitän der Artillerie, Ferdinand Regnier, wegen der Affaire bei Salzbrunn am 15ten Mai 1807.

6. Der Unterlieutenant des 2. Chevaurslegers-Regiments König, Albrecht von Beßerer, wegen der Affaire bei Wartha am 16. Mai 1807.

7. Der Generalmajor und Brigadier, Klement Freiherr von Raglovich, wegen der durch eine ruhmwürdige Blokade erzwungenen Kapitulation der Festung Kosel am 18. Juni 1807.

§. 2. Die Unteroffiziers und Gemeinen, welche von der 1sten Division sich vor dem Feinde durch vorzüglich tapfere Thaten ausgezeichnet haben, werden belohnt

durch das goldene Ehrenzeichen:

Vom 1. Linien-Infanterie-Leibregiment:

1. Der Korporal Ferdinand Teutscher, von München; — 2. der Hornist Georg Lochner, aus der Au bei München.

Vom 6. Linien-Infanterie-Regiment Herzog Wilhelm:

3. Der Sergeant Georg Winter, von Sulzbach.

Vom 10. Linien-Infanterie-Regiment Junker:

4. Der chirurgische Praktikant, Joseph Heindel, von Hilpoltstein.

Vom 1. Dragoner-Regiment:

5. Der Wachtmeister Joseph Auracher, von Neumarkt in Baiern; — 6. der Korporal Xaver Bauer, von München; — 7. die Vice-Korporäle Abraham Mühlthaler, von Hohenaschau, — 8. Sebastian Niedermayer, von Landshut; — 9. die Gemeinen Joseph Ebner, von Regen; — 10. Richard Jünger, von Eichstädt.

Vom 2ten Chevaurlegers-Regiment König:

11. Der Wachtmeister, Friedrich Barth, von Meissenheim; — 12. die Gemeinen, Roman Galland, von Dietmansried; — 13. Anton Mayer, von Ottobeuern.

Durch das silberne Ehrenzeichen.

Vom 1sten Linien-Infanterie-Leibregimente:

1. Der Junker, Johann von Pfretschner, von Bamberg; — 2. der Korporal, Andrä Steinacher, aus der Au bey München; — 3. der Gefreite, Michael Dingelbauer, von Griesbach; — 4. die Gemeinen, Korbinian Kandler, von Dachau; — 5. Stephan Liegl, von Aibling; — 6. Andrä Obtschl, von Miesbach; — 7. Joseph Keck, von Miesbach; — 8. Lorenz Mayer, von Landsberg; — 9. Stephan Pfundmayer, von Pfaffenhofen; — 10. Joh. Kunst, von Amberg.

en = Infanterie = Regiment ...

Wilhelm:

eant Georg Winter, von ...

en = Infanterie = Regiment ...

rgische Praktikant, ...

...stein.

t. Dragoner = Regiment:

...tmeister Joseph ...

...ayern; — 6. der Korporal ...

München; — 7. die ...

...thaler, von Hohenasch...

...dermayer, von Landshut; ...

...oseph Ebner, von Regen; ...

...er, von Eichstädt.

...hevauxlegers = Regiment ...

...chtmeister, Friedrich ...

— 12. die Gemeinen, ...

...manSried; — 13. Anton ...

...as silberne Ehrenzeichen.

...mien = Infanterie = Leibreg...

...ler, Johann von ...

... der Korporal, ...

von Ingolstadt; — 17. Paul Wittmer, von der Au bei München.

Von der Fußjäger = Division.

18. Die Gemeinen, Andrä Moser, von München; — 19. Joseph Krempel, von Burglengenfeld; — 20. Nikolaus Kopp, von Abbach; — 21. Sebastian Klinger, von Kösching.

Vom 1sten Dragoner = Regimente:

22. Der Wachtmeister, Wilhelm Kloster, von Dilsberg; — 23. die Korporale, Joseph Mayer, von Reichenberg an der Rott; — 24. Philipp Bußigel, von Mannheim; — 25. der Trompeter, Heinrich Hauer, von Parkstein; — 26. die Gemeinen, Alois Ernst, von Gomersham; — 27. Dominiko Baditi, von Roveredo; — 28. Michael Seiller, von Traunstein; — 29. Johann Götz, von Parkstein; — 30. Alois Geisberger, von Neubrting; — 31. Johann Eichner, von Oberalteich; — 32. Anton Bauer, von Schongau; — 33. Joseph Sedelmayer, von München; — 34. Andrä Fuchs, von Weilheim; — 35. Andrä Landshammer, von Erding; — 36. Georg Holzfurtner, von Viech-

von Stetten; — 54. Korbinian Körpf, von Sonthofen; — 55. Vilgeno Weiß, von Füssen.

Von der Artillerie:

56. Der Korporal, Georg Voitl, von Höchstädt.

Ueber Anwendung der neuesten Entdeckungen in der Chemie, zur Vermehrung der Fruchtbarkeit der Erde.

(Beschluß.)

Zu dem Wachsthum der größern Pflanzengattungen ist demnach außer der Fruchtbarkeit der Witterung auch eine fruchtbare Oberfläche der Erde erforderlich. Von der Fruchtbarkeit der Atmosphäre allein können sich nur die kleinsten Pflanzengattungen, Schimmel und Moose, erhalten. Die Gasarten sind so fein, daß sie einen vielen tausendmahl größern Raum einnehmen, als den sie vorher in einem Körper vereint ausfüllten. Ein ganz kleines Stück Holz, auf Kohlen gelegt, erfüllt ein ganzes Zimmer mit seinen in Gas zersetzten Theilen. Zu einem Körper von mäßiger Größe sind daher eine

endlich, zu dem Grade verdünnt ist, daß gar kein Wachsthum mehr Statt finden kann. Um so mehr demnach die größern Pflanzengattungen eine größere Quantität Gase zu ihrem Wachsthum bedürfen und dieselben allein aus der Atmosphäre nicht erlangen können, um so mehr ist eine fruchtbare Oberfläche der Erde erforderlich, in welcher diese Gase sich in Menge entwickeln.

Ueberall, wo die Natur ihren Weg ungestört fortgegangen, überall, wo die Erde noch unbewohnt ist, findet sich nach dem Verhältniß dieser höhern oder tiefern Lage in der Atmosphäre sowohl, als je nachdem die fruchtbare Oberfläche von den höhern Gegenden in tiefere herab geschwemmt worden, ein sehr großer Vorrath dieser, zum Wachsthum der größern Pflanzengattungen unentbehrlichen fruchtbaren Oberfläche. Nicht aber so, wo die Erde seit langen Zeiten bevölkert und angebaut worden, denn je mehr die Bevölkerung zugenommen hat, um so mehr mußte die fruchtbare Oberfläche bebaut werden. Diese mehrere Bebauung erforderte einen größern Aufwand der fruchtbaren Oberfläche, so daß Ab- und Zugang hierbei nicht im Gleichgewicht bleiben konnten, und wenn dann dieser größere Aufwand der fruchtbaren Oberfläche auf keine andere Weise wieder hat ersetzt werden können, so hat die fruchtbare Oberfläche abnehmen müssen. **So hat die Fruchtbarkeit der Erde abgenommen!**

Die vereinte Bemühung der Ackerbau treibenden Menschen ist daher stets dahin gegangen, den Abgang der fruchtbaren Oberfläche immer wieder zu ersetzen und wo möglich die Fruchtbarkeit zu vermehren. Zu dem Ende sind alle, vom Anfang an noch vorhandene Vorräthe der Dammerde in Wäldern, Brüchen, Angen, Lehden u. s. w. als Mittel hierzu angewendet worden. Hat sich aber die Fruchtbarkeit der Oberfläche bei diesen, zum Theil sehr großen äußern Hilfsmitteln nicht im gleichen Stande erhalten können, so muß sie noch vielmehr herab sinken, wenn diese äußern Hilfsmittel nach und nach erschöpft werden, wie der Fall an vielen Orten eintritt. Gesetzt aber auch, daß sich diese Fruchtbarkeit bis jetzt vermöge dieser äußern Hilfsmittel im gleichen Stande erhalten hat, daß jetzt noch eben so viel Früchte wachsen, wie von mehrern hundert Jahren, so wird doch ins künftige der Fall eintreten, daß die Fruchtbarkeit der Erde in Abnahme gerathen muß, weil diese äußern Hilfsmittel nicht unerschöpflich sind. Die Abnahme geschieht nur allmählig, wird erst nach einem gewissen Zeitraume bemerkbar, weil man den Abgang immer wieder zu ersetzen bemüht ist, ohne ihn ganz ersetzen zu können.

In den neuern Zeiten hat man sich deswegen die größte Mühe gegeben, eine solche Einrichtung der Bebauung der Erde ausfindig zu machen, durch welche die fruchtbare Oberfläche der Erde nicht vermindert, sondern vielmehr vermehrt, und demungeachtet die nämliche Menge Früchte für das Bedürfniß der Einwohner erhalten wird. Alles, was die Natur von selbst hervorbringt, gibt einen Ueberschuß an Fruchtbarkeit, den man hinwegnehmen und zur Erbauung andrer Früchte anwenden kann. So erhält man auf einer Wiese jährlich eine Menge Gras, das man hinwegnehmen, Vieh damit füttern und die übrig bleibenden Reste als Mittel der Fruchtbarkeit für eine andre Oberfläche der Erde verwenden kann, und diese Weise trägt jährlich immerfort wieder Gras. Nach dem Verhältniß der natürlichen Fruchtbarkeit sowohl der Witterung als der Oberfläche wachsen hier immer dieselben Graspflanzen, die diesem Verhältniß angemessen sind, und bedürfen keines Zuschusses an Fruchtbarkeit. Nicht aber so diejenigen Pflanzen, die die Menschen zu ihrer Erhaltung bedürfen, das Getreide. In unsern Gegenden ist die natürliche Fruchtbarkeit bei weiten nicht ausreichend hierzu, wenn auch die fruchtbarste Oberfläche ein- bis zweimahl ungedüngt Getreide trägt, so ist dann ihre Fruchtbarkeit, erschöpft. Das Getreide erfordert also einen viel größern Grad natürlicher Fruchtbarkeit, als un-

Allein, wenn man eine genaue Vergleichung anstellt, wie groß der Ueberschuß an Fruchtbarkeit ist, der durch die Bebauung der Brachäcker mit Futterkräutern erhalten wird, und wie viel der brach gelegene Acker an Fruchtbarkeit aus der Atmosphäre gewonnen hat: so ist das sehr relativ. Es müssen einheimische Pflanzengattungen sein, die bei der hier gewöhnlichen natürlichen Fruchtbarkeit der Witterung einen vorzüglichen Wuchs erlangen. Denn sind diese Futterkräuter nicht einheimisch, so erfordern sie einen größern Grad von Fruchtbarkeit, nehmen also mehr Fruchtbarkeit des Ackers mit hinweg, als ihre Ueberreste wiedergeben; und sind sie nicht von vorzüglichem Wuchs, so geben sie nur einen geringen Ueberschuß der Frucht-

nem falschen Calcul verleitet; man berechnet wohl, wie viel der Acker mehr Düngung erhält, bedenkt aber nicht dabei, daß auch die Consumtion um so viel größer geworden ist, und sucht immerfort auf diesem Wege die Fruchtbarkeit der Oberfläche wieder herzustellen. Da nun nach der ehemahligen Einrichtung der Äcker zweimahl nach einander mit Getreide bebaut wurde, und das dritte Jahr brach liegen blieb, so findet man gleich anfangs, daß, diese sämmtlichen Brachäcker mit Sömmerungsfrüchten zu bebauen und hierzu zu bedüngen, die Mittel gar nicht vorhanden sind, auch nie errichtet werden können. Hierdurch aber noch nicht von diesem Wege abgebracht, bringt man Schnur gerade gegen den ersten Hauptentzweck alles Suchens

und Forschens in Vorschlag: „Lieber den Getreidebau zu vermindern und den Acker nur ein Jahr mit Getreide zu behauen, um die fruchtbare Oberfläche wieder herzustellen;" da doch eben der Mangel an Getreide das große Uebel ist, das ganze Nationen drückt, und um deswillen die Wiederherstellung der fruchtbaren Oberfläche so nothwendig geworden ist. Ganz sonderbar und einzig in seiner Art ist es daher, dem Getreidemangel dadurch abzuhelfen, daß man die Aecker weniger mit Getreide bebaut, dagegen aber einen Schatz von Fruchtbarkeit auf künftige Zeiten sparen will. So gliche dieses Mittel so ziemlich dem eines vom Sturm verschlagenen Schiffes, wo die Lebensmittel zu Ende gehen und deswegen kleinere Portionen ausgetheilt werden müssen. Dann aber könnte man sich doch dieser großen Entdeckung noch einigermaßen freuen, wenn nur die tröstende Aussicht dabei wäre: so bald durch diese Einrichtung die fruchtbare Oberfläche wieder hergestellt, und alles Land in Gartenkultur gesetzt ist, alsdann kann man so viel Getreide bauen, daß nirgens mehr Mangel sein kann. So aber bleibt immer und ewig das nehmliche Verbot: auch das in Gartenkultur gesetzte Land darf nie durch zwei auf einander folgende Getreide-Ernten erschöpft werden, sonst sind wir gleich wieder auf der alten Stelle! Der große vorgesetzte Entzweck ist also auch hierdurch nichts weniger als erreicht, immer sind wie noch die Suchenden. „Wie kann man die Erde alljährlich mit Getreidr bebauen und derselben die verlorne Fruchtbarktit wieder ersetzen?" Dieses ist das große Ziel, das für die vermehrte Bevölkerung erreicht werden muß, und so lange dieses nicht erreicht ist, schwebt sie immer zwischen Furcht und Hoffnung. Wenn die Fruchtbarkeit der Witterung einige Jahre nacheinander geringer, als gewöhnlich ist, wie zuweilen der Fall eintritt, alsdann sieht man mit Entsetzung dem Hungertode entgegen, wovon so viele Beispiele in der Geschichte stark bevölkerter Länder vorhanden sind. Noch sind keine Mittel dagegen vorhanden; wäre man aber im Stande, der Erde einen größern Grad von Fruchtbarkeit mitzutheilen, so wäre dadurch die mangelnde Fruchtbarkeit der Witterung ersetzt, da die Fruchtbarkeit der Erde und der Witterung immer eine und dieselbe ist, die eine durch die andere ersetzt werden kann. Bei sehr fruchtbarer Witterung trägt auch der fruchtbare Acker gute Früchte, so wie im guten fruchtbaren Lande bei unfruchtbarer Witterung die Ernte nicht leicht fehlschlägt.

Gibt es denn sonst in der ganzen Natur weiter kein Herstellungsmittel der Fruchtbarkeit, als diese abgestorbenen und verwesenden organischen Körper? Sollten die bekannten Bestandtheile derselben nirgens weiter vorhanden sein? Es muß gleichviel sein und gleiche Wirkung erfolgen, ob diese verwesenden Körper oder die Bestandtheile derselben mit der Erde vermischt werden; denn die Fruchtbarkeit der Witterung besteht auch nur bloß in Mittheilen dieser Bestandtheile, gleichviel ob sie vorher Theile eines organischen Körpers gewesen sind oder nicht! Wasserstoff, Kohlenstoff und Sauerstoff sind überall in der ganzen Natur in unerschöpflicher Fülle vorhanden, so daß es nur auf die Art und Weise ankommt, sich ihrer zu bemächtigen und zur Fruchtbarkeit der Erde anzuwenden.

Dieser Weg, der Natur nachzuahmen, der fruchtbaren Gasarten aus der Atmosphäre habhaft zu werden suchen, dieselben in verdichteten Zustand zu setzen und zur Vermehrung der Fruchtbarkeit der Erde anzuwenden, bietet der Menschheit eine der erfreulichsten Aussichten dar. Allein sie sind zur Zeit noch wenig bekannt, und setzen solche Fortschritte in der Naturlehre voraus, daß vielleicht künftige Generationen denselben erst betreten werden. Aber von den schon vorhandenen, durch die Organisation gebundenen, in die Hände gegebenen Stoffen bessern Gebrauch zu machen, dieselben nicht ungenützt zerstören und verfliegen zu lassen, sondern als Mittel der größern Fruchtbarkeit der Erde anzuwenden, hierzu ist der Weg gebahnt.

aber seit jener vor Jahrtausenden gemachten Entdeckung die Ueberreste noch gesammelt und sorgfältig zur Vermehrung der Fruchtbarkeit der Erde angewendet, von jenen aber wird weiter nicht das geringste benutzt, sondern der ganze zersetzte Körper verfliegt frey und unbenutzt in die Atmosphäre. Gleichwohl sind es die nämlichen Stoffe, die dort so sorgfältig aufgesammelt werden. Auf der einen Seite hat man also so lange Zeit und überall vergeblich gesucht, die Mittel der Fruchtbarkeit zu vermehren, und auf der andern hat man sie immerwährend in ungeheurer Menge unbenutzt aus den Händen gelassen! Denn daß durch die Verbrennung kein Theil des Körpers vernichtet, sondern daß nur diese Theile vermittelst der höhern Temperatur schneller auseinandergesetzt werden, ist wohl so allgemein bekannt, daß es der Erwähnung nicht bedarf, und im Grunde ist alle Zerstörung und Verwesung, alle Auflösung langsame Verbrennung; alle Auseinandersetzung kann nur mittelst des Wärmestoffs geschehen. Bei der Verbrennung bleiben alle Theile des Körpers in zersetztem Zustande übrig. Bei der Consumtion der Körper, die zur Erhaltung der Menschen und Thiere gereichen, geht ein großer Theil derselben als Nahrungsmittel ab, und nur Ueberreste sorgfältig in und neben den Wohnungen aufgesammelt werden. So vieler Ueberwindung bedarf es hier nicht. So wie der Zweck der Verbrennung, Entbindung des Wärmestoffs vor sich geht, hat man die zersetzten Stoffe des Körpers noch ganz in der Gewalt, ehe sie in die Atmosphäre übergehen und verfliegen. Schon durch Entziehung des Wärmestoffs werden dieselben wieder verdichtet und gerinnen, so daß sie gesammelt und zu dem großen Zwecke angewendet werden können. Noch mehr aber und vielleicht noch leichter, durch ihre chemische Verwandschaft zu den verschiedenen Körpern, wenn sie mit denselben in Annäherung gebracht werden.

K. F. Werner.

Concordate.

Der Landpfarrer zu N. und sein Hülfspriester, zwei wohl studirte Männer, jener nach älterm, dieser nach neuerm Zuschnitte, besprachen sich oft und viel auf Spaziergängen sowohl, als bei Tische, über die dermahlige Lage der kirchlichen Dinge, und sonderheitlich über das sogenannte Concorda-

fassung sowohl, als um den katholischen Klerus geschehen sei.

Der Hülfspriester konnte sich mit diesen Aeußerungen durchaus nicht verstehen, und behauptete geradezu, daß eben diese Concordate die Urquelle alles Uebels und des Verfalles der deutschen Kirche wären; daß sie wider die deutsche Freiheit, gegen das Wohl der Staaten, gegen die Rechte weltlicher Regenten stritten, gänzlich auf falsche Grundsätze (Isidors Lügen) und allgemein irrige Meinungen gebaut, nie giltig gewesen, oder sein konnten.

Da der Ortsschullehrer, selbst einst Student, und zwar Philosoph und Theolog, vom letztern Handwerke aber durch das unnatürliche Cölibats-Geboth zurückgeschreckt, unlängst aus der Haupt- und Residenzstadt, wo er die Schulmeisterei mit Auszeichnung erlernt hatte, im Orte als neubestellter Schulmann angekommen, noch ledig, und überhaupt ein gefälliger junger Mann war, so liebte ihn der Pfarrer, als wahrer Schulfreund, gar sehr, hatte ihn außer der Schulzeit fast immer um und neben sich, und gab ihm gratis im Pfarrhofe Kost und Trunk: eine Wohlthat, die dem gelehrten, aber zum Verhungern besoldeten Schullehrer sehr gut zu Statten kam: indem er außer einem Paar Aeckerchen, einer magern Gratification, und den wenigen Schulkreutzerlein, die er fast nie ohne Amtszwang erhalten konnte, keine Einkünfte genoß, und sich mit allen seinen nach dem neuern Systeme erlernten tausend Künsten, als Bienenzucht, Baumpelzen, Pappendeckelpappen rc., keinen Kreutzer Nebenverdienst schaffen konnte.

Als einst auf einem Spatziergange, bei dem sich der Schullehrer, wie gewöhnlich, einfand, Pfarrer und Hülfspriester auf ihr Lieblingsgespräch, das Concordaten-Wesen, wieder verfielen, und dießmahl so wenig als vor in ihren Meinungen einig werden konnten, bath der Schullehrer um Erlaubniß, auch seine Aeußerung über diesen Gegenstand machen zu dürfen, und sagte dann:

„Das Resultat, welches ich mir aus den vielen lehrreichen und alles umfassenden Unterredungen Ew. Hochwürden Hn. Pfarrers mit dem Hn. Kaplan über das Concordaten-Wesen abgezogen habe, ist dieses:

„Der Zweck der christlichen Religion ist ganz geistlich, spirituel, ihre Bekenner nämlich zur ewigen Seligkeit zu führen."

„Die Mittel, die der Religions-Stifter vorschrieb, als Wort Gottes, Sakramente rc. sind eben auch spirituel: und über diese Mittel läßt sich, wie ich denke, eben so wenig, als über den Zweck, concordiren; denn dieser, wie jene, unterliegen keiner, auch nur der geringsten Veränderung, und folglich keinem Concordate."

„Was nicht Zweck und Mittel sind, ist weltlich; sind Begünstigungen und Gnaden weltlicher Regenten, die sie der in ihren Staaten sich befindenden Kirchen-Gesellschaft, eigentlich dem Klerus derselben, zugestehen können, wenn sie wollen, und diese Gnaden dem Staatswohl nicht entgegen stehen."

„Wie nun: wenn ich Gnaden zu vertheilen hätte, und Jemand, der einige von diesen Gnaden zu erhalten wünschte, zu mir käme, sich an einem Tische mit mir hinsetzte, und handeln oder concordiren wollte, wie viele, und welche Gnaden ich ihm zustehen müßte: wie würde dieß lassen???"

Der Kaplan zeigte über diesen Einfall des Schullehrers lautes Vergnügen; der Pfarrer aber starrte ihn mit großen Augen an, schwieg stille, hielt eine lange, lange Pause, lenkte endlich die Unterredung auf einen andern Gegenstand, und kam nie wieder in seinen Unterredungen aufs Concordaten-Wesen zurücke.

B.

Wer vieles glaubt, hat vielen Irrthum aufgerafft.

Auszug aus dem Regierungsblatt.

Provinzial-Verordnung.

(Die bürgerlichen Militär-Kassen betreffend.)

Im Nahmen Sr. Majestät des Königs.

Se. Majestät der König haben unterm 26sten dieses Monaths in Betreff der Bürgermilitär-Kassen s. a. allergnädigst beschlossen, und befehlen hiermit, wie folgt:

1) Die Zuschüsse zu diesen Bürger-Militär-Kassen bestehen:

a. aus dem Erlöse der unbrauchbaren bürgerlichen Zeughaus-Vorräthe;

b. aus den vierteljährigen Geldbeiträgen wegen körperlicher Gebrechen undienstbarer Bürger;

c. aus den Geldstrafen, wenn ein Bürger seinen Dienst versäumte, oder sich sonst ein Versehen zu Schulden kommen ließ, das mit Geld gebüßet wird, und endlich

d. aus einer Quote, welche von den Lohnwachen an die Bürger-Militär-Kasse zu bezahlen ist,

3) Die Rechnung führet, wo ein Regiment, oder Bataillon bestehet, ein Quartiermeister, mit dem Range und Gange eines bürgerl. Infanterie-Kapitäns, dessen Uniforme er trägt. Hierzu ist ein rechtlicher, vermöglicher, und der Sache kündiger Bürger zu wählen.

Solch ein Quartiermeister besteht auch an jenen Orten, wo es der Stand der Bürger gestattet, daß eine Schützen-Kompagnie und zwei Fusiler-Kompagnien errichtet werden.

Wo aber nur eine oder zwei Fusilier-Kompagnien sind, ist

4) anstatt des Quartiermeisters ein Fourier mit dem Range eines Sergranten anzustellen.

5) Wo ein Regiment oder ein Bataillon Infanterie in einer Stadt bestehet, und bei demselben eine Kavallerie, eine Schützen-Kompagnie, und eine Artillerie-Kompagnie sich befindet; ist die Bürger-Militär-Kasse unter einer vierfachen Sperre, nämlich

a. der des Obersten, Oberstlieutenants, oder des Majors, je nachdem einer derselben Kommau-

manglung der des Landrichters,

b. des ältesten Hauptmanns, und

c. der des Quartiermeisters.

Das Nämliche gilt auch in jenen Städten und Märkten, wo nur eine, oder höchstens zwei Füsilier-Kompagnien sich formiren, nur hat dann die dritte Sperre der Fourier.

8) Wenn Geld in die Kasse gelegt, oder aus selber genommen wird, müssen sich alle Mitglieder, welche den Schlüssel hierzu haben, einfinden, und wenn hieran ein Mangel sich ergibt; so haften alle für einen, und einer für alle.

9) In jeder Kasse müssen auch die Scheine verwahret werden, und anbei die Münz-Liste sich befinden.

10) Damit dieses Geld ordentlich verwendet werde, und nicht ein Korps alles vergeude, während für das andere gar nicht, oder doch nicht gehörig gesorgt wird, soll eine eigene **Oekonomie-Commission** niedergesetzt sein, welche in größeren Städten

a. aus dem Commandanten des Regiments, oder

Aufsicht über das bürgerliche Zeughaus, […] Waffen, und das Lederwerk u. s. w.; wenn auch gleich selbe der Bürger-Soldat bei sich zu Hause haben sollte.

14) Zur Erleichterung und besserer Besorgung dieses Geschäftes soll ein **Zeugwart** angestellt werden, der ebenfalls ein rechtlicher, vermöglicher, und der Sache kündiger Bürger sein muß, und der den Rang als Ober-Lieutenant beim Bürger-Militär hat.

15) Hat eine Stadt eine Artillerie-Compagnie; so trägt er derselben Uniforme, sonst aber die der Infanterie.

16) Diese Oekonomie-Commission legt auch die Rechnung ab, und sendet sie von allen Mitgliedern unterschrieben mit jedem halben Jahre zur Adjustirung an das betreffende königl. General-Landes-Commissariat ein.

17) Wenigst alle drei Monathe hält sie eine Sitzung, wozu sie nach Umständen, im Falle sie es nothwendig finden sollte, auch den ältesten Ober-Offizier von der Infanterie, der Cavalerie, der Schützen, und der Artillerie beiziehen kann.

einer Landesregieru
vie die Freithöfe an
Erinnerung über
Verschönerung ne
1 Städten und Mä
erflüßig sein.
1, wie auf dem Le
n sogenannten Be
ıalten und traurig
d Entsetzen vor T
ndgend ist. Jes
und Joh. XI. 11
Bilde eines sanft
vom Grabe un
vom Schlafe vo
seligkeiten unse
en, wie der mü
Tagwerk vollend
des ganzen Me
plummert nur
Der Körper wi
de, und zerfäll
Er wird ab
festigern Lebe
die ersten Chr
Begriffe; dah
d. h. Schla
Hoffnung d
enen nur fi
ten auch ih
fest, als w
is Halleluj
nit der Leb
en vom Tod
ise anpasse
man sie i
: man soll
urige Eri
uen, ein
k verscha
ng zu e

Die passendste Ansicht eines Begräbnißplatzes wäre meines Erachtens die eines Gartens mit Alleen und Umgebungen von beschattenden Bäumen, weil der Anblick eines mit Bäumen gezierten Gartens Lust und Vergnügen zu erwecken vermögend ist, und die Bäume selbst, da sie alle Herbste gleichsam absterben, und im Frühjahre wiederum zum neuen Leben erwachen, denkenden Menschen als Symbol der Unsterblichkeit und Auferstehung dienen. Es sollte also jeder neue Freithof nicht allein rings an seinen Mauern herum mit Bäumen besetzt, sondern auch durch Alleen von Bäumen in mehrere Quartiere abgetheilt werden, um ihm auf diese Art die Gestalt eines angenehmen Gartens zu geben. Das Rituale der Freisinger Diözes verbiethet zwar, auf Freithöfen Bäume und Gesträuche zu gedulden: omnes vites, frutices et arbores eradicentur, heißt es darin. Aber ich sehe keinen vernünftigen Grund von diesem Verbothe; vielmehr giebt es wichtigere Gründe für die Besetzung der Freithöfe mit Bäumen: denn nebst dem, daß dieselben solche Plätze ungemein verschönern, angenehmere Ideen erwecken, und die Schrecknisse des Todes vermindern, bringen sie noch einen andern wichtigen Nutzen; sie reinigen nämlich die Luft dieses Platzes von den schädlichen Ausdünstungen der vermodernden Körper, indem ihre Blätter dieselben des Tages über bei Licht und Sonschein einsaugen. Wenn übrigens bei Besetzung eines Freithofes mit Bäumen die Vorsicht gebraucht wird, daß man die Bäume nicht zu nahe aneinander, sondern weit genug von einander entfernt verpflanzet, so, daß sie mit ihren einst erwachsenen Kronen einander nicht erreichen, Luft und Sonnenstrahlen ungehindert zwischen ihnen durchstreichen, und die Erde abtrocknen können, so können sie einem Begräbnißplatze gar keinen Schaden bringen.

Bei einem neuen Freithofe müßte auch die Einrichtung getroffen werden, daß es Niemanden erlaubt würde, sich da nach Belieben einen eigenen Begräbnißplatz zu wählen, wobei die Gräber unordentlich unter einander zu liegen kämen, und einen widrigen Anblick gewähren würden; sondern die Abtheilungen oder Quartiere des Freithofes müßten so gemacht werden, daß auf der rechten Seite die Mannspersonen, auf der linken die Weibspersonen, und auf einem dritten die Kinder, und zwar reihenweise aneinander begraben würden, ohne dabei auf Stand und Würde Rücksicht zu nehmen, wie solches die kurfürstl. Verordnung vom 28. Jäner 1803 verlangt. Bei dieser Einrichtung würden also alle eigene Familien-Begräbnisse aufhören, und auch keine Denkmäler auf die Gräber mehr Statt haben. Zu was aber auch eigene Familien-Begräbnisse? Einem vernünftigen Christen wird es gleichgültig sein, ob sein stinkender Körper in einer Familien-Gruft, oder auf dem gemeinschaftlichen Begräbnißplatze verfaule. Zu was die kostbaren Denkmähler aus Stein, Erz oder anderen Materien, deren Inschriften meistens die größten Unwahrheiten, und für die Verstorbenen die lächerlichsten Satyren enthalten? Mit dem Augenblicke, da die Seele ihre irdische Hülle, den menschlichen Leib verläßt, und von der Schaubühne der Erde abtritt, hört auch der Unterschied wieder auf, welchen Geburt, Glück und andere Umstände unter den Menschen eingeführt hatten.

Wollen die Hinterlassenen den Verstorbenen ihre Liebe und Achtung auf eine ausgezeichnete Art an den Tag legen, so mögen sie es auf eine edlere und vernünftigere Art thun. Geben sie die kostbaren Kleider, die sie dem übelriechenden Körper ins Grab zur Verwesung mitgeben wollen, ihren noch lebenden armen Mitmenschen; verwenden sie das Geld, das die kostbaren Denkmäler auf das Grab verschlingen, mit wohlthätigen Händen zur Unterstützung der Spitäler, der Armen-, Kranken- oder Arbeitshäuser, der Schulen und anderer für die Menschheit nützlichen Anstalten hin *), so wird dieß dem Geiste des Christenthums mehr angemessen sein, und das fromme Angedenken an die Verstorbenen besser verewigen als Stein und Erz. Die

*) Vis mortuum honorare, fac eleemosinas; sagte schon Chrisostomus.

ersten Christen hielten mehr darauf, durch christliche Tugenden, als durch prächtige Grabmäler zu glänzen. Sollten indessen schon einige Grabmäler vorräthig sein, oder auch neue errichtet werden, so dürfen selbe nur an der Freithofmauer herum aufgestellet, und allda keine andern, als nur Meisterstücke der Kunst geduldet werden: denn durch Stümperarbeit würde der Platz entehret. Die vielen Kreutze aus Holz oder Eisen, mit denen die Gräber unserer Freithöfe gewöhnlich gespickt sind, sollten gänzlich ausgemerzt werden: denn das in der Mitte des Freithofes stehende Kreutz mit dem daran gehefteten Erlöser reichet für alle Gräber hin, ist ein hinreichender Beweis, daß hier Christen begraben sind, und macht also alle übrigen Kreutze entbehrlich. Die vielen Gefässe mit Weihwasser, mit dem alte Weiber die Gräber bewässern, dienen ebenfalls zu nichts: denn das Bewässern der Gräber mit geweihtem Wasser ist eine fruchtlose Sache, und die schwarzen Seelenmackeln der Verstorbenen lassen sich mit Weihwasser nicht wegwaschen. Das Weihwasser wird nur als Symbol an die Eingänge der Kirchen hingestellt, um uns zu erinnern, daß wir mit reinem Herzen vor dem Herrn in seinem Hause erscheinen sollen, sonst hat es weiter keine Kraft. Wenn der Priester eine Leiche mit Weihwasser besprenget, so äußert er dadurch nur den frommen Wunsch, daß Gott die Seele des Verstorbenen von ihren Sündenmackeln reinigen möge, gleichwie das Wasser den Leib von seinen Mackeln zu reinigen fähig ist. Aber die Seelenmackeln selbst abzuwaschen, dazu hat das Weihwasser keine Kraft.

Ueber dem Eingange zu dem Freithofe, sollte eine simple, aber passende und tröstende Aufschrift angebracht werden. z. B. Der Tod ist nur ein Schlaf, von dem wir einst wieder erwachen werden. Oder: Unser Sein hört mit dem Tode nicht auf; denn wir werden auch nach dem Tode und Verwesung noch sein, u. dgl.

Die Wohnung des Todtengräbers, und das Leichenhaus, wo eines erbauet werden soll, sollten nicht zu nahe am Freithofe, und noch weniger auf dem Begräbnißplatze selbst, sondern in einiger Entfernung davon erbauet werden. Man hat die Begräbnisse in den Kirchen abgestellt, und die Freithöfe aus den Städten und Märkten verbannet, aus Ursache, damit die Bewohner derselben nicht mehr genöthiget wären, die von den schädlichen Ausdünstungen der vermodernden Leichen verpestete Luft mit Lebensgefahr einzuathmen. Niemand wäre aber dieser Gefahr mehr, und vorzüglich stark bei epidemischen Krankheiten, ausgesetzt, als der Todtengräber mit seiner Familie, wenn seine Wohnung zu nahe am Freithofe, oder gar in denselben hineingebauet wäre. Gleichwie aber derselbe eben so, wie jeder Mensch gegründete Ansprüche auf die Erhaltung seiner Gesundheit und seines Lebens hat, so ist es auch Pflicht der Menschheit, seine Wohnung an einen Ort zu erbauen, der vom Freithofe so weit als möglich entfernt, und mit reiner, gesunder, einathenbarer Luft umgeben ist. Eben das gilt auch von Leichenhäusern sowohl in Rücksicht der Leichen selbst, als der Personen, welche die Leichen bis zum Begräbniß zu bewachen und zu besorgen haben. Von den Leichenhäusern vielleicht ein andermahl mehr.

Ueber deutsche Armenpflege.

Schon seit geraumer Zeit haben mehrere gutdenkende einsichtsvolle Männer, die andere vom größten Ruf und literarischen Werth an ihre Spitze haben, sich der Armen mit dem glücklichsten Erfolge angenommen. Die vielen diesem Gegenstande gewidmeten Schriften, guter Sinn und Willigkeit haben auch wirklich für die Beförderung der guten Sache sehr vieles gethan. Hier traten Patrioten zusammen, die ein Kollegium bildeten, um unter dem Vorsitz eines Geschäfte liebenden und mit dem Geschäftsgange bekannten Mannes sich zu berathen. Dort theilten sie eine Stadt in gewisse Viertel ab, jedes Viertel erhielt einen Helfer, Pfleger und wie sie sonst noch genannt wurden, die förmliche Tabellen über die darin enthaltenen armen



Familien, deren Zustand, die ihnen gereichte Hilfe &c. führten. An einem anderen Ort wurden die in Deutschland so bekannt gewordenen Suppen-Anstalten eingeführt. Bald sah man auch Spinn- und Strick-Anstalten entstehen, oder man kaufte zur Vertheilung Brennholz, Decken, Mäntel oder Strümpfe. Hier hielt man Vorlesungen, wie den Einrichtungen für die Armen eine größere Haltbarkeit oder ein besserer Grund gegeben werden könne, dort suchte man auf dem nämlichen Wege nur erst Sinn und Gefühl in die Menschen zu bringen. Dann ward hier ein Drucker beschäftigt, um Reden, Abhandlungen, gemeinnützige Aufsätze, Rathschläge in epidemischen Fällen, zum Besten der Armuth zu verkaufen. Kurz in vielen Städten Deutschlands ist vieles geschehen. Solche Erfahrungen thun dem menschlichen Herzen wohl, befördern den Glauben an Humanität, ermuntern zur Nachfolge und beweisen, daß viele Menschen wollen, wenn nur die Kunst der Anrührung zu Hülfe kommt. Aber alle diese Bestrebungen gehen größtentheils von Privat-Leuten aus. Zwar gibt es hier und da einzelne Staats-Beamten aller Klassen, die als Theilnehmer daran sich einmischen, die sich vielleicht gar zu einer subordinirten Rolle entschließen, weil sie wohl wissen, daß der todte Platz nicht, desto mehr aber Sinn und Anstrengung das Gute fördern. Diese Theilnahme aber stempeln die Anstalten und Verkehrungen noch lange nicht zu Staats-Anstalten. Wahr ists, daß Privat-Einrichtungen mit größerem Eifer zu Stande kommen und auch eifriger bedient werden, und jeder Staat schon Armen-Anstalten hat, allein jener Eifer erkaltet und diese sind, wenige Staaten ausgenommen, in jeder Hinsicht dürftig. Wenn es nun ein Mittel gäbe, den Karakter öffentlicher Anstalten mit dem der Privat-Anstalten zu amalgamiren? Wenn jeder Staat das Mittel, die Dürftigkeit der bestehenden öffentlichen Anstalten zu heben, in Händel haben sollte, so scheint, hiermit sich zu beschäftigen, ein Beitrag zur gewünschten bessern Organisation der Staaten zu sein.

Dieses Mittel läßt sich vielleicht finden, wenn man folgende Wahrheiten nicht verkennen will.

1) Jeder Staat und jedes Mitglied im Staat ist in religioser, moralischer und politischer Hinsicht verpflichtet, für Staats-Arme zu sorgen;

2) jeder Staat und jedes Mitglied im Staate ist, aus den nämlichen Gründen, verpflichtet, das Armwerden zu verhüten.

Daß diese Wahrheiten in umgekehrter Ordnung stehen sollten, ist wahr, aber die erstere ist jetzt dringender, und für die andere hat man bis jetzt im Allgemeinen so gut wie nichts gethan. (Lübeck und wenige andere Städte machen eine höchst rühmliche Ausnahme. Reisende, denen Volkswohl nahe geht, mögen nur in Lübeck nach der Leih- und Kredit-Kasse für Handwerker und Professionisten fragen, mögen dort sich überzeugen, daß man auf einem reinen schönen Wege geht, Familien dem Wucher, dem Verderben entreißt und sich so um den Staat unvergängliche Kronen erwirbt!)

Die erste Wahrheit leitet auf folgende Ansichten;

a) der Staat lerne durch genaue und gewissenhafte Zählung die Zahl der Armen in jeder Stadt kennen, (von Armen auf dem Lande rede ich jetzt nicht, obgleich manche Grundsätze auch dort anwendbar sind).

b) bei dieser Zählung werde auf die körperliche und geistige Beschaffenheit eines jeden Armen, auf sein Alter, die Stärke seiner Familie, die Beschaffenheit der einzelnen Glieder, in Rücksicht auf Dienstüchtigkeit &c. gesehen, das Ganze werde in tabellarische Form gebracht.

c) In diesem Geschäfte, wie zu allen dabei vorkommenden, werden Beamte und Privatpersonen vermischt gebraucht. Sehr zweckmäßig wird eine humane eindringende Aufforderung sein, der, wenn sie wider Erwarten keinen Eingang oder nicht hinlänglichen finden sollte, die Anwendung der ersten Wahrheit als Staats Gesetz, also die bestimmte Ernennung der nöthigen Privatleute aus allen Ständen folgen müßte. Daß man in der Wahl

nur auf tüchtige, gewissenhafte, ausdauernde Menschen sehen und darüber manchen Beamten, manchen Angesehenen übergehen wird, ist einleichtend. Die Bekanntschaft mit den Menschen sich zu verschaffen, ist nicht schwer, und vom Nepotismus wäre nichts zu besorgen, da alle Geschäfte unentgeltlich übernommen und weder Orden noch Bänder einbringen würden. Diese Armen Freunde, Pfleger oder wie man sonst will, wären aber entweder permanent oder wenigstens auf drei Jahre gewählt. Sie sollen ja umständliche Kenntniß von jedem Armen bekommen, und, wenn sie abtreten, den Nachfolger umständlich unterrichten, an die Hand gehen können.

d) Jede Stadt wird abgetheilt in Quadrat Viertel, Quatire, wie man will, je größer der Ort, je größer die Zahl der Armen-Freunde, je mehr einzelne Abtheilungen, und die können ja so leicht gemacht werden, daß die Anwendung des Staats-Gesetzes eine Schande wird.

e) Von diesen zu dem Zweck sich vereinigenden Menschen wird ein Ausschuß aus allen Ständen gewählt, der unter einem tüchtigen Vorsitzer die Armen-Geschäfte kollegialisch betreibt. An diesen Ausschuß wenden sich die Armen-Freunde mit ihren Berichten, Anfragen ꝛc. und dieser Ausschuß berichtet dann unmittelbar an den Staat und legt ihm Rechnung ab. Daß die einzelnen Armen-Freunde und dieser Ausschuß instruirt werden müssen, ist ersichtlich und nicht schwer. Auch läßt sich hier nicht jedes Geschäfts-Zweiges gedenken. Dem guten Sinne ist die Ausmittelung leicht, und den Schwachen verweise ich an den Ausschuß, der wenigstens einige tüchtige Leute, arbeitsam und einsichtsvoll, zählen muß. Deren gibt es Gottlob! überall.

f) Wenn nun auf diese Weise die Zahl der Armen und ihr Bedürfniß ausgemittelt worden, so hat der Staat die nöthige Summa anzuschaffen. Ich setze nämlich, die erste Wahrheit immer vor Augen, voraus, daß man den bisherigen unsichern Weg für die Armen-Nothdurft durch Kolekten, freiwillige monatliche Sammlungen, Besteuerungen der öffentlichen Vergnügungen, durch Klingelbeutel, Becken, Büchsen und wie das sonst Namen haben mag, mindestens in so weit gänzlich verlasse, daß man sich seiner nur in einzelnen außerordentlichen Fällen und demnach kaum bedienen molle. Jeder Staat weis, daß er, mehr oder weniger, Arme hat und kennt sein Gesetz. Also gehört die Rubrik: zur Armen Kasse, so gewiß wie die: zur Hofhaltung, in den Kammer-Etat. Ja, der Fürst würde dem Kammer-Präsidenten übel danken, der Ihn mit seiner Hofhaltung, Marstall ꝛc. früher als die Armen-Kasse aufführte. Dieser Etat zeigt das jährliche Bedürfniß der Armen in jeder Stadt an. Wo nun die sämmtlichen Staats-Bedürfnisse herfließen, aus der nämlichen Quelle schöpft man auch die Armen-Nothurft. Ob darüber das Kopfgeld oder die Vermögens-Steuer, die Zölle oder die Accise, die Fenster- oder Thüren-Taxe, oder zweckmäßiger Luxus-Pferde, Luxus-Wagen, Luxus-Hunde, Kammerdiener, Diener, Kutscher, Reitknechte, Laufer, Privat-Bälle und Gast-Gebotte überhaupt oder stärker und recht fühlbar zu bebürden sind, lasse ich hier ununtersucht; genug das Schreien und Winseln der Armen Verlassenen steigt gen Himmel, der keine Wunder thut, und die ihnen bestimmten Ausgaben dürfen keine ungewisse schwanckende Quelle, auch nicht einmahl zum Theil, haben. Die bisherigen würden stillschweigend aufhören. Wenn denn aber das erste neue Kammer- und Armen-Etats-Jahr verflossen wäre, die Rechnungen offentlich zur Ansicht vorgelegt, oder in einem gehörig beglaubigten Auszug ins Publikum gebracht würden, so möchte doch wohl mancher Gntgesinnte Heil dem Landes-Vater rufen. Solche Auszüge gibt es zur Zeit nicht! Wohl! aber eben deswegen sind jetzt so viele Federn für die so nothwendige Publizität beschäftigt. Geht nur diese Morgenröthe erst auf, stillet sie gewiß manche Klagen über schwere Abgaben, die doch gewiß mit



daher rühren, daß der Bürger die dem Staatshaushalt aufliegenden Lasten nicht kennt, nicht weiß, wie viel die Besoldungen, die Sicherheit, die Unterhaltung des Militärs, öffentlicher Gebäude, Brücken = Wege = Reparaturen rc. von der Staats-Einnahme wegzehren.

Eine solche Einrichtung wäre nichts Neues eigentlich. Bei den in neueren Zeiten, in so vielen Beziehungen, bei so verschiedenen Veranlassungen, unter dem den Blöden trügenden Schein eigener Individualität, gebrauchten und gemißbrauchten Alten mußten ja alle öffendliche Aemter ohne irgend eine Besoldung verwaltet werden. Noch gibt es, aber wer weiß wie lange noch, Städte, nach deren Verfassung alle öffentliche, mit keinen gelehrten Bürgern zu besetzende Aemter, die Zeit fressenden Aufwand kosten, gleichfalls unentgeltlich versehen werden. Sie wäre auch nicht auffallend. Jeder Staats = Etat enthält der Rubriken so viele, daß er wohl um eine der ersten und nothwendigsten vermehrt werden könnte. In der Regel sagt kein Landes Herr, zu welchen Behuf diese oder jene Abgabe, außerordentliche Krieges = Steuer abgerechnet, gebraucht werden soll, also könnten die Armengern bis zur Einführung einer öffentlichen Rechenschaft stillschweigend mit durchschleichen. Sie wäre aber hoch nöthig. Oder sind etwa die Klagen über Mangel an Armengeltern selbst da, wo sie am reichlichsten dargebracht werden, nicht laut genug geworden? Die bisherigen Versorgungs-Quellen der Armen haben aber noch eine andere sehr bedeutende schlimme Seite, diese: daß in außerordentlichen Krieges =, Land, Menschen, Vieh plagenden aussaugenden Zeiten, in welchen jeder Bürger für sich und seinen Hausstand genug zu sorgen hat und diesen kaum erhalten kann, in welchem oft die dringendste Bedürfnisse entweder ganz unbefriedigt bleiben, oder doch nur zum kleinsten Theil gesättigt werden, diese Quellen ganz versiegen, weil sie zu abhängig sind von dem eigenen Wohlbefinden, von dem Menschlichen mit Menschen, den äußeren Druck verstimmt und zu gewissen Zeiten zur Pflanze macht. Aber solcher traurigen Zeiten achtet der Feind des Staats nicht, dem sollen alle Abgaben, bei Strafe augenblicklicher Exekution, pünktlich entrichtet werden, die Bezahlung dieser Gelder soll nicht von der Willkür der Unterthanen abhängen, um desto mehr aber die Befriedigung schreienderer Nothdurft, der Nothdurft armer Mitmenschen, die an einem Bissen Brod nagen, das ein geldgieriger Mensch von verdorbenem Mehl gebacken hat.

Unsere zweite Wahrheit ist ungleich wichtiger. Was ein vertrauter Freund dem andern, eine fürstliche Mutter dem Lande ist, das sie trotz Zeiten und Drangsalen nicht verläßt, zu bitten, zu rathen und dafür des Segens Ihrer Unterthanen hier, dort des Segens der Vorsehung gewiß ist, das sind allen Staats = Bürgern, die durch Zeitumstände, Familien = Begebenheiten, kurz nicht durch ihre Schuld zurückkommen, die Mittel, das Armwerden zu verhüten. Sie sind dem reißenden Strome ein Damm, an dem er seine zerstörende Kraft brechen muß, eine kühlende Salbe auf die brennende Wunde, dem Lechzenden ein Labetrunk, dem Wankenden die sicherste Stütze, dem mit den Wellen Kämpfenden ein Rettungs Bret; sie erhalten den Bürger in Zeiten der Theurung und anderer Noth bei Kräften und Muth und Gesundheit, und sind daher jeder Kammer ein auf wucherliche Zinsen ausgeliehenes Kapital. Ist es nöthig, von der Nothwendigkeit solcher Mittel ein Wort zu sagen? Forscht nicht der Arzt nach der Wurzel des Uebels, sucht er nicht sie als die eigentliche Feindin des Patienten auf? Wahr ist es, daß bisher zur Verhütung der Armuth wenig geschehen ist, und es unserm Zeitalter vorbehalten war, hierin die Bahn zu brechen. Aber vor der Bekanntschaft mit den Schutzblattern wurden auch viele Kinder geopfert, wurde mancher schöne Zug bis zum Eckel entstellt.

(Der Beschluß folgt.)

Die Reichen heißt es Furcht, die Armen Hoffnung haben.

Auszug aus dem Regierungsblatt.

Allgemeine Verordnung.

(Das Wandern der Handwerker betreffend.)

Wir Maximilian Joseph,
von Gottes Gnaden König von Baiern.

Wir haben aus mehrfältigen Wahrnehmungen die Ueberzeugung geschöpft, daß die auswärtigen Wanderungen der Handwerker im Gegenhalte der schädlichen Folgen, welche zu gleicher Zeit aus denselben entspringen, dem Vaterlande einen sehr schwankenden Gewinn gewähren. Deßwegen, und in der Erwägung, daß es bei dem gegenwärtigen Umfange und Gewerbsfleiße Unserer Staaten den meisten Klassen der Handwerker im Inlande selbst nicht an Gelegenheit zur erforderlichen Ausbildung in ihren Professionen gebrechen könne, haben Wir bereits in einer Generalverordnung vom 4ten März 1806 die herkömmliche Nothwendigkeit des Wanderns im Auslande als aufgehoben erklärt. Verfügung näher zu bestimmen, und zu diesem Ende nach umständiger Berathung folgende Bestimmungen mit allgemein verbindender Gesetzeskraft ergehen zu lassen:

1. Für die Zukunft soll nur denjenigen Handwerkern in das Ausland zu wandern gestattet sein, deren Professionen a) dem Vaterlande besonders wichtig sind, b) in fremden Staaten auf einem höheren Grade der Vervollkommung betrieben werden, oder c) von der Art sind, daß sie nach Zeitumständen und Verhältnissen sowohl in der Materie als der Form ihres Bearbeitungs-Gegenstandes wesentliche Veränderungen erleiden, deren Kenntniß der inländischen Betriebsamkeit vortheilhaft sein kann.

2. Die Kognition über diese Voraussetzungen überlassen Wir nebst der ausschließlichen Ausstellung der Wanderpässe für das Ausland Unseren administrativen Landesstellen mit der Vorschrift, daß a) nach Umständen die Unterbehörden und Zunftvorstände einvernommen, b) die auswärtigen Wan-

Landesstelle ein eigenes Verzeichniß oder Wanderbuch, in welches der Nahme des Wandernden, sein Geburts- und Gerichtsort, der Stand der Aeltern, sein Alter, seine Profession mit dem Anfange und Ende der Wanderzeit rc. eingetragen werden, zu halten, und einen Auszug hiervon jährlich mit den Jahrsberichten an Unser Ministerium des Innern einzusenden.

4. Dem Wandernden selbst liegt ob, daß er a) alle halbe Jahre seiner Geburts-Obrigkeit von seinem Aufenthalte Nachricht gebe, b) die ihm verwilligte Wanderzeit in nützlicher Arbeit verbringe, und sich deßhalb mit glaubwürdigen Zeugnissen versehe, c) sich da, wo es sein kann, bei Unseren Gesandtschaften zur Vormerkung melde, und d) binnen dem bestimmten Zeitraume wieder in seine Heimath zurückkehre. Die Individuen, welche sich hierin, nahmentlich in dem letzten Punkte, fehlig bezeigen, sollen nicht nur der Rücksichten, die Wir anderen Handwerkern bei ihrer Zurückkunft nach Verdienste angedeihen zu lassen geneigt sein werden, verlustig sein; sondern auch in dem Falle des freiwilligen Ausbleibens mit Einziehnug ihres Vermögens und anderen angemessenen Einschreitungen gestraft werden.

5. Jenen Handwerkern, auf welche die obigen Bedingnisse nicht anwendbar sind, ist das Wandern in fremden Staaten durchaus untersagt; das Wandern im Inlande bleibt ihnen indessen nicht nur unverwehrt, sondern wird ihnen auch zur besonderen Verbindlichkeit gemacht, ohne deren Erfüllung keine Gewerbs-Antretung zuläßig ist. Die Dauer dieser inländischen Wanderschaften kann sich gleichfalls nicht über drei Jahre erstrecken; nach der Verschiedenheit der Handwerke, und der größeren oder geringeren Leichtigkeit ihrer vollständigen Erlernung aber eine Verkürzung bis auf die Hälfte dieses Zeitraumes zugelassen werden.

6. Die Wanderpässe für das Inland werden von den Geburts-Obrigkeiten, unter diesen jedoch nur von Unsern Landgerichten und unmittelbaren Polizeibehörden ausgefertiget. Bei jeder dieser Behörden ist gleichfalls ein besonderes Wanderbuch zu halten, und ein Auszug hiervon jährlich der vorgesetzten Landesstelle mit den Jahresberichten vorzulegen. Der Gewerbsmann, bei welchem ein inländischer Wandergeselle in Arbeit tritt, ist bei nachdrücklicher Strafe verbunden, dem Landgericht oder der Polizeibehörde seines Ortes hierüber alsbald die Anzeige zu machen; und ein Gleiches bei dessen Austritte zu beobachten. Die Behörde hat sodann den Nahmen, den Geburts- und Gerichtsort, die Profession des Wandernden und die noch übrige Dauer der Wanderschaft aus dem Wanderpasse in eigene Rollen überzutragen, und im letzten Falle die Austritts-Bemerkung beizufügen, um sonach bei öffentlichen oder amtlichen Aufforderungen die benöthigten Aufschlüsse geben zu können.

7. Während der Wanderzeit sind die Wander-Gesellen von der Conscription befreiet; bei vorgehenden Militär-Aushebungen ist es aber die Pflicht sämmtlicher Behörden, die in ihrem Districte befindlichen, und aus anderen Districten gebürtigen Wandergesellen, deren Wanderzeit bereits verflossen ist, in ihre Heimath zur Stellung bei der Cantons-Behörde zurückzuweisen, und gegen die Säumigen, oder Heimkehrsflüchtigen mit den geeigneten Zwangs-Mitteln einzuschreiten.

8. Damit der Handwerker seine vollständige Ausbildung frühezeitig erlange, und seinen übrigen Verbindlichkeiten desto leichter genügen könne, so verbiethen Wir das zu späte Eintreten in die Lehre mit der Bestimmung, daß in der Regel kein Bursche nach zurückgelegtem fünfzehnten Jahre mehr in die Lehre genommen, und nur bei solchen Handwerken, welche ausgebildetere Leibeskräfte erfordern, der Eintritt noch im 18ten Jahre gestattet werden soll. Der Meister, bei welchem ein Junge in die Lehre gegeben werden will, hat daher vor dessen Annahme seiner Obrigkeit zur gehörigen Notiznahme hiervon die Anzeige zu machen. Die Lehre selbst kann nicht länger als drei Jahre, und

nicht weniger als anderthalb Jahre, dauern; im übrigen belassen Wir es bei den bisherigen Observanzen mit der Verfügung, daß die Lehre durchgehends im Inlande genommen, und nach deren Beendigung alsbald die gesetzliche Wanderschaft angetreten werden müsse.

9. Handwerker, die sich der gegenwärtigen Verordnung zuwider in das Ausland begeben, unterliegen der Vermögens-Confiskationsstrafe, und anderen angemessenen Einschreitungen. Unsere Gränzbehörden sind auch beauftragt, über die austretenden Handwerker strenge zu wachen, und jedes Individuum, das entweder mit gar keinem Passe, oder nur mit einem Passe für das Inland, oder mit keinem legalen Passe der Landesstelle für das Ausland versehen ist, ohne weiters in seine Heimath zurückzuweisen. Der Handwerker, der in die Kathegorie der inländischen Wanderungen fällt, kann den Staat nur aus besonderen Beweggründen, und nur auf Unsere besondere Bewilligung ungestraft verlassen.

10. Von den vorstehenden Anordnungen, die Wir durch das Regierungs-Blatt zu Jedermanns Wissenschaft und Nachachtung öffentlich bekannt machen lassen, und wonach von den Landesstellen die untergebenen Behörden noch näheres zu instruiren sind, bleiben allein die in einigen Gebirgs-Gegenden Unsres Reiches im Frühling und Herbste gewöhnlichen Wanderungen auf Arbeits-Verdienst unter der vorgesetzten Aufsicht und Leitung der betreffenden Stellen und Aemter, vor der Hand ausgenommen. München, den 11ten October 1807.

Max Joseph.

Freiherr v. Montgelas.

Auf königlichen allerhöchsten Befehl.
Lampel.

Ostindisches Hochzeitfest.

Wie die Hochzeitfeste in Ostindien gehalten werden, lehrt folgender Brief eines Engländers aus Lucknow:

Ich muß Ihnen doch eine Beschreibung der Hochzeit eines Nabobs geben, wozu ich eingeladen war. Es war die Hochzeit des Vazir Alli, eines wirklichen oder angeblichen Sohnes des Asuf-up-Dola, des gegenwärtigen Nabobs von Oude, von welcher Provinz Lucknow die Hauptstadt ist. Ich sagte wirklichen oder angeblichen Sohns, denn ob gleich Asuf-up-Dola 500 Weiber in seinem Serail hat, und zwar die allerschönsten in Indien, so behauptet man doch, daß er nur angenommene Kinder hat. Es sind deren 60, nämlich 32 Söhne und 28 Töchter. Um ihm diese zu verschaffen, kauft oder schafft man auf irgend eine Art schwangere Weiber ins Serail, und läßt sie daselbst niederkommen. Kommt ein Knabe zur Welt, so lößt man die Kanonen, und verkündet es öffentlich, daß ein Nabob zur Welt gekommen ist; wird aber nur ein Mädchen gebohren, so erfährt es das Publikum weiter nicht. Die Weiber werden wie ein Stück Hausgeräthe betrachtet, und daher erregt die Geburt eines Mädchens viel zu wenig Interesse, als daß man sie feierte; ein Vater weiß aus eigener Erfahrung, was sie für ein Schicksal erwartet; sie werden reichgeputzte Sklavinnen, verleben ihre Zeit in den Zanana eingesperrt, woraus sie nur auf Frauenzimmerbesuche herauskommen, sehen niemahls einen Mann als ihren Tyrann, oder erblicken höchstens nur durch die hohen Jalousien ihres Gefängnisses fremde Mannspersonen.

Der Bräutigam war 13 Jahre alt, von schwarzer Farbe und häßlichen Zügen. Die Braut war 10 Jahre alt und noch schwärzer und häßlicher. Es war Abends, als wir zum Hochzeitfeste abreisten. Unsere Gesellschaft bestand aus 4 Damen und 12 Herren. Wir alle ritten auf prächtig angeschirrten Elephanten. Der Nabob hatte mehrere Zelte in die Ebene aufschlagen lassen, welche Lucknow umgibt, darunter aber zwey sehr große, von sehr starkem Baumwollentuch mit dem feinsten englischen Tuch eingefaßt, aus verschieden farbigen Streifen



Hier tanzten mehr denn hundert junge, reich geputzte Mädchen, welche persische oder indischpersische Lieder sangen.

Um 7 Uhr Abends erschien der junge Bräutigam, und zwar so mit Brillanten bedeckt, daß er sich kaum bewegen konnte. Wir stiegen auf unsere Elephanten und begaben uns in einen ungeheuern Garten, der sich eine englische Meile entfernt befand. Unsere Prozession hatte ein imponirendes Ansehen. Sie bestand aus mehr denn zwölfhundert jungen Elephanten, die sehr reich angeschirrt und wie ein Regiment Soldaten in Linie gestellt waren. Einhundert Elephanten, welche das Centrum der Linie ausmachten, trugen Thürme, Houdas genannt, auf dem Rücken, und schienen ganz mit

werk abgebrannt. Mit jedem Schritt, den die Elephanten thaten, sah man künstliche Sterne aufsteigen, welche mit denen des Himmels rivalisirten, ausserdem noch eine Menge Raketen, hölzerne in der Luft zerplatzende Bomben, aus denen feurige Schlangen heraussprangen, welche im Fluge ein glänzendes Licht verbreiteten. Durch alle diese Feuer wurde die dunkelste Nacht in den hellsten Tag umgeschaffen.

Die Prozession gieng langsam, damit das Feuerwerk Zeit hatte, abzubrennen. Dreytausend von Männern getragene Fackeln halfen noch mehr zur Verbreitung des Lichts. Wir zogen so langsam, daß wir zu unserer englischen Meile zwey ganze Stunden brauchten. Als wir am Thore ankamen,

Ueber

Wie also verk
ner Bürger? D
Schulen: durch
schwender mit a
durch Beispiele v
daß weise Oekon
Achtung für gem
Unverletzbarkeit de
Geschwistern, gu
der Zerstreuungen
dem Hofe und B
durch Luxus-Gese

stiegen wir von den Elephanten ab, und traten in den Garten. Dieser war durch eine unzähliche Menge von buntfarbigen papiernen Lampen erhellt, welche an den Baumästen hiengen. In der Mitte war ein großes Gebäude, in welches wir eingeführt wurden. Der ungeheure Saal war mit einer erstaunlichen Menge von Armleuchtern, englischen Kronleuchtern mit Wachslichtern erleuchtet. Hier trug man uns eine Mahlzeit auf, die eben so kostbar als elegant war, und aus indischen und europäischen Gerichten, Früchten, Wein und Confekt bestand. Einhundert Tänzerinnen sangen lustige Lieder und tanzten auf indische Art.

So vergieng unsere Zeit bis zum Anbruch des Tages. Hier kehrte jeder zurück nach Haus, erstaunt über alles, was er gesehen hatte. Es war das prachtvollste Schauspiel, das ich je erlebt habe. Der Nabob sagte uns auch mit eben so viel Naivetät als asiatischer Eitelkeit, daß Indien nie so etwas gesehen habe, noch etwas Schöneres sehen werde. Die Kosten dieses Hochzeitfestes, das drey Nächte nach einander auf dieselbe Art gefeyert wurde, betrugen mehr als 300,000 Pfund Sterl. (beynahe 3 ½ Millionen Gulden).

Ueber deutsche Armenpflege.

(Beschluß)

Wie also verhütet der Staat das Verarmen seiner Bürger? Durch gute Lehren in Kirchen und Schulen: durch Gesetze, auf alle gesetzliche Verschwender mit unabbittliche Strenge anwendbar; durch Beispiele von oben. Die Erfahrung lehrt: daß weise Oekonnomie in des Fürsten Haushalt, Achtung für gottesdienstliche Gebräuche, für die Unverletzbarkeit des Ehebandes, Eintracht mit den Geschwistern, gute Kinderzucht, mäßiger Genuß der Zerstreuungen und strenge Gerechtigkeits-Liebe dem Hofe und Bürgerstande zum Muster dienen; durch Luxus-Gesetze, angewendet ohne Ansehn der Person; durch zeitige Oeffnung der Landes-Magazine, wenn Mangel oder Theurung zu besorgen ist; durch Unterstützung vorhandener Fabriken und Manufakturen, und Sorge für guten Absatz oder Ankauf der Fabrikate; durch zweckmäßige Taxen für Lebens-Mittel, und strenge Aufsicht über Maß und Gewicht; durch Verbannung aller Gauner und Taschen-Diebe, unter welcher Maske und zu welcher Zeit sie sich mögen blicken lassen; durchs Proskribiren aller Lotterien, wie sie auch Namen haben mögen, aller Pfuscher in der Medizin und Chirurgie; durch Anstellung guter Aerzte, Chirurgen und Apotheker; strenge Aufsicht über Bier und Brandwein-Brauer und Schenker; durch Einschränkung öffentlicher Lustbarkeit und des Aufenthalts in öffentlichen Häusern.

Ohne Pedantismus ließen sich diese Vorkehrungsmittel noch vermehren. Wenn man die jetzt angegebenen schon für zu zahlreich hält, so rührt dieß daher, daß man eigentliche Armuth gar nicht oder doch nicht hinlänglich kennt, oder auch nicht Sinn genug dafür hat. Nur etwas zur Vertheidigung der angegebenen Mittel: so weit sind wir nicht verwildert, daß wir nicht zugeben sollten, der Grad der Moralität in der untern Klasse lasse sich nach dem Grade des Leichtsinns oder der Zügellosigkeit bestimmen, den wir bemerken, und gute moralische Prediger und Schullehrer können durch ihr Beispiel, durch ihren Unterricht, durch anschauliche detaillirte Darstellung der traurigen Folgen der Immoralität mit Beispielen belegt, eine Summa guter Empfindungen und Entschlüsse wecken. Was Gesetze, auf Verschwender angewendet, die gerichtlich verfolgt werden können, wirken müssen, ist auch nicht weit zu suchen. Diese Menschen ohne alle Aufsicht sich selbst zu überlassen, so zu konniviren, daß sie bald die Familie nicht mehr ernähren können, die dann auf die Schultern des Staats geschoben wird, ist ein Vorwurf, den man billig den Verfassungen macht. — Zugegeben, daß die menschliche Freyheit nicht zu sehr beschränkt werden

darf, daß bei der Erfüllung auch der frömmsten Wünsche hier und da ein Thor offen bleiben wird, so gibt es doch noch einen Mittelweg. Leute, welche ihr Vermögen, viel oder wenig, durchgebracht haben, und deren Umstände zur förmlichen Notiz des Richters gekommen sind, müßten festgesetzt, zur strengen Arbeit angehalten und der Verdienst zum Unterhalt der Kinder gebraucht werden, damit sie nothgedrungen thun müßten, was sie vorher gutwillig nicht wollten. Aber ohne Ansehen der Person. Wäre einer zum Holzhauen, Spinnen, Stricken, Weben und Graben zu gebrauchen, könnte ein Anderer zum Abschreiben, Buchbinden, Zeichnen rc. hingesetzt werden. Wer sein tägliches Pensum nicht lieferte, müßte bestraft werden.

Wann hatte man mehr Ursache, der Verschwendung entgegen zu arbeiten, als eben in unserm Jahrzehent? Wo kann man mehr dazu aufgefordert werden, als in manchen Städten, wo Alles der Zerstreuung nachläuft! Verschwender werden auch schon dadurch seltener, wenn gute Luxusgesetze ihnen Einhalt thun. Die Schwierigkeit, sie zu geben, mag nicht so groß sein, als die Neigung, sie zu erdenken und anzupassen, schwach ist. Kennt man doch in der Schweitz diese Gesetze schon längst. So darf das männliche Geschlecht in Zürich weder Gold noch Silber, noch Sammet oder Seide, das weibliche Geschlecht keine Edelgesteine, Spitzen oder Federn tragen. Sie haben genaue Vorschriften, wie sie in die Kirche gehen sollen. In der Stadt darf Niemand Besuche im Wagen machen, selbst fremde Weine dürfen in Privathäusern nur mit ausdrücklicher Erlaubniß auf das Zeugniß eines Arztes gegeben werden. So war es 1788; so war es, wo ich 1793 dort war; so wird es auch wohl noch sein. Wer hier einwenden möchte, daß solche Gesetze nur für die höhern Stände sind, den verweise ich auf dasjenige, was ich unter: Beispiele von oben, angeführt habe, den frage ich: gibt es Geseze für jene, weßwegen nicht auch für die untern Stände? und man wird keinen haltbaren Grund dafür anführen können. Nichts ist einem von seiner Hände Arbeit lebenden Taglöhner aller Klassen empfindlicher, als wenn er Mittags einen leeren Topf zu Hause finden oder sich auf das kümmerlichste behelfen soll. Wahrlich! der Mann hat Recht. Es heißt, und wie oft wird ihm im Jahre dieß vorgepredigt, wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen. Sollte es aber auch nicht heißen: wer arbeitet, soll auch essen? Hierfür hat lediglich der Staat zu sorgen. Es ist nicht in seiner Gewalt, Mißwachs und andere Schäden abzuwenden. Aber in fruchtbaren Jahren wohlfeil einzukaufen, das Getreide aufzuschütten, durch Luftzug und Umstechen für die Erhaltung desselben in steinernen Gebäuden zu sorgen, und in Zeiten zu öffnen, unter dem Marktpreise zu verkaufen und dadurch die Verkäufer zu ähnlichen Preisen zu zwingen, das ist Sache des Staats. Kann er auch solche Magazine nicht anlegen, so kann er durch Vorräthe auf dem Lande ihnen ein zweckdienliches Mittel substituiren. Nun mögen schlechte Jahre, gänzlicher Mangel kommen, seine Unterthanen bestehen doch.

Alles in der Welt ist dem Wechsel unterworfen. Handelsgrundsätze ändern sich wie die einzelnen Zweige der Handlung. Der Absatz der Fabrikate eines Landes hängt von vielen Umständen in diesem und jenen Ländern ab. Der Regent kann, wenn seine Staatskasse ist, was sie sein soll, die Fabrikate dieser oder jener Manufaktur an sich kaufen und baar bezahlen, sie hinlegen, und einst, wenn auch unter dem Einkaufspreise, versilbern. So erhält er Fleiß und Industrie und verbreitet das zum Unterhalt so nöthige Metall. Zu welchem Mittel er nicht zu schreiten braucht, wenn er es in seiner Gewalt hat, den Absatz auswärts zu befördern. Das möchte in kleinen Ländern selten der Fall sein. Hat aber der Handwerker das Metall in Händen, so ist nicht abzusehen, weßwegen er theurer kaufen soll, als es nöthig ist. Für seinen Fleiß muß ihm der Staat billige Preise schaf-

Ueber Gauner, Taschendiebe, Lotterien, medizinische und chirurgische Pfuscher, und was, wenn diese ganz verwiesen werden sollen, ihnen substituirt werden muß, braucht man doch wohl kein Wort zu verlieren. Die Sache redet zu sehr für sich, oder sollte es dem Staate gleichgiltig sein, Familienväter hinweisen zu sehen, die zur Erhaltung ihrer Angehörigen so nöthig sind, sie zumahl in theuern, zu Markt- und andern Zeiten von schlechten Menschen aler Art um ihre kleine Baarschaft betrogen zu sehen?

In neueren Zeiten kommt nun die dem gemeinen Manne so nöthige Aufsicht über Bier und Branntweinbrauer und Schenker, und den Besuch ihrer Häuser deswegen hinzu, weil die Verfälschung mancher Getränke durch Opium, Pfeffer und andere theils der jetzigen, theils der folgenden Generation höchst nachtheilige Zusätze nur zu bekannt ist, auch in manchen Orten der Besuch dieser Häuser nicht mehr als Erholung, sondern als Geschäft angesehen wird. Morgens müßten diese [illegible]schen gar keine sitzende Gäste haben, und Abends erst von 5 Uhr an und länger nicht als bis um 9 Uhr. Früh und lange genug! An Visitationen von Sei-

und diese laboriren daran, daß sie als Privatunternehmungen nur einseitig sein können, und nicht von dem Einfluß sind, den sie haben müßten, wenn der Staat daran schuldigen Antheil nähme. Die Quellen, woraus man für die Kasse schöpfen muß, sind die nämlichen, welche ich bei Armenkassen angegeben habe, und überall müssen auch hier die nämlichen Grundsätze gelten, weil sie eben so wie dort, aber noch viel stärker motivirt sind. Zu ihrer Empfehlung könnte ich sehr viel anführen, da aber Erfahrung und Beispiele mehr wie die schönsten Worte wirken, so verweise ich hier auf diejenigen Städte, wo sie schon bestehen. In ihrer Vollkommenheit sieht man sie dort freilich nicht, denn hier sind sie nur für diese Klasse, dort nur für jene. Man soll auch nur fragen: ob und welchen Segen sie verbreiten? Man lasse sich aber die Hauptbücher vorlegen, man forsche nach den für diese oder jene Anleihe redenden Bestimmungs Gründen, man höre die Vorsteher der Anstalten, wie hier Hunger, Kummer und Trübsinn wichen, dort ein Stück Hausgeräth nach dem andern sich wieder in die armselige Hütte einfand, und dann Thränen der Freude und des Danks von der abge-

die ihre Kinder aus Liebe strafen. Die Kasse muß aber gemeinschaftlich zum Theil von Staatsdienern, zum Theil von Privatleuten verwaltet werden, die sich einigermaßen zu einander verhalten, wie der gute Wille zu dem guten Sinne; die anzuwendenden Grundsätze werden im Plan dargelegt, und in den einzelnen Fällen, besonders bei der Frage: ob einem Bürger geliehen werden soll, mit einer Unparteilichkeit, mit einer Strenge angewendet, wie sie, als Grundpfeiler des Instituts, für die Erhaltung desselben unumgänglich nöthig sind. Alle vorkommende Geschäfte werden schriftlich abgemacht. Die Vorsteher der Anstalt versammeln sich in jeder Woche einmahl unter der Direktion eines tüchtigen Geschäftmannes, der die Berathschlagungen leitet. Ein solcher Vorsitzer ist unentbehrlich. Die Vorsteher fahren sonst ins weite Blaue hinein, und kommen ohne es selbst zu wissen, in Gefahr, gegen die Grundsätze zu verstoßen. Alles übrige zur Organisation Erforderliche wird ein tüchtiger Geschäftsmann sich schon selber sagen (nöthigen Falls wäree der Verf. dieses Aufsatzes gern mit seiner Einsicht dienen, wo und wie es auch in Deutschland sein möchte.)

Aber — fragt vielleicht ein Financier, dem um die Bereicherung der herrschaftlichen Kasse zu thun ist — wo sollen bei den vielen, schon eingeführten und in den jetzigen Zeiten doch wohl nicht hinreichenden Abgaben der Unterthanen noch die Beiträge zu einer solchen Hilfs-Kasse hergenommen werden? Ich antworte: Beide Kassen, die Armen-Kasse, und die Hilfs-Kasse gehörten nie dringender als in unseren Tagen in die Klasse der ersten Staats-Bedürfnisse. Ein Regent, sein Minister kann den Unterthanen keinen viel größern Dienst erzeigen, denn er sinnt auf Reinigung des Staats von sonst mehr oder weniger verlassenen Menschen, und die sind immer gefährlich. Eine gute Verwaltung der Kassen befreiet die Unterthanen von Bettlern. Die Armuth wird nicht mehr von dem guten Willen der Bürger abhängig. Die Klagen über unbillige Beiträge für die Armen, über unbillige Armengelder schwinden, und damit eine Ursache mehr zur Unzufriedenheit zwischen Obrigkeit und Unterthanen. Die Abgaben werden eigentlich nicht erhöht. Jeder gab doch etwas willkürliches. Dieß hört auf, und für Willkür und — ich möchte fast sagen, Mißhandlung tritt nur Regel und vernünftige Behandlung ein. Angenommen aber, die Abgaben würden wirklich erhöhet, so geschähe dieß doch nur eines Staats-Grundes wegen, den man längst hätte vor Augen haben müssen. Für die Hilfs-Kasse kann ich diese Erhöhung aber durchaus nicht zugeben. Nur einmahl wird von den Staats-Revenüen ein Kapital dazu genommen, und dann nicht wieder. Unglaublich ist es, was man mit Tausend Thaler helfen, bessern kann. Angenommen, die Kasse wäre überhaupt nicht stärker und 10 Thaler wäre die größte Hilfssumma, so würde die Rechnung falsch sein, wenn man annähme, 100 Familien könnte dadurch geholfen werden. Nach Beschaffenheit der durch Lokalitäten bestimmten Grundsätze laufen ja diese 10 Thaler z. B. dreimahl im Jahre ein, lassen sich also eben so oft wieder ausleihen, so daß das eine wie drei Tausend Thaler anzusehen ist. Davon zu schweigen, daß die Summa von 10 Thalern nicht immer verlangt, nicht immer bewilligt werden kann, und es denkbar ist, daß schon mit der Hälfte Vielen geholfen wird. Braucht man einer so menschenfreundlichen Anstalt noch mehr nachzurühmen? Nein, aber sie hat noch einen in die Augen springenden, den Unterthanen nicht gleichgiltigen Nutzen, diesen: die Hülfs-Kasse macht einst die Armen-Kasse überflüssig. Ist nun Schaden oder Gewinn dabei? Gibt es viel bessere Monumente als dieses für einen Regenten?

„Wie wird euch sein, wenn ihr vom Sonnenthrone
Des Richters Stimme wandeln hört;
„„Ihr Brüder, nehmt auf ewig hin die Krone,
Ihr seid zu herrschen werth““.“

L. B. v. St.

Ich bin ein schöner Baum, der böse Frucht kann bringen.

Auszug aus dem Regierungsblatt.

Bekanntmachung.

(Den Winter-Biersatz betreffend.)

Im Namen Sr. Majestät des Königs.

Nachdem eine allerhöchste Entschließung vom 13ten Oktober befiehlt, zur Bestimmung des provisorischen Winter-Biersatzes zu erklären, daß, nachdem im verflossenen Jahre der Durchschnitts-Preis vom Zentner Hopfen in 135 fl. und vom Schäffel Gersten in 15 fl. 35 kr. bestanden, in dem Tarif aber vorhin nur zwei Pfenninge pr. Maß eingerechnet waren, und nun nach dem neuen Aufschlags-Mandate 1 Pfenning beizuschlagen ist, der provisorische Satz nunmehr von der Maß 4 kr. 2 pf. betragen würde, daß aber, weil seitdem der Gersten-Preis um mehr als 4 fl. gefallen ist, dieser Satz nach dem Mandate vom 2ten Dezember vorigen Jahres puncto 6. um 1 Pfenning gemindert, mithin auf 4 kr. 1 pf. bestimmt werde; wogegen alle

Ueber die Kometen.

In dem jetzigen Zeitpunkte, wo ein Komet von beträchtlicher Größe bei heitern Abenden über dem westlichen Horizont erscheint, und Unkundige, aus altem Aberglauben, ihn für einen Unglücksbothen von Krieg, Pest, Theurung und anderm Unglücke zu halten geneigt sind, möchten folgende Bemerkungen belehrend und beruhigend sein:

„Die Kometen erscheinen von Zeit zu Zeit, oft mehrere in einem Jahr, und sind mit einem Dunstschein (Haarstern) oder Schweife (Schwanzsterne) versehen. Im Vergleich mit den Planeten scheint ihre eigene Bewegung sehr unordentlich zu sein: sie folgen inzwischen der allen Sternen gemeinschaftlichen, täglichen Bewegung von Ost und West, sie gehen auf und unter. Von ihrer ersten Sichtbarkeit an nehmen sie bis zu einer gewissen Größe zu, verlieren solche allmählig wieder, und verschwinden endlich. Sie sind längstens 6 bis 7 Monate für uns sichtbar,

neuere Sternkunde lehrte uns, daß sie beständige, zu unserm Sonnensystem gehörige Körper sind, die sich nach gewissen Gesetzen in sehr langen ovalen Linien um die Sonne bewegen.

Im Jahre 1680 erschien ein großer, allgemeinen Schrecken verbreitender Komet; sein Schweif war so lang, als 140 an einander gereithe Vollmonde; er kam der Sonne sehr nahe; und wäre seine Beschaffenheit der Erde gleich gewesen, so würde auf ihm eine Hitze 28000mahl stärker als bei uns im Sommer, oder 2000mahl stärker als die des glühenden Eisens, entstanden sein. Schon vor geraumer Zeit fieng man an, den Lauf der Kometen zu berechnen; und so kam man unter anderm auf einen der schon einigemahl zuvor beobachtet wurde, und alle 75 bis 76 Jahre zurückkommt; diese Wiederkunft wurde demnach auf das Jahre 1759 verkündigt, und erfolgte auch; wir haben ihn im Jahr 1834 wieder zu erwarten. Im Jahr 1769 erschien gegen den Herbst ein Komet, dessen Schweif so lang war als 80 aneinander gereihte Vollmonde. Vermuthlich war der große Komet von 1680 der nämliche, der kurz vor Christi Geburt, und vielleicht um die Zeit der Sündfluth erschien. Unter den vielen zu unserm Sonnensystem gehörigen Kometen, deren Anzahl man zu 4000 annehmen kann, wurde in neueren Zeiten der Lauf von etwa 100 berechnet. Wunderbar durchkreuzen sich die Wege der Planeten und Kometen, und sie können, wie Lambert beweiset, so gerichtet sein, daß niemahls Unordnungen oder Zerstörungen daraus erfolgen werden.

Von der Natur und Beschaffenheit der Kometen hatte man jeher verschiedene Meinungen, und selbst nach den großen neuen Entdeckungen, weiß der Naturforscher nichts gewisses darüber zu sagen, indem diese Sterne so ganz eigene Erscheinungen darbieten. Wenn sie sich nämlich der Sonne nähern, so verliert der Kern an dieser Seite seine Rundung, und lößet sich gleichsam in Dunst auf, welcher seine Atmosphäre vergrößert, um den Kern an beiden Seiten herumgeht, und den Schweif verlängert. Kommt der Komet aus der Nähe der Sonne zurück, so erscheint er sehr verändert; der Kern ist fast ganz verschwunden, und alles ist dichte Atmosphäre und Schweif, letzterer sehr verlängert, wenn man es wegen der Stellung der Erde wahrnehmen kann. Der Schweif ist sehr dünne, so daß man Fixsterne dadurch sehen kann. Er scheint demnach, daß die Kometen aus einer Materie bestehen, welche durch die Einwirkung der Sonne sich auflöset, und in dem oft viele Millionen breiten Schweif zurückgetrieben wird. Bei weiterer Entfernung von der Sonne können vielleicht diese Theile wieder auf den Kometen zurückfallen, und diese erscheinen dann ohne Schweif und Nebel. Sehr unwahrscheinlich sind die Meinungen, daß die Schweife erleuchtete Wasserdämpfe, oder gar Flammen, von dem als brennend angenommenen Kometen, sind.

Bei einer gewissen Annäherung gegen unsere Erde könnten die Kometen allerdings eine große Verwüstung anrichten; und sollte entlich sogar ein Zusammenstoßen erfolgen, so würden Veränderungen der Axe und Umdrehungsbewegung der Erde, Austreten der Meere aus ihren vorigen Ufern, um sich gegen den neuen Aequator hinzustürzen, Ertrinken einer großen Anzahl von Menschen und Thieren, Vernichtung ganzer Gattungen, und Zertrümmerung aller Denkmähler des menschlichen Kunstfleisses, daraus erfolgen. Mancherlei Erscheinungen auf unserer Erde könnten uns beinahe auf den Gedanken bringen, daß vielleicht einst, vor vielen tausend Jahren, ein solches Ereigniß Statt gefunden habe. Allein auch bei der zugestandenen Möglichkeit eines solchen Ereignisses, haben inzwischen wir, und viele uns folgende Generationen, nichts von den Kometen zu befürchten; denn es müßte ein solcher gerade in demselben Augenblicke unsere Erdbahn durchschneiden, während die Erde auch an demselben Orte wäre. Allein selbst der bekannte gefährlichste, der vom Jahr 1680, welcher 575 Jahre zu seinem Umlaufe braucht, und also erst im Jahr 2255 wieder kommt, wird sich nach angestel-

ten Berechnungen, vor 206,000 Jahren unserer Erde niemahls bis auf 100,000 Meilen nähern, und dann also immer noch einmahl so weit als der Mond entfernt bleiben, wodurch nur eine etwas stärkere Ebbe und Fluth bewirkt würde.

Wir können daher ohne Furcht und Schrecken den gegenwärtigen schönen Kometen betrachten, und vielmehr dabei Veranlassung nehmen, die Weisheit und Allmacht des Schöpfers der Welt zu bewundern.

Ueber das Licht und die Wärme der Sonne, in Bezug auf den dießjährigen warmen Sommer.

Ein italienischer Gelehrter, Herr Kaselli zu Neapel, schreibt die ausserordentliche Hitze des verflossenen Sommers der Verschwindung einiger Flecken in der Sonne zu.

Es ist bekannt, daß Herr Herschel in England behauptet, die Sonne gebe oder entwickle nicht jedes Jahr gleichviel Wärme, sondern je mehr sie Flecken habe, desto weniger erleuchte und erwärme sie. Diese Behauptung erweist er aus den in den astronomischen Jahrbüchern angegebenen Beobachtungen des jährlichen Zustandes der Sonne, und aus den Preis des Getreides von Jahr zu Jahr, welche Beweisart, da sie fast über 50 Jahre hindurch geführt wird, sehr überzeugend zu sein scheint. Nicht die Sonne selbst leuchtet und erwärmt, sondern der leuchtende Stoff, jene Lichtwolken, welche dieses an sich selbst dunkele Gestirn umziehen, bewirken Licht und Wärme. Die Sonnenflecken sind Oeffnungen in diesem leuchtenden Ueberzuge. Dergleichen Oeffnungen finden alsdann statt, wenn der leuchtende wolkenähnliche Stoff um oder in der Sonnenatmosphäre von einer Stelle der Sonnenfläche weggerückt ist, so daß man durch die hierdurch entstandene Oeffnung die dunkle Oberfläche der Sonne sehen kann. Die Oeffnungen sind insgemein mit Rändern und Knötchen umgeben. Sie zeigen ein Bestreben, in einander zu fließen, und neben denen, welche sich bereits gebildet haben, brechen neue hervor. Die wahrscheinlichste Ursache dieser Oeffnungen ist diese, daß ein nicht leuchtendes Gas aus den eben entstehenden hervorquillt, sich auf die Lichtwolken wirft, sie hervortreibt und ihnen den Durchgang erweitert. Zu bemerken ist übrigens, daß die erwärmenden Strahlen der Sonne von den leuchtenden nicht nur ganz verschieden sind, sondern daß auch beide nach verschiedenen Gesetzen gebrochen werden. Herr Herschel kam auf diese Entdeckung bei den Versuchen, die er anstellte, um die beste und sicherste Methode zur Betrachtung der Sonne durch große Teleskope mit gefärbten Gläsern auszumitteln; er fühlte nämlich, daß einige Gläser, die nur wenig Licht durchließen, doch viel Wärme bewirkten, dagegen andere, die mehr Erhellung gewährten, nur wenig Wärme fühlen ließen. Auch ist er schon auf eine Vorrichtung gefallen, mittelst eines Prisma diejenigen Sonnenstrahlen, welche Licht geben, von den wärmenden zu unterscheiden.

Es mag an diesen Behauptungen viel oder wenig sein, so geben sie doch noch einen Beweis mehr ab, daß wir über die Natur der Sonne noch sehr wenig unterrichtet sind. Natürlicher ergibt sich indes die Erklärung der heurigen Sonnenwärme aus der Sonne und ihren verschwundenen Flecken, als aus der Erscheinung eines Kometen, weil vom letztern Fall bis jetzt kein Einfluß auf die Erde, sondern nur auf die Köpfe des gemeinen Haufens verspürt worden ist.

Schiffbruchs-Scenen.

Von Schiffbrüchen liest und hört man oft genug, ohne indessen mehr als die Namen und Anzahl der gescheiterten Schiffe und die Menge der dabei umgekommenen Personen zu erfahren. Und doch sind die hier vorkommenden Scenen von der Art, daß ihnen nicht leicht die vom festen Lande gleich kommen. Der Ausbruch eines Vulkans oder

ein Erdbeben wäre es vielleicht, was man einem Sturm der See entgegensetzen könnte, aber doch bietet hier die Natur keine so großen Massen in wilder Aufregung dar, als im stürmenden Meer. Wir haben daher geglaubt, folgende, wegen ihrer Detaillisirung merkwürdige Schilderung eines Schiffsbruchs zu Memel im verwichenen September nach der Natur entworfen, hier aufnehmen zu müssen.

„Schon seit vorigem Sonntag den 6ten hatte es gestürmt, und von 4 Schiffen, die bei solcher See die Einfahrt in den Hafen nicht gewinnen konnten und auf der Rhede vor Anker lagen, wurde schon den Montag eins auf den Strand getrieben, und von der Gewalt der Wellen in wenigen Stunden in kleinen Stäben zertrümmert. Die übrigen 3 blieben auf ihren Ankern; es waren: ein Russe, ein Schwede und ein Danziger; alle von beträchtlicher Größe und reicher Ladung. Ein fürchterlich schönes Schauspiel war es, diese Kolosse auf den Wellen tanzen, oder, wie man es hier nennt, reiten zu sehen. Heftiger, einem Orkan gleich, ward der Sturm in der Nacht, vom 10ten zum 11ten; bis 1 Uhr in der Nacht brachen sämmtliche Anker aus, Stricke von wenigstens 6 Zoll im Durchmesser, und die Schiffe trieben zum Strande. Um 7 Uhr früh erhielten wir hiervon Nachricht, und ich machte mit meinen Freunden und ihrer Umgebung mich auf, das Geschehene und Rettungsanstalten zur Hilfe der Gestrandeten zu sehen. Schon in der Stadt kündete die Zerstörung sich uns an, denn wir fanden den Stall, worin die königlichen Pferde und Maulesel standen, eingestürzt, mehrere Pferde waren erschlagen oder hart beschädigt worden; selbst ein Maulesel befand sich unter den Todten.

Wir näherten uns dem Strande. Entsetzlich war der Sturm; wir konnten kaum Athem schöpfen, Gesicht und Hände mußten bedeckt werden, sollte der rieselnde Flugsand uns nicht blutig peitschen, und wollten wir, um diesem auszuweichen, uns mehr dem Meere nähern, so nahmen die anprellenden Wellen uns wieder in Empfang, deren Wassergüsse vom Sturm und eigener Kraft auf hundert Schritte weit geschleudert wurden. Das russische Schiff, mit Mehl für hiesige Regierung beladen, 100,000 Thaler an Werth, lag zu aller Erstaunen, im Hafen. Es brauchte 17 Fuß Wasser, und Sturm und Wogen hatten es über mehrere an tausend Schritt breite Untiefen von kaum 8 Fuß Wasser bis dahin geworfen. Ein nie erhörter Fall! Der Schiffskapitain, mit dem wir Tages zuvor gegessen hatten, wurde nicht sobald uns gewahr, als er sich am Seil herab ließ, und zu uns kam. Der Mann war ausser sich vor Freuden, hätten wir nicht früher ihn gekannt, wir würden ihn für unsinnig gehalten haben. Auf diesem Schiffe soll nun ein Errettungspunsch getrunken werden! Weiter hin lag das schwedische Schiff, aber wo? unfern dem Leuchtthurm, wenigstens fünfzig Schritte vom eigentlichen Ufer, mitten in der Sandwüste. Welche Kraft muß erforderlich gewesen sein, diese Masse, es ist ein Fregattschiff, dahin zu schleudern? Heute, wo der Sturm mäßiger geworden ist, steht es bereits frei im Trocknen und scheint nur geringe Beschädigungen erlitten zu haben. Einige tausend Schritte weiter, sahen wir die Nothflagge des gestrandeten Danzigers. Von dreien Masten stand nur noch einer, die beiden andern waren zerbrochen. Das Schiff lag auf der Seite und fürchterliche Wellen schlugen hoch darüber weg. Die Schiffsleute warfen eben bei unserer Ankunft eine Tonne aus, worin ein Seil war, das Rettungsboot daran zu hängen, um es zum Schiffe, welches nur 150 Schritt weit vom Lande lag, hinziehen zu können. Mit acht Lootsen fuhr das Boot, aus Kork gebauet, ab, und 13 Schiffleute ließen sich aus dem Schiffe am Taue ins Boot hinab; ein grausender Anblick, da sie oft über 5 Minuten lang am Seile schweben mußten, um das Boot nicht zu verfehlen, dem freilich keine ruhige Lage gegeben werden konnte. Fast bis zur Hälfte hatte das Boot die Rückfahrt gemacht, als es von a

n. Die mächtigſten Flöße riß die Fluth
. und durch das Zuſammenſchellen wa⸗
von 2 Fuß dicken Balken wie leichte
ttert. Von der Waſſersnoth kamen
gefahr. Hinter dem Angeländiſchen
in Kalkſpeicher durch das eingeſchla⸗
ten unter unermeßlichen Holzlagern
nd ſtand in dem Augenblick, als
, in lichten Flammen. Ich war
en bei der Flamme, und indem
Holz eiligſt räumten, und von
tair herbei kam, ſo wurde bald
die ſonſt bei dem wüthenden
gefährlich hätte werden müſ⸗

Tik von Oeſtreich.

Inſtitute zu Wien iſt ſo
den Ländern der öſtreich⸗
', zu welcher der um die
s verdiente Freiherr von
he Ueberſicht in tabel⸗
welche den Zuſtand
Hälfte des Jahres
Theils aus officiellen
Hellnahme ſieht man
den Staatskräften
von Menſchen und
Gebothe ſteht, um
e hohe Stufe der
erheben. Auch
'g des öſtreich⸗
wohlthätigen
t der innern
des Krieges,
unſern von

nämlich:
erzogthü⸗
den ge⸗
, nebſt

den Gebiethen von Aquileja und von Triest) das Herzogthum Salzburg mit dem Fürstenthume Berchtoldsgaden, das Königreich Böhmen, das Marggrafthum Mähren mit dem östreichischen Antheil an Schlesien, die Königreiche Ost- und West-Gallizien (mit dem Bukowina-Distrikte) Ungarn, Kroazien, Sklavonien, das Großfürstenthum Siebenbirgen, endlich die Militär-Gränzländer in Kroatien, Slavonien, dem sogenannten Bannate in Ungarn und in Siebenbirgen: alle diese Länder zusammen genommen, haben einen Flächeninhalt von 10,936 geographischen Quadratmeilen. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 24 Millionen 900,000 Menschen. Unter diesen sind 6 Millionen und 400,000 Deutsche, 13 Millionen Slavischer Völkerschaften, 3 Millionen und 400,000 Ungarn u. s. w. Nebst den Katholiken zählt man, an andern Glaubensverwandten, gegen zwei Millionen nichtunirte Griechen, beinahe eben so viele Reformirte, mehr als eine Million Lutheraner, und 530,000 Juden u. s. w. Nach dem Unterschiede ihrer bürgerlichen Verhältnisse genommen, enthält der östreichische Kaiserstaat 540,000 Adeliche, 39 tausend 700 Geistliche, dem Militär Verpflichtete 600,000, in den Militär-Gränzländern außerdem 954,000 Seelen. Oeffentliche Beamte und deren Familien 112,000 Seelen. Der Gewerbsstand (außer dem der Gränzländer) beschäftigt an Hausvätern und deren Familien u. s. w. gegen 4 Millionen und 672,000 Personen. Bei der Landwirthschaft zählt man 16 Millionen und 427,000 Köpfe. Diese gesammte Menschenzahl wohnt in 796 Städten, 2012 Marktflecken und 65,572 Dörfern. In Betreff der Benützung des Bodens, so fällt ein Achtel von der ganzen Oberfläche des Bodens auf Gebäude, Wege, Flüsse und ödes Land hinweg, und mehr als ein Fünftheil alles nutzbaren Landes bleibt unbepflanzt liegen. Das Ackerland beträgt $\frac{3}{8}$. Wiesen: $\frac{7}{24}$. Hütung: $\frac{11}{24}$. Waldungen: $\frac{7}{18}$. Weinberge: $\frac{1}{34}$. Obst- und Küchengärten: $\frac{2}{34}$. Der gesammte Nutzungs-Ertrag von Getreide, Gräsereien, Holz, Handelsgewächsen und der Fischerei wird zu mehr als 760 Millionen Gulden angenommen (obschon er nach dem Steuerregulirungs-Anschlag nicht mehr als 234 Millionen und 800 tausend Gulden betragen dürfte). Der Werth der jährlich erzeugten Metalle wird zwischen 12 und 13 Millionen gerechnet, und fast einen gleichen reinen Gewinn zieht die Krone von allen eigenen und Privatwerken. Der Mannufactur-Werth aller Theils aus inländischen, Theils aus eingeführten Materialien produzirten Waaren, beläuft sich auf 380 Millionen Gulden; das rohe Materiale etwa auf ein Viertel dieser Summe. Die Ausfuhr an rohen und verarbeiteten Producten erreicht beinahe die Summe von 24 Millionen Gulden, die Einfuhr wird auf 27 Millionen gerechnet, von welchen jedoch zwei bis dritthalb Millionen als Transito in das Ausland gehen.

Der Betrag sämmtlicher ordentlicher Staatseinkünfte beläuft sich auf 110 Millionen Gulden. Die Hofhaltung und der gesammte Zivil-Etat erfordern gegen 11 Millionen Gulden, der Militärstand ungefähr 40 Millionen. Die Staatsschulden werden von neuern Schriftstellern auf mehr als 900 Millionen Gulden angenommen. Die Kriegsmacht besteht in 340,000 Mann, nämlich: 63 Linien-Infanterie-, 1 Jäger- und 17 Gränz-Regimentern, zusammen 271,000 Mann. Acht Kürassier-, 6 Dragoner-, 6 Cheveaux-Legers-, 11 Husaren-, 3 Uhlanen- und 1 Szeklerhusaren-Regiment, zusammen 50,800 Mann Cavalerie. Die Artillerie zählt 4 Feld-Regimenter, 1 Bombardier-Corps, zusammen 14,300 Mann, die Festungs-Artillerie, Ingenieure und Mineure nicht mitgerechnet. Auch sind hierbei weder die 4 Garde-Regimenter, noch das zahlreiche Invaliden-Corps mit einbegriffen. In Kriegszeiten wird dieser Stand der Armee durch Aufgebothe, deren Mannschaft bloß während der Dauer des Krieges dient, noch beträchtlich vermehrt. Zum Kriegsstande gehört ferner, daß in den östreichischen Staaten 27 Festungen vorhanden, und außer diesen noch drei neue im Antrage sind, nämlich bei Ems, bei Bruck an der Muhr und bei Raab. Zum Schutze der Küsten wird auch eine Flotille von 23 größern und von 20 kleinern Kriegsfahrzeugen unterhalten.

zu Friedrichsburg auf. Der Kronprinz ist der eigentliche Regent des Königreichs. Er hat einen sehr fähigen, ausgebildeten und thätigen Geist, ist sehr liebenswürdig, und in der Erfüllung seiner Pflichten unermüdet, und ein Feind von Verschwendung und Prunk. Von einem kriegerischen Enthusiasmus hingerissen, scheint er das Emporkommen des Handels als einen Gegenstand anzusehen, der seiner Achtsamkeit weniger würdig ist, als die Disciplin und Vermehrung seiner Truppen. Als er 16 Jahre alt war, bewirkte er eine Revolution in den Conseils, und vernichtete den erstaunlichen Einfluß seiner Großmutter Juliane Marie. Er ist der Sohn der unglücklichen Königinn Mathilde, die auf Anstiften jener Juliane Marie von ihrem Gemahle geschieden wurde, und wegen welcher die Grafen Struensee und Brandt das Leben verloren, wie die Geschichte bekannt genug ist.

Die Bevölkerung von Kopenhagen berechnet man auf 82,000 Menschen. Die Straffen werden durch Kanäle getheilt, die den Transport der Güter sehr erleichtern; allein sie haben enge und unbequeme Wege für Fußgänger. Der Umfang der Stadt beträgt zwischen 4 und 5 engländische Meilen. Die da errichtet haben.

Die Natur, welche Dänemark in mehrere Inseln zertheilte, hat die Dänen instinktmäßig zu Kaufleuten und Matrosen gemacht. Die Seeleute sind in ein Register eingetragen, und in zwei Klassen getheilt, nämlich in die stehenden Matrosen, welche sich immer im Dienste der Krone befinden, und die übrigen, welche in Friedenszeiten auf Kauffahrer gehen dürfen, im Fall des Kriegs aber zurückgerufen werden können, und nur ein kleines jährliches Gehalt bekommen. Die Akademie der Seekadetten bildet beständig 60 junge Leute in den Grundsätzen der Schiffahrtskunst.

Die Citadelle Kopenhagens ist nicht groß, und liegt am Ende der Stadt.

Brasilien.

Den 24sten April 1500 entdeckte Petro Alvarez Kabral, vornehmer Portugiese von großen Verdiensten, auf seiner Fahrt nach Ostindien das feste Land von Brasilien. Er ließ die Küste auskundschaften, und da sich in der Nacht ein Sturm erhob, suchte er längs derselben, und fand einen Hafen, den er Puerto Seguro (den sichern Ha-

Brasilien gegeben. Ein Jahr früher (1499) hatte es ein Kastillianer, Vinzent Janez Pinzon, zwar entdeckt, es auch im Namen der Kronen Kastilien und Leon in Besitz genommen, mußte es aber mit großem Verluste an Mannschaft wieder verlassen. Seitdem haben die Holländer vergebliche Versuche gemacht, sich des Landes zu bemächtigen. Brasilien erstreckt sich von der Linie an bis zum 35sten Grad südlicher Breite, in einem Raume von 1040 Seemeilen. Es zählt 14 (nach andern 9) Hauptmannschaften. Die vornehmsten Städte sind Para, Mahanra, Olinda (Fernambuc), San Salvador die Hauptstadt, in der Bai aller Heiligen, Porto Seguro, Spiritu santo, Rio Janeiro (oder St. Sebastian), Santos; und im Innern des Landes Villaricca u. s. w., wo die reichen Gold- und Edelgesteingruben sind. Die Hauptstadt San Salvador (auch schlechtweg Bahia, die Bay genannt) ist 1549 von General Staatthalter Sousa, und von 6 Jesuiten und Missionairen erbaut worden. Sie zählt 20 Kirchen und Klöster, hat einen königl. Pallast, gerade Straßen, viele Forts und Batterien, und von der See und Landseite eine sehr feste Lage. Die alten Einwohner Brasiliens zählten nur bis 5. Hatten sie mehr als 5 zu zählen, so wiesen sie ihre und der Umstehenden Finger, so viel sie brauchten, um die Zahl zu bestimmen. An Papageien und Schlangen hat das Land großen Ueberfluß. Es zählt über 20 Arten von Palmen. Die Brasilianer machen es den Europäern zum Verbrechen, Hühnereien, oder wie sie sagen, das Huhn im Eie zu essen. Brasiliens bekannte Produkte sind: Farbehölzer, Diamanten, Gold, Kaffe, Zucker, Taback, u. s. w.

Ueber die erdefressenden Otomaken.

(Von Alexander von Humboldt.)

An den Küsten von Kumana, Neubarcellona und Caraccas, welche die Franziskanermönche der Guayana auf ihrer Rückkehr aus den Missionen besuchen, ist die Sage von erdefressenden Menschen am Orinoco verbreitet. Wir haben am 6. Junius 1800 auf unserer Rückreise vom Rio Negro, als wir in 36 Tagen den Orinoco herabschifften, einen Tag in der Mission zugebracht, die von den erdefressenden Otomaken bewohnt wird. Das Dörfchen heißt la Concepcion di Uruana, und ist sehr malerisch an einen Granitfelsen angelehnt. Seine geographische Lage fand ich unter 70 8′ 3″ Breite und 4h. 38′ 38″ westlicher Länge von Paris. Die Erde, welche die Otomaken verzehren, ist ein fetter milder Letten, wahrer Töpferthon von gelblichgrauer Farbe mit etwas Eisenoxid gefärbt. Sie wählen ihn sorgfältig aus, und suchen ihn in eignen Bänken am Ufer des Orinoco und Meta. Sie unterscheiden im Geschmacke eine Erdart von der andern, denn aller Letten ist ihnen nicht gleich angenehm. Sie kneten diese Erde in Kugeln von 4 bis 6 Zoll Durchmesser zusammen, und brennen sie äusserlich bei schwachem Feuer, bis die Rinde röthlich wird. Beim Essen wird die Kugel wieder befeuchtet. Diese Indianer sind größtentheils wilde, Pflanzenbau verabscheuende Menschen. Es ist ein Sprichwort unter den entferntesten Nazionen am Orinoco von etwas recht Unreinlichem zu sagen, „so schmutzig, daß es der Otomake frißt.“ So lange der Orinoco und der Meda niedriges Wasser haben, leben diese Menschen von Fischen und Schildkröten. Erstere werden durch Pfeile erlegt, wenn sie auf die Oberfläche des Wassers kommen; eine Jagd, bei der wir oft die große Geschicklichkeit der Indianer bewundert haben. Schwellen die Ströme periotisch an, so hört der Fischfang auf, denn im tiefen Flußwasser ist so schwer als im tiefen Ocean zu fischen. In dieser Zwischenzeit, die 2 bis 3 Monate dauert, sieht man die Otomaken ungeheure Quantitäten Erde verschlingen. Wir haben in ihren Hütten große Vorräthe davon gefunden, piramidale Haufen, in denen die Lettenkugeln zusammengehäuft waren. Ein Indianer verzehrt, wie uns der verständige Mönch Frei Roman Bueno, aus Madrid gebürtig, versichert, an einem Tage ¾ bis ⅝ Pfund. Nach der Aussage der Otomaken selbst ist diese Erde in der Epoche der Regenzeit ihre Hauptnahrung. Sie essen indeß dabei hier und da eine Eidere, einen kleinen Fisch und eine Farrenkrautwurzel. Ja sie sind nach dem Letten so lüstern, daß sie selbst in der trockenen Jahrszeit, wenn sie Fischnahrung genug haben, doch als Leckerbissen täglich nach der Mahlzeit etwas Erde verzehren. Diese Menschen haben eine dunkelkupferbraune Farbe; sie sind von unangenehmen tartarischen Gesichtszügen, feist, aber nicht dickbäuchig. Der Franziskanermönch, welcher als Missionair unter ihnen lebt, versichert, daß er in dem Befinden der Otomaken während des Erdeverschlingens keine Veränderung bemerkte.

So wird oft die schlimmste Seele durch den schönsten Leib verdeckt.

Auszug aus dem Regierungsblatt.

Beförderungen.

Vermöge allerhöchster Entschließung vom 12ten September wurde der bisherige Landesdirektions-Expeditor Reindl in Ulm zum königl. Oberaufschlags-Beamten daselbst ernannt.

Vermöge allerhöchster Entschließung vom 7ten Oktober haben Se. Majestät die durch den Tod des Joseph Rupprecht zur Erledigung gekommene Kanzellistenstelle bei dem geheimen Haus-Archiv dem bisherigen statusmäßigen Landes-Direktions-Diurnisten in München, Franz Xaver Zootmaier, zu verleihen geruht.

Dem Freiherrn Sigmund von Riedheim zu Harthausen, Landgerichts Untergünzburg, wurde als Besitzer mehrerer Rittergüter unter dem 13ten Oktober die Uniforme der baierischen Landsassen zu tragen bewilliget.

Vermöge einer allerhöchsten Entschließung vom [illegible]

Chinni, zu Allerhöchstihren wirklichen Truchsessen mit den diesem Character gebührenden Ehren und Vorzügen zu ernennen geruht.

Vermöge allerhöchstem Beschluße vom 24. October wurde der Landrichter von Flembach, zu Kemnath in der Oberpfalz, seiner Gesundheits-Umstände wegen, unter Bezeugung der allergnädigsten Zufriedenheit mit seinen geleisteten Diensten provisorisch in die Ruhe versetzt.

An dessen Stelle wurde der bisherige Landrichter in Wetterfeld, Freiherr von Schrenk, zum Landrichter in Kemnath; der dortige Landgerichts-Actuar, Michael Wild, zum Landrichter in Wetterfeld, und der Rechtspractikant, Kleber, von Schnaittach zum Landgerichts-Actuar in Kemnath ernannt.

Ein Par Worte über die Pfarrkonkurs-Veranstaltung in Bamberg, und die dabei aufgeworfenen Fragen.

Ich muß es gestehen, daß mich diese Nachricht mit innigster Freude erfüllt habe.

Einzige fünfzehn Kandidaten erschienen beim Konkurse. Die ältern Priester im Bambergischen sind also bereits alle versorgt!!! Und diese fünfzehn werden es wahrscheinlich auch bald sein: anstatt in manchen andern Ländern oft nicht unverdiente Hilfspriester 20 — 30 und oft noch mehrere Jahre in der mühesamen Seelsorge arbeiten, und am Ende, nachdem sie an Kräften gänzlich erschöpft sind, um das flebile Beneficium (den Tischtitel-Genuß zu jährlichen 104 fl.) kläglich und wiederhohlt bitten müssen.

Weit entfernt, den Konkurrenten unzweckmäßige, faselnde, auf Nichts hinauslaufende, in schöne, moderne Phrasen eingekleidete Fragen vorzulegen, auf welche Fragen dann gewöhnlich eben so faselnde, schwankende, und bloß mit blendendem Flittergolde übertünchte, eitel Witz, und Spitzfindigkeit verrathende Antworten folgen, legten die Verstände des Concurses lauter ausgesuchte, schöne, und was die Hauptsache ist, practische, auf Bedürfnisse, Zeit und Umstände vollkommen passende Fragen vor, bei deren Bearbeitung der Candidat seine Kenntnisse um so viel gründlicher darlegen konnte, als man ihm fünf volle Tage dazu gönnte. Mit einem Worte: das Ganze zeugt von der Bedachtsamkeit, mit der man bei diesem wichtigen Geschäfte zu Werke gegangen ist, so wie von den Einsichten der Männer, denen man die Leitung desselben anvertrauet hat; und die nach aller Wahrscheinlichkeit einst selbst in der Seelsorge auf dem Lande mit Auszeichnung gearbeitet haben: außer dem es ihnen schwerlich gelungen sein würde, sich so genau und richtig zu benehmen.

Da sich übrigens die fränkische Geistlichkeit von jeher vor dem übrigen katholischen Klerus so ziemlich ausgezeichnet hat; so kann ich den Wunsch nicht bergen, daß die von den Kandidaten bei diesem Konkurse verfertigten Arbeiten (wenigstens die bessern) in öffentlichen Druck gelegt werden möchten. Sie würden nach aller Wahrscheinlichkeit den schon lange bestehenden guten Ruf des fränkischen Klerus bestätigen; könnten jungen Geistlichen aus andern Provinzen zum Muster und Nachahmung dienen: so wie die ganze Verhandlung des Bamberger Konkurses, und die bei selbem vorgelegten Fragen allen denen, welchen Konkurs-Geschäfte aufgetragen werden, zum Leitsterne und zur Belehrung dienen müßten. B.

Auszug aus einer christlich-moralischen Anrede an die Gemeinde von A. gehalten am Allerheiligenfeste von L. Furtmayr.

„Selig, die reinen Herzens sind! sie werden Gott sehen."

Das Christenthum locket die Menschen durch Verheißungen zur Tugend. Zwar hat es seine Richtigkeit, was ein weiser Mann sprach: „Man soll das Gute thun, weil es gut ist — man soll die Tugend um ihrer selbst willen lieben und üben!" Das — meint er, sei eine eigennützige, selbstsüchtige, interessirte Tugend, wenn man das Gute blos thut, weil es gute, angenehme Folgen nach sich zieht. Es hat seine Richtigkeit, daß die Tugend eine innere, selbstständige Schönheit, und ganz eigene Anmuth habe, wodurch sie uns annehmbar gemacht, und ihre Ausübung erleichtert wird. Aber, wo ich nicht irre, so ist dieses schon etwas Höheres und Uebersinnliches, welches, für sich allein, für die meisten Menschen nicht anziehend genug ist. Wenn aber dem geprüften Tugendfreunde das höchste Glück — Seligkeit — verheissen wird; so ist dieß ohne Zweifel für alle Menschen, ohne Ausnahme, eine mächtig wirkende Triebfeder zum Guten: denn Glück, Wohlsein — das ist es, was jedes Menschen Herz sich sehnlichst wünscht, und wornach es ohne Unterlaß trachtet. Darum sprach der Herzenskenner ohne seines Gleichen:

„Selig die mit reinem Herzen; sie werden Gott schauen!"

Schon in diesem Leben sind, nach meinem Dafürhalten, diejenigen viel besser daran, die reiner Herzen sind, ihr Gewissen rein von Sünden halten, als die, welche das nicht thun. Wie ein ausgelöschtes Feuer erstickenden Rauch und Dampf nach sich läßt, so läßt die befriedigte, oder nicht befriedigte Begierde (denn es giebt keinen Frieden bei der Leidenschaft) Unruhe, Verwirrung, Angst, Dunkelheit im Verstande und Herzen nach sich: da hingegen der Tugendhafte mit reinem Herzen und unverletzten Gewissen, froh und heiter, wie die Sonne am blauen Himmel, auf der Bahn des Lebens wandelt, sich seines Daseins herzlich freut, und eine bessere Zukunft hoffet. Kurz, aber ausdrücklich, spricht es der weise Apostel in seinem Sendschreiben an die Römer aus: „Trübsal und Angst kömmt in eines jeden Menschen Seele, die Böses thut — aber Ruhm und Ehre und Friede ist das Antheil dessen, der Gutes thut.“ Es ist nur zu bedauern, daß dieß die Menschen vielfältig nicht glauben, und lieber das thun wollen, was ihnen für den Augenblick Genuß oder Vortheil verspricht, als was für die Dauer beglückt! Und da geschiehts denn nicht selten, daß sie sich für eine augenblickliche Lust — eine bleibende Qual, einen immerfort nagenden (Gewissens-) Wurm, eine ewige Hölle einkaufen — gewiß ein übelberechneter Kauf. Solche Menschen sind wohl recht (im moralischen Sinne) Kinder, von denen das Sprichwort gilt: „daß sie, zum Einkaufen ausgeschickt, für gutes Geld schlechte Waare bringen.“

„Selig sind, welche ein reines Herz haben! sie werden Gott anschauen.“ Seligkeit — nicht blos zeitliches, vergängliches Erdenglück, sondern ewiges, höchstes Glück — ist denen zugeheissen, die ihr Herz vom Unrath der Sünde rein halten, und zum Tempel der Tugend einweihen. Allein! da scheint es, als ob die Ewigkeit, die Freuden der zukünftigen Welt, vielen Menschen zu ferne wären; — und sie halten sich daher ganz an die Gegenwart, haschen immer und überall nach dem, was das gegenwärtige Leben an Freuden, Gütern und Vortheilen gewährt. Vernehmt, christliche Freunde! was uns hierüber der Busenfreund unsers Herrn sagt; wir können's ihm zutrauen, daß er uns die Wahrheit sagt: „Liebet die Welt nicht, noch was in ihr ist! Wenn jemand die Welt liebt, in dem ist die Liebe des Vaters nicht; denn alles, was die Welt ist — Fleischeslust, Augenlust, Hoffart des Lebens — ist nicht aus dem Vater, sondern aus der Welt ists. Und sie, die Welt, vergeht, und alle ihre Lust mit ihr; wer aber des Vaters Willen thut, der bleibt ewig!“

„Selig, die reinen Herzens sind! sie werden Gott schauen“ — Gott, das reinste, heiligste Wesen, das nichts Unreines in seiner Nähe gedulden kann. Paulus sagt es mit dürren Worten: „Die Unreinen — — haben keinen Theil am Reiche Christi und Gottes.“ Aber von den Reinen spricht der heilige Sänger, wo es heißt: „Wer wird den Berg des Herrn besteigen, und stehen an seiner heiligen Stätte? Der unschuldige Hände hat, und ein reines Herz, der nicht Lust zu loser Lehre hat, der seinen Nächsten nicht durch falschen Schwur betrügt — der wird den Segen empfangen vom Herrn, und Gnade von dem Gott jenes Heils. — Denn dieses ist das Geschlecht, das nach dem Herrn frägt, und Gottes Antlitz suchet.“ Und, „wer sucht, der findet“; die mit reinem und redlichen Herzen Gott suchen, die finden sicherlich, was sie suchen. Denn sie sind es ja, die „im Lichte wandeln“, und beim Lichte ist das Suchen ganz leicht, und das Finden nicht schwer. Darum, meine Lieben! laßt uns Kinder des Lichtes sein, mit reinen Herzen, daß wir würdig werden, den zu sehen, der im ewig reinen Lichte wohnet — den Vater des Lichts in der Wohnung des Lichts! — Nein, mit den Kindern der Finsterniß wollen wir es nicht halten — mit den Unreinen, den Verworfenen, die es nicht wagen dürfen, ihren Blick zum Himmel aufzuheben; — der Koth, worin sich Schweine wälzen, ist auch ihr Wirkungskreis: sie stehen auf der moralischen Stuffenleiter tiefer, als die vernunftlosen Thiere; denn diese,

unbekannt mit höheren, sittlichen Gesetzen, folgen blindlings den Trieben ihrer sinnlichen Natur. Jene aber mißbrauchen selbst den edelsten Vorzug des Menschen — die Vernunft — welche ihnen der Schöpfer als Leitstern auf ihrer irdischen Wanderschaft zum besseren Vaterlande gab — die mißbrauchen sie zum schandevollen Dienste der Leidenschaft, zur Befriedigung ihrer zügellosen Lüste und Begierlichkeiten. Und, die wollen auch selig werden, wollen auch Gott sehen? Nein! daraus kann nichts werden. Denn „selig — heißt es — die reines Herzens sind; sie werden Gott sehen!"

Ich weiß es zwar ganz wohl, daß auch eine Magdalena, eine Afra, ein Augustin selig im Himmel wohnen, und sich der Anschauung ihres Gottes freuen. Und ich kann und will es nicht verhehlen, daß sie, und noch viele andere, die sich itzt in ihrer beglückten Gesellschaft befinden, einen großen Theil ihres Lebens nichts weniger als der Tugend gewidmet haben. Allein das Laster — die Verunreinigung ihres Herzens und Gewissens — war es doch wohl nicht, was sie zum seligen Gottanschauen brachte. Die Sünderinn Magdalena brachte unser Herr selbst, die lasterhafte Afra das Beispiel und die Lehre eines frommen Bischofs, den tiefgesunkenen Augustin vorzüglich die Lesung der Bibel auf bessere Gesinnungen, so daß sie mit einer riesenmäßigen Anstrengung den gräulichen Sündenwust, der sich durch oftmahlige Wiederhohlung des Lasters angesammelt hatte, wegschafften, und sonach eben so große, oder größere Fortschritte in der Tugend machten, als sie zuvor im Bösen gemacht. Ich muß sie nur nahmhaft machen, die merkwürdige Schriftstelle, die auf den jungen, aber grossen Sünder einen eben so erschütternden, als entscheidenden Eindruck machte; da sie ohnedem zu unserm Texte als Seitenstück sehr gut paßt. Es sind die folgenden Worte des Apostels an die Christen zu Rom: „Wie am Tage — ehrbar laßt uns wandeln — nicht in Fraß- und Saufgelagen, nicht in Schlafkammern und Häusern der Schande, nicht in Zank und Eifersucht; sondern ziehet den Herrn Jesum Christum an, und vollbringt nicht ferner des Fleisches Gelüste!"

„Selig, die ein gereinigtes Herz haben! denn sie werden Gott anschauen." Also nicht bloß die ganz reinen, schuldlosen Seelen, sondern auch diejenigen, welche ihre, auch noch so sehr angehäufte Sündenschuld durch das Bad der Buße abwaschen — die ächten Büßer, die wahrhaft Gebesserten — werden durch Gottes gnädige Erbarmung zu seiner beseligenden Anschauung zugelassen. O der unendlichen Barmherzigkeit Gottes des himmlischen Vaters! Sünder, mach sie dir in Zeiten zu Nutzen, ehe denn die Nacht einbricht, wo Niemand mehr wirken kann! warte nicht, bis die strafende Gerechtigkeit eintreten muß! lieber heute als morgen reinige dein Herz von dem abscheulichen Unrathe, der dich mißfällig vor dem reinsten Auge des Allsehenden macht! Bethe mit zerschlagenem Herzen dem Manne nach dem Herzen Gottes nach, was er bethete, als die täuschende Sünde sein Herz beschlichen hatte! So bethete er: „— — Wende, Herr! dein Angesicht von meinen Sünden weg, und tilge alle meine Missethaten. Erschaffe in mir ein reines Herz, und erneue in meinem Innersten den Geist der Wahrheit. Verwirf mich von deinem Angesichte nicht, und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir weg. Schenk mir die Freude wieder, die der Tugend eigen ist, und stärke mich mit deinem hohen Geiste!" Ohne Gebeth, meine Lieben! ohne glaubensvollen Aufblick zu Gott, können wir sie nicht erhalten, nicht bewahren — die Gott gefällige Herzensreinigkeit. Denn es gibt in diesem Erdeleben der Feinde des Heils zu viele, die uns „den kostbaren Schatz im brechlichen Gefäße" alle Augenblicke zu rauben drohen. „Wacht und bethet!" Durch Wachsamkeit müssen wir das Unsrige thun, durch das Gebeth aber müssen wir unsre unzureichenden Kräfte mit höherer Hülfe verstärken.

„Selig, die reinen Herzens sind! denn sie werden Gott anschauen.“ Eine gewisse Tugend heißt ins Besondere „die Tugend der Reinigkeit“ — und das mit Recht. Es ist wohl rechte Sünd' und Schade, daß diese schöne, herrliche, menschenwürdige Tugend in unsern Tagen so sehr um die Achtung gekommen ist, die sie, ihres hohen Werthes, und der Seligkeit wegen, die sie über ihre Verehrer verbreitet, verdient. Wenn es zu allen Zeiten nothwendig war, diese Tugend zu empfehlen, und vor dem gegenüberstehenden Laster zu warnen; so ist dieß gegenwärtig dreymahl nothwendig: einmahl, weil ein jeder von uns den Feind in seinem Innern trägt; dann, weil die Macht verderblicher Lehren und Grundsätze; endlich, weil die Allgewalt des bösen Beyspiels jenen inneren Feind noch beträchtlich verstärken. Seneka, ein alter heidnischer Weiser sagt: „Es ist alles verloren, wenn es einmahl dahin kömmt, daß man das, was von jeher als Laster galt, zu den guten Sitten rechnet.“ Ich überlasse es meinen Zuhörern selbst, die traurige Anwendung hiervon auf unsere Zeiten zu machen.

„Selig, die reinen Herzens sind; sie werden Gott sehen!“ O wenn man dich doch hören möchte, du Lehrer aus dem Himmel! wenn man doch deinem beglückenden Weisheitswort folgen möchte! Aber, leider! viele hören dich nicht — wollen dich nicht hören; und wieder viele, die dich wohl noch hören, folgen dir doch nicht. Man glaubt es nicht, daß in der Befolgung deiner Lehre wahres Glück für die Menschheit blüht. Einen Himmel auf Erde will man sich schaffen, und gerade da, wo er am wenigsten bestehen kann — in der eckelhaftesten Schwimmgrube des Lasters. Menschen! Wesen mit Vernunft begabt! wohin seyd ihr gekommen? und wohin werdet ihr noch kommen? — dahin nicht, wo Heilige Gottes, wo die auserwählten Freunde des Höchsten, die besseren Kinder des himmlischen Vaters, die reinen Geister sich in der Anschauung der ewigen Wahrheit selig fühlen. Anders muß es werden mit uns, wenn wir Sünder sind; rein müssen wir werden, wenn wir es nicht sind: dann nehmen sie uns einst mit freudigem Jubel in ihre Mitte auf. — Selig, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen!!!

Das Königreich Baiern.

Der Staatsmann der seiner Stelle gehört und ihr gewachsen ist, betrachtet das Land, welches er verwaltet, wie einen rohen Stoff, aus dem noch etwas zu schaffen ist, oder wie der Oekonom sein Landgut, welches noch immer einzelne wilde, unbenutzte Stellen, oder solche hat, die nicht den höchsten Zins abtragen. Die Machtmittel eines vollkommen kultivirten Staates lassen sich für jede Zukunft berechnen; sie können kaum vermehrt, nur erhalten werden, ein Geschäft, schwieriger als das Schaffen und Vermehren. Beim Schaffen und Vermehren muntern die Hoffnung und der rege Wechsel der neuen Gestalten beständig die Kräfte zu neuen Versuchen auf. Beim Erhalten aber entschlumert leicht im stillen Einerlei des regelmäßigen Geschäftsganges der Enthusiasmus und die Thätigkeit.

Die Machtmittel eines Reichs begründen übrigens eben so wenig die wirkliche Macht des Landes, als ein Partikular durch angehäufte Schätze wirklich reich wird. Alles hängt von der Benutzung derselben ab. Große Geister werden durch eine geringe Summe von Mitteln größere Wirkungen hervorbringen, als ein mittelmäßiger Kopf mit dem Ueberfluß von Mitteln. Daher sehen wir kleine Staaten, oder halb vernichtete, durch das Genie eines Einzigen oft glänzend emporgehn; und die schönsten, wohlgeordnetsten Reiche endlich wieder, selbst ohne äußern Anstoß, in sich selbst verderben.

Das Königreich Baiern ist eines von denjenigen Reichen, welches jetzt erst in vollem Aufblühen ist, und von seiner Vollendung, oder dem, was es durch seine innern, zum Theil noch unauf-

geschlossenen, noch ungereinigten Hülfsquellen und durch seine interessante Situation zwischen den großen orientalischen und occidentalischen Machtsphären werden kann, weit entfernt ist. Sein fruchtbarer Flächenraum könnte eine zweimahl stärkere Population, als er jetzt hat, nähren, und den innern Wohlstand hundertfach größer sehen.

Herr Justizrath Höck hat vor kurzem eine treffliche, gedrängte, statistische Uebersicht vom jetzigen Zustand des Königreichs Baiern geliefert. Ihm zufolge betrüge die Arealgröße des gesammten Reiches gegenwärtig 1595 Quadratmeilen, und die Population darauf 3,141,636 Seelen, welche in 182 Städten, 315 Marktflecken und 18,126 Dörfern beisammen wohnen.

Von den verschiedenen Ländern der Monarchie haben verhältnißmäßig die in Franken und Schwaben liegenden Souveränetätslande die stärkste Bevölkerung (4441 Seelen auf einer Quadratmeile). Am schwächsten bevölkert hingegen sind das rauhe Tirol (nur 1374 Seelen auf einer Meile) und selbst das eigentliche Herzogthum Baiern, der alte Kern der Monarchie, wo auf eine Quadratmeilen nur 1688 Seelen gerechnet werden.

Unter den Städten des Reichs ist München die größte der Volkszahl nach. Es hat zwar nur 1819 Häuser, aber 48,745 Einwohner. — Augsburg, die nachgrößte, hat in 3669 Häuser (also die Hälfte mehr als München) nur 36,000 Seelen. — Nürnberg, die dritte Stadt der baierischen Monarchie, erscheint mit einer Zahl von 3248 Häusern und 30,000 Einwohnern. — Die vierte Stadt wäre Bamberg (in 2034 Häusern 18000 Bewohner), welches mit Roveredo im Tirol eine gleich große Bevölkerung hat.

Noch vor wenigen Jahren waren die westphälischen Kreisländer der volkreichste Theil der baierischen Staaten, wo man auf eine Meile ins Gevierte zu 5500 Menschen rechnen konnte; aber dort waren auch die industriereichsten Gegenden, vielleicht von ganz Deutschland. Das Herzogthum Berg (jetzt Eigenthum des Großherzogs Joachim Murat) hatte unter seinen 295,000 Einwohnern nur allein 73,600 Professionisten mit Gesellen und Lehrlingen, hatte auf dem engen Raum von zwei Meilen im Geviert allein mehr Manufakturen und Fabriken, als sämmtliche übrige Staaten Pfalzbaierns, und setzte jährlich durch den Handel beinahe 23 Millionen Gulden um, wobei es fast fünftehalb Millionen durch seinen Kunstfleiß aus fremden Staaten einzog.

Die Leinwand-, Wollen- und Baumwollen-Manufacturen des heutigen Baierns sind zwar ansehnlich; aber bei weitem noch nicht im Ganzen zu der großen Ausdehnung gelangt, die sie haben könnten. Nach einer Generalübersicht findet man im ganzen Reiche 21 Glashütten, 84 Papiermühlen, 10 Pulvermühlen, 51 Spiegelschleifereien, 97 Eisenhämmer, eine Gewehrfabrik, 7 Drathfabriken, 5 Porzellänfabriken, 21 Tabaksfabriken und 56 Potascheſiedereien. Bierbrauereien und Gerbereien sind in Baiern, wie es scheint, bei weitem am thätigsten betrieben.

Zu den gewerbfleißigsten Städten gehören Ulm, Memmingen, Fürth, Nürnberg, Augsburg, Schwabach, Nördlingen, u. s. w. Schwabach z. B. liefert allein jährlich durch seine Baumwollen-Manufacturen einen Waarenwerth von 273,000 Gulden, und Nördlingen (im Fürstenthume Neuburg) durch Leinen-Manufactur einen Waarenwerth von ungefähr 77,000 Gulden, ungerechnet die Wollen-Manufacturen, die ein Jahr ins andere gerechnet, gegen 3000 Zentner Wolle verarbeiten.

Bei dem allen ist die Ausfuhr von Kunstproducten immer noch verhältnißmäßig gering; bedeutender die Exportation der Erzeugnisse des Bodens, und doch ist dieser Boden im Innern Baierns noch so sehr verwahrlost. Man kann den dritten Theil des Landes rechnen, der bis itzt noch brach lag. Eben so wenig herrscht noch ein gehöriges Verhältniß zwischen dem angebauten Erdreiche und den Waldungen.

Baiern, bei der Fruchtbarkeit seines Bodens,

im Herzen Deutschlands gelegen, unmittelbar an Italien gränzend, voll schiffbarer Flüsse, die der Donau und dem Rheine zuführen, kann durch eine anhaltende weise Administration der blühendste und reichste Staat in Germanien werden. Die ersten und zweckmäßigsten, aber auch schwersten Schritte dazu sind bereits gethan.

Merkwürdiges hohes Alter.

Zu Ende des vorigen Jahres starb zu Breslau der Invalide Christoph Willkom, 99 Jahre, weniger 2 Monathe, alt. Im siebenjährigen Kriege ward er fünfmahl sehr schwer, und einmahl am Kopfe so gefährlich verwundet, daß er mehrere Stunden bewußtlos auf dem Schlachtfelde bei Kunnersdorf lag, und für todt gehalten wurde. Gleichwohl nahm er den ihm mehr als einmahl angebothenen Abschied nicht an, sondern sagte immer: „der Kopf wird schon noch halten; der rechte Arm ist noch gesund, mit dem will ich für meinen Fritz kämpfen, so lange ich nur ein Glied rühren kann;" und diesem seinen Fritz rettete der tapfere und edle Mann in finsterer Nacht, vor der Schlacht bei Leuthen, dadurch das Leben, daß er ihn aus einem Sumpfe heraus half, in welchem der König mit seinem Pferde stecken geblieben war. Hätte Willkom lesen und schreiben können, so würde er gewiß die ihm versprochene gute Versorgung erhalten haben; in Ermanglung dessen aber mußte er sich mit einem mäßigen Jahrgehalte begnügen. In den letzten Jahren seines Lebens wurde er blind; dennoch vergaß er sein Elend, wenn man über Friedrich mit ihm sprach, er wurde ganz begeistert, und nannte die Zeit des siebenjährigen Krieges die glücklichste seines Lebens.

Das allerneueste Beispiel eines ungewöhnlich hohen Altes liefert der noch lebende Pohlnische Edelmann, Franz Ignaz Narocke. Er ist 117 Jahre alt, am 27. Jäner dieses Jahres dem Kaiser und Könige Napoleon in Warschau vorgestellet worden, und dieser hat befohlen, ihm 100 Napoleonsd'or jährlich zum Gehalt zu reichen, auch ihm diese Summe ein Jahr zum voraus zu bezahlen.

Bei den Amerikanern, die wegen ihrer Gefräßigkeit und Völlerei bekannt genug sind, wenig schlafen, und die Nächte meistens wachend zubringen, liegt die Ursache ihres hohen Alters wohl allein in der Härte und dem stärkeren Baue ihres Körpers. — In ihrem höchsten Alter bleiben sie eben so behende und munter, als sie in ihrer Jugend waren. Greise, die 100 und mehrere Jahre alt sind, siehet man unter ihnen häufig, noch öfter aber dergleichen Mütter. Wenn jemand bei ihnen im 80. Jahre stirbt, so beklagt man ihn, daß er in der Blüthe seiner Jahre hingerafft sei. Die einzigen Zeichen, an denen man ihr hohes Alter erkennen kann, sind einzelne Barthaare, die im 60. Jahre, und dann graues Haupthaar, das sich im 70. Jahre zu zeigen anfängt. Uebrigens springen hundertjährige Greise eben so leicht auf die wildesten Pferde, klettern eben so behende die höchsten Bäume hinan, ertragen Hitze und Kälte, Regen und alle Mühseligkeiten der Jagd und des Krieges eben so unverdrossen, und sehen und hören eben so scharf, als die schnellsten und stärksten Jünglinge. Kahlköpfig werden die Amerikaner niemahls, oder äußerst selten. Sehr merkwürdige Bemerkungen über dieses abgehärtete Volk liefert das beliebte Göttingische historische Magazin vom Herrn Hofrath Meiners und L. T. Spittler.

Rustan, Leibmameluсke von Kaiser Napoleon.

Dieser warhaft treue Mensch ist beständig um den Kaiser; er begleitet ihn auf allen seinen Reisen, folgt ihm in die Schlachten, und schläft des Nachts in seiner Nähe. Napoleon brachte ihn mit aus Egypten, wo er ihn in dem Hause eines reichen Einwohners bei Gelegenheit eines Festes hatte kennen lernen. Rustan war bei der Tafel sehr geschäftig, und allen Anwesenden gefiel sein freimüthig edler Anstand, seine angenehme Art und schöne Gestalt. Napoleon fragte den Herrn des Hauses, wer

dieser Jüngling sei? und er erhielt von ihm zur Antwort, er heiße Rustan, auf den er ein großes Vertrauen setze, und dem er seine Tochter zur Frau bestimmt habe.

Als Napoleon sich im Jahre 1799 nach Europa einschiffte, fand er Rustan am Bord. Sein Herr hatte bemerkt, daß er ihm gefallen habe, und nach Orientalischer Sitte hielt er es für Pflicht, seinem Gaste ein Geschenk damit zu machen. Mit leichtem Herzen verließ Rustan den reichen Pallast seines Herrn, und das ruhige, entschiedene Loos in der Heimath, um sich den Gefahren des Meeres, den Beschwerden der Reise und einer ungewissen Zukunft in einem fremden Lande auszusetzen. Sogleich machte er es sich zum Geschäfte, Napoleon zu bedienen, und sein neuer Herr wurde durch seinen sorgfältigen Eifer, seine Geschicklichkeit und seine Treue, ganz für ihn eingenommen. Auf der Reise über das Mittelländische Meer, und bei seiner Ankunft in Europa lernte er mit ungemeiner Leichtigkeit Französisch schreiben und rechnen. Napoleon behielt ihn zu seiner persönlichen Bedienung, behandelt ihn jedoch nie als Bedienten. Rustan hat selbst Aufwartung; allein für seinen Herrn trägt er so viele Sorgfalt, daß seine Dienste immer den Befehlen entgegen kommen.

Als Rustan sah, wie sein Eifer und seine große Anhänglichkeit ihm seines Herrn Zuneigung gewannen, und wie sein Schicksal immer heiterer wurde, errinnerte er sich auch seiner Mutter, von welcher Armuth und Dienstbarkeit ihn getrennt hatten, und deren Aufenthalt ihm unbekannt war. Seine Bitten bewogen den Kaiser, ihm die Mittel, sie ausfindig zu machen, zu erleichtern; und er entdeckte ihren Wohnort in Alexandrien in Egypten. Dorthin schickt er ihr Geld und Geschenke, und macht ihr das Schicksal ihres Lebens leicht.

Zur Geschichte der Posten.

Mit einem Stückchen Papier kann man durch die ganze Welt correspondiren. Dieser ungeheure Vortheil ist ein Werk der neuern Zeit.

Die älteste Einrichtung einer Post findet sich bei den Persern, aber diese Anstalt diente bloß für den Hof, nicht für das Publikum. Ueberall waren durch das ganze Reich Eilboten angestellt, welche die Communication der Regierungsbehörden (Satraper) unter sich befördern mußten. Diese Anstalt existirte schon 490 Jahre vor Christi Geburt.

Wer zu jener Zeit etwas zu besorgen hatte, was heutzutage die Post besorgt, mußte sich einen Expressen dazu dingen. Dergleichen Leute heißen bei den Griechen Hemerodromen oder Tagläufer. Das Kourierreiten mit wechselnden Pferden war noch nicht möglich. Erst später unter den Römischen Kaiser bestanden Einrichtungen der Art, nahmentlich unter Diocletian. Als Konstantin den Tod seines Vaters Konstantius erfuhr, der in Gallien und Brittanien Präfekt war, reiste er zu Nachts insgeheim mit der Post dahin ab, und ließ auf jeder Station den gebrauchten Pferden die Kniesflechsen entzwei hauen, damit man ihn nicht einhohlen und in Verhaft nehmen konnte.

In den neuen Zeiten kamen die Posten wieder im 8. und 9. Jahrhundert vor. Durch die Völkerwanderung war natürlich jede Postanstalt der Römer, und wenn sie noch so unvollkommen war, aufgehoben worden. Erst mit dem 8. Jahrhunderte machten die Viskontis in Italien einige Einrichtungen der Art, aber erst mit dem Jahre 1579 ward die Post in diesem Lande das, was sie jetzt ist. Karl der Große errichtete in der Fränkischen Monarchie drei Posten auf den Hauptstrassen nach Italien, Deutschland, und Spanien schon im Jahre 807, aber sein Tod brachte diese Anstalt ins Stocken.

In Frankreich selbst kam die Post erst mit Ludwig dem Eilften recht auf. Aber so wie bei den Persern, diente diese Post auch nur für den König und den Pabst. Im Jahre 1480 war diese Einrichtung vollendet.

Was das Haus Thurn und Taxis zur Verbreitung der Posten that, und wie es diese Verwaltung, die jetzt als ein so wichtiges Souverainitätsrecht betrachtet wird, an sich brachte, ist bekannt.

Hier können noch bei mir viel' Alexander liegen.

Auszug aus dem Regierungsblatt.

Allgemeine Verordnung.

(Das akademische Stipendien-Wesen betreffend.)

Wir Maximilian Joseph, von Gottes Gnaden König von Baiern.

Um das akademische Stipendien-Wesen, seiner ursprünglichen Bestimmung und dem Willen der Stifter gemäß, unter fortwährender genauer Central-Aufsicht zu erhalten, und sowohl die Verwaltung der Fonds, als die jährliche Verwendung der Zinsen auf einfache und gleichförmige Grundsätze zurückzuführen, haben Wir folgende allgemeine gesetzliche Normen vorgeschrieben:

I. Nach Vollendung der bereits unterm 3ten Jäner dieses Jahres angeordneten möglichst genauen Beschreibung aller einzelnen Stipendien-Stiftungen soll eine spezifizirende General-Tabelle des ganzen Stammvermögens derselben hergestellt;

II. In Hinsicht auf Verleihung und Einziehung akademischer Stipendien setzen Wir folgende Grundsätze, als allgemein zu beobachtende und allgemein verbindende Normen fest:

a. Alle, selbst Familien-Stipendien, sollen vom Staate sowohl, als von wem immer, dem sonst das Präsentationsrecht zusteht, nur würdigen Adspiranten verliehen werden. Dieß fordert nicht nur der Zweck jeder frommen Stiftung, sondern auch der (meistens ausdrückliche) Wille der Fundatoren.

b. Als würdig ist aber nur der zu erkennen, der sich über Talente, Fleiß, Fortgang, und Sittlichkeit durch legale Zeugnisse vorschriftmäßig und hinlänglich ausgewiesen hat.

c. Alle Stipendien-Stiftungen reihen sich in zwei Hauptklassen: in allgemeine, auf die jeder Würdige Anspruch hat, und in besondere, auf die einzelnen Orts- oder Familien-Individuen ausschließende oder Vorzugsrechte zukommen.

oder es tritt in die Klasse der allgemeinen, eigentlich der Staats-Stipendien über.

e. Diese, die allgemeinen oder Staats-Stipendien, sollen nicht blos Würdigen, sondern (so viel dieß zu erforschen möglich ist), den Würdigsten unter allen sich meldenden Kompetenten verliehen werden.

f. Konkurs-Prüfungen sind zu diesem Behufe das einzig zweckmäßige und allgemein anwendbare Mittel, vorzügliche Würdigkeit zu erforschen und zu erproben.

g. Jeder, um ein allgemeines Stipendium Kompetirende hat daher der alljährlich vor Ende des Studien-Jahres an allen höheren Lehranstalten des Königreiches zu veranstaltenden Stipendien-Konkurs-Prüfung sich zu unterwerfen, und dem in der Regel nur auf diesem Wege herzustellenden Beweise vorzüglicher Würdigkeit, auch noch den der größeren oder minderen Dürftigkeit, mittelst verschlossener Zeugnisse seiner Civil-Obrigkeit, beizufügen.

In Ermanglung des einen oder anderen Erfordernisses bleibt der Konkurrent von dem Genuße eines Stipendiums ausgeschlossen.

h. Wer aber in Hinsicht des Beweises der Würdigkeit oder Dürftigkeit sich ein erweisliches Falsum zu Schulden kommen läßt, ist nicht nur gänzlich unfähig, ein Stipendium zu erlangen, und des etwa auf solche unredliche Art erlangten ipso facto verlustig; sondern auch zur Rückerstattung alles Genossenen anzuhalten, und noch ausserdem nach Umständen zu bestrafen.

i. Wer wegen offenbaren Unfleißes, oder wegen erwiesener Unsittlichkeit vom akademischen Senate oder Stipendien-Ephorate gewarnt, sich einer wiederhohlten Ahndung schuldig macht, ist gleichfalls seines Stipendiums entweder auf unbestimmte Zeit durch Suspension, oder nach Umständen durch gänzliche Einziehung desselben auf immer verlustig.

k. Dagegen hat der durch vorzügliche Talente, oder durch besonders anhaltenden Fleiß sich auszeichnende, und übrigens auch in moralischer Hinsicht tadellose Akademiker von Jahr zu Jahr Erhöhung ihres Stipendiums nach bestimmten (nachher anzugebenden) Abstufungen zu hoffen.

l. Der ordnungsmäßigen Erledigung oder Einziehung unterliegen alle Stipendien (da sie nur Studien-Beiträge sein sollen und sind) mit dem Beschluße der, für die Ausbildung in einem bestimmten Fache regelmäßig festgesetzten Zeit, so daß kein akademisches Stipendium nach diesem Zeitpunkte, oder außer der Universität mehr genossen werden kann.

m. Was endlich die Zurückbezahlung genossener akademischer Stipendien betrifft, so bleibt es rücksichtlich derselben bei den hierüber bestehenden älteren Verordnungen, nahmentlich vom 29. Sept. und 29. Nov. des Jahres 1794.

III. Da Wir auch die Konkurrenz um akademische Stipendien, und die Art, wie sie zu verleihen, den voranstehenden Grundsätzen gemäß, durch bestimmte, überall zu befolgende Vorschriften regulirt wissen wollen, so verordnen Wir:

1. Die zur Universität übertretenden Gymnasisten oder Lycäisten, welche um ein Stipendium kompetiren wollen, haben vor ihrem Austritte aus dem Gymnasium oder Lycäum, und spätestens einen Monath vor Ende des Studien-Jahres, sich bei ihrem Studien-Rektor als Stipendien-Adspiranten zu melden, um von diesem als solche vorgemerkt, und über die zu erfüllenden Kompetenz-Bedingungen vorläufig unterrichtet zu werden.

Die Kompetenz-Bedingungen sind folgende:

a. Erscheinung bei dem Stipendianden-Konkurse an dem dafür anberaumten Tage.

b. Ueberreichung einer an Uns unmittelbar gerichteten, und dem beim Konkurse vorsitzenden Rektor zu behändigenden Bittschrift pro stipendio.

c. Beibringung aller Studien- und Sitten-Zeugnisse aus allen vom Bittsteller zurückgelegten Klassen, oder eines beglaubigten General-Attestats über dieselben.

d. Legale Anweisung über erhaltene Präsentation, wenn der Kompetent ein besonderes Stiftungs-Stipendium nachsucht; oder über Dürftigkeit und häusliche Verhältnisse der Aeltern, falls derselbe um ein allgemeines oder Staats-Stipendium konkurrirt.

2. Die Resultate der hierauf erfolgenden Prüfung sind in einem besonders darüber zu haltenden Protokolle, das von allen Examinatoren zu unterschreiben ist, einzutragen, und dieses mit den nach dem vorgeschriebenen Formular gleichförmig zu verfassenden Klassifikations-Tabellen, und mit allen Original-Bittschriften, Zeugnissen, und sonstigen Beilagen sämmtlicher Geprüften, insbesondere auch mit den Attestaten des eben geendigten Studien-Kurses, vom Rektorate an dessen unmittelbar vorgesetzte Stelle, von dieser aber mit gutachtlichen Bemerkungen an die geheime Central-Stelle innerhalb der ersten acht Tage der Herbstferien, oder wo möglich noch früher, einzusenden.

3. Die schon an der Universität studirenden Stipendien-Adspiranten haben sich an den Direktor ihrer Sektion zu wenden, und übrigens ebenfalls alle obigen Kompetenz-Bedingnungen zu erfüllen. Die nach der Prüfung von den betreffenden Sektions-Direktoren verfaßten Berichte, Protokolle und Klassifikations-Tabellen werden von dem akademischen Senate dem Stipendien-Ephorate zum geeigneten Vortrage und zur Zusammenstellung der Resultate aller einzelnen Konkursprüfungen in eine allgemeine Uebersichts-Tabelle übergeben. Ueber die Vorschläge und Klassifikation des Ephorats deliberirt der Senat in einer eigenen Sitzung, und erstattet sofort ungesäumt gutächtlichen Bericht darüber an das Ministerium des Innern, unter Anlegung aller Aktenstücke und eines tabellarischen Verzeichnisses aller vakanten akademischen Stipendien, mit Angabe ihres Betrages, und Benennung der von ihm begutachtenden neuen, oder durch Unterstützungs-Vermehrung zu belohnenden Stipendisten.

4. Der akademische Senatsbericht, und eben so alle von den Lycäums- und Gymnasiums-Rektoraten erstatteten Berichte unterliegen mit allen ihren Beilagen zuletzt der Revision Unseres geheimen Central-Studien-Bureau, welches mit Rücksicht auf die alljährlich sich ergebende Stipendien-Rechnungs-Bilance seine Vorschläge über die Verleihung und Erhöhung der akademischen Stipendien in einem ausführlichen motivirten Vortrage Unserem dirigirenden Minister, und durch diesen Uns zur Genehmigung vorlegt.

5. Diejenigen, welche Stipendien oder Stipendien-Zulagen erhalten haben, sollen jedesmahl noch vor Anfange des neuen Studien-Jahres öffentlich durch das Regirungsblatt bekannt gemacht werden.

IV. Ueber das quantitative Verhältniß der Stipendien zu den Dürftigkeits-Graden und Unterhalts-Bedürfnissen der Akademiker bestimmen Wir folgendes:

a. Da die Stipendien bei dem größeren Theile der Stipendiaten nur Unterhalts-Beiträge seyn können, wenn anders nicht viele in jeder Hinsicht würdige Competenten, deren Zahl die der jährlich vakant werdenden Stipendien gewöhnlich weit übersteigt, jener wohlthätigen Unterstützungs-Mittel ganz entbehren sollen, und da die Dürftigkeit sich nach individuellen Umständen und Familien-Verhältnissen in sehr verschiedenen Abstufungen ausweiset; so sollen die Stipendien überhaupt in halbe und ganze abgetheilt werden; jene zu 60, 75, 85, und 100 fl.; die ganzen aber zu 120, 150, 170, und 200 fl.

b. Familien- oder besondere Stiftungs-Stipendien, deren Stifter bestimmten Individuen ein Recht auf einen bestimmten quantitativen Studien-Beitrag hinterlassen haben, werden in diejenige der obigen Abtheilungen eingereiht, zu der ihr Quantum des jährlichen Betrages sich eignet, oder am meisten nähert.

c. Nur die ganz armen und dabei vorzüglich würdigen Staats-Stipendisten können schon

im ersten Jahre ihrer akademischen Laufbahn in den Genuß eines ganzen Stipendiums zu 120 fl. eintreten; die erste Verleihung bleibt jedoch in der Regel stäts auf diese Summe beschränkt.

d. Die minder Dürftigen und minder Vorzüglichen erhalten halbe, dem Grade ihrer Würdigkeit entsprechende Stipendien.

e. Jene und diese dürfen aber Vermehrung der ihnen gewordenen Unterstützung in jedem folgenden Jahre unter der Bedingung hoffen, daß sie sich über ihre progressive Würdigkeit auszuweisen im Stande sind.

f. Zur geltenden Ausweisung hierüber sowohl, als überhaupt auch über die Würdigkeit zum Fortgenuße eines Stipendiums (deren jedes immer nur eigentlich auf Ein Jahr ertheilt wird) ist erforderlich, daß der Stipendiat am Schluße jedes Semesters ein verschlossenes, die Fleißes-, Fortgangs- und Conduits-Noten von seinen sämmtlichen Professoren enthaltendes, und vom betreffenden Sections-Director ausgestelltes Zeugniß zum Stipendien-Ephorate (unter Gefahr im Unterlassungsfalle seine Unterstützung im folgenden Semester zu entbehren) überbringe. Das Ephorat trägt über alle diese Stipendiaten-Zeugnisse im Senate vor, und dieser sendet sie mit Bericht an die Central-Stelle.

Damit endlich sämmtliche Professoren und die Sections-Directoren ins Besondere den Fleiß und das Betragen der Stipendiaten um so gemeinsamer beobachten können, sollen am Anfange des Winter-Semesters einer jeden Section die Nahmen der ihr Angehörigen; der Polizey-Direction aber, um auch bei ihr jedesmahl die nöthige Auskunft über das sittliche und gesellschaftliche Verhalten der Stipendisten erhohlen zu können, die Nahmen Aller vom Ephorate mitgetheilt werden.

Diese allgemeine Verordnung ist zu Jedermanns Wissenschaft und zur genauen Darnachachtung öffentlich durch das Regierungs-Blatt bekannt zu machen. München, den 30sten October 1807.

Max Joseph.

Freiherr v. Montgelas.

Auf königlichen allerhöchsten Befehl.

v. Krempelhuber.

Einige Züge zur physiologischen und pathologischen Geographie.

Im Allgemeinen kann man annehmen, daß das Klima sehr großen Einfluß auf die animalischen Wesen jeder Art hat.

Den Bewohnern heißer Himmelsstriche ist in der Regel leidenschaftliches Temperament, Hang zur Geschlechtslust, Leichtsinn, Furchtbarkeit, Trägheit, Stolz, Eifersucht, Argwohn, Betrug, Treulosigkeit, Müßiggang, Ueppigkeit und Schwelgerei eigen. Bei den Bewohnern kalter Himmelsstriche findet man überhaupt Verminderung des Empfindungsvermögens, geringes Gefühl für zärtliche Leidenschaften, Gutmüthigkeit, Beharrlichkeit, Tapferkeit, Thätigkeit, Ausschweifung im Trunke, Spielsucht, Würde im äusserlichen Betragen, Redlichkeit, Offenherzigkeit, Beständigkeit, Entschlossenheit, und Kunstfleiß. Die Bewohner der gemäßigten Erdstriche zeichnen sich durch mittlern Grad der Empfindlichkeit aus; ihr Temperament hält das Mittel zwischen glühender Leidenschaft und kalter Gelassenheit; Liebe, Freundschaft, unbeständige Launen, Muth und Munterkeit, findet man in diesen Zonen am häufigsten.

Manche Thiere verändern sich in den Himmelsstrichen. Zu Angora bekommen Katzen, Kaninchen, und Ziegen lange weisse Seidenhaare. Korsika hat viel gefleckte Pferde und Hunde. In Guinea werden Menschen und Thiere mehrerer Art schwarz gefärbt.

Manche Gegenden haben eigenthümliche Krankheiten, die in andern Orten gar nicht aufkommen. Es gibt auch Gegenden, wo die von andern Orten hierher transportirten Kranken durch die bloße Atmosphäre gesund werden. Die Krankheiten, die sich von ihrem Ursprungsort weiter verbreiten, werden gemeiniglich in ihrer Natur verändert, und entweder gutartiger oder schlimmer. Folgendes sind Belege zu dem allen.

Die Pest ist ein Eigenthum der Levante. Die verschiedenen Arten des Aussatzes (Elephantiasis,

Barras, Boack) ist in Arabien zu Hause. Haleb hat eine eigene Art Blatternkräze, so wie Afrika und Westindien die Yams und Pians. Der Weichselzopf findet sich in der großen Tarterei, Siebenbürgen, Ungarn und Pohlen. Die Rachitis ist ursprünglich von England. Die Blattern stammen aus dem Innern von Afrika. Die Luft zu Madeira heilt die Schwindsucht. Kröpfe, Albinos, Kretins, und Kackerlacken findet sich in den Alpengebirgen. Die Masern kamen 572 aus Aethiopien nach Arabien, Egypten und Europa. Die Air ist eine Art von Gliederbetäubung in Brasilien, und wird der kalten Abend- und Nachtluft zugeschrieben. Auf den moluckischen Inseln herrschen die ampoinischen Pocken, eine Art der venerischen Krankheit; wenn der Sondelbaum daselbst gefällt wird, so werden diejenigen, welche diese Arbeit verrichten, von einem eigenen Fieber, Amphimerina mimosa genannt, befallen. (Etwas Aehnliches hat China, wie weiter unten vorkommt.) Die krimmische Krankheit ist eine Art Aussatz, und fängt sich mit einem blau angelaufenen Gesicht an. Die Bräume mit Schwämchen ist in Astrachan einheimisch. In Languedoc kommt eine eigene Art Karbunkel unter dem Namen Anthrax tarantalus vor. In Großbritanien findet sich im Herbst häufig ein rheumatischer Ausschlag ein. Barbiers nennt man in Bengalen eine plötzliche Lähmung der Glieder und Sprachorgane. Zu Pondicheri findet sich in der heißen Jahrszeit ein eigener Hautausschlag mit feinen Blattern ein, der mit Jucken auf Stirn und Schultern anfängt, und bis zur nassen Jahrszeit anhält. Blindheit und Augenentzündungen sind besonders heißen Sandländern eigen (z. B. Egypten). In Guinea findet sich die Beisie; es entsteht ein kupferfarbener weicher Fleck ohne Empfindung an irgend einem Theile des Körpers, das Fleisch geht unter demselben in trocknen kalten Brand über, dieser vergeht, und es tritt eine Art schwammigter Krebs an die Stelle, der schwer wegzubringen ist. Das gelbe Fieber hat ursprünglich nur in heißen Ländern, als Peru, Westindien, Barbados, Merico u. dgl. geherrscht, und erst in neuern Zeiten wurde Nordamerika und Spanien davon heimgesucht; es wird minder gefährlich, je weiter es in das feste Land eindringt. In Nigritien ist zur trockenen Jahrszeit eine Cholera ohne Fieber gewöhnlich. Die Demeljuja in Egypten äussert sich durch heftigen Kopfschmerz und geschwollene entzündete Augen; tritt sie zurück, so folgt Raserei oder Schlagfluß. Die Ruhren sind da gewöhnlich, wo Hitze und Kälte in kurzen Zeiträumen oft wechseln. In manchen hohen trocknen Gegenden Spaniens empfinden Ausländer eine heftige Eßlust, die, wenn sie ganz befriedigt wird, eine Art Kolik, Entripado genannt, erzeugt. In Norwegen ist die Epilepsie besonders bei dem weiblichen Geschlechte anzutreffen. In Rußland und in kalten Ländern findet sich die Rose häufig. Wenn die Chinesen den Firnißbaum (Rhus vernis) fällen, so werden sie von einer eigenen Krankheit (Erysipelas chinense) befallen, sie zeichnet sich durch Geschwulst und Röthe über den ganzen Leib aus. Die Gelbsucht ist in Persien einheimisch. In Ungarn findet man eine eigene Art Sumpffieber unter dem Namen Hagimatz. Jaswa nennen die Kalmucken eine schmerzhafte Beule, die sich besonders an den Geschlechtstheilen einfindet, und oft in 9 bis 10 Tagen tödtlich wird. In diesem Lande bringt die Luft zuweilen eigene Geschwüre an Menschen und Vieh hervor, welche auch Luftseuchen genannt werden. Im südlichen Rußland findet sich die Wolosetz, eine eigene Art Haargeschwür. Nedad ist ein eigenes hitziges Fieber in Habesch. Die Norwegen eigene Radesüge ist spasmatischer Natur. Die schottische Krankheit Sibbens ist venerischer Art, entsteht aber ohne Beischlaf; es sind flache Geschwüre im Munde, die ansteckend sind. In den Schweizer Gebirgen gibt es der abwechselnden Temperatur wegen häufig Schlagflüsse. Auf Malta schon, noch mehr in Südkarolina und dem Hochlande Peru's, ist der Sonnenstich zu finden; zuweilen, jedoch selten, zeigt er sich in den gemäßigten Zonen. Der Tetanus ist auch nur in hei-

ßen Ländern zu Hause. Westphalen hat die Bahren, eine Art Gliederreissen. Katharre und Rheumatismen gehören in den veränderlichen Klimaten zur Tagesordnung. Fast alle nach Westindien kommenden Europäer bekommen bald ein leichtes Fieber. Seeluft ist im Allgemeinen gesund, und die bekannte Seekrankheit rührt eben so wenig als der Scorbut von dieser Luft her, sondern letzterer mehr von der eingeschlossenen Luft und dem vielen eingesalzenen Fleische, daher er auch in kalten Nordländern im Winter zu finden ist. Am meisten leiden die Seefahrer durch plötzliche Uebergänge aus einem Klima in das andere und durch heiße Windstille.

Ueber die Aehnlichkeit des Deutschen mit dem Persischen.

Am meisten ist zu allen Zeiten die Aehnlichkeit, welche sich zwischen der deutschen und heutigen persischen Sprache befindet, aufgefallen; diese Aehnlichkeit ist auch wirklich groß, und besteht nicht bloß in einzelnen Wörtern sondern selbst in manchen Sprachformen.

Die heutigen Perser sind ein sehr gemischtes Volk, und ihre Sprache ist eine sehr gemischte Sprache, in welcher das alte Parsi, das Türkisch-Tartarische, und das Arabische wohl die vornehmsten Bestandtheile ausmachen. Da indessen Persien von jeher den Einfällen barbarischer Völker preisgegeben war, so ist vielleicht eben so viel Slavisches in dem Persischen als Germanisches. Das letztere läßt sich am besten durch den langen Aufenthalt der Gothen am schwarzen Meere in der Nähe Persiens erklären. Da diese ein wildes unruhiges Volk waren, welches sich immer auf Kosten seiner Nachbarn auszubreiten suchte, so hat es wahrscheinlich auch die Perser nicht ungeneckt gelassen. Es sind sogar einige Fingerzeige der Geschichte dahin zu deuten. Um das Jahr 464 verlieren sich die Tetraxiten, ein mächtiger gothischer Stamm, aus der Geschichte, und nach 548 verschwinden auch die Gothen am Kuban; wie möglich ist es nicht, das diese und vielleicht auch noch andere Stämme sich in Persien festgesetzt, mit den Einwohnern vermischt, und so einen Theil ihrer Sprache in das Persische übergetragen haben? Herr Professor Wahl versichert in seiner Geschichte der morgenländischen Sprachen, daß das Zend, eine der alten Sprachen Persiens, am meisten mit dem Deutschen übereinstimme. Da dieses die Sprache des nördlichen Mediens war, welches den Gothen am nächsten lag, so ließe sich das begreifen, denn Jornandes versichert ausdrücklich, daß sich Gothen in Medien niedergelassen haben. Dem verstorbenen Herrn Hofrath Adelung scheint das aber nicht so, denn gegen etwa 221 deutsche Wörter, die er im Neupersischen aufgefunden hat, hat er deren etwa 36 in Zend und 29 in Pehlvi, einer andern ausgestorbenen medischen Sprache, gezählt, von welchen sich jedoch mehrere streitig machen und andern Sprachen zutheilen lassen. Wenn sich also aus der Ueberlegenheit des Deutschen in dem heutigen Neupersischen etwas schließen ließe, so würde es dieses seyn, daß die eingewanderten germanischen Stämme sich mehr in die wärmern südlichen als in die gebirgigen und kalten nördlichen Gegenden werden gewandt haben. Das Türkische, eine verderbte tatarische Mundart, hat vielleicht eben so viele deutsche und slavische Wörter aufzuweisen, als das persische, und vermuthlich aus eben denselben Ursachen. Herr Adelung hat 247 Worte im Türkischen aufgefunden, welche dem Deutschen auffallend ähnlich sind.

Unter allen neuern europäischen Sprachen ist die deutsche Sprache allein eine Ursprache. So wie bekanntlich alle südlichen (Französisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch) und westlichen Sprachen (Englisch, Irisch rc.) gemischt sind, so ist auch das Russische, Böhmische, Pohlnische, Ungarische rc. eine aus slavischer und anderer Mundart gemischte Sprache. Wie viel Ursache haben wir also nicht, die Reinheit unserer Sprache so viel als möglich zu erhalten?

Waarenkunde.

Der Batist

ist unstreitig unter den leinenen Geweben das feinste. Er kann nur dann auf vorzügliche Schönheit Anspruch machen, wenn die Fäden desselben so dicht als möglich beisammenliegen, und durchaus keine Knoten haben. Der Flachs für dieses leinene Gewebe muß ganz besonders und mit vieler Sorgfalt gebauet, zu einer ungewöhnlichen Länge erzogen, mit noch größerer Sorgfalt aber bearbeitet, und äußerst gleich und fein gesponnen werden. Zwar wird der Batist eben so wie die Leinwand gewebt; aber der Weberstuhl muß in einem feuchten, jedoch sehr hellen Keller stehen: denn da die Fäden der Batistkette eine außerordentliche Feinheit haben, so würden solche, wenn der Stuhl in einem heißen oder trockenem Zimmer stände, bei der Arbeit sehr oft zerreißen. Die Feuchtigkeit des Kellers muß daher den Faden geschmeidig erhalten. Hieraus ergiebt sich auch von selbst, daß der Batist aus ungebleichtem Garne gewebt werden muß, weil das gebleichte noch mehr zerreißen würde. Der Nahme Batist scheint von Bastas, der feinsten Indischen Leinwand, herzustammen. Der Indianische Batist unterscheidet sich jedoch von dem Europäischen durch seine unendliche Feinheit, Dichtheit und Weiße. Das Stück ist gemeiniglich 1 ¼ Elle breit und 20 Ellen lang. Das Merkmahl seiner Aechtheit ist, wenn man feine Gold- und Silberfäden an beiden Enden der Stücke durchgezogen, und auf dem ersten Blatte eines jeden Stücks die Arabische Blume von geschlungenem Golde findet.

Der Zwirn, aus welchem die Indier ihren Bastas weben, ist so fein, daß das Auge die einzelnen Fäden kaum entdecken kann. Wie theuer er aber auch sein muß, kann man daraus schließen, daß der berühmte Tavernier für 20 Loth 120 Thaler bezahlen mußte. Die vorzüglichsten Batiste werden in Frankreich, Irland und in den Niederlanden, in der Schweiz, in Böhmen, Schlesien, besonders in der Gegend um Hirschberg und Bielefeld (in der Grafschaft Ravensberg in Westphalen) gewebt. Uebrigens ist es bekannt, daß es glatte, gestreifte, gesprengte und andere Batiste gibt. Es gibt auch noch verschiedene Untergattungen von Batisten, z. B. Cambrais oder Kammertuch, Linons ic.

Cambrais oder Kammertuch

ist ein leinenes Gewebe, welches aber weniger dicht ist, als der Batist. Es hat seinen Nahmen von der Stadt Cambrai (im französischen Departement des Nords) erhalten, wo es ehedem einzig und allein verfertigt wurde. Das feinste und beste wird auch jetzt noch in Frankreich gewebt; doch wird auch dergleichen in Bielefeld und Hirschberg verfertiget. Das Bielefelder kommt an Güte und Feinheit, in den stärksten Sorten aber das Hirschbergische dem Französischen am nächsten.

Die Linons

sind noch weniger dicht, als der Cambrai, und werden ebenfalls in Frankreich und in der Grafschaft Hennegau am vorzüglichsten verfertiget. Es gibt davon glatte, gestreifte und geblümte Arten. Auch in Schlesien sucht man den Linon nachzumachen; aber auch hier fallen die stärkern Arten besser aus, als die feinern. Ein Stück von ⅝ oder ¾ Breite, soll eigentlich 68, von dem ⅞ oder ⅝ breiten aber 54 Ellen halten.

Da diese Arten von Batist sämmtlich jetzt in der Mode sind, so wird es nicht überflüßig sein, hier noch zu erwähnen, wie man sie wäscht, ohne sie zu verderben.

Alte Batiste müssen zuvor, ehe man sie wäscht, in reinem, hellen, keineswegs aber in trübem oder schlammigen Flußwasser eingeweicht werden. Sollte aber das Wasser trübe oder schlammig sein, so kann man es durch folgendes Verfahren reinigen, daß es für diese Art Wäsche brauchbar wird. Man stößt Kohlen zu Pulver, vermischt dieß mit Sand, und bindet es in einen Sack, diesen legt man in einen langen Korb über Stroh, und läßt durch diesen nun das Wasser durchseihen. Zum Waschen löset man gemeine, noch lieber aber venetianische Seife, weil diese reiner ist, im Wasser durchs Kochen auf, und



setzt auf 1 Pfund Seife noch 1 Loth Alaun und 2 Loth Weinstein hinzu. Diese gekochte Seife wird dann abgeschäumt, und in Stücke oder Kugeln gebildet. Damit seift man, jedoch mit Vorsicht, jedes Stück von Batist, Cambrai oder Linon, dem Faden nach ein, drückt es oder windet es nicht aus, wodurch sonst die Fäden verschoben werden, und läßt es so zweimahl durch die Hände gehen, und spühlt es mehrere Mahle im Wasser so aus, daß keine Seifentheile mehr darin bleiben, welche sonst sehr leicht das Gewebe gelb machen. Dann wird es nochmahls in das letzte Spühlwasser, worein man einige Tropfen von einer Waschtinktur oder Indigo = Auflösung getröpfelt hat, eingetaucht, durchgezogen, ausgedrückt, und im Schatten getrocknet.

Die erwähnte Waschtinktur verfertigt man aus 1 Loth des besten Quatimota = Indigos, welchen man zum feinsten Pulver reibt. Diesen schüttet man in ein starkes Glas, gießt 4 Loth Nordhäuser Vitriol darauf, und rührt ihn mit einem gläsernen Röhrchen, z. B. von einem Barometer ꝛc. beinahe eine Viertelstunde lang um. Dann bedeckt man das Glas mit Papier, damit die Farbe vor Staub verwahrt bleibe, und läßt es 8, höchstens 10 Stunden stehen. Alsdann gießt man 2 große Caffeetassen voll Flußwasser hinzu, und rührt es nochmahls eine Viertelstunde lang um; läßt es wieder 2 Stunden lang stehen, worauf man abermahls 2 bis 3 Tassen Wasser, je heller oder je dunkler man es haben will, zugießt, und dann das Ganze mittels eines gläsernen Trichters durch eine feine Leinwand durchseihet. Diese Waschtinktur hat einen großen Vorzug vor der gewöhnlichen blauen Farbe, welche sich so leicht an dem Waschzeuge ansetzt, nicht leicht wieder herauszubringen, und dem Batist sehr nachtheilig ist. Je nachdem man nun das Zeug mehr oder weniger zu bläuen wünscht, gießt man auch ein Par Tropfen mehr oder weniger von dieser Tinktur hinzu. Da jedoch die Ingredienzien für eine größere Masse berechnet sind, als für den gewöhnlichen Hausbedarf nöthig sein möchte, so kann man sie um die Hälfte, um das Viertel und noch darunter, verringern. Auf diese Weise kann man auch Mousselin waschen.

Neue Erfindungen.

Neue Dreschmaschine.

Zu Wien ist bei Karl Kupffer, Buchhändler in der Herengasse dem Landhause gegen über, die Beschreibung und Abbildung einer Dreschmaschine, womit in der nämlichen Zeit 6 Arbeiter so viel Getraide dreschen als 18 Arbeiter auf die gewöhnliche Art. Diese Maschine ist ursprünglich in England von Meikel erfunden, in Schweden von Brunian verbessert worden, und hat nach mehreren Abänderungen die jetzige Einrichtung erhalten. Sie ist so beschaffen, daß sie auch leicht durch Wasser, Pferde, Ochsen in Bewegung gesetzt werden, und somit die menschliche Arbeit noch mehr verringert werden kann. Herr Sebastian Jobst, Maschinist zu Wien in der Rossau, Hahngasse Nro. 13, verfertigt diese Maschine, auch nimmt der obengenannte Herr Buchhändler Kupfer Bestellungen darauf an.

Neue Säemaschine.

Herr Anton Ziller, im Salzburgischen zu Hause, hatte eine Säemaschine erfunden, deren Zweck und Bau so beschaffen ist, daß jedes Korn in einem wohlberechneten Zwischenraum sicher unter die Erde gebracht wird. Auf einen Quadratschuh kommen 32 Körner. Schon 2 Jahre wurde diese Maschine von dem Erfinder bei Bestellung seiner Aecker benutzt, und sie gewährte die größten Vortheile beim Ertrage. Da man in den neuern Zeiten das Stecken des Saatkorns so sehr empfiehlt, weil die Regelmäßigkeit des Ertrags dadurch nicht wenig gewinnt, so ist die Erfindung und Verbreitung einer Maschine, wodurch das langweilige Geschäft des Steckens abgekürzt und erleichtert wird, von nicht geringen Nutzen, und es ist sehr zu wünschen, daß sie bald in den Händen jedes Oekonomen sein möchte.

Neue Säemaschine.

...en Ziller, im Salzburgischen ...
...emaschine erfunden, deren ...
...assen ist, daß jedes Korn ...
...en Zwischenraum ...
... Auf einen Quadrat...
... Schon 2 Jahre wurde ...
...nder bei Beibehaltung ...
... gewährete die größten ...
... man in den neuern Zeiten ...
...les so sehr empfiehlt, ...
...des Ertrags dadurch ...
... die Erfindung und Verbreitung ...
...durch das langweilige ...
...kürzt und erleichtert wird, ...
...en, und es ist sehr zu wünschen, ...
...den Händen jedes Lehmanns ...

von den Unterzeichneten aus Auftrag und im Namen Sr. kaiserl. königl. östreichischen., und Sr. Königl. baierischen Majestät folgende Erklärung verbindlich verabredet und gemeinsam erlassen worden:

I. Alle zeither in den kaiserl. königl. östreichischen und wechselseitig den kön. baierischen Staaten verhängte Sequester oder Einziehungen von Realitäten, Kapitalien oder irgend andern Vermögenstheilen der Privaten und der bestehenden geistlichen und weltlichen Körperschaften; oder Stiftungen, literarischen und milden Institute, und ähnlichen selbstständig fortdauernden, mit dem Staatsvermögen nicht konsolidirten Anstalten des Kaiserthums Oestreich, und des Königreichs Baiern sollen von nun an aufgehoben sein und verbleiben.

Unterzeichnung dieser Erklärung ohne weiters vor sich zu gehen hat. So geschehen, München den 5. Nov. 1807.

Fr. Gr. v. Stadion. (L. S.) Frhr. v. Montgelas. (L. S.)

(Die Bürgermilitär-Pflichtigkeit der Staatsdiener, welche zugleich bürgerliche Gewerbe oder Realitäten besitzen, betreffend.)

Wir Maximilian Joseph,
von Gottes Gnaden König von Baiern.

Wenn ein Staatsdiener nebenbey noch ein, nach den bestehenden Verordnungen, erlaubtes bürgerliches Gewerbe führt, oder eine Realität besitzt, auf welcher das Bürgerrecht haftet, so genehmigen Wir: daß, im Falle sein Dienstverhältniß den persönlichen bürgerlichen Militärdienst ihm gestattet,

er dem bürgerlichen Militär-Verbande beytrete, ausserdem aber seine Person durch einen Geldbeytrag surrogire.

Witwen, welche ihr bürgerliches Gewerbe mittelst Gesellen betreiben, wollen Wir aus Rücksichten, die ihre Lage darbiethet, von jeder Leistung zum Bürger-Militär entbinden.

Unser General-Landes-Kommissariat dahier hat sich darnach zu achten.

München, den 30sten Sept. 1807.

Max Joseph.

Freiherr v. Montgelas.

Auf königlichen allerhöchsten Befehl.
Lampel.

Beförderungen.

Durch eine allerhöchste Entschließung vom 2ten Nov. ist die ganze dermahlige Forstinspektion Miesbach, (künftighin Forstinspektion Rosenheim genannt) mit Ausschluß der Forstrevier Rieß an der Isar, welche von nun an der Forstinspektion Garmisch beygelegt seyn soll, in gleichem Verhältnisse mit den Salinen-Waldungen zu Traunstein und Reichenhall, der General-Administration der Salinen zur eigenen Verwaltung übergeben worden.

Diese Waldungen behalten zur Aufsicht folgendes Forstpersonal, welches hinfür aus der Salinen-Kasse bezahlt werden soll:

1. Einen Forst-Inspektor, in der Person des Franz Schmidt. Er hat seinen Wohnsitz in Rosenheim.

2. Zwey Oberförster; einen zu Tegernsee, und den andern zu Rosenheim.

Zum Oberförster in Tegernsee wurde ernannt: der bisherige Wald-Anschaffer zu Saalfelden, Anton von Spitzl.

Der bisherige Oberförster zu Tegernsee, Dach, kommt einstweilen in die Quieszenz.

Als Oberförster zu Rosenheim bleibt Joseph Hörmann.

3. Die Oberförsterey Tegernsee hat folgende Reviere:

a. Die Revier Kreit, wozu der Förster von Ellbach, Joseph Bauer, bestimmt worden ist. Bey dieser Revier sind vier Forstwärter.

b. Die Revier Schliersee, wo der Revierförster von Kreit, Xaver Messert, mit seinem bisherigen Gehalte angestellt wird.

c. Die Revier Ellbach, wohin Johann Reindl, von Schliersee versetzt werden soll. Diese Revier hat einen Forstwart zu Baierischzell. Da der Horhag dieser Revier einverleibt ist; so soll auch die Holzabzählung allda von der Salinen-Forst-Inspektion Rosenheim künftighin gemacht werden.

4. Zur Oberforsterey Rosenheim gehören folgende Reviere:

a. Die Revier Niederaudorf, der die Revier Dörwang einverleibt werden soll. Zum Revierförster dieser Revier ward bestimmt, der Revierförster Joseph Katz zu Dörwang, mit einem Forstwarte zu Niederaudorf.

Der bisherige Förster zu Niederaudorf, Freiherr von Häffelin, kommt einstweilen in die Quieszenz.

b. Die Revier Aibling, mit dem bisherigen Förster, Franz Lambert.

c. Die Revier Attl, mit dem Förster, Alois Buchböck.

d. Die Revier King, mit dem Förster, Jakob Gerbl, und dem Forstwart zu Steinbuch, Ignaz Dobler.

e. Die Revier Föching, mit dem Förster, Max Groll.

Diese Revier wird so, wie sie jetzt ist, vom Hofoldinger-Forste abgerissen, und der Salinen-Forst-Inspektion Rosenheim beigelegt. So ferne aber nicht der ganze Holzertrag dieser Revier Föching zum eigenen Gebrauche der Salinen benützt werden könnte; so soll der übrige Theil seiner vorigen Bestimmung zurückgegeben werden.

Die Anstellung der nöthigen Forstgehilfen bleibt der General-Administration der Salinen überlassen.

Anstatt der Forstgehilfen passiren den Oberförstern zur Haltung eines Schreibers jährlich 200 fl. und anstatt der Forstgebühren 1 Kreutzer per Klafter.

Das Forstpersonal in dieser Inspektion Rosenheim steht zu der Salinen-Ober-Inspektion in Reichenhall in demselben Verhältnisse, wie die Forstinspektion zu Traunstein, und wie die zu Hall im Innthale zum dortigen Salzoberamte.

Se. königl. Majestät haben den Hofrath und bisherigen Professor der Chirurgie zu Landshut, **Winter**, zu Allerhöchstihrem Leibwundarzte und Hofarzte durch allerhöchstes Dekret vom 6. dieses Monaths zu ernennen geruht.

Das Zunftwesen.

Ein nationalökonomistischer und staatswirthschaftlicher Versuch, vom Regierungs-Prokurator Karl Wangemann zu Kassel.

Der geheime Rath **Medicus** zu Weilburg hat in der Zeitschrift: der rheinische Bund Heft 6, S. 392 ff. einige Vorschläge zur neuen Einrichtung des Zunftwesens in den Staaten des rheinischen Bundes gethan. Zugleich hält er in einer Note die Beibehaltung der Zünfte für nothwendig, und unterstützt seine Meinung durch mehrere Gründe.

In einer Zeit, wie die gegenwärtige, welche dem größten Theile von Europa eine andere Gestalt gibt, welche so manche Staatsverfassung in ihren Grundfesten erschütterte, welche so viele Formen zerbrach, und Vorurtheile mancher Art, denen Alter Ansehn und Ehrwürdigkeit lieh, bekämpfte — in einer Zeit, welche am politischen Horizont ein verhängnißvolles Gestirn über alle Reste der grauen Vorzeit heranführte — verlohnt es sich's wohl der Mühe, einen Blick auf ein Institut zu werfen, welches man fast in allen polizirten Staaten Europa's findet, und welches so viele Stürme voriger Jahrhunderte nicht erschüttern konnten.

Das Zunft- und Gildenwesen ist so alt, als die Geschichte unserer Städte. Ein fast tausendjähriges Alter hat seine Haltbarkeit bewiesen und ihm Ehrwürdigkeit verliehen. Die heiligsten Gesetze haben von Zeit zu Zeit seine Existenz sanktionirt, die unverbrüchlichsten Verträge haben ihm Fortdauer und Unabhängigkeit garantirt. Fast alle Zweige der Administration machten es zum Gegenstande ihrer Fürsorge und achteten seine Formen. Von ihm gieng eine artistische Kultur über ganz Europa aus; Kultur ward durch dieses Institut unter die rohesten Völker verbreitet. Fremde Sitten und Gebräuche wurden dadurch in ferne Länder verpflanzt. Mächtig war sein Einfluß auf Staatsverwaltung, groß seine Theilnahme an Erhaltung und Veränderung der Konstitutionen, und unverkennbar sein Interesse für die Sache der Menschheit. Mit der Auflösung der Zünfte hat man wohl geglaubt, würde die Welt aus ihren Angeln und Fugen fallen, die Ordnung der Dinge umgekehrt, und der Staatsbürger sich von der Sache der Menschheit lossagen.

Mit banger Furcht wendet daher der deutsche Staatsbürger seinen Blick dahin, woher er Leben oder Tod dieses Instituts erwartet. Aengstlich und von banger Sorglichkeit erfüllt, sieht er der Auflösung einer Anstalt entgegen, an die er von Jugend auf gewöhnt war, die seine Vorfahren nie anders gesehen hatten, in der und durch die er gleichsam lebte, einer Anstalt, an die man die Industrie band, und durch die man das Heil des Staats als bedingt ansah.

Aber wer ist nicht, der nicht Kalküls für sein Privatwohl zöge, der nicht alles nach seinem Vortheile berechnete, und nach dem Maßstabe seines Gewinnes den Werth und Nutzen dieser Anstalt bestimmte?

Mit strenger Unparteilichkeit wollen wir daher einen Gegenstand betrachten, welcher von so großem Zeit-Interesse ist. Wir wollen ihn mit dem Lichte der Wahrheit beleuchten von allen Seiten, von seinen guten und schlimmen. Befreit von aller politischen Superstition, wollen wir nur der Wahrheit



huldigen. Keine fixe Idee soll uns fesseln, kein Phantom soll uns schrecken. Willkommen soll uns alles sein, was das ewige unvergängliche Gepräge der Wahrheit trägt. Aber auch nicht erschrecken, nicht zurückbeben wollen wir vor ihr, wenn sie sich zeigt, wie sie ist, und nicht wie sie unser Traum, wie unsere Wünsche und Vorurtheile sie mahlen.

Der Gesichtspunkt, aus welchem das Zunftwesen hier betrachtet wird, soll **staatswirthschaftlich** sein; d. h. die für den Staat wichtigste Frage soll beantwortet werden: **Kann das Zunftsystem mit den Grundsätzen der National-Oekonomie und der Staatswirthschaft bestehen?** — Von selbst leuchtet ein, daß diese Frage ihre Beantwortung nicht auf dem Gebiete der Staatswirthschaft allein suchen und finden kann, sondern daß sie in das Feld des **Rechts** hinüber spielen muß. Die rechtliche Möglichkeit ist es, welche gleich in den Weg tritt, und untersucht werden will. Sie ist die Vorbedingung der Existenz eines jeden Instituts, wenn von seiner Einführung oder Erhaltung geredet wird. Sie ist der einzige, ewige und unvergängliche Prüfstein, auf welchem jede äußere Handlung für den Staat brobirt werden muß. Ob diese oder jene Handlung, obwohl staatswirthschaftlich möglich, auch rechtlich möglich sei, dazu bedürfe es in jedem vorkommenden Falle eines besondern, von jenem unterschiedenen Akts der Untersuchung, um zu einem einstimmigen, oder sich ausschließenden Resultate zu gelangen. Daher ist es nöthig, daß das **Prinzip** der National-Oekonomie zu einem **rechtlichen** erhoben werde, und alles, was auf jene Bezug hat, den Karakter des Rechts, als der für den Staat einzigen Möglichkeit, trägt. Höher ist unstreitig dieser **Standpunkt**. Nun schweift die Staatswirthschaft nicht mehr in den niedern Regionen umher, sie hat den Tummelplatz der Ungewißheit, Unbestimmtheit und Willkür verlassen, hat ihre irdische Hülle abgestreift und sich zu einem reinern, geistigen Leben mit ihrer Schwester Recht im ewigen Bunde vereinigt, um im schönsten Verein Glück und Segen über die Menschheit aus ihrem Füllhorn auszuschütten. Hiedurch hat die Staatswirthschaft selbst ihren Werth gerettet, und sie erfüllt dadurch zur größten Achtung. Nun ist der Markstein des Rechts der Markstein der Staatswirthschaft, über ihn hinaus schweifen nicht ihre Träume. Unter keinem Vorwande, selbst nicht unter dem des Glücks der Nationen (dem höchstmöglich täuschendsten), erweitert sie ihr Gebiet. Immer fühlt sie den Zügel des Rechts, welches sie auf seinem Gebiete einengt, und nur dasselbe zu ihrem Wirkungskreise anweist. Nun bedarf es keiner Untersuchung mehr, ist dieß oder jenes, welches staatswirthschaftlich erlaubt, auch rechtlich erlaubt? Die erste Frage absorbirt auch die zweite, und sie ist zum selbstständigen und letzten Regulator erhoben.

Hindere Niemand in dem Streben und in dem Fortschreiten zur Vollkommenheit, ist ein ethisches und rechtliches Geboth. Es ist ein categorischer Imperativ der practischen Vernunft, welcher sich als unbedingt und allgemein ankündigt, welcher seine hohe Abkunft beurkundet und seinen Werth rein ausspricht. Jener Satz ist ethisch, denn jeder Mensch hat die moralische Pflicht auf sich, den höchsten Grad geistiger und körperlicher Vollkommenheit zu erringen. Ich soll also Niemand hindern, sich zu vervollkommen, weil es **Pflichtgeboth** ist, von allen andern Triebfedern abgesehen. Als ethisches Geboth gehört daher dieser Satz blos dem Gewissen, blos der innern Gesetzgebung an. Allein jener Satz ist auch ein **Rechtsgeboth**, er kann auch vor einem äußern Gerichtshofe geltend gemacht werden. Jedem Menschen liegt auch die Rechtspflicht (Verbindlichkeit) auf, Niemand in dem Streben nach Vollkommenheit zu hindern. Diese Rechtspflicht ist erzwingbar, sie kann durch äußern Zwang geltend gemacht werden. Denn die Handlung, wonach ein Mensch den andern hindern würde, sich zu vervollkommen, würde nicht als Maxime nach einem allgemeinen Gesetz bestehen können. Eine solche Maxime kann nicht als ein allgemeines Gesetz gelten, und es würde die

ganze Menschheit aufreiben und zerrütten, würde sie geltend gemacht. Dieser rechtlichen Zwangspflicht muß nun ein Recht entsprechen und gegenüber stehen, welches denselben Karakter, als die Pflicht haben muß, nämlich es muß ein vollkommnes, ein erzwinbares Recht sein, ein Recht, welches absolut ist d. h. gegen jedermann geltend gemacht, und wenn es nicht anerkannt werden will, nöthigenfalls erzwungen werden kann. Jener Satz begreift nun aber auch den der möglich größten Beförderung des physischen Wohlstandes in sich, und die Formal heißt hier: Hindere Niemand in der Beförderung oder Vermehrung seines physischen Wohlstandes. Denn ohne diese Beförderung ist die Erreichung der größten Vollkommnung nicht möglich und denkbar. Jede Abnahme des physischen Wohlstandes, jedes Hinderniß des Strebens nach physischem Wohlstande ist ein Hinderniß des Strebens zur Vollkommenheit. In dem Grade, in welchem ich gehindert werde, meinen physischen Wohlstand zu vermehren, in eben dem Grade werde ich gehindert, mein Ich zu vervollkommen, in eben dem Grade wird in mein Urrecht eingegriffen.

Hieraus folgt nun:

1) Jeder Mensch hat das Recht, von jedem andern Menschen zu fordern, daß ihm kein Hinderniß in den Weg gelegt werde, seinen physischen Wohlstand zu vermehren, und dieses Recht ist nicht etwa ein unvollkommenes, sondern ein vollkommenes, erzwingbares Recht.

2) Jeder Mensch hat die vollkommene Rechtspflicht auf sich, keinem Menschen Hindernisse in den Weg zu legen, seinen physischen Wohlstand zu befördern, und zu vermehren.

3) Kein Mensch hat das Recht, den andern durch äußern Zwang zu nöthigen, seinen physischen Wohlstand zu vermehren, weil nur ein ethisches Gesetz die positive moralische Pflicht auflegen kann, sich zu vervollkomnen, mithin auch seinen physischen Wohlstand zu vermehren. Dieses Geboth liegt aber außer der Sphäre einer juridischen Gesetzgebung. Eine äußere Gesetzgebung kennt ein solches, positiv ausgesprochenes Princip nicht; es ist mithin nur ein rein ethisches, und kann nicht zu einem rechtlichen erhoben werden. Die Idee des Staates schließt dieses Gesetz aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lissabons Polizei und Justiz.

Lissabon, das jetzt auch in politischer Hinsicht die Aufmerksamkeit auf sich zieht, hat alle Eigenthümlichkeiten der südeuropäischen Städte an sich. In dieser Hauptstadt von Portugal und Residenz des Hofes, sind nach 9 Uhr Abens die Gassen mit mordenden und raubenden Banditen, mit herrenlosen Hunden, und anderen Unholden ganz überschwemmt, und die nachläßigen Gerichtsdiener schützen soviel wie nicht dagegen. In einer Nacht werden nicht unter 10 Menschen auf den Gassen ermordet. In dem Winter 1794 und 1795 beraubte und griff man die Fußgängen an, selbst wenn sie Bediente mit Fackeln bei sich hatten. Man hielt sogar Kutscher an, ungeachtet Bediente und Fackelträger dabei waren. Tag und Nacht werden Nachtgeschirre und andere unreine Wasserbehälter aus den Fenstern ohne die geringste Warnung und oft recht muthwillig auf die Vorbeigehenden ausgeleert. Der Koth häuft sich daher besonders im Winter zur Regenzeit so ungeheuer an, daß man die Gassen nur zu Pferde oder in Kaleschen passiren muß, wenn man sich nicht bis an die Knie beschmutzen will. In den kleinern Strassen liegen die aufgethürmten Kothhaufen oft 20 Jahre, ohne daß man zu ihrer Wegräumung Anstalt macht. In der Regenzeit fließen sie aus einander und verpesten die Luft, im Sommer verursachen sie den unerträglichsten Staub.

Eben so empörend ist die unzähliche Menge der Bettler, die aus allen Gegenden nach Lissabon strömen, und zum Theile mit Schmutz, Ungeziefer, und eckelhaften Krankheiten bedeckt und behaftet

sind. Alte und Junge von beiden Geschlechtern, Rüstige und Elende, betteln alle gleich ungestüm und verfolgen die Einwohner, besonders aber die Fremden an allen Orten, wo sie sich sehen lassen, und klopfen an allen Thüren an. Die Polizei hat nie etwas gethan, um diesem Unfug zu steuern, die wahre Armuth zu unterstützen; die Almosen, welche die Klöster austheilen, dienen nur dazu, dieses Uebel zu vermehren, während daß die Geistlichkeit im Besitze sehr großer Reichthümer ist, die zur Aufhelfung so vieler wahrhaft Hülfsbedürftigen angewendet werden könnten.

In dem Jahre 1791 fing man an, Lissabon des Abends mit Laternen zu erleuchten, wozu eine eigene Auflage gemacht wurde. Dieß dauerte aber nur zwei Jahre. Darauf wurden die Laternen wieder weggenommen, und die Stadt unerleuchtet gelassen, ob gleich die Laternenauflage richtig bezahlt wird.

Die Gerichtspflege in Lissabon, so wie in ganz Portugall, hat einen äusserst unordentlichen Gang. Die größten Verbrecher gehen ungestraft durch, während andere eines geringen Verbrechens wegen in die schärfste Untersuchung kommen, je nachdem das Interesse der Richter damit verwebt ist. Am Leben wird selten jemand gestraft, und ist ja einmahl ein Todtesurtheil über einen Verbrechen ausgesprochen, so hören Mönche, Nonnen, und andere Vorbitter nicht auf, Begnadigung für den Missethäter zu erbitten. Falsche Zeugen kann man leicht bekommen; für einen Thaler ist sogleich eine Menge dazu bereit. Sehr viele Verhaftete sitzen Jahre lang in den scheußlichsten Gefängnissen, mit Räubern und Bösewichtern jeder Art vermengt, ohne daß ihre Sache vorgenommen wird, wenn der Kläger die Sache nicht mit Geld betreibt.

Ob gleich der Boden um Lissabon herum sehr fruchtbar ist, so fehlt es dem Orte doch an der nöthigen Zufuhr aus dem Lande, und statt daß hier Ueberfluß und Wohlfeilheit herrschen sollten, findet allenthalten Mangel und Theurung statt. Die Trägheit der Portugieser ist Ursache. Diejenigen Lebensmittel, welche die hier so freigebige Natur von selbst hervorbringt, sind im Ueberflusse da, als Zitronen, Orangen, Pomeranzen, Feigen, Kastanien, und Wein. Wo aber der menschliche Fleiß nur eine Hand mit anlegen soll, da fehlt es an allem, ob gleich der Boden nicht der Hälfte der Arbeit bedürfte, die der deutsche bedarf, um alles hervorzubringen, was zur Erhaltung des Lebens erforderlich ist. —

Es wäre also für Portugal selbst nicht unvortheilhaft, wenn ihm die jetzigen Ereignisse eine andere Regierung gäben. Die schönsten Länder von Europa sind lange Zeit hindurch der Sitz des Aberglaubens, des Despotismus, der Trägheit und der Unordnung aller Art gewesen. Italien hat seit der neuen Ordnung der Dinge daselbst angefangen, sich den kultivirteren Staaten Europens gleich zu setzen. Portugal sieht vielleicht einer ähnlichen Umgestaltung jetzt entgegen.

Ueber den Einfluß verschiedener Luftarten auf die Vegetation.

Die Lebensluft oder das Oxygen beweist sich bei der Vegetation sehr thätig. Sie befördert ganz besonders das Keimen der Samen, welches ohne sie gar nicht oder doch nur sehr unvollkommen von statten geht. Die Samen setzen hiebei Kohlenstoff ab, und es bildet sich Kohlensäure. Auch nach dem Keimen ist die Wirkung der Lebensluft noch nützlich. Das Wasser befördert nur in so fern das Keimen, als es Lebensluft enthält. Einige Samen scheinen mehr, andere weniger von dieser Luft zum Keimen nöthig zu haben. Durch diesen Oxydationsproceß wird der Zucker im keimenden Samen gebildet. Je mehr man dem keimenden Samen Sauerstoff zuführen kann, um so schneller geht das Keimen von statten. Auch die Wurzeln bedürfen zum Gedeihen des Sauerstoffgasses. Aus allem diesen läßt sich erklären, wie das Auflockern der Erde und die Anwendung oxydirender Düng-

alie für Portugal selbst nicht ...
in ihm die jetzigen Ereignisse ...
iben. Die schönsten Länder ...
nge Zeit hindurch der Sitz ...
es Despotismus, der ...
ng aller Art gewesen. ...
rdnung der Dinge daselbst ...
civilisirteren Staaten Europens ...
tugal sieht vielleicht einer ...
egt entgegen.

---

r Einfluß verschiedener ...
auf die Vegetation.

ensluft oder das Sauerstoffgas ...
ien sehr thätig. Sie ...
as Keimen der Samen, ...
oder doch nur sehr unvollkommen ...
Die Samen setzen hiebei ...
bildet sich Kohlensäure. ...
... der Lebensluft ...

gen. Im reinen Sauerstoffgas gedeihen die Pflanzen, wenigstens im Schatten, schlechter als in atmosphärischer Luft.

Die kohlensaure Luft ist ein ganz vorzügliches Nahrungsmittel entwickelter Pflanzen; der Proceß des Keimens geht nicht in dieser Luft vor sich. Am besten bewirkt dieselbe die Vegetation in Verbindung mit etwas Sauerstoffgas. Die Pflanzen nehmen den Kohlenstoff dieser Luft auf, und der Sauerstoff wird in Gasgestalt frei. Pflanzen vegetiren weit besser in kohlensäurehaltiger als in reiner atmosphärischer Luft. In einem Gemenge aus kohlensaurer und Stick-Gas sterben die Pflanzen. So können also Pflanzen sich in einer Luft sehr wohl befinden, in welcher kein Thier leben kann.

Wenn lebende Pflanzen in Stickgas, Wasserstoffgas, oder kohlensaures Gas über Nacht gesetzt werden, so absorbiren sie von diesen Luftarten fast gar nichts, es entbindet sich aber etwas kohlensaures Gas aus der Pflanze. Blumen brechen in sauerstoffleeren Luftarten nicht auf. Die aufgeblühten Blumen aber absorbiren einen Theil Sauerstoffgas, unterlegt, einen andern verändern sie

Die wilden Pferde.

Alle Thiere und Pflanzen haben durch die Kultur gewonnen, so auch das Pferd. Das eselähnliche, mausefahle, langhaarige Geschöpf der Wüste ist unter der Hand der Menschen eins der schönsten und edelsten Thiere geworden.

Ob es noch ursprünglich wilde Pferde gebe, wird von den Naturforschern widersprechend entschieden. Blumenbach und mehrere Naturforscher sagen nein, andere aber lassen sich die von ihnen vorgebrachten Gründe nicht genügen, vielmehr ist es ihnen wahrscheinlich, daß es in dem mittlen Asien, in den ungeheuern mongolischen Steppen und Wüsten noch ursprünglich wilde Pferde gibt, d. h. solche, die nicht erst von entlaufenen zahmen Pferden abstammen. Pennant führt dieß als gewiß an. Wilde Pferde (die er sehr wohl von verwilderten unterscheidet) werden angetroffen, sagt er, um den See Aral, nahe bei Kutzneck, unter dem 54sten Grade der Breite, an dem Tanflusse, im südlichen Siberien, in den großen mongolischen Wüsten, und in der Kalkas-Mongolei nörd-

mein, und stellen da, wo sie grasen, oder sonst sich aufhalten, allemahl einen Wächter auf eine Anhöhe hin, der rings umher späht, ob sich Gefahr zeigt. So bald er dergleichen wittert, ist sein Wiehern das Zeichen einer allgemeinen Flucht, die mit unglaublicher Schnelligkeit erfolgt. Dennoch entgehen diese schnellen und vorsichtigen Thiere den Nachstellungen der Steppenbewohner, besonders der Kalmücken nicht. Diese wissen die Gelegenheit so abzupassen, daß sie mit ihren ebenfalls sehr flüchtigen Pferden unter eine Heerde von wilden reiten, und mehrere mit ihren langen Lanzen erlegen können. Sie bedienen sich auch abgerichteter Falken, welche sich den Pferden auf die Köpfe setzen und diese so verwirrt machen, daß sie sich endlich ergeben müssen.

Im Innern von Ceylon gibt es wilde Pferde, die sehr klein sind. Ob sie zu den ursprünglich wilden gehören, läßt sich schwerlich ausmachen. Man vermuthet auch, daß es noch ursprünglich wilde Pferde in den großen afrikanischen Wüsten gibt. Verwilderte finden sich in menschenleeren Gegenden in Menge. Auf beiden Seiten des Donflußes, vorzüglich gegen die assovsche See und die Stadt Bakmut hin, findet man Heerden von Pferden wild, welche von den russischen herstammen, die 1697 bei der Belagerung von Assov gebraucht und endlich, weil es an Futter gebrach, in Freiheit gelassen wurden. Diese verwilderten Thiere sind ganz in den Zustand der Natur zurückgetreten, haben ihr veredeltes Ansehen verloren, und sind so scheu und furchtsam geworden, daß man sie von den vorhin beschriebenen wilden nicht unterscheiden kann. Sowohl diese verwilderten als die ursprünglich wilden, nähern sich gern den zahmen Pferden der Kosaken und Kalmücken, führen sie öfters mit sich, und vermischen sich mit denselben. In den großen pohlnischen Wäldern trifft man ebenfalls verwilderte Pferde an, und man findet dergleichen sogar in den schottischen Hochländern. Im südlichen Amerika, zumahl in Paraguay und Patagonien, sieht man eine unbeschreibliche Menge von verwilderten Pferden, deren Stammältern von den Spaniern dahin versetzt worden sind.

Sowohl die ursprünglich wilden als die verwilderten Pferde sind unbändig und schwer lebendig zu fangen. In der Gegend der assovschen See werden sie von den Kosaken gejagt; aber bloß im Winter. Man sucht sie in tiefe Schneethäler zu treiben, wo sie einsinken, und in ihrem Laufe gehemmt werden. Alte Pferde fängt man bloß um der Häute willen, die zu Lagern und anderm Behufe gebraucht werden; junge spannen die Kosaken, nebst einem zahmen Pferde zusammen, und so gewöhnt es sich bald. Die Patagonier und andere Wilde in Amerika, welche den Pferden an Schnelligkeit des Laufes nicht nachstehen, treiben sie in ein dickes Gebüsch, worin sich Schlingstauden und andere Rankengewächse befinden. Hier verwickeln sich die scheuen Thiere bald, und man kann ihnen nun so nahe kommen, um einen Strick an ihre Beine zu werfen. Ist der Wilde so weit gelangt, so schwingt er sich kühn auf den Rücken des Pferdes, faßt es bei der Mähne, und sucht sich desselben zu versichern.

Das Fleisch der wilden Pferde verzehren die Kalmücken und andere Asiaten mit großem Appetite.

Anekdote.

In Schottland hat sich von Jahrhunderten her, besonders auf den Dörfern, eine Sitte fortgepflanzt, die auch in andern Ländern zu empfehlen wäre. — Wenn ein Ehemann sein schuldloses Weib ohne Grund schlecht behandelt, wenn er es schlägt, und Bitten und Vorstellungen nichts über ihn vermögen, so verbinden sich endlich die Frauenzimmer im Dorfe zu einer gemeinschaftlichen Züchtigung. Man nennt diese Strafe das Stangenreiten (riding the Stang). Der Züchtling wird auf eine lange dicke Stange gesetzt; die Beine werden ihm unterhalb gebunden, damit er nicht herabspringe, und so tragen ihn die Weiber in Prozession im ganzen Dorfe herum. Die Männer halten sich versteckt; aber alle Kinder laufen nach, pfeifen, poltern, zwicken und zerren ihn; zuletzt wird er gewöhnlich in eine Pfütze geworfen, und von seiner Frau zu Gnaden angenommen und getrocknet. Vor 6 Jahren mußte ein Leinweber auf diese Weise büßen.

Pferde fängt man bloß ...
Lagern und anderm Behuf ...
ze spannen die Kosaken, ...
e zusammen, und so grabe ...
atagenier und andere Bilde ...
den Pferden an Schnelligkeit ...
bstehen, treiben sie in ein ...
sich Schlingstauden und ...
befinden. Hier vermischen ...
re bald, und man kann ...
, um einen Strick an ...
der Wilde so weit gelangt, ...
auf den Rücken des Pferdes ...
re, und sucht sich desselben ...

sich der wilden Pferde ...
d andere Asiaten mit großem ...

A n e k d o t e.

land hat sich von Jahrhundert ...
den Dörfern, eine Sitte ...
andern Ländern zu empfehlen ...
mann sein schuldloses Weib ...

Was ist das, was uns deckt, und gleichwohl auch entdeckt?
Das Kleid: es deckt den Mann, und zeigt, was in ihm steckt.

Auszug aus dem Regierungsblatt.

Allgemeine Verordnung.

(Die Militärpflichtigkeits-Befreiung durch Gewerbs-Uebernahme betreffend.)

Wir Maximilian Joseph, von Gottes Gnaden König von Baiern.

Wir haben in Unserer Verordnung vom 6. Mai 1805 (solchjähriges Regierungsblatt Seite 592) die Bedingnisse festgesetzt, unter welchen die Uebernahme eines Gewerbes die Entlassung von der Militärpflichtigkeit begründen soll. Da sich Fälle ereignen, wo Wir die bemerkten Bedingnisse nicht vollkommen erfüllt, gleichwohl aber die Gewerbs-Uebernahms-Verträge schon gänzlich vollzogen finden, so lassen Wir hiermit zur allgemeinen Nachachtung der Behörden und Unterthanen öffentlich bekannt machen, daß zur Vermeidung der Nachtheile, welche in solchen Fällen bei nicht erlangter Militärpflichtigkeits-Entlassung aus dem Vollzuge der Kontrakte den

Provinzial-Verordnungen.

(Die Hochzeiten auf dem Lande in der Provinz Baiern betreffend).

Im Nahmen Sr. Majestät des Königs.

Es ist bei unterzeichneter königlicher Stelle angezeigt worden, daß an vielen Orten auf dem Lande bei den Hochzeiten die priesterliche Einsegnung mit dem dabei gewöhnlichen Gottesdienste oft erst nach 11 Uhr, und sogar um 12 Uhr vor sich gehe, und dieß nicht aus Verschulden der Seelsorger; sondern der Hochzeitgäste, die den Vormittag meistens mit unmäßigem Essen, und Trinken so lange hinbringen, bis es ihnen endlich gefällig ist, den Zug zur Einsegnung und zum Gottesdienste in die Kirche zu eröffnen, bei welcher Gelegenheit sie, vom Trunke erhitzt, nicht selten auf dem Wege sowohl, als selbst im Tempel Gottes Aergernisse grober Art den Zusehern darbiethen; Statt, daß sie sich alles Ernstes befleißen sollten, so einer re-

beim Zuge sowohl in die Kirche, als in der Kirche selbst aller Ungebührlichkeiten um so mehr zu enthalten haben, als man sie außerdem nach Strenge bestrafen würde.

Alle königlichen Landgerichte haben mittelst Patents die ihrem Bezirke einverleibten Pfarrer hierüber mit dem Anhange in Kenntniß zu setzen, daß gegenwärtiger Befehl zu Jedermanns Warnung drei Sonntage nacheinander von den öffentlichen Kirchen-Kanzeln abgelesen werden soll.

München, den 10ten November 1807.

Königliche Landes-Direktion in Baiern.

Freiherr von Weichs.

Proherr.

(Die Christnachtsfeier in Tirol betreffend.)

Im Nahmen Sr. Majestät des Königs.

Se. königl. Majestät haben sich bereits unterm 23sten November 1801 allergnädigst bewogen gefunden, zur Verhütung der mannigfaltigen, den guten Sitten und der öffentlichen Ruhe und Sicherheit zuwiderlaufenden Mißbräuche, welche das Herumschwärmen in der heiligen Christnacht, unter dem Vorwande, den Gottesdienst zu besuchen, nach sich zieht, in Allerhöchstdero sämmtlichen Staaten zu verordnen: daß der Gottesdienst der heiligen Christnacht auf die fünfte Morgensstunde verlegt, und vor dieser Stunde kein Gotteshaus geöffnet, noch weniger aber in einer durch eine so hohe Feier geheiligten Zeit das Besuchen der Wirthshäuser, oder anderer öffentlichen Orte gestattet werden solle.

Obgleich diese allerhöchste Verordnung schon im verflossenen Jahre zur allgemeinen pünktlichen Befolgung auch im Lande Tirol bekannt gemacht wurde; so will man doch, zur Vermeidung aller Mißverständnisse, und um der allenfalls irrigen Meinung zu begegnen, als wäre gedachte Verordnung nur im Jahre 1806 anwendbar gewesen, dieselbe hiermit wiederhohlt publiziren, und sämmtlichen geistlichen und weltlichen Behörden deren pünktliche und genaue Befolgung zur strengen Pflicht machen. Innsbruck den 14. Nov. 1807.

Königliches General-Landes-Kommissariat in Tirol.

Graf Arco.

Heffels.

Das Zunftwesen.

(Fortsetzung.)

Das Prinzip der National-Oekonomie: Niemand in dem Streben nach, und in den Fortschritten zu einer größern Vollkommenheit zu hindern, mithin auch dem Streben nach phisischem Wohlstande keine Hindernisse in den Weg zu legen — ist zugleich das höchste Prinzip der Staatswirthschaft. Denn die National-Oekonomie ist das Natur-Recht der Staatswirthschaft. Sie beschäftigt sich damit, die Mittel aufzufinden, wodurch jedes Individuum der in Gesellschaft lebenden Menschen in den Stand gesetzt wird, den höchst möglichen Grad von physischen Wohlstand zu erlangen und zu bewahren, ohne jedoch zugleich auf die besondern Verhältnisse eines bestimmten Staats Rücksicht zu nehmen. Die Staatswirthschaft hingegen hat zum Gegenstande: mit steter Rücksicht auf die bestehende Verfassung und auf die Lokal-Verhältnisse des Staats und Anleihung der Vorschriften der National-Oekonomiekunde, und ohne ihren Gebothen je zuwider zu handeln, die Mittel aufzufinden, wodurch jedes, in dem gegebenen Staate lebende Individuum den höchst möglichen Grad von physischem Wohlstand zu erlangen und zu bewahren im Stande ist. So wie daher das Natur-Recht einen Gesetzgeber stets bei der positiven Gesetzgebnng leiten muß, so wie er nur, auf den Grund des Natur-Rechts aufbauen kann, und seine Normen bei einer positiven Legislation stets achten, und seine prohibitiven Gesetze respektiren muß; so auch die Staatswirthschaft. Sie kultivirt das Feld der National-Oekonomie; alle ihre

Das Zunftwesen.

(Fortsetzung.)

...nzip der National-Oekonomie: ...
Streben nach, und in der ...
größern Vollkommenheit ...
dem Streben nach physischem ...
Hindernisse in den Weg zu ...
...as höchste Prinzip der Staats...
...nn die National-Oekonomie ...
...t der Staatswirthschaft. ...
damit, die Mittel aufzufinden, ...
Individuum der in Gesellschaft ...
... in den Stand gesetzt wird, ...
...ad von physischem Wohlstand ...
...ewahren, ohne jedoch zugleich ...
...erhältnisse eines bestimmten ...
nehmen. Die Staatswirth...
zum Gegenstande: mit stets ...
...ehende Verfassung und auf ...
des Staats und Anleitung ...
National-Oekonomiekunde, ...
... zuwider zu handeln, ...

...mie überträgt, können nur negativ sein, und das Feld ihrer positiven Bestimmung ist nur da geöffnet, wo es die National-Oekonomie durch positive Gesetze nicht geschlossen hat. So kann z. B. die Staatswirthschaft nicht für künftige Zeiten Getreide-Taxen, nicht den Arbeitslohn bestimmen, weil sie dann gegen die natiual-ökonomistischen Gesetze handeln würde, wonach die Preise dieser Dinge ewigen, in der Natur der Dinge gegründeten Gesetzen folgen. Die National-Oekonomiekunde entwickelt aus dem physischen und moralischen Organismus der Menschheit die Gesetze, nach welchen der gesellige Mensch nach Wohlstand strebt, und die Mittel, diesen im geselligen Zustande zu erlangen und zu erhalten. Ihr Prinzip berechtigt sie zum Idealisiren, und man kann sie die Poesie der Bereicherungskunde nennen.

Das Prinzip der National-Oekonomie ist daher **welt-bürgerlich**, es kündigt Allgemeinheit an. Es ist das Prinzip der Humanität, das Prinzip, welches den Adel der Menschheit erzeugt und befördert. Die National-Oekonomie (und dieß gilt auch von der Staatswirthschaftskunde) hat es zwar nur mit zivilisirten Völkern zu thun; aber ihr Feld ist nicht etwa dieser oder jener Staat, sondern die ganze Welt. Sie ist eine wahre [illegible]

ordnet, dann aber sie ruhig rollen läßt, und nur ihren stillen, aber festen Gang sorglich beobachtet.

Das Prinzip der Staatswirthschaft ist Ehrfurcht und Achtung für die Gesetze der National-Oekonomie. Sie hat nicht den allgemeinen Karakter der National-Oekonomie; ihre Vorschriften sind durch die der National-Oekonomie bedingt, sie schweift nicht über in alle zivilisirte Staaten, sondern nur einzig und allein, wo sie ist, ist sie zu Hause — mit einem Worte, bei ihr ist alles Empirik, was nicht aus der National-Oekonomie rein in sie hinüber getragen ist. Alles muß daher bei ihr mit der Erfahrung gestempelt sein, sofern sie nicht rein national-ökonomistische Wahrheiten zu sich herabzieht und sie zu irgend einen Behufe braucht.

Absichtlich habe ich mich bei Festhaltung dieser Begriffe so lang verweilt, um alle Nebenvorstellungen und falsche Ansichten zu entfernen. Mehr als in irgend einem Zweige des Wissens kommt es hier auf scharfe, schneidende Gränzen an, da eben die bisherige Unbestimmtheit und Verworrenheit der Begriffe zu so manchen Irrthümern verleitet hat, welche in einer Wissenschaft um so nachtheiliger sind, wenn das Wohl ganzer Völker davon abhängt.

zialgesetz, welches die Vernunft diktirt, nicht immer respcktirt wird. Es muß daher Fälle geben, wo das Sozialgesetz nicht richtig verstanden wird, wo es also zweifelhaft ist, was Rechtens sei, und anderntheils, wo man die Vernunft als höchste Gesetzgeberin und Richterin zwar anerkennt, aber ihren Gebothen nicht Folge leisten will. Durch den weitern Schritt zum bürgerlichen Verein wird ein rechtlicher Zustand begründet, ob er gleich vorher kein Zustand der Ungerechtigkeit, sondern nur der Rechtlosigkeit war. Jetzt ist eine distributive Gerechtigkeit da, welche jedem allezeit sein Recht geltend macht. So wie nun die Menschen bei der Vereinigung zu einem Staate eine öffentliche, äußere und zwingende Macht konstituiren, welche jeden seines Rechts theilhaftig machen soll, welche sie mithin nun als oberste Gesetzgeberin, Richterin und Vollzieherin ansehen, eben so müssen die Menschen dieser Macht auch die Pflicht auflegen, solche Einrichtungen zu treffen und zuzulassen, welche es möglich machen, daß jeder Einzelne unter ihnen den möglich größten Grad von physischem Wohlstand erreichen könne, denn dazu lag ihnen allen außer dem Staate die sowohl ethische als rechtliche Pflicht auf. Das Staatsoberhaupt wurde bloß desfalls gewählt, um einen vollkommen rechtlichen Zustand peremtorisch zu begründen. Legten sie nun in seine Hände nicht die Pflicht nieder, welche sie doch auf sich hatten, so errichteten sie keinen durchaus rechtlichen Zustand. Der rechtlose Zustand, in welchem ein Staatsbürger dem andern in den Weg legen darf, um seinen physischen Wohlstand zu vermehren, würde fortgedauert haben und nicht aufgehoben worden sein, weil sie die Staatsgewalt nicht zu etwas rechtlich verpflichteten, wozu sie doch rechtlich verpflichtet waren. Wollte man hier die historische Entstehung des Staats anwenden, so läßt sich antworten, daß man diese bei einer rechtlichen Untersuchung einmahl gar nicht annehmen darf, und daß die Staatsgewalt ihre heiligste Pflicht verletzt, abgesehen von dem Titel ihres Besitzes, wenn sie nicht das verordnet, was die Nation nach den Gesetzen der Vernunft wollen muß. Also jenes ethische und rechtliche Prinzip, oder das Prinzip der National-Oekonomie wird in den Staat herüber gebracht, und ist darin von dem entschiedensten Werthe. Ohne dieses Prinzip würde der ganze bürgerliche Verein in kurzer Zeit zerrüttet und aufgelöset werden; denn ein Widerspruch und die größte Inkonsequenz würde es sein, wenn einige Rechte zu peremtorischen erhoben würden, die andern aber provisorisch blieben. Eben weil das Prinzip weltbürgerlich ist, weil die National-Oekonomie eine präexistirende Wissenschaft ist, welche bei allen Völkern Anwendung findet, weil sie als unerläßliche Bedingung die Co-Existenz mehrerer Nationen erfordert, ist ihr alle Feindseligkeit fremd, welche Nationen gegen einander ausüben. Sie setzt vielmehr alle civilisirte Nationen aus dem Verhältnisse des Krieges, aus den ewigen Befehdungen zum Preise des Wohlstandes, aus dem Kampfe des Neides und der Mißgunst heraus und üereinigt sie alle zu einem schönen Bunde. Sie ist das Band der geselligen Menschheit, welches alle Völker umschlingt zum Zweck einer wechselseitigen Beglückung.

Ehrenvoll ist aber auch das Geschäft der Staatswirthschaft. Beglückung, Vervollkommung der Staatsbürger ist ihre Tendenz. Sie entlehnt von der National-Oekonomie ihre präzeptiven Gesetze, und ihres eignen großen Spielraumes sich bewußt, sucht sie in der Achtung der prohibitiven Gebothe der National-Oekonomie ihre Ehre und braucht sie bei ihren beglückenden Operationen.

Als Resultat aus dem bisherigen geht daher hervor;

1) Der Staat darf unter keiner Bedingung einen seiner Staatsbürger durch Zwangsmittel nöthigen, sich zu vervollkommen, seinen physischen Wohlstand zu vermehren, oder auch nur seinen Unterhalt zu erwerben.

2) Dem Staate liegt die Pflicht ob, alle Mittel anzuwenden, welche dahin zielen: daß es einem jeden Unterthan möglich werde, seinen physischen Wohlstand zum höchsten Grade der Voll-

kommenheit zu bringen, wenn er anders seine Thätigkeit anwenden will. Dahin gehört nun:

a) er muß alle Hindernisse wegräumen, welche den Unterthan in seiner freien Thätigkeit und in dem Streben zur Erlangung des größt-möglichen physischen Wohlstandes beschränken.

b) Er muß aber in stäter Hinsicht auf die Pflicht sub a und ohne diese je zu verletzen, positive Veranstaltungen treffen, welche das Feld einer möglich größern Erlangung des physischen Wohlstandes erweitern.

Hieraus ergibt sich nun, daß der Staat widerrechtlich handelt, wenn er seine Unterthanen zur Vermehrung des physischen Wohlstandes zwingt, denn dazu wurde ihm keine Pflicht, mithin auch nicht das Recht übertragen. Der Staat handelt aber auch widerrechtlich und den prohibitiven Gesetzen der National-Oekonomie zuwider, wenn er nur einzelne seiner Unterthanen in den Stand setzt, durch ihre Kraftanwendung ihren physischen Wohlstand zu vermehren; andern hingegen keine Mittel zu einer möglichen Vermehrung ihres physischen Wohlstandes verschafft, denn nicht diese Einzelnen und Auserwählten, sondern unbedingt die ganze Nation hat dem Staate jene Rechte und Pflichten übertragen.

Er handelt ferner widerrechtlich und nationalökonomistisch, wenn er nur für Einzelne die Hindernisse, durch welche der freie Spielraum zur Vermehrung des physischen Wohls beengt wird, hinwegräumt, während er andern Hindernisse in den Weg legt, oder sie doch wenigstens von diesen Hindernissen nicht befreit.

Das Zunft und Gildewesen stößt nun aber gegen diese Gesetze an; es ist mithin widerrechtlich und feindet gegen das Prinzip der National-Oekonomie. Durch das Zunftsystem stellt die Staatsgewalt eine Maxime auf, welche nicht als allgemeines Gesetz gelten kann. Die Staatswirthschaft darf daher das Zunft- und Gildewesen nicht adoptiren, weil sein Wesen mit den liberalen Grundsätzen der National-Oekonomie nicht übereinstimmt, vielmehr ihre Gesetze es prohibiren.

Um meinen Satz zu beweisen, muß ich zeigen, daß das Zunftwesen für den Staatsbürger ein Hinderniß ist, den höchst möglichen physischen Wohlstand zu erlangen und zu bewahren, daß ferner das Zunftwesen eine von der Regierung getroffene oder zugelassene Veranstaltung ist, wodurch nur einzelne Unterthanen in den Stand gesetzt werden, wenn sie ihre Thätigkeit anwenden wollen, die höchstmögliche Stufe des physischen Wohlstandes zu erreichen; ja, daß die Staatsgewalt dadurch direkt für die Existenz der Unterthanen und für die Vermehrung ihres physischen Wohlstandes sorgt. Ist dieser Beweissatz erschöpft, und wird er vollkommen bewiesen, ist mithin die Subsumtion richtig: so ist mein Satz bewiesen, und folgt als Konklusion von selbst. Es geht alsdann die unumstößliche Gewißheit hervor, daß die Zünfte ein durchaus widerrechtliches Institut sind, daß sie zugleich durch die Gesetze der National-Oekonomie und Staatswirthschaft ausgeschlossen werden.

Zunft-System ist nach meiner Ansicht im allgemeinen: die geschlossene Vereinigung einer Gattung industrieller Producenten unter eigenthümlichen bestimmten Gesetzen zur ausschließlichen Produktion einer Gattung industrieller Genußmittel.

Eine staatswirthschaftliche Prüfung des Zunft-Systems kann von mehreren Seiten angestellt werden:

A) Rücksichtlich seines Einflußes auf alle Staatsbürger, welche nicht Zunft-Mitglieder sind, zeigt sich sein Nachtheil

1) darin, daß allen Staatsbürgern dadurch ein Zwang aufgelegt wird, ihre Genußmittel, welche durch industrielle Produktiv-Kraft erzeugt worden, (industrielle Produktstoffe) von der Zunft-Klasse zu nehmen. Das Zunftsystem ist also dazu geeignet, und hat nach meinem obigen Begriffe zum wesentlichen Merkmahl, den Preis nicht ökonomisch, d. h. Werth und Preis zusammenfallend zu machen, sondern geht immer auf einen unökonomistischen Preis aus, wiewohl diese Absicht mehrentheils vereitelt



wird. Hiervon liegt denn aber nur selten der Grund in der Zunft selbst, z. B. durch Ungeschlossenheit, durch Ungesperrtheit, u. s. w.; vielmehr liegen davon die Ursachen in andern Verhältnissen, z. B. große Konkurrenz der Producenten. Der Preis, welchen daher alle andere Staatsbürger für ihre industriellen Produkt-Stoffe bezahlen, ist ein Monopolien-Preis, welcher freilich durch Anwendung der Produktivkraft, für eigne Rechnung und durch die große Konkurrenz der produktiven Arbeiter verringert, und wo der Zunftzwang weniger streng ist, mit dem Nominal-Preis beim freien Verhältniß verwischt wird; aber dem ungeachtet durch Verhältnisse Monopolienpreis wird und bleibt. Alles was nun vom Monopolienpreise überhaupt gilt, gilt auch von dem Preise, welchen alle für ihre industriellen Produkt-Stoffe zahlen müssen. Dieser Preis ist der möglich höchste. Der verglichene Werth dieser industriellen Produkt-Stoffe, welcher zu seinem Prinzip die Seltenheit zählt, wird durch die Zunft-Societät erhöht; aber die Seltenheit ist hier auch der einzige regulirende Theil des Prinzips des verglichenen Werths, und die Wertherhöhung liegt nicht etwa in einem, von der Subsistenz des Stoffs hergenommenen Grunde. Dieses Plus im Werthe ist ein künstliches und mehrt nicht den Reichthum der Nation in dem Grade und überhaupt wie es plus ist. Der verglicheue Werth wird sich in dem Grade von dem positiven entfernen, als die industrielle Produktivkraft nicht hinreicht, den Reitz zum Besitz, (als dem Prinzip des positiven Werths) zu befriedigen.

2) Ein zweiter Nachtheil ist, daß die industrielle Produktivkraft aller Nichtzunftglieder in Absicht gewisser Zweige der Produktion entweder ganz, oder doch höchst beschränkt wird: denn nur da bleibt ihrer Produktion ein freies Feld geöffnet, wo es durch die Zunftgesetze (Zunftzwang zum Theil) nicht geschlossen ist. So darf z. B. jeder seine Schuhe sich selbst machen; allein für andere darf er nicht Schuhe machen, ohne Zunft-Mitglied zu sein. Die Produktivkraft der Nation kann sich nicht frei entfalten, sie kann nicht zu der Stufe gelangen, welche sie bei einem freien Verhältnisse zu erreichen strebt. Talentvolle, von der Natur mit allen zu einer Gattung der Produktion verschwenderisch ausgerüstete und durch Studium gebildete Köpfe werden in ihrer Produktivkraft beengt, sie mußten sich zu Urproducenten schaffen lassen, weil die industrielle Produktion, zu welcher sie berufen sind, besetzt, geschlossen ist, oder kein hinlängliches Einkommen sichert, oder weil der Zunft Aspirant die Bedingnisse nicht erfüllen kann, durch welche der Eintritt und das Recht zur industriellen Produktion erstritten werden muß. Mancher hat Kapital-Stoff genug, um die industrille Produktion zu vermehren und sich dadurch ein hinlängliches Einkommen zu verschaffen; er könnte die Industrie beleben, der Productivkraft neuen Schwung geben, er könnte sein Handwerk durch größern Capital-Stoff fabrikmäßig treiben, und dadurch dem jährlichen Landes-Erzeugniß mehr neue Werthe hinzusetzen, als wenn er sein Capital auf die Ur- oder commercielle Production wendete, wozu er kein Talent, keine Lust hat; allein man weist ihn damit ab, daß das Handwerk geschlossen oder gesperrt ist. Die Industrie wird also in ihrem Fortgange aufgehalten. Tausende werden dadurch in einen, ihren Fähigkeiten und Kräften unangewissenen Produktionskreis geworfen.

3) Alle industrielle Produkt-Stoffe werden an Qualität schlechter geliefert, denn die Zunftglieder sind Monopolisten, sie können auf Absatz rechnen, sie mögen so schlecht arbeiten, als sie wollen. Es ist Prinzip der Zunft, bei schlechter Waare doch auf Absatz rechnen zu können, indem sie durch die Zahl der Meister und die jedem bestimmte Anzahl Gesellen sich gesichert haben. Der Nachtheil für das Publikum ist einleuchtend. Aller Wetteifer in Verschönerung und Vervollkommnung des Produkt-Stoffs fällt weg. Keine Nacheiferung zur Erzeugung eines größern Werths kennt der Produzent; Wetteifer, dieser mächtige Hebel zur menschlichen Kraftäußerung, diese Quelle des Wohlstan-

des und Reichthums beseelt nicht die produktive Kraft. Alles Leben verschwindet aus der Werkstätte, die Thätigkeit erschlafft, und zufrieden, doch zu einem gemächlichen Leben berechtigt zu sein, ruht die lässige Hand des Produzenten auf das schützende Monopol hinzeigend. Nur träumt sich der Produzent nicht mehr zu einem Schöpfer einer schönern Welt; nicht mehr dünkt er sich ein Bildner der Kunst.

Ich komme

B) auf den Gesichtspunkt, welchen das Zunftsystem in Rücksicht der Zunftglieder selbst zuläßt. Hier zeigt sich

1) daß dieselben durch den Zunftzwang selbst in Aeußerung ihrer produktiven Kraft beengt, und mithin benachtheiligt werden, und zwar auf doppelte Art:

a) ist an manchen Orten den Meistern die Zahl der Gesellen bestimmt, unter welcher sie zwar Gesellen halten dürfen, welche Zahl sie aber nicht überschreiten können. Hierauf wird die produktive Kraft des Meisters beschränkt, sein Wohlstand kann nicht die Höhe erreichen, welche er ihm durch völlige Freiheit zu geben vermöchte.

b) Bei übersetzten Handwerken ist die Zahl, die Aufdingung und Auslernung der Lehrlinge gewissen, der produktiven Kraftäußerung schädlichen Bedingnissen unterworfen. Da hierdurch die Zahl der Lehrlinge eingeschränkt wird, ein Meister aber von einem solchen außer dem Lehrgelde, welches oft in einer längern Arbeitszeit besteht, große Vortheile hat, so wird seine Produktivkraft verringert, mithin seinem physischen Wohlstande ein Mittel zur Vermehrung geraubt.

2) Die Zunftgenossen können bei veränderten Verhältnissen und Umständen nicht mit Leichtigkeit von einem Gewerbe zum andern übergehen, sondern sind auf ewig in ihren Produktionskreis eingebannt. Die Genuß- und Bedürfnißmittel sind einem stäten Wechsel unterworfen. Lebensart, Mode, Vorurtheile, Sitten, und das Bekanntwerden anderer Genußmittel haben auf die industrielle Produktion und den Absatz einen stäten und großen Einfluß. Die Mode, welche die Welt mit eisernem Zepter beherrscht, führt uns Genußmittel zu, die wir sonst nicht kannten; sie schafft dagegen andere ab, welche für die Ewigkeit Genußmittel zu bleiben schienen. Versiegt die Quelle des Absatzes eines Artikels, trocknet Vorurtheil, Mode, veränderte Lebensart u. s. w. das Beet des Bedürfnisses aus, so kann, wenn nicht neue Genußmittel statt dessen Bedürfniß werden, dem National-Reichthum durch verminderte Consumtion ein Zuwachs geschehen; allein die Klasse der industriellen Producenten, welche sich ausschließlich mit der Produktion des entbehrten oder verdrängten Genußmittels beschäftigte, wird verarmen. Die Zunahme ihres Wohlstandes wird mit der der Nationalglieder (nicht National-Gesammtheit) im umgekehrten Verhältnisse stehen. Der industrielle Producent arbeitet jedoch immerfort, in steter Hinsicht auf ein Besserwerden. Ein leuchtender Stern der Hoffnung belebt seinen Muth, verdoppelt seinen Fleiß, er arbeitet fort und sieht seine Produktion streng ökonomistisch und zuletzt unökonomistisch werden, welche vorher kapitalistisch war. Die Zünfte sind geschlossen, nehmen daher keine Mitglieder mehr auf, am wenigsten läßt die Eifersucht und der Neid es zu, Mitglieder anderer Zünfte aufzunehmen. Egoismus und kleinlicher Corporationsgeist hat eine große Kluft zwischen den einzelnen Gewerben befestigt, und besonders in den deutschen Reichsstädten eine scharfe Abmarkung der Gränzen erhalten. Bedingungen, welche der Lehrling sich gefallen lassen muß: eine mehrjährige Erlärnung des Handwerks, Erduldung der schlechtesten Behandlung, Anstellung zu den niedrigsten Arbeiten, ein schweres Lehrgeld, Chicane bei Fertigung des Meisterstücks, und endlich unsichere Aussicht eines bessern Auskommens für den mißtrauisch gemachten Handwerker — sind das Loos, das seiner erwartet, wenn er sich entschließt, sein bisheriges Handwerk mit einem andern zu vertauschen und im Alter mit den Fähigkeiten der Jugend den Kampf zu beginnen. Und wo nehmen



der zum Lehrjungen degradirte Meister oder seine Frau und Kinder inzwischen Unterhalt her? Aus einer andern Quelle: das Kapital wird angegriffen, um ein Weib und Kinder nicht dem Hungertode preis zu geben. Eben dadurch wird das lebendige und zuletzt das todte Kapital verringert und somit die Stoff-Masse getödtet. In dem Grade, in welchem die Abnahme des Kapital-Stoffs die Familie des Produzenten in der Aeusserung ihrer bisherigen Produktivkraft hindert, und somit ihr die Möglichkeit eines durch Anwendung der industriellen Produktivkraft zu gewinnenden reinen Einkommens nimmt — in eben dem Maße leidet das Nationalkapital und vermindert sich. Die Zahl der Bettler wird vermehrt und sie werden an den Staat, diese Fütterungsanstalt, verwiesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Neapolitanerinnen.

Die Männerschönheit ist in Neapel zu Hause. Die hohe Schönheit findet sich selten beim andern Geschlecht; aber es fehlt den Neapolitanerinnen nicht an Reitzen, um zu gefallen.

Im Ganzen sind sie von kleiner Statur, von lieblichem Wuchs, und frühe von sehr gerundeter Form. Der Busen ist reich, aber nicht weiß. Lende und Arme schwellen im Ueberfluße. Ihre Füsse sind kleiner und zärter, als die der Römerinnen.

Sie sind beinahe durchgängig Brünetten im höchsten Grade. Ihr bräunlicher Teint wird nur durch wenig Roth gemildert, und verliert sich in den reichsten Haarwuchs. Das große schwarze Auge brennt von Lebens- und Freudenlust. Die Nase ist meistens abgestumpft, der Mund zart, und die Lippen schön geröthet. Ihre Zähne schimmern wie Perlen; doch ist dieser Vorzug nicht so allgemein, wie im nördlichen Italien.

Daß sie gefallen können, begreift sich, wenn auch gleich ihr Gesicht selten ein schönes Oval bildet. Die Backenknochen sind gewöhnlich zu stark, der untere Theil der Wangen zu mager; aber ihre Lebhaftigkeit ersetzt alles, was ihnen fehlen kann; und da sie selten eine andere Liebe kennen, als die sinnliche, so erreichen sie ihren Zweck, Begierden zu reitzen, sehr leicht.

Ihre Kleidung ist in der Regel schwarz, von Seide, der Schnitt derselben der gewöhnliche französische; nur kommt, wenn sie zur Kirche gehen, oder Morgens einen Ausgang machen, eine häßliche Kapuze dazu, welche zwar selten über den Kopf geschlagen wird, aber doch die ganze Figur entstellt.

Neue Erfindungen.

Neue Flugmaschine.

Herr Jakob Degen, bürgerlicher Uhrmacher zu Wien, hat eine neue Flugmaschine erfunden, welche den Menschen die Fähigkeit zu fliegen mittheilt. Sie bedarf indessen zu ihrer Erleichterung noch einiger Gegengewichte, weil sie die Körperschwere des Fliegenden noch nicht ganz allein zu tragen im Stande ist. Indessen kommen diese Gewichte der Schwere des Körpers und der Maschine nicht gleich: denn wenn die Flügel in Ruhe sind, sinkt der Fliegende herab, und wenn er sich wieder bewegt, so erhebt er sich selbst im Sinken. Es ist also immer etwas Wichtiges durch diese Erfindung geleistet, und mit der Zeit lassen sich noch gewiß manche Verbesserungen dabei anbringen.

Die stilographische Vielfachschreiberei.

Der Engländer Ralph Wedgwood hat eine neue Art der Vielfachschreiberei erfunden, und sich darüber ein Privilegium ertheilen lassen. Diese ganze Kunst beruht in weiter nichts, als in der Zubereitung und Schwärzung eines Papiers, das 1500mal zu Kopien gebraucht werden kann. Die Operation damit ist dann bloß die, daß man solche geschwärzte Papiere auf einen weißen Papierbogen, und darüber ein Papierblatt legt, und nun mit einem Griffel darauf die Worte eindrückt, worauf denn das geschwärzte Papier diesen Druck schwarz auf den weißen Bogen absetzt. Es ist also keine eigentliche Vielfachschreiberei, (denn was heißt es auch, wenn man durch mehrere solcher Schichten von Blättern eine Schrift höchstens 3mal zugleich kopiren kann?), sondern ein Mittel, ohne Dinte allenthalten Briefe schreiben zu können, weil man einige Blätter weißes und solches schwarze Papier leicht in der Tasche führen kann.

Erhalt ich so viel Erd', als ich entwendet habe
In meinem Leben Mehl, so lieg' ich tief im Grabe.

Auszug aus dem Regierungsblatt.

Allgemeine Verordnung.

(Die provisorische diesjährige Steuergabe der bisher unbesteuerten oder nur ganz unverhältnißmäßig besteuerten Realitäten betreffend.)

Wir Maximilian Joseph, von Gottes Gnaden König von Baiern.

Nach dem in dem Wesen eines jeden Staats-Verbandes liegenden, und von Uns am 8ten Juny dieses Jahres ausgesprochenen Grundsatze der allgemeinen gleichheitlichen Theilnahme an den Staatslasten haben Wir die Grundlinien sowohl zu einer Steuer-Rektifikation in ihrem möglichst vollkommenen Grade, als zu einem Provisorium entwerfen lassen. Allein selbst ein Provisorium, sobald es sich, nach ganz gleichen Grundsätzen, über alle, sowohl bereits besteuerte, als noch nicht besteuerte Realitäten mit einander im ganzen Reiche ausbreiten sollte, erfordert einen längeren Zeitraum, binnen welchem Wir diejenigen, welche bisher ganz steuerfrey waren, oder einen ganz unverhältnißmäßigen Beytrag leisten, nicht auf Unseren Staatskassen liegenden vielen Kriegs-Ausgaben, Wir doch alle Unsere Unterthanen Unseres Reiches von einer Wiederhohlung der vorjährigen extraordinären Kriegssteuer für das laufende Jahr entheben.

Nach Erwägung aller Verhältnisse und der in den verschiedenen Provinzen dermahl noch bestehenden Steuernormen haben Wir im Durchschnitte für gerecht befunden, ein halbes Prozent des heutigen Werthes als heurige Steuergabe von allen jenen, wie immer Nahmen habenden Realitäten zu bestimmen, welche bisher noch gar keine Steuer, oder unter dem Titel von Rittersteuern, Kamersteuern und dergleichen, nur ganz willkürliche, unverhältnißmäßige Beyträge geleistet haben. Wogegen die letzterwähnten bisherigen Abgaben-Surrogate zessiren.

Das erwähnte halbe Prozent für die heurige Steuergabe ist nach den gewöhnlichen Terminen der übrigen Landsteuern auch in einige angemessene Termine einzutheilen.

Es sollen hierbey die Fassionen vom Jahre 1806, und in jenen Provinzen, worin die verkauf-

Und da nach Unserem Edikte vom 8ten Juny auch Unsere Domänen in die allgemeine Besteuerung gezogen werden müssen; so ist ihr Anschlag alsogleich zu verfassen, und der Steuerbetrag zur weiteren Verfügung anzuzeigen.

Sämmtliche Provinzial-Etats-Kuratelen haben nach dieser allgemeinen Vorschrift die Vorarbeiten zu verfassen, und hiernach die Berichte über die Details der Ausführung zu erstatten. München, den 20sten Nov. 1807.

Max Joseph.

Frhr. von Hompesch.

Auf königlichen allerhöchsten Befehl.

G. Geiger.

Das Zunftwesen.

(Fortsetzung.)

Geschichte und Erfahrung beweisen das Gesagte. Noch der letzte Krieg und die letzten Jahrzehnte liefern Belege für diese Wahrheit. Die Mode hat das Frisiren, das Pudern, die Perücken abgeschafft oder doch eingeschränkt. Tausende der Friseurs sind dadurch ausser Thätigkeit und Brod gesetzt worden. Viele treiben noch ihr Gewerbe unökonomistisch, Andere, wenn sie noch jung waren und ihr Kapital und andere Umstände es zuließen, sind zu andern Gewerbszweigen übergeschritten. Eben so wurde die ganze Klasse der Zinngießer durch Aufklärung und Mode geschlagen, als man keine zinnerne Knöpfe mehr trug und es für gesünder hielt, von Porzellain zu essen. Noch itzt ist mir ein Ort in Hessen bekannt, welcher durch zünftige Raschmacher blühte, durch die verminderte Nachfrage nach diesem Produktstoffe aber itzt nur Bettler zählt, welche Taglöhner wurden, weil man sie von jedem Handwerk zurückwies. So hat ferner die Auflösung des hessischen Militärs die zahlreiche Klasse der Posamentirer einer hessischen Stadt zu Grunde gerichtet, weil das große Militär ihnen allen kümmerlich Arbeit und Unterhalt gab. Sie sind größtentheils Urproducenten und Tagediebe geworden.

3) Die kollegialische Verfassung der Zünfte und Gilden, die daraus als Nothwendigkeit hervorgehenden Zusammenkünfte veranlassen Aufwand und Kosten, welche nicht immer aus dem reinen Einkommen bestritten werden können, sondern oft den Kapitalstoff antasten. Man denke an die vielen Prozesse, welche Zünfte führen.

4) Die Zusammenkünfte der Zunftglieder, (Jahrtage, Gebothe, Quartale, Morgensprachen) geben Veranlassung zu Trinkgelagen, arten nicht selten in wahre Bacchanalien aus, befördern die Liederlichkeit und untergraben die Moralität. Das Trinken wird hier das Vehikel der kollegialischen Berathschlagungen, jedoch mehrentheils nach ihrer Beendigung als Hauptsache betrachtet. Da das Schmausen auf allgemeine Kosten geht, so sucht jeder so viel davon zu genießen, als ihm möglich ist. Ich kenne einen Ort, wo es nichts seltenes ist, daß die Zunftglieder mit einer Tasche voll Salz in die Versammlung kommen. Während dem Trinken essen sie dann das Salz, welches den Reitz zum Trinken erhöht, um nicht zu kurz zu kommen und einmahl ohne große Kosten viel genießen zu können. Unmäßigkeit, Sittenlosigkeit und alle Laster im Gefolge der Völlerey sind die unausbleiblichen Folgen.

5) Die Lehrzeit kennt keinen Unterschied zwischen den fähigsten und unfähigsten Köpfen; sie ist gleich lang. Dadurch muß der Talentvolle abgeschreckt werden.

6) Zunftmißbräuche aller Art entstellen dieses Institut und machen seine Abschaffung wünschenswerth. Ich rechne dahin:

a) den blauen Montag, wodurch Sittenlosigkeit, Liederlichkeit und Gesetzlosigkeit verbreitet wird und Arbeit verloren geht. Schon oft ist dieser Zunftmißbrauch der öffentlichen Ruhe verderblich gewesen: schon oft war er ein Gegenstand der in der Produktivkraft der National-Gesammtheit liegenden regulativen Gesetzgebung, der Polizey.

b. Bei Fertigung des Meisterstücks ist der Zunft-Aspirant nicht selten den größten Chika-

Behandlung wird ihr Karakter verdorben und durch jene Arbeiten geht Zeit verloren, welche besser angewendet werden könnte.

d) Daß schädliche Vorurtheile mancher Art durch die Zünfte erhalten und fortgepflanzt werden. Aus eigensinniger Eitelkeit muß jeder Zunftgenosse seine eheliche und ehrliche Ankunft beweisen. Unehelich Gebohrne und Kinder der Schinder werden daher nicht aufgenommen.

Man wähne ja nicht, daß man diese Zunftmißbräuche mit Erhaltung des Zunftsystems abschaffen könnte. Sie sind innigst in die Zunftverfassung verwebt, sie erbten sich vom Vater auf den Sohn, vom Meister auf den Gesellen und Lehrling fort, und die allgemeine Opinion der Zünfte und Vorurtheil, welches unter dieser Klasse so oft die Vernunft gefangen hält, sträuben sich gegen die Abschaffung. Nur ein Mittel heilt das Uebel, aber es ist ein Radika-Mittel, welches das Uebel mit der Wurzel ausreißt: dieß ist — gänzliche Abschaffung des Zunftsystems.

7) Die Vortheile, welche mit dem Zunft- und Meister-Recht verbunden sind, die Theilnahme an öffentliche Geschäften, die Aussicht, welche durch den nach so schwer gemachten Eintritt in die Zunft

war, und noch immer wird. Es werden dadurch mehr Produzenten herbeigelockt, als die Konsumenten nöthig machen. Sie müssen daher nur eine nothdürftige Produktion treiben und beim geringsten Schwanken des Absatzes und der Verhältnisse für ihre Existenz zittern.

6) Für die National-Gesammtheit und den ganzen Staat sind die Zünfte in folgenden Stücken nachtheilig.

1) Sie fährden die öffentliche Ruhe, den innern Frieden, und die Erhaltung der Staatsverfassung. Ihre Theilnahme an der Staatsverwaltung, ihr unmittelbarer Antheil an der Verfassung geben ihnen Gewicht und Ansehn. Jede Korporation, jede durch Lebensweise, Sitten, Gebräuche und gleiches Interesse verbündete, vom Staate gebilligte Gesellschaft, jeder Staat im Staate muß, wenn sein Interesse nach einer andern Richtung geht, der obersten Gewalt und somit der Ruhe der National-Glieder drohend und verderblich werden. Geschichte und Erfahrung lehren dieß auch. Es waren Zünfte, welche an allen Staatsumwälzungen, an allen der Ruhe gefährlichen Empörungen den thätigsten Antheil nahmen, z. B. in Frankreich zur Zeit der Ligue. Eben ihre Vorrechte, ihre Monopolien, ihr Korporationsgeist, ihr durch Wanderu

vermögender die Nation, je kraftvoller, desto mehr kann sie die Regierung unterstützen, desto mehr kann sie beitragen zu den Staatslasten und allgemeinen Bedürfnissen, desto besser kann der Staatszweck erreicht werden. Stoff, Reichthum oder National-Vermögen ist nicht National-Reichthum, denn es fehlt dazu noch die produktive Kraft. Erst wenn diese hinzukommt, wird Reichthum erzeugt. Eine Nation kann noch so viel Stoff besitzen, und ist doch arm, hat sie keine produktive Kraft (der Nationalglieder und Nationalgesammtheit) wie wir dieß an Spanien und Portugal sehen. Durch die Zünfte wird aber die produktive Kraft der Nationalglieder auf mannigfache Art verringert; durch den Zunftaufwand und Zunftzwang wird das Kapital der Einzelnen und somit auch das Nationalkapital vermindert. Durch das Zunftsystem, noch mehr aber durch die unzertrennlich damit verbundenen Mißbräuche geht Arbeit und Zeit verloren. Dieß alles bewirkt, daß die Nation nicht zu dem größtmöglichen Reichthum gelangen kann, und daß die Zunftglieder nicht die größtmöglichen Beiträge in die Staatskasse zur Erreichung des Staatszwecks liefer können.

Der ruhige Wahrheitforscher, welchem die Wahrheit Gewinn ist, wo er sie findet, wird auch das Gute der Zünfte hervorsuchen und ohne gegen dieses Institut eingenommen zu sein, die Haltbarkeit ihres Systems prüfen und die Gründe für oder wider abwägen. Dieß wollen wir thun, wir wollen sehen, ob dieses Institut nicht auch eine schöne Seite zeigt, da es uns bisher nur die häßlichsten darboth.

1) Man hat nicht ohne Grund als einen aus dem Zunftsystem hervorgehenden Nutzen den Kosmopolitismus aufgestellt, welcher bei den Zunftgenossen anzutreffen ist. Sie sind Welt-Bürger; ihre Fähigkeiten, ihre Kunst, sind ihr einziger Vermögensschatz. Das durch stillschweigende Uebereinkunft beinahe in ganz Europa angenommene und sinnige Wanderungs-System gab den Gesellen Unabhängigkeit und Selbstständigkeit und machte die Meister von ihnen abhängig. Dieser kosmopolitische Geist, dieser Sinn für eine höhere Civilisation drückte aber auch ihrem Karakter nothwendig einen Trotz, eine Unbiegsamkeit auf, welche sich mit der immer steigenden Tendenz der Regierungen nach uneingeschränkter Herrschaft nicht vertrug. Dieser dem National-Oekonomie-Prinzip so wohlthätige Weltbürgersinn ist gewiß als eine Folge des Zunftsystems anzusehen. Ob dieses weltbürgerliche Wanderungs-System aber so innig mit dem Zunftwesen verbunden ist, daß es außerdem aufhörte, daran möchte ich zweifeln. Die Wanderung der industriellen Producenten läßt sich denken und sie wird gewiß Statt finden, wenn auch kein Zunftsystem besteht. Jeden Lehrling und Anfänger seines Handwerks wird der Treib nach Ausbildung, nach Vervollkommnung seiner Kunst, und der dadurch zu erlangenden schönern Aussicht auf ein Einkommen, in die Fremde, in andere Länder treiben. Im freien Verhältnisse bestimmen ihn keine Nebenabsichten, nur dieses oder jenes Handwerk zu erlernen, er widmet sich ihm nur, wenn ihn die Natur besonders dazu berufen zu haben scheint. Von desto größern Nutzen wird dann die Wanderung für ihn sein. Man könnte

2) einwenden, durch das Zunft-System werde nie die Konkurrenz der industriellen Produzenten zu groß, sondern sie richte sich stets nach der Nachfrage; beim freien Verhältnisse aber entstehe eine zu große Konkurrenz, so daß nicht alle von der Produktion leben könnten. Ich habe dieß theils schon im vorhergehenden erledigt. Wenn auch beim freien Verhältnisse die Konkurrenz von Zeit zu Zeit groß wird, so ist es den Produzenten doch leicht, ihr Gewerbe zu verlassen und ein anderes zu ergreifen, welches sie auch daneben treiben können. Man wende nicht ein, dieß sei gegen das Prinzip der Theilung der Arbeit. Die Theilung der Arbeit steht bei den Handwerkern doch auf einer niedern Stufe und sie wird dadurch nicht ausgeschlossen.

3) Das Publikum wird aber dann auch nicht mit schlecht fabrizirten Waaren betrogen, weil auch

als alle Zunftgesetze. Alle Handwerker, welche das Leben und die Gesundheit fährden können, deren Gewerbe auf den physischen Zustand der Staatsbürger Einfluß haben, und deren uneingeschränkter aufsichtloser Betrieb für das öffentliche Wohl gefährlich werden könnte, müssen der besondern Aufsicht der Regierung der medizinischen Polizei unterworfen bleiben. Es gehören dahin Apotheker, Krämer, Fleischer u. s. w.

Aus der bisherigen Prüfung des Zunft-Systems an dem untrüglichen Probierstein der Erfahrung geht als Resultat hervor: **daß das Zunft-System mit der höchstmöglichen Vermehrung des physischen Wohlstandes nicht zusammen stimmen kann.** Es ist daher dem höchsten Prinzip der National-Oekonomie zuwider.

Jedoch möchte man hier die Frage aufwerfen, ob die Staatswirthschaft denn unter keinen Umständen das Zunft-System rechtfertigen, ob aus den besondern Verhältnissen eines gegebenen Staats nicht die Nothwendigkeit der Einführung oder Erhaltung des Zunftwesens hervorgehen könne? Und hier möchte der Staatswirth mit Ja! antworten. Es lassen sich zwei Fälle denken, welche in staats-

wird sie mit einem festen Bande verknüpfen, und Industrie wird aus diesem Zustande hervorgehen.

b) Bei einem faulen, trägen, der Industrie abgeneigten Volke, welches durch einen mächtigen Hebel nur in Thätigkeit gesetzt, durch außerordentlichen Gewinn aus dem Seelen-Schlaf geweckt werden kann. Hier wird das Zunft-System die Industrie beleben, die Thätigkeit beflügeln und Leben verbreiten. Dadurch wird der physische Wohlstand erhöht werden.

Diese beiden einzigen Fälle scheinen also die Staatswirthschaft zur Einführung des Zunft-Systems zu berechtigen und zu verpflichten. Allein die National-Oekonomie spricht ihr Prinzip allgemein und unbedingt aus; ein prohibitives Gesetz befeindet das Zunft-System. Nur außerhalb der prohibitiven Gesetze der National-Oekonomie-Kunde mag die Staatswirthschaft sich frei bewegen. Und deßhalb kann die Staatswirthschaft auch in diesen beiden Fällen das Zunft-System nicht zulassen.

Glaubt man das Institut der Zünfte beibehalten zu können, aber nur die Mißbräuche, das Gepräge des Alters, den Zunftzwang abzuschaffen, eine freie Konkurrenz zuzulassen und die ganze An-

gen. Will man alsdann die industriellen Produzenten einer Gattung eines Orts Zunft nennen: so wird gegen den Namen niemand etwas haben. Das Zunftverband wird dann in staatswirthschaftlicher Hinsicht weder entscheidend nachtheilig, noch vortheilhaft sein.

Hiervon weicht auch nicht sehr die Ansicht des Grafen von Soden ab, welcher eine zweckmäßige Organisation verlangt und (2 Th. §. 263) sagt; „die Frage; ob das Prinzip der National-Oekonomie gänzliche Vernichtung des Zunft-Systems und vollkommen ungeschränkte Gewerbfreiheit fordere, scheint also verneint werden zu müssen.“ Wollen im freien Verhältnisse, ohne Bestehen eines Zunft-Systems, die Zunftglieder näher zusammenrücken, und dazu wird der Trieb der Geselligkeit, gleiche Lebensart und ein Interesse sie antreiben, wollen sie Zusammenkünfte, Berathschlagungen über die Verbesserung ihrer Produktion und über gemeinsame Gegenstände halten, will der Staat vor Ertheilung der Erlaubniß zur Ausübung des Handwerks, sich durch ein Probestück von der Geschicklichkeit der Produzenten überzeigen, will er das weltbürgerliche Wanderungsgesetz beibehalten, so wird dieß alles vielleicht gute Folgen haben; nur keine vom Staate bestätigte, mit Vorrechten begünstigte Korporation darf aus den Handwerkern werden.

Nach dem bisherigen, und wenn man die Reihe der Nachtheile der Zünfte für den National-Wohlstand aufzählt, und diesen Kontrast mit dem rastlosen, ewigen und alten Streben der Regierungen, denselben zu heben, wahrnimmt, so sollte es wunderbar scheinen, wie ein solches Institut habe emporkommen, und sich durch viele Jahrhunderte hin habe erhalten können.

Eine tiefere Untersuchung des Zunftwesens kann nur aus der Geschichte seiner Entstehung resultiren. Eine historische Prüfung muß die Grundzüge dieses Instituts entwickeln, den Zeitgeist zerlegen, dessen Schoos eine solche Anstalt entkeimen konnte. Nur aus einer geschichtlichen Erforschung des Ursprungs des Zunft-Systems kann eine richtige Würdigung seines Werthes hervorgehen, nur sie kann Licht auf die national-ökonomistische Darstellung desselben werfen. Deshalb mache ich erst jetzt den Versuch, das Zunft-System besonders in Bezug auf Deutschland historisch zu entwickeln. Man würde irren, wollte man den Ursprung der Zünfte bei den Römern aufsuchen. Sie kannten nicht die großen Vortheile der Theilung der Arbeit und der Beförderung der Industrie. Ihre einzigen Produzenten industrieller Produkt-Stoffe waren Sklaven. So war es auch in den ältesten Zeiten der deutschen Monarchie: freie Leute hielten es für schimpflich, der industriellen Produktion sich zu widmen. Nur in dem Gebrauche der Waffen und in der Jagd suchte der freie Deutsche seine Ehre und seine Beschäftigung. Die industrielle Produktion, welche ohnedieß sehr gering war, wurde den Unfreien oder Knechten überlassen. So war es zu Karls des Großen Zeiten und späterhin. Das Grundeigenthum war, wie uns die Geschichte aller Völkerschaften lehrt, nicht in den Händen der Nationalglieder, als nothwendige Bedingung ihrer Existenz; sondern im Eigenthum Einiger, welche Volks-Opinion, oder persönliche Eigenschaften dazu berechtigt zu haben schienen. Dadurch übernahmen sie auch die Verbindlichkeit der Ernährung und Erhaltung des Volks, an welches sie ihre Herrscher-Eigenschaft kettete. Freigebigkeit, mißverstandene Begriffe der Forderungen einer Religion, die Leistung wichtiger persönlicher Dienste zertheilten das Grundeigenthum, und wälzten somit auch die Last der Ernährung den Heerführern, Höflingen, der Geistlichkeit und den Häuptlingen der Nation zu. (Die Fortsetzung folgt.)

Einfachheit und Kürze des Ausdrucks.

Es gibt eine gewisse Einfachheit des Ausdrucks, die das Gemüth nicht wenig ergreift. Man findet sie vorzüglich bei den Alten.



... Gedanken so gut ausgedrückt?

Als Darius mit seiner Armee zu weit in dem Lande der Scythen vorgerückt war, schickte ihm der scytische König einen Vogel, einen Frosch, eine Maus, und fünf Pfeile. Der Gesandte übergibt sein Geschenk, und kehrt zurück, ohne ein Wort zu sagen. Heutzutage würde man den Mann für verrückt gehalten haben; aber Darius verstand diese furchtbare Rede, und zog sich so schnell als möglich in sein Land zurück.

Wenn ich mir einen von unsern Rednern bei Cäsars Tod vorstelle, wie er das Volk zu rühren sucht, so sehe ich ihn alle Gemeinplätze der Weheklage erschöpfen, um eine pathetische Beschreibung von seinen Wunden, seinem Blute, seinem Leichnam zu machen. Der üppige, schwelgerische Antonius, obwohl sehr beredt, thut von dem allen nichts: er läßt nur den todten Körper Cäsars herbringen. Welcher Ausdruck!

Diese Sprache der Alten bemerkt man überall. Unsere Grabmähler sind mit Lobeserhebungen überschrieben, auf denen der Alten las man Thaten. Sta, viator, heroem calcas (Stehe still, Wanderer, hier ruht ein Held), sagt der Moderne: der Antike hingegen verschwieg den Helden, erzählte

Auf einem Marmor bei Thermopylä, da wo einige hundert Spartaner sich muthig dem unfehlbaren Tode weihten, um nur die ganze persische Armee aufzuhalten, las man die einfachen Worte:

Wanderer gehe und sage zu Sparta, daß
wir hier starben
Um seinen heiligen Gesetzen
zu gehorchen.

Man sieht wohl, sagt Rousseau, daß diese Inschrift nicht von der (nun eingegangenen) Akademie der Inschriften ist.

Die Originalien von Moses Gesetztafeln, und die Bevölkerung Amerika von Asien aus.

Mitunter gebiert das Zeitalter so originelle Einfälle, daß man wirklich wünschen muß, sie möchten in ein besonderes Buch eingetragen werden, um zur ewigen Charakteristik der Zeit zu dienen.

Bekanntlich unternimmt Herr von Högelmüller in Wien eine wissenschaftliche Reise in den Orient, und fordert die Gelehrten auf, ihm alle diejenigen Punkten anzugeben, über welche sie Untersuchungen an Ort und Stelle vorgenommen wünschten. Nun hat kürzlich jemand in den Marburger theologischen

ne, als hier Herrn von Hohenwart vorgelegt wied. Aber wenn man auch dies nicht berücksichtigt, so muß man über den Gedanken lächeln, daß diese Platten auch wirklich noch vorgefunden werden können, jetzt, nachdem bereits mehrere Jahrtausende verflossen sind, daß sie nicht schon Anfangs zertrümmert oder weggeschleppt wurden. Verwittern nicht Steine schon an der Luft, oder zersetzen sie sich nicht in der Erde?

Es ist wirklich zu bedauern, wenn man Forschungen nach solchen Gegenständen anstellt, die nun einmahl der Natur oder der Geschichte entschwunden sind. Asien hat von jeher das glückliche Loos gehabt, daß sich europäische Gelehrte mit ihm befaßten, die von seinen Sitten und Gebräuchen, von den Eigenheiten der dasigen Natur, und von seinem Lokale nicht das mindeste kannten, alles mit deutschen, französischen und anderen europäischen Augen ansahen, und dennoch grundgelehrte Werke herausbrachten. Die Zeit hat sich indessen an diesen Mißgriffen gerächt. Noch vor kurzem hat Hr. ... Michaeler, jetziger Kustos auf der Wiener

konnte, wie die Menschen übers Meer nach Amerika gekommen sein sollten, so meinte ein Theologe, daß Noah mit seiner Arche auf einem Gebirge von Brasilien sich vor Anker gelegt, und daß das Schiffsvolk auf der Küste von Fernambuck in der Geschwindigkeit einige Kinder producirt, darauf aber wieder abgesegelt sei, und alsdann unserm festen Lande einen gleichen Dienst erwiesen habe. So erzählt es wenigstens Paw in seinen Recherches philosoph ques sur les americains. Derselbe führt auch noch an, daß ein gewisser Moebius behauptet habe, daß die Apostel über Ostindien zu Fuß nach Amerika gegangen wären, um daselbst das Evangelium zu predigen, daß sie aber ein wüstes Land gefunden, und blos eine verirrte Grönländerinn angetroffen hätten, mit der sie sich eingelassen, und so Canada bevölkert haben sollten.

Es ist immer sonderbar, daß, wenn man die Bevölkerung Amerika's von Asien aus auch annehmen soll, niemand doch die Idee äussert, daß einst ein Zusammenhang beider Welttheile in der Gegend ... eine so große

Die Welt ist einem großen Garten, der Mensch dem Kraute gleich:
An Unkraut mehr, als guten Kräutern, ist dieser Garten reich.

Das Zunftwesen.

(Beschluß.)

Zu roh war der Zustand, als daß nicht diese Behaglichkeit einer sorgenlosen Existenz den mächtigen Trieb des Menschen zur Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, zum freien Selbsterwerb hätte überwiegen sollen. Vom Herrscher, von den grossen Grundeigenthum-Besitzern ging also Unterhalt, Leben und Thätigkeit aus. In diesem Zustande wurde aber nicht an einen Ueberschuß gedacht, es wurde nur so viel angebauet und erzeugt, als zur Ernährung der Volksmasse der Herrscher brauchte und für nöthig hielt. Nur in seinen Händen konnte sich ein Ueberschuß befinden, nur er konnte Kapital-Stoff besitzen. Daher konnte nur von ihm die industrielle Produktion ausgehen; allein sie both nur Ernährung des Arbeiters, keinen Ueberfluß dar, weßhalb auch für ihn und das Volk kein Reiz dazu. Erst als das Grundeigenthum unter eine größere Menschenmasse sich verbreitete, und diese selbst sich [illegible] als sich das Gefühl für die Ver-

Die ewigen Streifereien wilder Horden legten ins Besondere in Deutschland dem Aufblähen der Fabriken und Manufakturen Hindernisse in den Weg. Ein günstiger Himmel schien ihnen jedoch in Italien. So finden wir daselbst schon Spuren von Karl dem Großen. Den Hauptschritt zur Gründung und Beförderung des Gewerbfleißes in Deutschland that aber Kaiser Heinrich I., dieser große Beförderer deutscher Kultur. Um Deutschland gegen die Einfälle der Ungarn zu sichern, legte er besonders in dem nordöstlichen Theile von Deutschland viele feste Städte und Burgen an, und wußte durch die Verordnung, daß jedesmahl der neunte freye Mann vom platten Lande in die Stadt ziehen mußte, die Abneigung der Deutschen vor den Städten zu besiegen. Nach seiner Verordnung mußten nun alle Berathschlagungen und Feyerlichkeiten in den Städten gehalten werden, um sie in Flor zu bringen. Diese Städtebewohner konnten nun keinen Ackerbau treiben, weil sie kein Grund-Eigenthum hatten, und ihre Lage dieß nicht zuließ. Dagegen mußte dieß enge Zusammenleben und das daraus

ren Flusse, einer Salzquelle, oder in einem Passe machte sie zum Centrum der Gegend und des Handels. Der Gewerbfleiß begann, Handwerker aller Art entstanden, die Bewohner des platten Landes durch die obige Verordnung oft in die Städte gerufen, lernten von den Städtern mancherley Bedürfnisse kennen, und tauschten sie gegen die Producte des Landes ein. Es entstand itzt eine scharfe Abmarkung des städtischen und ländlichen Gewerbes; der Städter sah mit Verachtung auf den Landbebauer herab. Eine Idee, welche sich um diese Zeit in den Köpfen der Sclavenbesitzer erzeugte, als vertrage sich die christliche Religion nicht mit der Sclaverei, bewirkte die Befreiung vieler Unfreien, welche nun, ohne Grund-Eigenthum, in den Städten Aufnahme fanden. Handhabung des Rechts, Sicherheit des Eigenthums begünstigte noch mehr die Städte und ihre friedlichen Bewohner. Theilung der Arbeit nahm immermehr zu; der Producent konnte nun als Product seiner Arbeit alle mögliche Genußmittel ansehen, sein Productstoff erwarb ihm im eigentlichsten Sinne Antheil an der allgemeinen National-Production. Der der Menschlichkeit eingeflößte Hang zur Geselligkeit, Lebensart, einerlei Sitten, Bedürfniß und gleiches Interesse führten bald die Producenten einer Gattung näher zusammen. Eingriffe der einen Gattung in den Gewerbkreis der andern machten aufmerksam und ketteten sie näher zusammen. Der Egoismus verband sie zum wechselseitigen Beistande und zur Abwendung äußerer Gewalt. Bisher hatte der Mangel eigner Fabrikation die Landbewohner genöthigt, ihre industriellen Producte aus der Stadt zu hohlen, die größere Vertheilung des Grund-Eigenthums, die Zunahme der Bevölkerung machten auch fernerhin die Bebauung des Ackers nothwendig und vortheilhafter für sie. Cultur war nur in den Städten anzutreffen, von welchen sie auf das platte Land ausgieng.

Die Theilnahme der Handwerker an den Geschäften der Kommunial-Verwaltung, das mit ihrer weitern Ausbildung immer stärker werdende Interesse, der steigende Egoismus machten sie entlich zu förmliche Korporationen, welche sich nach und nach dahin verbanden, zwar einer andern Korporation nicht in ihren Geschäftskreis zu fallen; aber auch keine Eingriffe in den ihrigen zu leiden, vielmehr alle übrige Stadt- und Landbewohner zur Abnahme ihrer Produkt-Stoffe zu nöthigen und ihr Interesse gegen die kaiserlichen und fürstlichen Vögte und Schultheißen mit vereinter Kraft zu verfolgen. Um aber zugleich ihren Erwerb zu sichern und die Achtung nicht zu verlieren, und ihr eignes Ansehn zu untergraben, so setzten sie ferner fest, daß die ganze Korporation nur aus einer bestimmten Anzahl handwerkskundigen Meister bestehen sollte, welche eine bestimmte Zeit das Handwerk gelernt und als Gesellen bei fremden Meistern sich vervollkommnet hätten. Schon dieß war als Folge des Wanderungs-Systems anzusehen. So bildete sich die städtische Nahrung und der Zunftzwang.

Durch diese von der deutschen Nation überhaupt so sehr geschätzte und dem römischen Rechte so widerstrebende Autonomie setzten die Handwerksgenossen, die nun schon Zünfte bildeten, der Macht und Willkür der Vögte einen unwiderstehlichen Damm entgegen. Dadurch konnten sie die landesherrlichen Verordnungen abändern nach der Parömie: „Willkür oder Geding bricht Stadtrecht". Vor der letzten Hälfte des 12 Jahrhunderts finden sich jedoch keine öffentlichen Nachrichten von dem Dasein wirklicher Zünfte, wiewohl es mir wahrscheinlich ist, daß sich die Anstalt schon im Anfange dieses Jahrhunderts vollkommen ausgebildet hat. Von dieser Zeit an finden sich aber Beispiele von kaiserl. Privilegien und Bestätigungen der Zünfte, welche letztere jedoch nach der herrschenden Idee nicht immer nöthig war.

Der Geist dieser und der spätern Zeit offenbart sich überhaupt in der Korporationssucht. Aeußere Gestalt, die Rechtlosigkeit, das Faustrecht, und auf der andern Seite der Egoismus stifteten allenthalben Bündnisse, Korporationen und Innungen. Dieß war der große Zug, der vorherr-

schende Geist des Zeitalters. So finden wir Churvereine, die Hanse, geistliche und weltliche Orden u. s. w. Seit dem Ende des 12 Jahrhunderts gieng der Flor der deutschen Städte in unaufhaltbaren Schritten fort. Die Kreuzzüge waren dem Handel und Gewerbfleiße der Städte sehr günstig; noch mehr hatte aber die Kummunikation Deutschlands mit Italien durch die Römerzüge auf die städtische Bildung und das Zunftwesen Einfluß. Jetzt wurden nach dem Muster italienischer Städte Bürgermeister und Rath in den Städten eingeführt, denen die Idee der römischen consulum et senatus noch mehr Stolz und Ansehen gab. Die Zunftgenossen, welche auch zugleich die einzigen Stadtbürger waren, nahmen nun unmittelbar Antheil an der öffentlichen Verwaltung, schränkten die Vögte ein, und kauften auch wohl die Vögte ganz ab, wodurch sie denn gänzliche Unabhängigkeit erlangten. Die Städte nahmen sogar Theil an der Reichs- und Landes-Regierung, indem sie zu den Reichs- und Landtägen Deputirte schickten.

Nach und nach wurde es bei den Landleuten Opinion, daß sie ihre industriellen Produkte nur von den Zunftgenossen nehmen dürften, welche ihren Zunftzwang auch so weit ausdehnten, als es möglich war. Hierdurch und durch den immer größer werdenden Handel zog sich aller Reichthum in die Städte. Sie waren als blühende Inseln in dem unkultivirten, vom Adel unsicher gemachten, platten Lande anzusehen. Gesetzgebung, Handhabung des Rechts, Handel, Künste und Wissenschaften waren nur in Städten anzutreffen. Dieß mußte natürlich Reichthum erzeugen, wovon wir uns keinen Begriff machen können und von welchem unsere jetzigen Städte als traurige Schatten ehemahliger Größe noch zeigen. Diese Ursachen ließen zuviel Städte entstehen. Jedes Dorf, welches eine günstige Lage hatte, und vom Kaiser oder Fürsten Stadt-Recht erlangte, wurde zur Stadt.

Es entgingen dem Kaiser und den Fürsten nicht die ungeheuern Reichthümer, welche in den Städten sich aufthürmten, welche Handel und Gewerbsfleiß erzeugten. Sie suchten sie für sich zu nützen, und die Städter waren bereitwillig genug, von den Fürsten durch große Summen Geldes sich Vorrechte, Privilegien, Monopole, ja Ausflüsse der regierenden Gewalt und diese selbst zu erkaufen. So tauschten sie noch mehr Quellen zum Reichthum. Das platte Land fühlte zwar jetzt schon den Druck der Städte, aber ihre Klagen verhalten vor dem Throne, der nur Gold sah und brauchte. Die Fürsten brauchten immer von neuen Geld und den Beistand der mächtigen Städte gegen den Adel, diesen Beunruhiger des platen Landes und Störer der öffentlichen Sicherheit. So lange noch ein Monopol zu ertheilen war, wurde es den Städtern gegeben, um nur Geld und Beistand zur Demüthigung des Adels zu erhalten. Gleiches Interesse verband die Städter mit den Fürsten gegen den Adel, welcher bis unter ihre friedlichen Mauern drang und in den Städten selbst seine Räubereyen verübte. Fürsten bewarben sich um die Gunst der Städte, besonders der deutschen Hanse. Alles drang jetzt in die Städte, wo nur allein Reichthum zu erwerben und Sicherheit zu finden war. Die Bevölkerung und die Volsmasse wuchs darin ausnehmend. Die Konkurrenz war zu groß, die Ringmauern konnten die Menschenmasse nicht fassen, sie wurden außerhalb derselben in die Vorstädte verwiesen.

Je größer diese Konkurrenz, desto größer die Sorgfalt und das Bestreben der Zünfte, die Theilnahme an ihren Vorrechten zu erschweren. Nun wurde die Aufnahme in die Zunft durch Meisterstücke und andere Hindernisse, welche die Chikane und der Eigensinn erfanden, erschwert. Man sah das Handwerk als ein Amt an, „welches einen goldnen Boden hätte.“ Jedes Gewerbe wurde nun durch scharfe Grenzen abgemarkt. Die Handwerksgenossen machten aus ihren Kenntnissen und Handgriffen ein Geheimniß, dessen Mittheilung man theuer erkaufen und welches so viel als mög-

2 *



drückten aber auch ihrem Karakter einen Starrsinn, eine Störrigkeit und Unbiegsamkeit auf, welche die Fürsten nur zu spät einsehen ließ, daß sie den Städten und ihren Zunftgenossen zu viel eingeräumt hatten. Sie erwachten nun aus ihrem Traume, die Städte durch Nachsicht, Gunst und gegebene Vorrechte sich verpflichtet zu haben. Schon früh im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts beleidigte ihr Uebermuth die Herscherrgewalt. Kaiser Friedrich II. schafte 1219 in Goslar die Zünfte ab, und unter Heinrich VII. 1232 auf einem Reichstage zu Worms wurde das Zunftverband im ganzen deutschen Reiche aufgelöst; allein ihr großer Einfluß, der Reichthum der Städte, ihr eben erwähntes Interesse gegen den Adel verlieh Nachsicht, und so kam das Zunftwesen bald mehr, wie zuvor, wieder in Aufnahme.

Der Adel war inzwischen gedemüthigt, nur die Städte setzten der Herscherrgewalt noch das Bollwerk ihrer Kraft und ihres Reichthums entgegen. Das fürstliche Ansehen konnte ihnen nun nicht wieder

striellen Produzenten vom Markte. Die Zunftverfassung erfuhr nun eine große Reform, der Zunftzwang wurde gemildert, die Zunftvorrechte wurden eingeschränkt und ihre Mißbräuche zum Theil abgestellt. Nur die Reichsstädte, welche früher die kaiserliche Regierung ganz abgekauft hatten und mit den Reichsständen zugleich die Landeshoheit erwarben, wo die Zunftverfassung in die ganze Staatsverfassung innig verwebt ist, erhielten sich die strengern Zunftgesetze. Nun war das Paladium der bürgerlichen Freiheit genommen, die Städte blühten nicht mehr auf Kosten des ganzen Landes, auch der Landbewohner fand Erhörung und Schutz für Beeinträchtigung und Eingriffe in das Eigenthum. Der Arm der Polizei konnte nun jeden Ruhestörer erreichen; die Städte waren nun nicht mehr ausschließlich in einer dem Wohlstand günstigen Lage. Handwerker, welche für die täglichen nothwendigsten Bedürfniße der Landleute arbeiteten, wurden in ihre Mitte versetzt: die Anstellung von Freimeistern entkräftete den Zunftzwang. Die

Grade, in welchem Macht und Reichthum abnahm, sich auch verringerte, vielmehr immer stieg, beförderte noch ihre Schwäche. Die Regierung sah nun ein, daß Zeitumstände und Bedürfniß zu viele und große Städte erbaut hatten, man konnte sie nicht niederreißen. Man wollte ihre Nahrung so viel als möglich erhalten, und dazu lieferte das merkantilische System ein treffliches Mittel. Man hatte nämlich bemerkt, daß die Regierung eines reichen Volkes die glücklichste wäre, und daß sie um so viel mehr Geld aus den Beuteln der Unterthanen locken könnte, je reicher sie wären, weßhalb man nebenher die Beförderung des National-Reichthums doch auch nicht aus den Augen ließ. Von der Staatswirthschaftskunde, welche noch in der Wiege lag, und deren Existenz noch jetzt Staatsmännern unbekannt ist, war nur die Kameral- und Finanz-Wissenschaft bekannt. Eine unglückliche Idee, daß der Reichthum einer Nation in Metallgeld bestände, und daß sie um so reicher zu nennen wäre, je mehr edle Metalle sie besäße, führte eine Menge Spielereien mit vortheilhaften oder nachtheiligen Handels-Bilanzen ein. Man glaubte, um die Bilanz für sich zu gewinnen, die Ausfuhre roher unverarbeiteter Produkte und die Einfuhre fremder verarbeiteter Waaren verbiethen, dagegen die Ausfuhre verarbeiteter einheimischer und die Einfuhr ausländischer roher Produkte durch Prämien u. s. w. begünstigen zu müssen. Hierin offenbaret sich der große Zug des merkantilischen Systems, (welches mit Recht das System der Kaufleute heißt) welches alle übrige Staaten und die weltbürgerlichen Gesetze der National-Oekonomie befeindet und zum ewigen Kampfe herausfordert. Nach dem Prinzip dieses feindseligen Systems wurde nun der Handel und die industrielle Produktion auf alle ersinnliche Art befördert. Große Kapitale, welche, wären sie auf die Ur-Produktion verwandt worden, die größten Renten für Jahrhunderte gebracht hätten, wurden in künstliche Kanäle geleitet, und so wollte man den Reichthum anticipiren. Es wurden nun allenthalben künstliche Fabriken und Manufakturen angelegt. Wenn auch der Arbeitslohn in den Städten höher als auf dem platten Lande stand, so brachte doch die künstliche Fabrik in der Stadt den Vortheil, daß sie da mehr Menschen beschäftigte, welche sonst Handwerker geworden wären, und daß das städtische Leben nicht ganz verschwand. Für das Zunftwesen ist die Befolgung der Grundsätze des merkantilischen Systems auch von einem unmittelbaren Nutzen gewesen. Die Handwerker erhielten sich und ihr Zunft-System dadurch in einer größern Achtung. Es wurde ihnen dadurch ein Markt für ihre Produkte im Auslande erzwungen. Allein alle diese Künsteleien, die Folge des Kleinigkeitsgeistes und falscher politischen Kalkuls, welche nur in dem unseligen Tabellenwesen sich offenbarten, vermochten nicht die Zünfte auf jene ehemahlige Höhe zu schwingen, ihnen die politische Wichtigkeit zu geben, welche noch jetzt unsere Bewunderung erregt.

Je mehr jedoch alles von außen auf die städtische Nahrung und das Zunftwesen herein drang, desto mehr hielten sie über ihre alten Rechte und Mißbräuche. Gesetze und Drohungen vermochten nicht, sie abzustellen. Die Reichsschlüsse von 1731 und 1772, welche furchtbare Bannstrahlen auf die deutschen Zünfte herab schleuderten, geben uns nur einen zu deutlichen Beweis von dem Geist der Schwäche und Kraftlosigkeit, welchen schon damahls deutsche Reichsgesetzgebung athmete.

In neuern Zeiten ist das Zunft-System nur in einem einzigen großen Staate abgeschafft worden. Die französische Revolution, welche so manche Reste des Mittelalters tödtete und unläugbar manche Urrechte des Menschen herstellte, legte auch ihre furchtbar zerstörende Hand an das Gebäude des Zunft-Systems. Es fiel in Frankreich. Patent-Auflagen wurden an seine Stelle gesetzt.

In Deutschland, wo die Aufklärung selten die verderblichen Formen der Zeit zerbracht, begnügte man sich damit, über die Gebrechen dieser Anstalt



ein Geschrei anzustimmen und in öffentlichen Blättern fromme Wünsche auszuhauchen. Allein es blieb — wie es war.

Habe ich durch diese Abhandlung nur in irgend einem denkenden Kopfe eine einzige neue Idee erweckt, sollte sie von Kennern, von Freunden der Wahrheit, von Männern, welche mit weltbürgerlichem Sinn die Menschheit liebend umfassen, als ein kleiner, geringer Beitrag zu dem, was die Menschheit interessirt und ihr willkommen ist, angesehen werden, sollte ich endlich nur in einem Leser Interesse und Liebe für das Studium der weltbeglückenden National-Oekonomie angefacht haben — dann ist mein Zweck nicht verfehlt, dann halte ich mich belohnt für meine Mühe und mein Nachdenken.

Kassel, am 28sten September 1807.

Ueber die Erhaltung der Augen.

Daß so viele Menschen schon in männlichen Jahren das Unglück haben, an dem unentbehrlichen Sinn des Gesichts zu leiden, daran ist Vernachlässigung und Verderbung der Augen in der Jugend Schuld. Insgemein wird man erst dann auf seinen großen Verlust aufmerksam, wenn er nicht mehr zu ersetzen ist. Was soll man in dieser Rücksicht vermeiden? Was soll man thun?

Man strenge seine Augen nicht unnöthiger Weise durch Beschäftigung mit kleinen Sachen, durch anhaltendes Lesen sehr kleiner Schrift an; gut ist es, diese Arbeiten nicht ununterbrochen zu verrichten, sondern dazwischen mit andern, die Augen weniger angreifenden, abzuwechseln. Nicht weniger hat das Interesse, mit welchem wir arbeiten, lesen, schreiben, Einfluß auf das Gesichtsorgan, besonders bei sehr reitzbaren, etwas schwachen Augen. So greift eine solche Arbeit, wenn sie mit Theilnahme verrichtet wird, die Augen weniger an, als wenn sie kein Interesse für uns hat. Eine Lektüre, die Interesse für uns hat, sollten wir daher so lange aufheben, bis unsere Augen etwas durch die vorhergehenden anstrengenden Arbeiten ermüdet worden sind; selbst durch diesen Reiz können wir das ermattete Auge stärken, oder greifen doch bei einer solchen Eintheilung der Arbeiten das Gesicht weniger an. Doch ist auch hier alle Uebertreibung schädlich. Durch unnöthige Anstrengung, durch die Mühe, die man sich giebt, Gegenstände zu erkennen, und solche den Augen allzunahe zu bringen, die man doch in einer größern Entfernung deutlich sehen könnte, schadet man den Augen sehr. Man wird kurzsichtig oder übersichtig, wenn man sich zu nahe mit den Augen auf das Papier legt. Das Gefühl von Schmerz, von Drücken, von großer Empfindlichkeit gegen das Licht, von einer schwächern Sehkraft, ist das Zeichen einer zu großen Anstrengung des Gesichts, welche Abnahme der Augen bleibend wird, und mehr zunimmt, wenn wir nicht bei Zeiten auf diese Warnungen der Natur aufmerksam sind.

Nichts strengt die Augen mehr an, als der Gebrauch der Gläser. Das anhaltende Sehen durch Sehröhre und Perspektive hinterläßt bald Schwäche des Gesichts. Noch schädlicher für die Augen sind die Mikroscope: der Naturforscher, Bonnet, verlor dadurch sein Gesicht. Kann man wohl seine Augen mehr verderben, als wenn man bei gesunden Augen in frühen Jahren sich der Lorgnetten bedient? Das Auge wird dadurch so geschwächt, daß der Gebrauch der Gläser, die man anfänglich aus Spielerei zur Hand nahm, unentbehrlich wird, und man sich dieses Hilfsmittels in einem Alter bedienen muß, wo andere nicht verwöhnte Menschen mit ihren natürlichen gesunden Augen weit besser sehen.

In folgenden Fällen kann man sich der Augengläser bedienen: wenn man kleine Gegenstände in einer gewissen Entfernung unterscheiden will, doch nie da, wo das gesunde Auge ohnedem hinreicht; wenn eine Schwäche des Gesichts eintritt, sei dieß auch in frühern Jahren, so daß nahe Gegenstände

rursachen
elle, ind
Wenn m
an das
en welch
rker ins

is Auge
er eine
em Leser
halten,
eln. D
n Auge
ges alle
t ins
es Lich

Gebrau
eine S
) die h
Vernach

s im
enge
wenn
tern
den B
mehr
der Fl
dem

rgen,
Wer
folg
ne L
emes
eye
inder
es Sa

stoffes, der dem Auge zugeführt wird, wegen der gleichmäßigen Vertheilung des Lichts und des ungehinderten Sehens in die Ferne in der freyen Natur; dazu kommt die sanfte Abwechslung der Farben, das schöne, unserm Auge so wohlthuende frische Grün, die allmähligen Abstuffungen der Gegenstände unsers Gesichtskreises; daher Leute, die viel im Freyen sich aufhalten, Jäger, Bothen, gemeiniglich vortreffliche Augen haben. Das Lesen in freyer Luft, nur daß die helle Sonne nicht auf das Papier scheine, ist den Augen weit heilsamer, als im Zimmer. Eine mit Dünsten oder mit faulichten Stoffen erfüllte unreine Luft schadet den Augen, besonders wenn dabei scharfe Bestandtheile sind, die eine Augenentzündung erregen. Man benütze zu seiner Arbeit so viel möglich das Tageslicht, im Falle man dabei die Augen braucht. Besonders stärkend für das Gesicht sind die heitern Morgenstunden wegen des sanften milden Lichts, welches in der Natur verbreitet ist. Die Uebung stärkt das Auge, so wie überhaupt jedes Organ, welches in Thätigkeit gesetzt wird.

Man kann durch einen gemäßigten Gebrauch des Auges, selbst durch Lesen und Schreiben, sein Gesicht verbessern; wenn nur keine Anstrengung dabei ist; aber noch mehr wird das Auge durch die Uebung in der freien Luft gestärkt. Man kann es dadurch außerordentlich weit bringen, um nach und nach Gegenstände in sehr beträchtlichen Entfernungen zu erkennen. Jäger, Ingenieurs, besonders die Amerikanischen Wilden, haben darin eine bewundernswürdige Fertigkeit. Vornehmlich kann man in der Jugend sehr viel durch Uebung zur Stärke und zur Richtigkeit des Gesichtssinnes beitragen. Die Stärke des Gesichts gewinnt durch Sehen entfernter Gegenstände, um immer noch und nach mehr an ihnen wahrzunehmen. Man nehme dann immer weitere Entfernungen. Diese Uebung kann an einzelnen Gegenständen geschehen. Anfänglich werden die Fortschritte sehr wenig oder fast gar nicht merkbar sein; aber nach und nach wird man zu seinem Erstaunen finden, wie weit man es darin durch Beharrlichkeit gebracht habe.

Eben so sollte man sein Auge in der Abwechslung der Gegenstände des Gesichts üben. Man fasse bald nahe, bald ferne Gegenstände ins Auge. Indeß ist es unmöglich, ohne tägliche und unermüdete Fortsetzung dieser Uebungen seinen Zweck zu erreichen. Selbst mit Lesen größerer und kleinerer Schrift lassen sich solche Uebungen anstellen; allerdings muß man alles vermeiden, wobei dem Auge durch Anstrengung geschadet wird. Sehr wichtig sind die Gesichtsübungen im Betreffe der Ausmessung der Entfernungen, der Höhen und Tiefen, die Vergleichung verschiedener Entfernungen miteinander, die Vergleichung der verschiedenen Gewässer, der verschiedenen Farben und ihrer feinen Abstuffungen.

Fragt man erst nach dem Nutzen einer solchen Uebung? Kennt man nicht die Vortheile, die uns ein vorzüglich gutes Gesicht bei so manchen Vorfallenheiten des Lebens gewährt? Dieß unschätzbare Glück, noch den völligen Gebrauch dieses Sinnes zu genießen in einem späten Alter, wo schon der größte Theil der Menschen um uns her halb blind ist? Will man denn dieses Glück erst durch Entbehren schätzen lernen.

Auch schlechte Augen kann man durch vielen Aufenthalt in freier Luft, allmähligen Uebergang vom Lesen gröberer Schrift zu kleiner, besonders durch den Anblick des frischen Grüns in den dämmernden Morgenstunden stärken. Man muß den Menschen immer auf sich selbst hinweisen, damit er gewahr werde, wie viel er selbst zu seiner Cultur an sich thun könne, ohne sich auf fremde Hilfe zu verlassen.



